This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

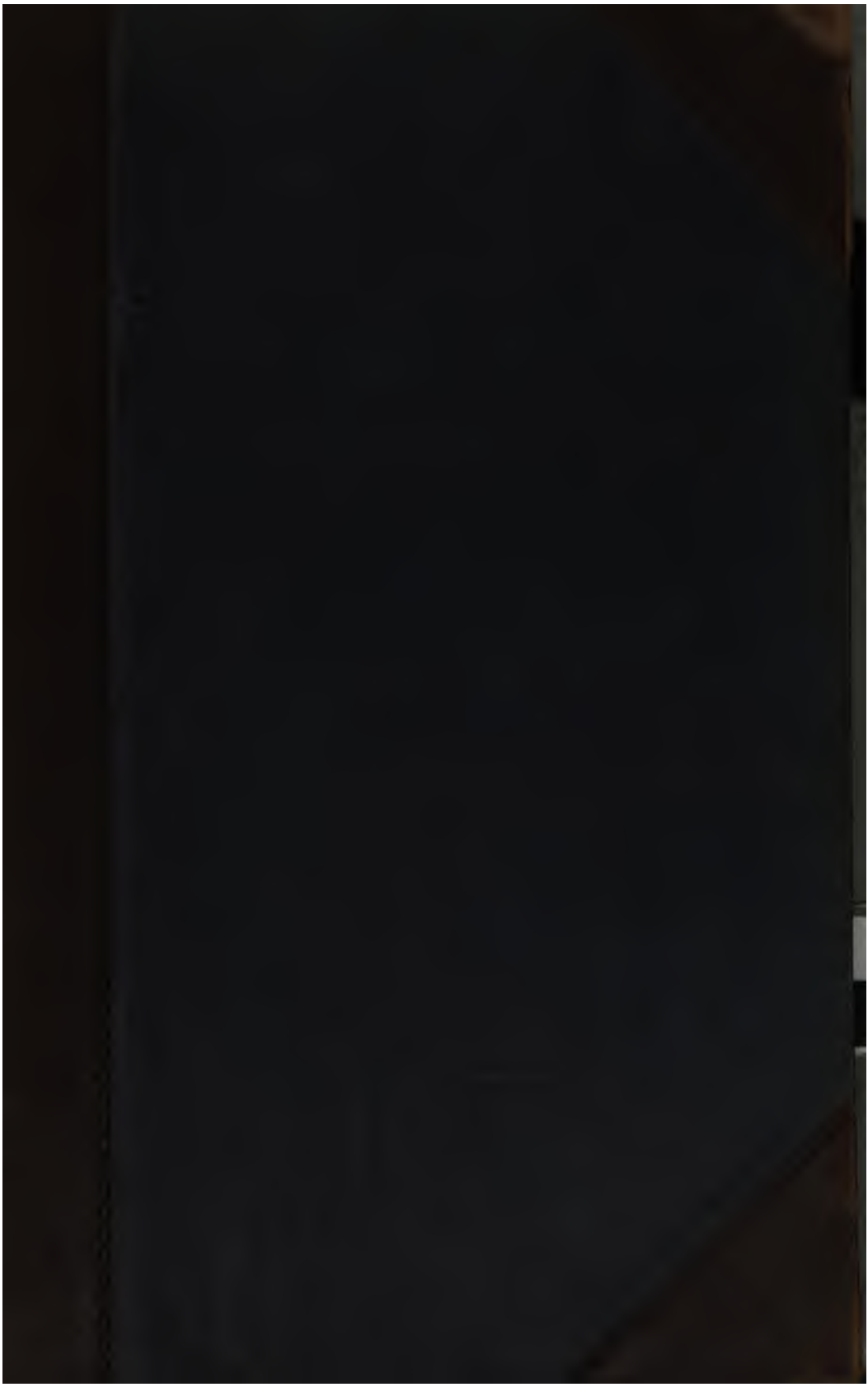
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



600090906U

Lebenszeugen

der

lutherischen Kirche

aus allen Ständen

vor und während der Zeit

des

dreißigjährigen Krieges

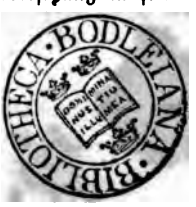
von

A. Tholuck.

Berlin,
Verlag von Wiegandt & Grieben
1859.

110. c. 101.

Unter dem geſetzlichen Vorbehalt einer künftigen eigenen
Ueberſetzung in fremde Sprachen.



Dem

Herrn Consistorial-Präsidenten a. D.

Dr. Göschel,

und dem

Herrn Generalsuperintendenten a. D.

Dr. Möller,

als Erinnerung

an reiche zusammenverlebte Amtsfreuden und Amtsleiden

in dankbarer Ehrerbietung

gewidmet.

Vorwort.

Wie der Herausgabe meiner „Wittenberger Theologen" die Tendenz untergelegt worden ist, die orthodoxe Theologie des 17. Jahrhunderts verächtlich machen zu wollen, so dürfte von Manchen die Verherrlichung derselben als die Absicht dieser Schrift angesehen werden. Aber eine andere Tendenz hat bei keinem von beiden Werken obgewaltet als die historische, die Zeit zu zeigen wie sie war. Beide Werke sind nur Ausschnitte aus meinen historischen Studien, welche seit längerer Zeit auf den Ursprung einerseits des Pietismus, andrerseits der Aufklärung und schließlich des Rationalismus gerichtet waren.

Ich leugne nicht, daß bei diesen Studien mir die lutherische Kirche in ihrer Lehre, in ihren Instituten und in vielen ihrer Repräsentanten sehr theuer geworden, und daß ich damit auch das Streben Derjenigen habe besser würdigen lernen, welche in unsrer Zeit den Neubau der Kirche auf ihren historischen Grundlagen sich haben am Herzen liegen lassen. Wie sehr es Noth thut, einem diffluirenden Subjektivismus und seinen luftigen Phantasmagorien gegenüber die Kirche auf die historische Basis ihres Bekenntnisses zu gründen, wird je länger je mehr offenbar. Doch bin ich, indem ich dieses ausspreche, fern davon, demjenigen Confessionalismus das Wort zu reden, welcher in der Repristination der Vergangenheit mit Haut und Haar das Heil der Gegenwart sieht, jenem judaisirenden Partikularismus, welcher das „Eine ist meine Taube"

zum Wahlſpruch macht und die Charismen verkennt, welche anderen Kirchen gegeben ſind. Es iſt Stahl, von welchem der Ausſpruch gethan worden: „Es iſt wahrhaft geſchichtlich, daß die Geſchichte nicht auf die Vergangenheit zurückgewieſen, ſondern das unausgeſetzte Werden in ihr erkannt werde, und es iſt wahrhaft religiös, daß der göttlichen Führung nicht eigenmächtig an den frühern Bildungen, gleichſam an ihrem unübertrefflichen Werke, eine Schranke geſetzt, ſondern die neue, künftige Geſtaltung in unterordnender Hingebung von ihr angenommen werde.“ (Rechtsphiloſophie I. S. 581.) Mag auch die lutheriſche Kirche ſich in ſtrenger Continuität mit ihrer hiſtoriſchen Vergangenheit aufbauen — Schwächen und Irrthümer in dieſer anzuerkennen, davon ſollte dies doch nicht abhalten, mithin auch davon nicht, auf dem alten Grunde weiter zu bauen und den von der Entwickelung ſelbſt indicirten Gottgewollten Fortſchritt zu vollziehen, zu welchem Fortſchritte ich allerdings auch die Erkenntniß der Ueberſpannung des Gegenſatzes zur evangeliſchen Schweſterkirche rechne.

Die zweite Abtheilung meiner Vorgeſchichte des Rationalismus, „das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts,“ liegt zum Theil ausgearbeitet vor mir, welche in ihrem zweiten Theile bereits den Pietismus und die Anfänge der Aufklärung umfaſſen wird. Bei Ausarbeitung dieſer Schrift ergab es ſich, daß ſo vieler hervorragender Perſönlichkeiten der Kirche Erwähnung gethan werden mußte, von denen gegenwärtig kaum der Name bekannt iſt. Dieſe der Gegenwart bekannter zu machen als es bei vorübergehender Erwähnung im Verlaufe der Geſchichte geſchehen konnte, und ihnen zur gebührenden Anerkennung und Ehre zu verhelfen, war die nächſte Abſicht bei der Zuſammenſtellung dieſer Charakterſkizzen. Die am Schluſſe jeder einzelnen derſelben angeführten Quellen geben nur an, was bisher über die Männer be-

kannt war: die meiſten der genannten Schriften enthalten indeß nur die vereinzelten äußerlichen Lebensdata, welche ich theils aus handſchriftlichen Quellen, theils aus weniger bekannten Druckſchriften zu vervollſtändigen im Stande war und zu einem chriſtlichen Lebensbilde zu geſtalten geſucht habe. Auch die däniſche lutheriſche Kirche hat Beiträge gegeben: der Entwickelungsgang derſelben geht dem der deutſchen ſo parallel, daß ſie kirchlich zuſammengeſchloſſen werden konnten.

Einige Beiträge zum richtigen Verſtändniſſe der Zeit wird auch der Hiſtoriker darin finden, namentlich aber wird der praktiſche Theologe an manchem dieſer Zeugen aus einer Zeit, welche nur als die Periode der „erſtarrten Orthodoxie" verrufen war, lernen können, was chriſtliche Glaubenstapferkeit, Selbſtverleugnung und Kreuzesfreudigkeit iſt unter Aufgaben und Anfechtungen, gegen welche die unſerer Zeit gehalten nur als ein Kinderſpiel zu achten. Wie meine anderen über das 17. Jahrhundert gegebenen Mittheilungen, ſo werden allerdings auch dieſe zeigen, daß „die gute alte Zeit" der Kirche in vielfacher Hinſicht eine ſchlimmere war als die unſrige, aber das werden ſie auch darthun, daß ſelbſt mitten unter den Schreckniſſen und Verheerungen des dreißigjährigen Krieges die Kirche immerhin ſingen konnte: „Gottes Brünnlein hat Waſſers die Fülle."

Halle, den 26. April 1859.

A. Tholuck.

Inhaltsverzeichniß.

Lebenszeugen.

Fürstliche Personen.

Seite

1. Churfürst August von Sachsen. (Geb. 1526, gest. 1586.) . . 6
2. Joachim Ernst von Anhalt. (Geb. 1536, gest. 1586.) . . . 28
3. Herzog Philipp II. von Pommern. (Geb. 1573, gest. 1618.) 31
4. Herzog Sigismund August von Mecklenburg. (Geb. 1560, gest. 1600) 44
5. Herzog Johann III. von Weimar. (Geb. 1570, gest. 1605.) 48
6. Herzog Ernst der Fromme von Gotha und seine theologische Umgebung. (Geb. 1600, gest. 1675.) 50
   Sal. Glassius, Generalsuperintendent in Gotha. (Geb. 1593, gest. 1646.) 63
   Joh. Christ. Gotter, Superintendent in Gotha. (Geb. 1607, gest. 1676.) 66
7. Georg II., Landgraf von Hessen-Darmstadt. (Geb. 1605, gest. 1661.) 78
8. Erbprinz Anton Heinrich von Oldenburg. (Geb. 1604, gest. 1623.) 88
   Anton Buscher, Hofprediger in Oldenburg 89

Adlige und Staatsmänner.

1. Holger Rosenkrands, dänischer Reichsrath. (Geb. 1574, gest. 1642.) 95
2. Leonhard von Kottwitz. (Geb. 1575, gest. 1630.) 107
3. Dietrich von Reinkingk, Kanzler von Schleswig-Holstein. (Geb. 1590, gest. 1664.) 110
4. Gallus von Rägknitz, Steyrischer Exulant. (Geb. 1590, gest. 1658.) 117
5. Friedrich Lentz, Kanzler in Rudolstadt. (Geb. 1591, gest. 1659.) 120
6. Anton Wolf, Kanzler von Oberhessen. (Geb. 1592, gest. 1641.) 124
7. Christoph Forstner, Kanzler von Mömpelgard. (Geb. 1598, gest. 1667.) 132

Seite.

8. David von Schweinitz, Liegnitzischer Landeshauptmann. (Geb. 1600, gest. 1667.) 142
9. Joh. Michael Moscherosch, zuletzt hanauischer Kammerpräsident. (Geb. 1601, gest. 1669.) 146

Militairs.

Calchum von Lohausen, mecklenburgischer Kommandant und Kriegsrath. (Geb. 1584, gest. 1640.) 157

Theologen.

1. Paul (geb. 1562, gest 1633.) und Johann Tarnov (geb. 1586, gest. 1629.) Professoren der Theologie in Rostock 165
2. Wolfgang Franz, Professor in Wittenberg. (Geb. 1564, gest. 1628.) 172
3. Johann Gerhard, Professor der Theologie in Jena. (Geb. 1582, gest. 1637.) 177
4. Johann Quistorp der Aeltere, Professor der Theologie in Rostock. (Geb. 1584, gest. 1648.) 197
5. Balthasar Meisner, Professor der Theologie in Wittenberg. (Geb. 1587, gest. 1626.) 202
6. Johannes Matthäus Meyfart, Professor der Theologie in Erfurt. (Geb. 1590, gest. 1642.) 209
7. Joh. Schmid, Professor der Theologie in Straßburg. (Geb. 1594, gest. 1658.) 217

Juristen.

Joh. Brunnemann, Professor und Geheimer Rath. (Geb. 1608, gest. 1672.) 226

Mediciner.

1. Caspar Bartholinus, Professor der Medicin und Theologie in Kopenhagen. (Geb. 1585, gest. 1629.) 234
2. Dan. Sennert, Professor der Medicin in Wittenberg. (Geb. 1572, gest. 1637.) 236

Philologen.

1. Caspar von Barth. (Geb. 1587, gest. 1658.) 241
2. Simon Dach, Professor in Königsberg. (Geb. 1605, gest. 1659.) 248

Geistliche und Schulmänner.

1. Polycarp Leyser I. Hofprediger in Dresden. (Geb. 1552, gest. 1610.) 254
2. Joh. Arndt, Generalsuperintendent in Zelle. (Geb. 1550, gest. 1621.) 261

Seit

3. Valerius Herberger, Prediger in Fraustadt. (Geb. 1562, geſt. 1627.) 28
4. Daniel Dilger (geb. 1572, geſt. 1645.) und Michael Blanck (geb. 1586, geſt. 1637.), Prediger in Danzig 29
5. Chriſtoph Leibnitz, Pfarrer in Nürnberg. Geb. 1579, geſt. 1632.) 29
6. Caspar Brochmand, Biſchof von Seeland. (Geb. 1583, geſt. 1662.) 30
7. Heermann von Köben, Paſtor in Liſſa. (Geb. 1585, geſt. 1647.) 30
8. Val. Andreä, Hofprediger in Stuttgart. (Geb. 1586, geſt. 1654.) 31
9. Dieneſen Jerſin, Biſchof in Riepen. (Geb. 1581, geſt. 1634.) . 33
10. Joh. Joachim Schüelin, Stiftsprediger in Stuttgart. (Geb. 1588, geſt. 1658.) 34
11. Joh. Saubert, Pfarrer in Nürnberg. (Geb. 1592, geſt. 1646.) 34
12. Arnold Mengering, zuletzt Superintendent in Halle. (Geb. 1596, geſt. 1646.) 35
13. Michael Dilherr, Pfarrer in Nürnberg. (Geb. 1604, geſt. 1669.) 36
14. Joh. Schübel, Hofprediger in Stuttgart. (Geb. 1606, geſt. 1671.) 37
15. Joach. Lütkemann, Generalſuperintendent in Wolfenbüttel. (Geb. 1608, geſt. 1655.) 37
16. Joh. Heinrich Urſinus, Superintendent in Regensburg. (Geb. 1608, geſt. 1667.) 38
17. Joachim Schröder, Paſtor in Roſtock. (Geb. 1613, geſt. 1677.) 39
18. Paul Egard, Paſtor zu Nottorp in Holſtein. (Um 1620.) . . 39
19. Siegmund Evenius, Schulrath in Weimar. (Geſt. 1639.) . . 40
20. Rupert Melden. 41

Bürger und Landleute.

1. Jak. Böhme, Schuhmacher in Görlitz. (Geb. 1575, geſt. 1624.) 42
2. Paul Math, zuletzt Landmann. (Geb. 1584.) 441
3. Pantel Trappe, Rathsmann in Havelberg. (Geſt. 1637.) . . 441

Druckfehler.

S. 104. Z. 17 hinter Dieneſen lies Jerſin.
S. 225. Z. 29 hinzuzuſetzen: Röhrich, Mittheilungen aus der Elſäſſiſchen Kirchengeſch. 185. Th. 2. S. 270.
S. 302. Z. 22 lies VI. ſtatt V.

Einleitung.

Der Zweck dieſer biographiſchen Sammlung iſt der Nachweis, daß es unhiſtoriſch wäre, die ſogenannte Periode der Orthodoxie ſo vom geiſtlichen Leben entblößt zu denken, als man nach den gewöhnlichen Darſtellungen glauben muß. Sind es doch nur zwei Namen, welche in der Periode von 1577 bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges als Lebensträger bezeichnet werden, Arndt und V. Andreä. Folgende Bemerkungen ſind indeß vorauszuſchicken, um den Umfang deſſen, was hier dargeboten wird und dargeboten werden konnte, näher zu begränzen.

Nach der gangbaren Vorſtellung befaßt die Periode der „ſtarren Orthodoxie" das ganze 17te Jahrhundert — eine Anſicht, die als durchaus unhiſtoriſch bezeichnet werden muß. Gerade um die Mitte des Jahrhunderts, gerade mit Beendigung des unheilvollen Krieges tritt eine Scheidung und Gährung in der Kirche ein, in welcher die ſtrengere Orthodoxie in zunehmendem Maaße aufhört, Sache der Kirche zu ſeyn und zur Sache einer Partei in der Kirche herabſinkt. Es iſt einerſeits der unter den Kriegswehen erwachte Lebenshauch der praktiſchen Frömmigkeit, welcher, indem er die Starrheit des Dogma erweicht, einem mehr oder weniger unkirchlichen Subjektivismus Bahn bricht, andrerſeits der Reflexionsſtandpunkt des geſunden Menſchenverſtandes, welcher ſchon bald nach der Mitte des Jahrhunderts das Dogma wankend zu machen und die kirchliche Autorität aufzulöſen beginnt. Als Repräſentant der erſten Richtung iſt Spener, als der der andern Thomaſius anzuſehn. Schon in den ſiebziger Jahren muß Calov klagen, nur noch in zwei Fakultäten, in der von Gießen und in der von Straßburg, gleichgeſinnte Streitgenoſſen zu beſitzen. Während die Lebenszeugen aus der zwei-

ten Hälfte des Jahrhunderts nicht mehr zu zählen ſind, ſtehen ſie in der ganzen erſten Hälfte als einzelne Aehren auf weiten, leeren Feldern. Nur dieſe vereinzelten Aehren in eine Garbe zu binden, war der Endzweck dieſer Sammlung. Die Zeitgränzen, innerhalb welchen ſie ſich hält, ſind daher einerſeits die Abfaſſung der Concordienformel*), andrerſeits der Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens. Von dem erſten Datum beginnen wir dieſe Periode, denn mit der Form. Concord. waren die lutheriſchen Bekenntniſſe zum Abſchluß gelangt und es trat, wie nach allen erzeugenden Perioden, eine erhaltende ein, in welcher die Kirche nur darauf bedacht war, die errungenen Lehrſchätze zu befeſtigen und zu rechtfertigen. Wären die Kriegszeiten nicht dazwiſchen getreten, ſo hätte vielleicht dieſe Periode eine minder große Ausdehnung erhalten, aber die Noth und Zerrüttung der Gegenwart trug dazu bei, ſich auf Wahrung des gegebenen Beſitzſtandes zu beſchränken. Nur Eine Strömung eines freiern Geiſtes geht auch durch dieſe Zeit hindurch, welche nach der Mitte des Jahrhunderts theils in die des Pietismus ausmündet, theils in die des rationalen Tolerantismus, wir meinen die Richtung der Calixtiniſchen Schule.

Nur die hervorragenderen unter den Vertretern eines lebendigen Chriſtenthums ſollen hier dargeſtellt werden. Wir haben auf die Schranken aufmerkſam zu machen, innerhalb welchen dies allein geſchehen konnte. Zunächſt hatte dieſe Sammlung ſich auf ſolche zu beſchränken, welche in ihrer Lehre unverdächtig geblieben ſind: es handelt ſich ja darum, die Beweiſe lebendigen Glaubens innerhalb der orthodoxen Kirche zuſammenzuſtellen. So konnte alſo der Maaßſtab, nach welchem die Lebenszeugen jener Periode bei Arnold zuſammengeſtellt ſind, nicht der unſrige ſeyn. Es iſt richtig, daß oft genug die Ehrenlegitimation der Unverdächtigkeit durch ſehr zufällige Umſtände beſtimmt worden iſt. Galt doch in dieſer Hinſicht ganz beſonders, was Logau ſpricht:

> Es kann der Frömmſte nicht in Frieden leben,
> Wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.

Dennoch mußte unſerm Zwecke gemäß jener Maaßſtab innege-

*) Nur mit zwei Ausnahmen ſind indeß diejenigen ausgeſchloſſen, deren Todesjahr vor 1600 fällt.

halten werden. Man wird ferner darüber rechten, warum einige hier nicht aufgenommen worden, denen das Anrecht darauf nicht weniger gebührt hätte als den Andern. Wir müssen zugeben, daß die Entscheidung hierüber mehr oder weniger in die Subjektivität des Verfassers fällt, und können nur versichern, daß immer Gründe vorlagen, welche über Aufnahme oder Nicht-Aufnahme entschieden haben. Vor allem andern ist es indeß die Spärlichkeit der Quellen gewesen, welche vielfach den Ausschlag hat geben müssen. Dieselbe hängt mit dem Charakter dieser Periode zusammen. Die Periode erbaulicher Biographien beginnt erst mit der Zeit, wo das Interesse für die fromme Subjektivität das der kirchlichen Objektivität verdrängte. Die Lebensnachrichten von Männern aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts sind größtentheils aus lateinischen Prunkreden oder den Lebensläufen der Leichenpredigten zu ziehn, welche zwar über die Würden, Ehren und Ehen der Abgeschiedenen sorgfältig berichten, vielleicht auch von ihrem regelmäßigen Kirchgang, fleißigen Abendmahlsgenuß und Bibellesen, von den Aeußerungen der subjektiven Frömmigkeit aber wenig oder nichts zu sagen wissen. — Am meisten Schwierigkeit bot die Auffindung von Persönlichkeiten aus dem Bürger- und Handwerksstande für den Zweck dieser Sammlung. Von denen, die einfach und in schlichter Treue gegen ihre Kirche ihren Weg durchs Leben gewandelt sind, hat die Kirchengeschichte, die ja noch immer verschmäht, in die niederen Schichten des Volkslebens herabzusteigen, nichts berichtet. Auch würden, da für Personen aus diesen Ständen selbst die Leichenpredigten — deren uns eine Anzahl vorgelegen hat — nur ausnahmsweise einen Anhalt gewähren, die Nachrichten mühsam aus Chroniken und Familiengeschichten zusammengesucht werden müssen. Nur wo Laien die kirchlichen Ordnungen und Lehrnormen überschritten haben, hat die Kirchengeschichte ihrer gedacht. Um so häufiger aber nahm der lebendigere Laienglaube eine heterodoxe Färbung an in einer Zeit, wo schon ein Arndtisches Christenthum Verdacht der irrigen Lehre erweckte, und so die Geistlichkeit selbst den einfachen Laien über Arndt hinaus zum Weigelianismus oder Separatismus hintrieb. Der Verfasser sah sich daher hier genöthigt, sich auf wenige Persönlichkeiten zu beschränken, welchen, wenn sie auch nicht von Verirrungen frei, daher auch von Seiten der Geistlichkeit nicht unbescholten geblieben sind, dennoch das Zeugniß der kirchlichen Rechtgläubigkeit entweder,

wie bei Trappe, Math, im Allgemeinen nicht verſagt werden konnte, oder, wie bei Böhme, nicht verſagt worden iſt.

Es erhellt, daß hienach unſere Meinung nicht ſeyn kann, den Segen der Kirche in dieſer Periode nach der geringen Anzahl der gerade hier aufgeführten Perſönlichkeiten meſſen zu wollen. Viele andere ſind als die Unbekannten und doch Bekannten neben ihnen hingegangen, von denen die Geſchichte ſchweigt oder nur unvollkommen Zeugniß giebt, manche auch und nicht die verächtlichſten, welche nur um der etlichen Stoppeln willen, die unter ihr Gold und ihre Edelſteine gemiſcht, hier keinen Platz finden konnten.

Endlich aber iſt namentlich eine Zeit mit feſten kirchlichen Ordnungen und dem an dieſelben ſich anſchließenden, mehr verborgenen Segen überhaupt nicht nach einzelnen hervorragenderen Perſönlichkeiten zu meſſen. Nicht bloß da, wo der Gnadenſtrom ſich als ein die innerſte Tiefe des Bodens durchdringender Platzregen ergießt, ſind die kirchlichen Segnungen anzuerkennen, ſondern auch da, wo er nur als ein Sprühregen ſichtbar wird, welcher die Oberfläche feuchtet. Wie mancher mag in dieſer Periode geweſen ſeyn, auf den die Charakteriſtik paßt, welche in der Leichenpredigt auf Churfürſt Friedrich IV. von der Pfalz ſein Hofprediger Pitiscus giebt*). Als Kennzeichen, daß Gott den verewigten Fürſten als Kind geliebt, führt der Leichenredner Folgendes zum Beweiſe an: „Obwohl J. Ch. Gn. ſich bisweilen ziemlich weit in der Welt verlaufen, hat man doch allezeit geſpürt, daß ein Fünklein Furcht Gottes und ein Streit wider die Sünde in ſeinem Herzen blieben, welches Fünklein J. Ch. Gn. getrieben, daß Sie das Gebet nimmer unterlaſſen und das Wort jederzeit hochgehalten haben, auch nicht leiden können, daß jemand ſcherzlich davon rede. Die andre Anzeigung iſt, daß J. Ch. Gn. niemals ſo weit kommen ſind im ſündlichen Leben, daß ſie die Ermahnung zur Beſſerung aus dem Worte Gottes nicht hätten leiden können. Es iſt wohl J. Gn. nach dem Fleiſch bisweilen ziemlich ſchmerzlich fürkommen, daß ich Ihr Ihre Sünden ſo ſcharf verwieſen habe, ſind auch vielmal von den Weltkindern dazu verhetzet worden, daß Sie es nicht leiden ſollten, aber der Geiſt iſt doch auch diesfalls bei J. Gn. geblieben, und wiſſen es auch viele Leute hohen und niederen

*) Moſer Patriotiſches Archiv VII. S. 188.

Standes, daß J. Gn. mich darum recht herzlich geliebt, dieweil Sie geſehn, daß ich Ihr nach Erheiſchung meines Amtes doch bin mit gebührlicher Demuth unter die Augen gegangen."

Wie hoch werden die indirekten Segenswürkungen der Kirche in einer Zeit angeſchlagen werden müſſen, wo geiſtliche Beichtväter ſo zu ihren Fürſten und von ihren Fürſten ſprechen dürfen, und wo ihr Wort ſelbſt von den weltlich geſinnten Gewalthabern ſo aufgenommen wird! —

Fürſtliche Perſonen.

I. Churfürſt Auguſt I. von Sachſen.

(Geb. 1526, geſt. 1586.)

Er iſt der größte unter den ſächſiſchen Regenten, deſſen Weisheit Sachſen die Begründung ſeiner politiſchen Bedeutung, deſſen Glaubenstreue die deutſche lutheriſche Kirche die Erhaltung ihrer Eigenthümlichkeit zu danken hat.

Churfürſt Auguſt wurde 1526 geboren und erhielt ſeine Erziehung theils in Freiberg unter Leitung des berühmten Revius, theils in Prag am Hofe König Ferdinands. Nach dem Tode ſeines Bruders Churfürſt Moritz 1553 tritt er die Regierung Churſachſens an, welches bereits unter Moritz eine hervorragende Stellung unter den deutſchen Reichsſtänden erhalten, nun aber unter der mit ſeltener Einſicht und Umſicht nach allen Seiten der Staatsverwaltung hin unermüdlich thätigen Regierung ſeines damals erſt 27jährigen Nachfolgers nach Innen und nach Außen zu einem Flor und einer Bedeutung gelangt, mit welcher kein anderes unter den Fürſtenthümern ſich meſſen konnte. Wir richten das Auge nur auf das, was durch ihn für die Kirche geſchehen.

„Rechtfertigung aus Gnaden!“ das war wie bei ſo vielen Fürſten des Reformationszeitalters, auch bei Auguſt Angel und Stern ſeines Glaubenslebens geworden. Als ihm 1561 der Ausſpruch ſeiner ſterbenden Mutter berichtet wird: „Ich will an meinem Herrn Chriſto klebend bleiben, wie eine Klette am Rock,“ ruft er: „Gott helfe mir auch alſo an meinem letzten Ende. Ich will auch durch ſeine Gnade an ihm kleben bleiben und meinen Herrn Chriſtum bekennen. Er laſſe mich im ewigen Leben nur ſeiner Schuhe Hader ſeyn, ſo habe ich genug.“ Beim Bewußtſeyn dieſer Gnade, die er ſelbſt empfangen, ließ er ſich auch wohl an die erinnern, welche er andern zu erweiſen ſchuldig ſei. Als ein Vornehmer ins

Gefängniß geworfen und deſſen Weib Selnecker, den damaligen Hofprediger, um Hülfe anfleht, erhält dieſer auf ſeine Fürbitte von dem Churfürſten die ſtrenge Antwort: „Hätte jener Herr NN. ihn (ſelbſt) alſo, er würde ihn längſt an den lichten Galgen haben hängen laſſen.“ „Darauf ſprach ich — fährt Selnecker zu erzählen fort: „Ach Gnade gehe für Recht, wenn Gott mit uns alſo wollte handeln, wer wollte doch Gnade erlangen und ſelig werden!“ Hierauf tritt die fromme gottſelige Fürſtin, die zugegen war, ihrem Herrn mit ihrem Haupte unter den Bart und ſpricht mehr nicht denn dieſes Wort: „Ach Herr!“ Darauf Seine Churfürſtl. Gnaden mir alſobald befiehlt, den secretarium Valerius zu fordern, welchem zu ſchreiben, den Gefangnen loszulaſſen, auferlegt worden.“ Mit dem Glauben wie Luther ihn gepredigt, und ſeine Vorfahren vor Kaiſer und Reich ihn bekannt, iſt er in innigſter Pietät zuſammengewachſen. Im J. 1560 ſchreibt er an einen Fürſten: „Ich bin durch göttliche Gnade in der chriſtlichen Religion ſo in Augsburgiſcher Confeſſion verfaſſet von meinen geliebten Eltern auferzogen und erwachſen, die ich auch bei meiner Regierung unverfälſcht habe lehren laſſen und noch, und denke vermittelſt göttlicher Hülfe dabei ſtandhaftig zu bleiben und mich öffentlich dazu zu bekennen.“ Den gottesdienſtlichen Pflichten unterzieht er ſich, wie es damals die chriſtliche Sitte, unausgeſetzt an Sonn- und Werkeltagen, lieſt vor der Predigt Luthers Poſtille, braucht häufig das heilige Abendmahl, hält täglich ſeine Privatandacht aus dem Pſalter, läßt ſich für dieſen Zweck Pſalmengebete verfaſſen zum Morgen- und Abendſegen, ſchreibt auch ſelbſt Kirchengebete für den Gebrauch auf den Kanzeln und iſt unermüdet im Leſen der heiligen Schrift und der Werke Luthers. Wie ſeine Hofprediger Mirus und Leyſer von ihm berichten, hatte er noch nicht lange vor ſeinem Tode in 30 Wochen die 12 tomi von Luthers Werken durchgeleſen, von 5 Uhr des Morgens bis ſpät an den Abend, und zu einem Diener, den er in ſeinem Alter zum Leſen gebraucht, einſt geſagt: „Entweder mußt du mich, oder ich dich zu Tode leſen.“ Von Luxus und Völlerei wurden damals die Höfe ſelbſt mehr als gegenwärtig beherrſcht. Der Hofprediger Mirus giebt ihm das Zeugniß: „Sr. Churfürſtl. Gnaden haben ein nüchtern und mäßig Leben geführt, ſich des Trunkes und Vollſaufens nicht befliſſen, ſondern andere fürſtliche Arbeit und Leibesbewegung gehabt.“ Daſſelbe wird in Betreff „des überflüſſigen Prangens“ erwähnt, wie auch von ſeiner Gemahlin gerühmt

wird, daß ſie auf die deutſche Tracht gehalten und nie wälſche, ſpaniſche oder andere Muſter getragen. —

Durch weiſes und gerechtes Regiment ſein Volk zu beglücken, war vom Anfange ſeiner Regierung an ſeine ernſteſte Angelegenheit. Zwei Jahre nach ſeinem Regierungsantritt ergeht von ihm an einen ebenſo einſichtsvollen als chriſtlich geſinnten Staatsmann, der bereits unter drei Churfürſten dem ſächſiſchen Hauſe gedient, an den hochbetagten Melchior von Oſſe, die Aufforderung, ihn mit ſeinem erfahrenen Beirathe in ſeiner Aufgabe zu unterſtützen, wie dieſer ehrwürdige Mann in ſeinem ſogenannten „Teſtament gegen Herzog Auguſto“ ſelbſt darüber berichtet: „Es haben E. Ch. Gn. am 16. Auguſt dieſes laufenden 55. Jahres ſchriftlich und durch ihren Geſandten mündlich von mir begehret, daß Ew. Churfürſtl. Gnaden ich mein unterthäniges Bedenken anzeigen wollte, wie Gott dem Allmächtigen zu Ehren und Lobe, und Ew. Ch. Gn. Landen und Leuten zur Wohlfahrt, eine gottſelige, ſtarke, rechtmäßige, unparteiliche Iustitia in derſelben Churfürſtenthum, Fürſtenthum und Landen erhalten, was dem zugegen mißbräuchlich eingeriſſen, abgewandt, und die langen verzüglichen Proceſſe abgeſchnitten werden möchten.“ Unter ſeinem Volke hieß er Vater Auguſt, ſeine Gemahlin Mutter Anna. Zum Schutze des dürftigen Fleißes gegen den Wucher ließ er in den verſchiedenen Aemtern namhafte Kapitalien zu niedrigem Zinsfuß niederlegen, der Regierung und Juſtizverwaltung widmete er ſich mit Eifer. „Als ich auf eine Zeit, berichtet Mirus, unterthänigſt erinnert, daß S. Gn. bisweilen in der Regierung ſitzen möchten, haben Sie gnädigſt geantwortet: Sie hätten deß aus erheblichen Gründen Bedenken, aber das ſollte ich wiſſen, daß keine Sachen im Lande (außerhalb gemeine Bauernſachen) ohne Sr. Gn. Vorwiſſen gehandelt würden, ſondern ſie müßten ihm alle vorgebracht werden.“

Von ſeiner Ehe verſichert Mirus: „An J. C. Gn. Eheſtande hat das ganze Land einen Spiegel geſehn wahrer Gottſeligkeit und andrer chriſtlicher Tugenden.“ Seine Gattin Anna war eine Tochter des vortrefflichen chriſtlichen Fürſten Chriſtian III. von Dänemark. In 37jähriger Ehe war Churfürſt Auguſt mit ihr verbunden, in welcher ſie gänzlich in der Sorge für ihren Gemahl aufging. „Was ihren Eheſtand belangt, hat ſie ihres frommen Herrn und ihrer Pflänzlein, die Gott gegeben, alſo gewartet, daß man hat ſagen

müſſen, wenn ſie eine Magd geweſen — das doch von ſolch einer hohen Perſon viel zu ſagen — ſo hätte ſie nicht mehr thun können.“ Wir erfahren von ihr, daß ſie eine eifrige Beterin war, welche „dreimal des Tages mit ihrem Frauenzimmer Betſtunden hatte, da auch ein und die andere mußte in der Bibel leſen.“ Nicht nur ſie ſelbſt ſpendet Almoſen, ſondern ſammelt auch ſolche bei den Hofbeamten, ſie beſucht die Kranken, namentlich die Wöchnerinnen. Bei ihrem Tode wird ihr von den Armen nachgerühmt, daß ſie „mit der Mutter Anna Einen Beutel, Eine Apotheke, Eine Kirche und Eine Verſorgung gehabt!“

Seit 1570 beginnt diejenige Periode der Regierung des Fürſten, welche bei einem Theil der Nachwelt ſeinen Namen mit Schmach bedeckt hat. Sein Eifer für unverfälſchte lutheriſche Lehre war es nämlich, durch welchen in Sachſen die calviniſirende Melanchthonſche Richtung aus der lutheriſchen Kirche ausgeſchieden und der ſpecifiſch-lutheriſche Lehrtypus zur Alleinherrſchaft erhoben worden iſt, und da es ſich nun hiebei nur um ein einzelnes Dogma, das Abendmahlsdogma, am Ende nur um eine untergeordnete Differenz in der Auffaſſung deſſelben zu handeln ſcheint, ſo iſt der Fürſt in jenem ſeinem Eifer als das blinde Werkzeug einer intoleranten Theologenpartei dargeſtellt worden. Eine genauere Erwägung muß jedoch das Sachverhältniß in einem anderen Lichte erſcheinen laſſen. Nach der urſprünglichen Zwingli'ſchen Lehre, welche ſich indeß ſpäter ebenfalls der lutheriſchen angenähert, iſt das Abendmahl nur die ſymboliſche Darſtellung von Leib und Blut des Erlöſers zur Erinnerung an ihn und ſeinen Opfertod. Nach den calviniſchen Bekenntniſſen iſt es eine durch den Glauben bedingte ſubſtantielle geiſt-leibliche Einwürkung des abweſenden Chriſtus auf den Geiſt der Gläubigen, nach der lutheriſchen eine geiſt-leibliche Mittheilung des gegenwärtigen Chriſtus an jeden der Empfänger — an den gläubigen zum Segen, an den ungläubigen zum Unſegen. Zur Abgränzung und Unterſcheidung von der calviniſchen Faſſung werden dann die zwei verwahrenden Beſtimmungen hinzugefügt: 1) daß dieſe Mittheilung durch den mündlichen Genuß vermittelt werde, 2) daß auch der Ungläubige, wenngleich zum Verderben, wahrhaft empfange. Allerdings iſt nun gewiß, daß das religiöſe Bewußtſeyn nur an der Wahrhaftigkeit der Selbſtmittheilung des ganzen Chriſtus ein Intereſſe hat — unbekümmert um die Art, wie dieſelbe geſchieht; dennoch

iſt nicht weniger gewiß, daß um die Eigenthümlichkeit der lutheriſchen Anſchauung theologiſch und objektiv zu fixiren, auch jene verwahrenden Beſtimmungen von weſentlicher Bedeutung ſind, ja auch von religiös-kirchlicher — einmal inſofern in der reformirten Kirche neben jenen calviniſtiſchen Bekenntnißformeln mit gleich confeſſioneller Berechtigung die von Zwingli und Oekolampadius ſtehn — in einigen Bekenntniſſen mehr, in andern weniger in dieſelben ſich auflöſend, ſodann inſofern die Schriftlehre von Chriſti Erhöhung und Verklärung ſich nicht mit der calviniſchen, ſondern nur mit der lutheriſchen Auffaſſung des Abendmahls vereinigen läßt. So iſt denn die lutheriſche Abendmahlslehre auch nicht ein von allen übrigen iſolirtes Dogma, ſie hängt zunächſt mit dem Dogma von der Gottmenſchheit des Erlöſers zuſammen und wiederum durch dieſe mit andern Artikeln der lutheriſchen Glaubenslehre.

In der erwähnten Periode aber ſtand dieſe lutheriſche Faſſung der Abendmahlslehre im Begriff, ſich gänzlich in die calviniſchen zu verlieren; Melanchthon ſelbſt hatte ſich mehr und mehr der calviniſchen Faſſung zugeneigt, ſchon ſeine Abänderung des 10ten Artikels der Augsburgiſchen Confeſſion vom Abendmahl war nur in dem Intereſſe geſchehen, auch der calviniſchen Auffaſſung die Annahme des Bekenntniſſes möglich zu machen. In der unveränderten Ausgabe von 1530 hatte der Artikel gelautet: de coena domini docent, quod corpus et sanguis Christi vere adsint et distribuantur vescentibus in coena domini et improbant secus docentes. „Es wird gelehrt, daß der wahre Leib und Blut Chriſti wahrhaftig unter der Geſtalt des Brots und Weins im Abendmahl gegenwärtig ſei, und da ausgetheilt und genommen werde. Deshalb wird auch die Gegenlehre verworfen.“ Die veränderte Ausgabe von 1540 lehrte ſtatt deſſen: de coena domini docent, quod cum pane et vino vere exhibeantur corpus et sanguis Christi vescentibus in coena domini. „Es wird gelehrt, daß Leib und Blut Chriſti mit dem Brot und Weine wahrhaft ausgetheilt werde denen, die am Abendmahl Theil nehmen.“

Dieſe Aenderungen waren in keiner andern Abſicht geſchehn, als der calviniſchen Anſicht Raum zu machen. In dieſem Intereſſe war der Zuſatz hinweggelaſſen: quod vere adsint, damit auch an eine andere, als eine mündliche Genießung gedacht werden könne, war ferner der Ausdruck exhibeantur ſtatt distribuantur geſetzt,

weil von calviniſcher Seite nur die Genießung durch die Ungläubigen in Abrede geſtellt wurde, nicht aber die Darbietung Chriſti. Dieſe veränderte Confeſſion war zur allgemeinen Geltung gekommen, die Exemplare der erſten Ausgabe waren kaum mehr aufzufinden, auf den Univerſitäten und namentlich in den Schulen Deutſchlands waren die Lehrſtühle mit Schülern Melanchthons beſetzt. Bis zum Tode des behutſamen und gemäßigten Mannes (1560) begnügten ſich dieſe Schüler, wie er ſelbſt, damit, für ihre abweichenden und nur verhüllt ausgeſprochnen Anſichten, Duldung zu verlangen: ſeit dem Tode deſſelben wagte ſich hie und da der Widerſpruch gegen Luther, ja die Verhöhnung ſeiner ſtrengeren Anhänger hervor.

Bei dieſer Lage der Dinge handelte es ſich nun eigentlich nicht mehr darum, ob der melanchthon-calviniſchen Abendmahlslehre neben der lutheriſchen Raum gegönnt werden ſolle, ſondern vielmehr davon, ob in dem Lande, welches die Wiege der lutheriſchen Reformation, ja in ganz Deutſchland, die calviniſche Abendmahlslehre, ja vielmehr die unter ſo verſchiedenen nationalen und hiſtoriſchen Bedingungen entſtandene calviniſche Kirche an die Stelle der lutheriſchen treten ſolle? Das nämlich war voraus zu ſehen, daß die abſchüſſige Bewegung, welche die lutheriſche Kirche in jenen zwei Lehrſtücken zum Calvinismus hin genommen, ſich nicht auf dieſe beſchränken, ſondern den geſammten kirchlichen Lehrbeſtand mit in dieſe Richtung hineinziehn würde, wie dies in der Lehre und im Cultus der pfälziſchen Kirche, mit welcher von Wittenberg aus auch würklich eine Verbindung eingeleitet wurde, zu Tage getreten und noch in höherem Maße eingetreten ſeyn würde, hätte nicht noch eine lutheriſche Kirche gegenübergeſtanden. Wie aber die zwei Schweſterkirchen in ihrer geſonderten Entwicklung vor uns ſtehn — jede eine ausgeprägte individuelle Geſtalt, mit eigenthümlichen Charismen: wer will ſagen, daß es beſſer geweſen ſeyn würde, mit paſſivem Zuſehn von Anfang an den einen Typus in den andern ſich auflöſen zu laſſen? Nur daß die ſich allerdings nicht hätten als Feinde bekriegen ſollen, welche darauf angewieſen waren, ſich als zwei geſchichtliche Produkte deſſelben reformatoriſchen Stammes geſchwiſterlich anzuerkennen und gegenſeitig von einander zu lernen.

Um nun die perſönliche Stellung Churfürſt Auguſts bei den

ſogenannten kryptocalviniſtiſchen Streitigkeiten richtig zu beurtheilen, ſo iſt es ja freilich ſchon das Gewicht des Namens und der hiſtoriſchen Perſönlichkeit Luthers, welches damals noch Unzählige, wo die Wahl zwiſchen ſeiner und irgend welcher andren Lehre war, ſofort und ohne weiteres Beſinnen ſich auf Luthers Seite ſtellen ließ. Was Luther von ſeinem treuen Cordatus*) ſagt: „Wenn es mit mir in die Hölle ginge, ſo ginge Magiſter Bugenhagen bis an den Rand der Hölle mit, und Cordatus bis in die Hölle hinein," das galt noch für Unzählige und — wie ſich dies in dem oben angeführten Bekenntniſſe Churfürſt Auguſts ausſpricht — auch für dieſen Fürſten. Doch hieße es dem Glauben dieſes Fürſten und ſeiner Geſinnungsgenoſſen nicht gerecht werden, wollte man den bloßen Namen des Reformators als das eigentliche Fundament dieſes Glaubens bezeichnen.**) Wie für Luther, ſo war für den Churfürſten das: „das iſt mein Leib," ein unzweifelhafter Schriftgrund und nicht von Luthers, ſondern von Chriſti Wort legte er in einem Schreiben an einen verwandten Fürſten das freudige Zeugniß ab:

„Bruder, wenn mein Herr Chriſtus ein ſolch Wort geſetzt hätte: ſiehe in dieſem Stock, in dieſem Stein oder Holz haſt du meinen Leib und mein Blut, ſo hätte ich's doch geglaubt, und ſollte mich meine Vernunft davon nicht im wenigſten abwendig machen, und wenn mein Herr Chriſtus noch was unmöglicheres hätte befohlen, ſo wollte ich es doch glauben, wenn nur ſein Wort daſteht, Gott gebe meine Vernunft ſage dazu, was ſie wolle. Er iſt allmächtig und wahrhaftig, darum habe ich ihm in ſein Wort nicht zu reden, und iſt die Frage nicht, wie es zugehe, ſondern allein davon, ob es Chriſti Wort und Befehl ſei. Sind es nun ſeine Worte, ſo ſchweige ich ſtill, und will's ihn laſſen walten, er weiß wohl zu erfüllen."

Auch iſt nicht zu zweifeln, daß die Gewißheit im Sakramente eine objektive Selbſtmittheilung Chriſti zu empfangen, ihm die luthe-

*) Ein Oeſterreicher, welcher 1540 nach Wittenberg kam und von Luther ſehr hochgeſchätzt wurde.

**) Planck, Proteſtantiſcher Lehrbegriff V, 2. S. 615.

he Lehre zum ſubjektiven religiöſen Bedürfniſſe und zum Gegen-
nde eigener Erfahrung des Herzens gemacht. Ein, auch durch
darin ſich ausſprechende Freundlichkeit und Liebe, wohlthuendes
ugniß hiefür giebt ein Handſchreiben des Churfürſten von 1574
den alten Dresdner Superintendenten Greſer, einen treuen Lu-
raner, nachdem er eine Abendmahlspredigt von demſelben ange-
rt: „Lieber Herr Gevatter,*) aus eurer Predigt habe ich heute
ſen Tag meines Herzens Luſt und Freude gehört, und bitte Gott
s Grund meines Herzens darum, daß ich möge bei dieſer Gott
h erkannten und bekannten Wahrheit und rechtem Gebrauch der
hwürdigen Sacramente bis in den Tod beſtändiglich verharren,
zu ich denn getreue Fürbitte von euch und allen frommen Chri-
n von Herzen bitte. Und weil ich euere heutige Predigt gern in
inem Herzen oft betrachten wollte, ſo fehlet es mir doch daran,
ß dieſelbe nicht alle Tage mündlich zu hören. Darum bitte ich,
wollet mir dieſelbige, ſobald es möglich, in Schriften zukommen
ſen. Damit es euch auch nicht des Schreibens halber beſchwer-
, habe ich meinem Diener P. S. Briefszeigern befohlen, welche
und ihr ihn fodert, aufzuwarten, und was ihr ihm befehlen wer-
zu ſchreiben, fleißig zu verrichten. Und ich bin es in allen Gna-
n gegen euch jederzeit eingedenk. Am Palmtag des 1574. Jahres."
Wäre der Churfürſt über den theologiſchen objektiven Unterſchied
n calviniſcher und lutheriſcher Lehre in dieſem Stück in ein Katechis-
sexamen genommen worden, ſo iſt freilich die Frage, ob derſelbe
er dieſen Unterſchied und deſſen Bedeutung Rechenſchaft zu geben
rmocht haben würde. Nicht weil er überhaupt ein ungebildeter
ann und beſchränkter Kopf geweſen, wie er von einigen Seiten
rgeſtellt worden. An Bildung ſtand Auguſt den meiſten Fürſten
ner Zeit nicht eben nach, an Geiſt that er es vielen wohl zuvor:
war ein beleſener Mann in theologiſchen und nichttheologiſchen
hriften, liebte hiſtoriſche, politiſche, auch naturwiſſenſchaftliche Stu-
n, legte ſich ein Naturaliencabinet an, hatte das Lateiniſche erlernt
d noch im 50. Jahre mit dem Hebräiſchen einen Anfang gemacht.
er wie ſollte das Verſtändniß nicht auch einem verſtändigen Manne

*) Bei der Taufe ſeines ſiebenten Prinzen hatte der Churfürſt den Super-
ndenten zum Taufzeugen erbeten und ihm dabei anzeigen laſſen, wegen des Ein-
indes kein Bedenken zu machen. Ein Rhein. Goldgülden würde genug ſeyn.

ſchwierig werden, wenn, wie es nach dem Vorgange von Melanchthon ſelbſt und deſſen Anhängern gefliſſentlich geſchah, von den Theologen aller Scharfſinn aufgeboten wurde, den vorhandenen Unterſchied zu verhüllen. Solcher „Obſkurität“ in den ihnen vorgelegten Bekenntniſſen ſind die Fürſten ſich auch bewußt geweſen. Auf dem Augsburger Reichstage 1566 erklären ſie: „Wir wiſſen ſehr wohl, daß unter den Skribenten und Predigern, die es in der Nachtmahlslehre nicht ganz mit der Augsburgiſchen Confeſſion halten, gleichwohl ein großer Unterſchied iſt; denn etliche unter ihnen den Zwinglianismum und Calvinismum alſo vertheidigen und lehren, daß die heiligen Sakramente allein nuda symbola und die Worte Chriſti allein spiritualiter zu verſtehen ſein ſollten; die andern aber einer ſolchen Obſkurität ſich gebrauchen, daraus nicht zu nehmen, was ihre gründliche Meinung, und ob ſie ſich mit den Ständen der Augsburgiſchen Confeſſion in dem vergleichen oder nicht?“

So iſt es denn zu erklären, daß auch noch auf dem Fürſtentage zu Naumburg 1561 ſämmtliche evangeliſche Fürſten, nur mit Ausnahme des Weimarer Herzogs Johann Friedrich, neben der unveränderten auch die veränderte Confeſſion als weſentlich gleichberechtigt anerkannten. Eine weſentliche Differenz zwiſchen dem größten der Schüler Luthers und Luther ſelbſt, ja einen Abfall deſſelben zu Calvin anzunehmen, erſchien ihnen auch als etwas Undenkbares, als ein Verrath an der dem großen Lehrer ſchuldigen Ehrfurcht. Selbſt mehrere unter den unbedingteſten und wärmſten der perſönlichen Freunde Luthers blieben damals noch einem ſolchen Verdachte fern. So ſchreibt der greiſe Hieronymus Weller noch im Jahre 1570 an einen theologiſchen Convent in Dresden: „Ich bekenne vor Gott und allen Menſchen, daß ich die von den hocherleuchteten Kirchenlehrern Dr. Luther und Philippus ins Licht geſtellten prophetiſchen und apoſtoliſchen Schriften und die Augsburgiſche Confeſſion von Herzen annehme. Ebenſo das corpus doctrinae, worin Philippus mit wunderbarer göttlichen Geſchicklichkeit in ein compendium zuſammengebracht, was Luther in ſeinen Schriften, Predigten und Vorleſungen ausführlich erörtert. Beide haben das größte Verdienſt um die Kirche, beide haben in demſelben Geiſt und Sinne die evangeliſche Lehre vertheidigt, nur in verſchiedner Geiſtesart. Während Luther nach Art eines Elias und Jeſaias in Widerlegung der Gegner donnert und blitzt, ſucht Philippus nach Art des Joel die Geg-

ner zur Buße zu bringen. Ich erinnere mich wie einſt Luther geſprochen: „M. Philippus iſt ein fromm Herz, er wollte gern die Widerſacher mit guten Worten fromm machen. Ich waldrechte aber der höfelt.“ So konnte er es auch nicht leiden, wenn jemand den Herrn Philippus zu tadeln unternahm, ſondern ſagte: „Ach ſie verſtehen dominum Philippum nicht, ich aber verſtehe ihn wohl.“*) Und noch Ein Umſtand iſt zu nennen, welcher dem Churfürſt Auguſt über ſeine Wittenberger Theologen das Urtheil zu erſchweren geeignet war. Die Leidenſchaftlichkeit der Anhänger des Flacius, dieſer eifrigſten unter den reinen Lutheranern, hatte ihn zum Widerſacher derſelben gemacht. Nun wurde von ihnen auch die leibliche Allgegenwart des verklärten Chriſtus (die Ubiquität) im Zuſammenhange mit der Abendmahlslehre vorgetragen: wie ſie aber von Melanchthon mit Beſtimmtheit verworfen worden, ſo auch von dem Churfürſten und einem großen Theile der damaligen Lutheraner. So war es denn den Wittenbergern ein Leichtes, unter dem Scheine nur dieſe Lehre zu bekämpfen, der lutheriſchen Lehre ſelbſt entgegenzutreten, oder wenigſtens ihr auszuweichen.

Auf eine rührende Weiſe tritt noch vor dem Ausbruche der Kataſtrophe jene Conſequenz des chriſtlichen Herzens des Churfürſten mit ſeinen dogmatiſchen anticalviniſtiſchen Ueberzeugungen uns entgegen in den auf dem Reichstage von Augsburg 1566 mit Churfürſt Friedrich III. von der Pfalz geführten Verhandlungen. Im Jahre 1562 war von dem Fürſten der ſtark calviniſch gefärbte Heidelberger Katechismus in ſeinem Lande eingeführt und manche Cultusänderung im calviniſchen Sinne angeordnet worden. Von dem Herzog von Würtemberg und dem Pfalzgrafen von Neuenburg erfolgte auf dem Reichstage in Folge deſſen eine Aufkündigung der Glaubensgemeinſchaft mit dieſem Churfürſten und von dem Kaiſer ſelbſt wurde er mit dem Ausſchluſſe aus dem Religionsfrieden bedroht. Ergreifend iſt das Bekenntniß, welches bei dieſer Veranlaſſung der glaubenstreue Fürſt vor den verſammelten Reichsfürſten ablegt: „Zum andern, ſo heißt es darin, ſo viel die Religion anlanget, da im Namen Ew. Majeſtät mir abermals mit Ernſt auferlegt und befohlen, weil meine Religion nicht der Augsburgiſchen Confeſſion gemäß ſondern mit dem Calvinismo befleckt, daß ich dieſelbe ändern und abſchaffen ſollte.

*) Löſcher, Historia motuum III, 137.

Darauf habe ich Ew. Kaiſerl. Majeſtät zuvor und ehe ich abgetreten bin, in der Perſon vermeldet, daß in Gewiſſens- und Glaubensſachen ich nicht mehr als einen Herren, der ein Herr aller Herren und König aller Könige wäre, erkennte, des Sinnes und Meinung bin ich noch, und ſage derowegen, daß es nicht um eine Kappen voller Fleiſch (wie man pflegt zu ſagen) zu thun, ſondern daß es die Seel und derſelbigen Seligkeit belanget, die hab ich von meinem Herrn und Heiland Chriſto in Befehl, bin auch ſchuldig und erbötig, ihm dieſelbe zu verwahren, darum kann Ew. Kaiſerl. Majeſtät ich nicht geſtehen, daß Sie, ſondern allein Gott, der ſie geſchaffen, darüber zu gebieten habe, will auch zu Ew. Kaiſerl. Majeſtät mich abermals nichts weniger verſehen, als daß ſie dieſe Dinge ab executione ſollen anfahen, und weil ich Calvini Bücher nie geleſen, wie ich mit Gott und meinem chriſtlichen Gewiſſen bezeugen kann, ſo kann ich um ſo viel weniger wiſſen, was mit dem Calvinismo gemeint." „Sollte aber, ſo ſchließt er, dies mein unterthänig Vertrauen mir fehlſchlagen und man über dieſes mein chriſtliches und ehrbares Erbieten mit Ernſt gegen mir handeln und fürnehmen ſollte oder wollte, ſo getröſtet mich das, daß mein Herr und Heiland Chriſtus Jeſus mir ſammt allen ſeinen Gläubigen die ſo gewiſſe Verheißung gethan, daß alles, was ich um ſeiner Ehre oder Namens willen verlieren werde, mir in jener Welt hundertfältig ſoll erſtattet werden. Thue damit Ew. Kaiſerl. Majeſtät unterthänigſt mich zu Gnaden befehlen." Auf dieſes mannhafte Wort tritt Churfürſt Auguſt zu dem Pfälziſchen Fürſten heran und ſpricht mit freundlichem Achſelklopfen: „Fritz, du biſt frömmer, denn wir alle!" Vorzüglich ſeinen Bemühungen war es zu danken, daß der Reichstag ſelbſt nunmehr die Vertheidigung des angefochtenen Pfälzer Churfürſten vor dem Kaiſer übernahm und das Bedenken abgab: „Es ſind ohne Zweifel unter dem gemeinen Mann der bedrängten Chriſten ſehr viel, ſo dieſe Lehre von wegen der Obſkurität nicht verſtehen, ſondern ſich an die Worte Chriſti halten, auch denſelbigen dem einfältigen Verſtand nach, wie ſie geſetzt ſind — glauben. Sollten denn jetzt nicht allein die Lehrer, Prediger und Skribenten, ſo ſich gleichwohl allenthalben nicht erklärt, und ſich auf Unterredung referiren, und ſich weiſen zu laſſen erbieten, ſondern auch all ihre Zuhörer unter dem Namen und Schein des Calvinismi verdammt und aus dem Religionsfrieden ausgeſchloſſen oder in andre Gefahr geſetzt werden,

ſo hätten ſich deß nicht allein die Prediger mit gutem Fug zu beſchweren, ſondern es würde auch viel armen Chriſten Gewalt und Unrecht dadurch geſchehen, auch zu noch größerer Tyrannei und Bedrängniß derſelben Anlaß gegeben."

Den erſten Anſtoß zum Verdacht und Unwillen gab dem Fürſten ein im Jahre 1571 von den Wittenberger Theologen ausgearbeiteter calviniſirender Katechismus, den der mit der Schulviſitation betraute Wittenberger Profeſſor der Medicin und Geſchichte Peucer, auch Leibarzt des Churfürſten, in Schulpforte eingeführt hatte. Von dieſem Katechismus nahm Herzog Julius von Braunſchweig Anlaß, das Mißtrauen des Churfürſten gegen ſeine Profeſſoren zu erregen. Den Peucer ließ dieſer nun verpflichten, „in Zukunft ſeiner Arzenei zu warten, das Harnglas zu beſehn und der theologiſchen Sachen müßig zu gehn." Die Leipziger und Wittenberger Theologen aber ließ er zu einem Convent nach Dresden berufen, um ein „gut luthriſchs Zeugniß" vom Abendmahl abzulegen. Ein ſolches Bekenntniß ſtellten ſie nun auch im Oktober eben dieſes Jahres aus, den consensus Dresdensis, in welcher Schrift ſie ihre wahre Meinung wieder ſo geſchickt zu verhüllen wußten, daß nicht nur der Churfürſt, ſondern auch Selnecker und andere Lutheraner ſich dadurch beſchwichtigen ließen. Gegen drei Jahre lang dauerte von da an der Friede, wiewohl der Verdacht des Fürſten immer wieder von verſchiedenen Seiten her neue Nahrung erhalten zu haben ſcheint. Auswärts nämlich that Jak. Andreä das Möglichſte, durch Vermittlung fremder Höfe den Churfürſten auf die ihm von den geheimen Calviniſten drohenden Gefahren aufmerkſam zu machen; in Dresden war 1572 ein entſchiedener Lutheraner Lyſthenius neben Chriſtian Schütz, dem Kryptocalviniſten, als Hofprediger angeſtellt worden und erfreute ſich bei der Churfürſtin eines großen Vertrauens, der Churfürſt ſelbſt las ſeit einiger Zeit eifrig Andreä's Schriften; auch hatte ſich unter Begünſtigung der Churfürſtin eine Hofpartei gebildet, welche, um ſelbſt an's Ruder zu kommen, den Geheimerath Cracov und Peucer, die ſich eines ſo hohen Vertrauens des Fürſten erfreuten, auf alle Weiſe zu ſtürzen bemüht war. Von dieſer Seite her waren Klätſchereien ausgebracht worden, wie die, daß Peucer durch die Gunſt des Fürſten, der ihn bei einem ſeiner Prinzen zu Pathen gebeten, auch in ſeiner Wohnung zu Wittenberg ein Mittagsmahl eingenommen, bei einer Gelegenheit ſich habe beikommen laſſen, von ſich ſelbſt zu ſagen:

„Hier iſt der Churfürſt!“ Wie ſehr Auguſt durch alles dieſes mit Mißtrauen erfüllt worden, gab ſich bei manchen Gelegenheiten ſcherzhaft zu erkennen. Peucer in ſeinem Verhör beruft ſich auf die ſcherzhafte Aeußerung des Fürſten gegen ſeine Hofleute bei der Rückkehr von dem in Wittenberg bei ſeinem Profeſſor eingenommenen Gaſtmahle: „Nun bin ich bei dem Erzcalviniſten zu Gaſte geweſen.“ Bei einer andern Gelegenheit, als Auguſt ſich von Cranach die Wittenberger Profeſſoren malen ließ, wird die Aeußerung von ihm berichtet: „Nur mal' er mir keine Calviniſtengeſichter.“ Ernſtlicher ſpricht ſich am Anfange des Jahres 1573 ſein Mißtrauen aus bei Gelegenheit eines von ſeinem Hofprediger Schütz ihm dargebrachten Neujahrswunſches: „Ich glaube, äußert er ſich in der ſchriftlichen Erwiederung, man findet zu Wittenberg gleich große Schelmen, als an andern Orten .. Ich kann nicht leiden, daß man ſich meiner Gnade mißbrauche, und daß man an meiner ſtatt will Churfürſt ſeyn, denn ich will es allein ſeyn. Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß in der Welt kein unbeſtändigeres Volk ſei, als die Pfaffen .... Ich will meine Seligkeit nicht auf die von Leipzig und Wittenberg ſtellen, denn ſie nicht Götter, ſondern Menſchen und können gleich wohl irren, als die andern. Handeln ſie recht, ſo gefällt mir's wohl, handeln ſie aber unrecht, ſo bin ich der erſte, der ihnen zuwider. Doch ſollen ſie nichts hinter meinem Bewußt anfangen.“

Am Anfange des Jahres 1574 kamen aber von verſchiedenen Seiten her die Beweiſe eines Einverſtändniſſes zu Tage zwiſchen dem erwähnten Geheimerath Cracov, dem Doctor Peucer und deſſen Schwiegerſohn Hermann, dem zweiten Leibarzt des Fürſten, den Hofpredigern Schütz und Stöſſel, nach welchem planmäßig der Churfürſt und deſſen Gemahlin für die calviniſche Lehre gewonnen und die Umgeſtaltung des ſächſiſchen lutheriſchen Kirchenweſens nach dem Vorbilde des pfälziſchen bewürkt werden ſollte. Im December des vorangegangenen Jahres hatte ſich plötzlich eine entſchieden calviniſche Schrift, Exegesis perspicua, beſonders unter den Wittenberger Studirenden verbreitet. Im Januar 1574 hatte Stöſſel dem Lyſthenius ein calviniſches Abendmahlformular zuerſt zum Abſchreiben mitgetheilt, dann jedoch wieder zurückgezogen, worüber aber dieſer einen ausführlichen Bericht an die Churfürſtin geliefert.*) Von

*) Unſchuldige Nachrichten 1712. S. 582.

Schütz war eine sehr verdächtige Predigt gehalten worden, und vermuthlich fällt auch in diese Zeit, was uns erzählt wird, daß von Peucer ein calvinistisches Gebetbuch an denselben geschickt worden, um es in die Hände der Churfürstin zu spielen, welches aber sammt dem begleitenden Briefe durch Versehen des Boten in die Hände von Lysthenius gekommen, der davon sofort dem fürstlichen Paare Nachricht gegeben. In diesem Briefe hieß es, daß sie erst Mutter Anna gewinnen müßten, „weil, wenn sie diese auf ihrer Meinung hätten, es nicht Mühe haben würde, den Herrn selbst zu kriegen." Im Februar kamen Briefe von Hermann in die Hände des Fürsten, worin derselbe anzeigte „wie man den Fürsten gewissermaßen nöthigen könne, den heimlichen Calvinisten auf dem Seile zu laufen." In Folge dieser Entdeckungen wurde nun der Briefwechsel von Hermann, Schütz und Stössel mit Beschlag belegt und aus demselben ergab sich nun auf unzweifelhafte Weise die erwähnte Absicht der Einverstandenen, den Calvinismus in Sachsen zur Herrschaft zu bringen. „Veritatem, hieß es in einem Schreiben von Peucer, quam tot diluvia sanguinis in Gallia et Belgio extinguere non potuerunt, in his regionibus esse triumphaturam." Es war darin auch die blinde Verehrung des Churfürsten gegen den Namen Luthers und das Weiberregiment an seinem Hofe lächerlich gemacht worden; mit den Heidelberger Professoren waren Verabredungen wegen des Confessionswechsels getroffen. Hermann, Schütz und Stössel wurden nunmehr verhaftet, im März eine Commission nach Wittenberg gesandt, um die Professoren und namentlich Peucer wegen der Exegesis perspicua zu vernehmen, wobei Peucers Briefwechsel mit Beschlag belegt wurde und zu neuen Entdeckungen führte. Am 7ten Juli erfolgte auch die Verhaftung von Cracov „wegen gemißbrauchten Vertrauens."

Was den Churfürsten bei dieser Entdeckung so tief entrüstete, war zunächst der langjährige Mißbrauch des Vertrauens und zwar von denen, welchen schon ihr Stand dies hätte unmöglich machen sollen. In einer eigenhändigen Note zu dem Landtagsabschiede in Torgau schrieb er: „So viel die verstrickten Personen Stössel und Schütz, Peucer und Cracov anlangt, hätte man auch besonders bedenken sollen, daß beide Pfaffen meine Beichtväter und Seelsorger gewesen, Dr. Peucer, mein Leibarzt, dem ich meinen Leib, Weib und Kind anvertraut und Dr. Cracov, mein geheim-

ſter Rath in allen weltlichen Händeln, von denen allen ich ſchändlich und höslich betrogen bin worden, in dem daß ich ſie für fromme und redliche Leute angeſehen." Noch ſtärker aber war der Zorn über die Verletzung ſeiner kirchenregimentlichen und fürſtlichen Autorität durch das Unterfangen, hinter ſeinem Rücken in ſeinen eignen Landen eine fremde Confeſſion zur Herrſchaft zu bringen. Dies wie überhaupt die Geſinnung, in welcher von ihm die geſetzliche Ahndung über die Angeſchuldigten verhängt wurde, ergiebt ſich aus folgendem Schreiben an ſeinen fürſtlichen Freund Landgraf Wilhelm von Heſſen.*)

„Meinen freundlichen Dienſt und was ich jederzeit Liebes und Gutes vermag, allezeit zuvor, hochgeborner Fürſt, freundlicher, lieber und vertrauter Vetter, Schwager, Bruder und Gevatter. Ich habe E. L. vertraulich Schreiben in der böſen und verdrießlichen Sache, ſo ſich mit etlichen meiner Theologen, Beichtvätern, Leibärzten und Kammer- oder Stubenräthen und mir zugetragen, freundlich empfangen, daraus auch E. L. freundlich und gutherzig Gemüth, daran ich mir doch nie den geringſten Zweifel gemacht, nothdürftig verſtanden. Dieweil ich aber aus E. L. Schreiben befinde, daß ſie allein von meinem Gegentheil berichtet, ſo will ich mich zu E. L., unſerm habenden Vertrauen nach, freundlich verſehn, Sie werden wahrhaftigen Gegenbericht auch freundlich in Acht nehmen und daraus als ein weiſer und verſtändiger Fürſt ſelbſt hintangeſetzt aller Affekte judiciren, ob ich in dieſer Sache, die nicht allein meines Regimentes Kirchen- und Schulautorität, ſondern vielmehr mein, meiner Unterthanen und dieſer Lande Nachkommen ſelbſt Heil und Wohlfahrt betrifft, zu viel oder zu wenig gethan habe. Ich bin nunmehr, Gott Lob, in das 40te Jahr bei der erkannten und bekannten Wahrheit der reinen Lehre des heiligen Evangelii, wie ſolche Lehre durch Doctor Luther und Philippum in der Augsburgiſchen Confeſſion verfaßt, erzogen und, gottlob, darin bis auf dieſe Zeit in das 21te Jahr meiner unwürdigen Churfürſtlichen Regierung geblieben, dabei ich auch mit Gottes Hülfe bis an mein Ende zu verharren endlich entſchloſſen. Was aber die 4 Perſonen, in E. L. Schreiben gemeldet, für ein propositum oder Vorſatz in dieſen Landen eine andere Religion anzurichten im Sinne gehabt, das laſſe ich ihre eigenen Handſchriften, welche ich bei meinen Handen, beſagen. Weil ich mich aber zu

*) Heppe, Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus II. Beilage Nr. XVIII.

beſcheiden, daß ich in dieſen Sachen von wegen meiner colera, davon ich faſt in der ganzen Welt ausgeſchrien, ich auch zum Theil in chriſtlichen und ehrlichen Sachen nimmermehr in Abrede ſeyn kann noch will meines eignen Kopfes zu ſeyn, ſo mögen E. L. mir gewißlich zutrauen und glauben, daß ich hierin mit Rath derer, die es mit und neben mir betrifft und angeht, und um dero Haar man ſich hat raufen wollen, gehandelt und noch ferner handeln will, und ficht mich derhalben gar nichts an, was die Flacianer, Calviniſten, Franzoſen oder wer ſich's mehr annehmen will, dazu oder davon ſchreiben oder reden, ſie mögen vor ihrer Thür kehren, ſo werden ſie Arbeit genug finden, auch wohl unſer dabei vergeſſen, unter uns gebührt ſich's auch nicht anders. Damit aber E. L. dero Dinge deſto mehr Bericht und Grund haben mögen, ſo iſt mir nicht entgegen, E. L. ſchicken einen vertrauten Diener zu mir, ſo der griechiſchen und lateiniſchen Sprache erfahren, ſo ſollen ihm die Briefe vorgelegt, auch wenn es E. L. begehren, davon ein Extrakt gemacht werden, damit E. L. deſto beſſer judiciren können, womit isti nebulones et Dei et principis traditores ſind umgegangen, und habe E. L. auf Ihr gutherziges Gemüth und Schreiben mein Gemüth hinwieder freundlich zu erkennen geben wollen. Da es auch von E. L. möglich zu erbitten, von wem ſie dieſe Information hätten, ſo bitte ich zum freundlichſten, ſie wollten auf das hohe freundliche Vertrauen, ſo ich in dieſelbige ſetze und habe, und in gleichem Fall von mir jederzeit wieder zu erwarten haben ſollen, als der getreue Martine handeln und mir diesfalls nichts verhalten, ſolches will ich um E. L. hinwieder freundlich verdienen, die ich hiermit dem treuen Gott und mich derſelben freundlich thue befehlen. Datum Schweinitz den 30. Aprilis anno 1574."

E. L.
treuer Vetter und Bruder
Auguſtus, Churfürſt.

Gegen die Hauptverbündeten Cracov, Peucer, Stöſſel und Schütz ließ Auguſt nunmehr den förmlichen Criminalproceß inſtruiren, den übrigen verdächtigen Wittenberger Profeſſoren wurden die von einer Anzahl lutheriſcher in Torgau verſammelten Theologen aufgeſetzten Artikel zur Unterſchrift vorgelegt, wobei vier derſelben ſich entſchieden der Unterſchrift weigerten und zugleich mit Hermann

und noch drei andern Wittenbergern des Landes verwiesen wurden. Schütz wurde zu lebenslänglichem Hausarrest verurtheilt, aus welchem er erst nach dem Tode des Churfürsten 1588 befreit wurde, Stössel starb 1576 im Schlosse zu Senftenberg, Cracov und der ihm eng befreundete Peucer wurden am härtesten betroffen; Cracov starb auf dem Strohlager eines unterirdischen Kerkers der Pleißenburg in Leipzig 1575 — man vermuthet durch freiwilligen Hungertod, Peucer erhielt erst nach zwölfjährigem Gefängniß im Jahre 1586 durch Fürbitte der jungen Gemahlin des Churfürsten, Prinzessin Agnes von Anhalt, seine Freiheit. — Ein hochgeachteter Geschichtsschreiber dieser Katastrophe spricht über diese Strafakte des Churfürsten das Urtheil aus: „Wer wird es befremdend finden, wenn der Churfürst durch alles zusammen in einen Zustand kam, in welchem er der gewaltsamsten Proceduren fähig war? Aber die Proceduren, die er jetzt vornahm, waren freilich mehr als nur gewaltsam, denn ihre Härte stieg bis zur Grausamkeit." Sollte dieses Urtheil ein dem Sachverhalt und dem Rechtsstandpunkte der Zeit entsprechendes seyn? Das Kirchenregiment war von den Reformatoren selbst in die Hände der Fürsten gelegt worden: gewissenshalber fühlten sie sich berufen — nicht in eigener Person, aber mittelbar durch theologische Convente, die obwaltenden Streitigkeiten zu schlichten. „Ob sich wohl jede Obrigkeit billig scheuen müßte, schreibt August im Jahre 1575, sich unter die verwirrten Gemüther der Theologen zu mengen, so habe er doch, da kein Papst unter ihnen sei, die Sorge, daß es immer schlimmer mit den Händeln werden würde, wenn nicht die Obrigkeit von allen Theilen darein griffe." „Daß sie Calvin nicht zu verdammen wüßten, da seine Phrases im Grunde den lutherischen nicht entgegen seien," war von den vier verhafteten Theologen selbst anerkannt worden.*) Konnte der Fürst calvinischen Theologen die Wittenbergischen Katheder anvertrauen? Daß wegen des von der Landeskirche abweichenden Bekenntnisses sie auch Landesverweisung trifft, mag als „Grausamkeit" erscheinen nach unseren Grundsätzen von Toleranz, aber mußten nicht — gemäß den Grundsätzen des jus reformandi des Landesherrn — bis zum westphälischen Frieden hin alle Katholiken und Calvinisten die sächsischen Lande räumen? Die Kerkerhaft aber der Anderen, war

*) Planck, Protestantischer Lehrbegriff V, 2. S. 628.

ſie Strafe für ihr calviniſtiſches Bekenntniß oder nicht vielmehr für das Verbrechen des Landesverraths"? Weigerte ſich doch eben aus dieſem Grunde auch der philippiſtiſche Wilhelm von Heſſen der von Friedrich von der Pfalz vorgeſchlagenen Verwendung für die Verhafteten bei dem Churfürſten. Ueberdies wurden ſelbſt von dieſen Hauptinkulpaten nur Cracov und Peucer von dem vollen Maaße der Strafe getroffen — in Folge der Unverſöhnlichkeit der perſönlich von ihnen verletzten Churfürſtin. Hermann wurde, wie bemerkt, gänzlich freigelaſſen und ging nach Breslau, Schütz empfing in ſeinem Hausarreſt noch einen Theil ſeines Gehaltes und einer ſeiner Söhne noch nach der Entdeckung der Schuld des Vaters 1574 und 1579 Stipendien.*) Selbſt gegen Peucer ſteigerte ſich die Strenge nur allmählig, wie er ſelbſt in ſeiner historia carcerum erzählt.**) Erſt wurde nur Beſchränkung ſeiner Amtsfunktionen und Wittenberger Stadtarreſt verhängt mit ausdrücklicher Erklärung, daß auch die Umgebungen der Stadt mit einbegriffen. Dann folgte Amtsentſetzung und Stadtarreſt unter gleicher Bedingung in Rochlitz mit 200 Gulden Gehalt, darauf Verſetzung in ein Gefängniß nach Zeitz, von da im November 1576 wieder nach Rochlitz in ſchärfere Haft, am 1. Auguſt nach Leipzig. Hier wurde immer auf's Neue gegen ihn inquirirt, um das Zugeſtändniß eines betrüglichen Benehmens gegen den Fürſten zu erlangen — auch einer angeblich von Cracov mit dem kaiſerlichen Leibarzt Crato angezettelten Conſpiration gegen Auguſt. Als der Angeſchuldigte feſt bleibt, wird ihm ewige Haft angekündigt, doch „in leidigem Gefängniß." Man wird nicht irren, wenn man annimmt, daß das, was noch von Milde in dieſem Verfahren iſt, auf Rechnung des Fürſten kommt, die Härte aber auf Rechnung der Fürſtin und der Hofpartei des Geheimſecretair Jaeniſch. Als der Landgraf von Heſſen ſpäter für den unglücklichen Gefangenen Fürbitte eingelegt hatte, erklärte die Churfürſtin, „ſo lange ſie lebe, ſolle er ſeiner Haft nicht ledig werden." Auch darf man wohl dem in dieſer Sache zu Rathe gezogenen Landtage einen ſchärfenden Einfluß zuſchreiben, wie ſich ein ſolcher auch ſonſt bei lutheriſch-confeſſionellen Berathungen der ſächſiſchen Landtage gezeigt hat. In der Pro-

*) Gleich, annales eccl. I. S. 61.

**) Vergl. die Annales von Thomaſius als Anhang des „Teſtaments von Oſſe."

position bei der ersten Entdeckung an den Landtag zu Torgau erklärt August selbst, daß ihm von dem bei der ersten Entdeckung in Dresden versammelten landschaftlichen Ausschusse noch härtere Maaßregeln vorgeschlagen worden, als die von ihm beliebten.*)

Mit der Beseitigung der unlutherisch gesinnten Professoren und Hofprediger war indeß nur die kleinere Hälfte der Aufgabe gelöst: worauf es vor allem ankam, war die Vereinigung der immer noch in sich selbst gespaltenen Lutheraner und die Sicherung der reinen Lehre unter den noch zum großen Theil philippistisch gesinnten Geistlichen der sächsischen Lande. Mit einem Eifer, den man auf keine andere Quelle als die aufrichtige Liebe zu seiner Kirche zurückführen kann, widmete sich nun der Fürst diesem schwierigsten Theile der Aufgabe. Von ihm selbst war der Vorschlag zu einem neuen Convent und einer neuen durchgreifenderen Einigung über eine streng lutherische Lehrform verordnet worden. Nach einer vorläufigen Einigung mit seinen eignen Theologen wurden diese nebst fünf ausgezeichneten Männern aus andern Landeskirchen nach Torgau berufen und hier im Jahre 1576, vornehmlich unter Leitung des Würtemberger Andreä, das Torgauische Bedenken abgefaßt. Nachdem über dasselbe die einerseits im Interesse des Philippismus, andrerseits in dem eines zelotischen Lutherthums abgefaßten Censuren auswärtiger Kirchen eingelaufen waren, traten Jakob Andreä, nunmehr seit 7 Jahren in dem Vereinigungswerke thätig, Chemnitz und Selnecker am Anfange des Jahres 1577 zu Klosterbergen zusammen, um an eine theilweise Ueberarbeitung jenes Bedenkens Hand anzulegen, zu welcher dann später auch noch Chyträus aus Rostock und zwei brandenburgische Theologen hinzugezogen wurden. Die so umgearbeitete Bekenntnißschrift ist die unter dem Namen der Concordienformel unter die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche aufgenommene Abhandlung.

Ungesäumt wurde nun dieselbe den sächsischen Universitäten, den Predigern und Schullehrern, wie auch den Magistraten und Grundherrn in den churfürstlichen, so wie den damals unter churfürstlicher Administration stehenden fürstlich sächsischen Ländern vorgelegt. Eine That freier Ueberzeugung konnte diese Unterschrift freilich nicht durchgängig genannt werden, denn wenn auch zunächst die Bi-

*) Hutter Concordia S. 176.

ſtatoren und Andreä an ihrer Spitze durch theologiſche Gründe die Widerſtrebenden zur Ueberzeugung zu bringen ſuchten, ſo fehlten doch auch die Drohungen nicht, wie denn auch ſpäter die Abſetzung der Renitenten erfolgte. Nach allem was vorangegangen, muß jedoch die Mäßigung des Fürſten bewundert werden, welcher wenigſtens einige unter ſeinen Beamten, deren Gewiſſen ſich nicht zur Unterſchrift verſtehen konnte, von derſelben dispenſirte: wir erfahren, daß damals der unter Chriſtian II. durch ſein tragiſches Ende berühmt gewordene Kanzler, der damalige Hofrath Crell, ſich befand, die zwei ausgezeichneten Wittenberger Profeſſoren Eberhard von der Weyhe und Matthias Weſenbeck, der vortreffliche Niederländer, wie deſſen Vetter Matthias Weſenbeck, vielleicht auch noch einige andere, deren Namen nicht aufbewahrt ſind.

Mag dies von dem Fürſten erreichte Ziel in der Gegenwart als ein werthloſes Gut erſcheinen: daß es durch rechtswidrige Mittel erreicht worden, wird nicht behauptet und eben ſo wenig der Geſinnung des Fürſten die Anerkennung verſagt werden können, welche ſo viele Mühe und einen Koſtenaufwand von 70,000 Thaler darauf gewendet hatte, dieſe Eintrachtsformel zu Stande zu bringen und damit der von den immer neu auftauchenden theologiſchen Streitigkeiten zerriſſenen lutheriſchen Kirche für eine längere Zeit einen ruhigen Stand zu ſichern — allerdings um einen nicht geringen Preis, die Ausſcheidung nämlich eines Theils der diſſentirenden Landeskirchen und einer großen Anzahl von Einzelnen, worunter nicht wenige der vortrefflichſten Talente, welche nunmehr in dem Anſchluß an die pfälziſch-reformirte Kirchengemeinſchaft ihr Heil ſuchten.

Sehr wohl erkannte es aber die Weisheit des Fürſten, daß die feſte Stellung eines reinen und klaren Bekenntniſſes doch bei weitem noch nicht alles, was das Heil der Kirche erforderte. In ſeinen Generalartikeln und ſeiner Kirchenordnung von 1580 ſtellte Auguſt eine kirchliche Geſetzgebung auf, welche zu dem Trefflichſten gehört, was auf dieſem Gebiet geleiſtet worden — ebenſo ſehr nach der Seite des praktiſch-chriſtlichen Intereſſes als nach der der kirchlichen Organiſation. Für Ordnung der Gottesdienſte, die Organiſation der Volksſchulen, das Inſtitut der Viſitationen, für die Katechiſationen und die kirchliche Disciplin finden ſich in dieſer Kirchenordnung und den Generalartikeln die trefflichſten Verordnungen. Auch die äußere Noth des Predigerſtandes ging ihm zu Herzen, für altersſchwache

Prediger, für deren Wittwen und Waiſen gab es damals noch keinen Unterſtützungsfonds: von dem Churfürſten wurde für dieſen Zweck eine Stiftung von 100,000 Gulden gemacht, durch Verordnungen und Stiftungen wurden die beiden Univerſitäten, und, da Leipzig ſchon durch Moritz reichlich bedacht worden, namentlich Wittenberg, gehoben. Von Luthers Erben wurde das Auguſtinerkloſter angekauft, und zu einem Convikt von Stipendiaten aller Fakultäten eingerichtet, deren Zahl der Churfürſt auf beiden Univerſitäten auf 150 erhöhte. Auch die Zahl der theologiſchen Profeſſuren wurde von drei auf vier erhöht, die der mediciniſchen von zwei auf vier, die der juriſtiſchen von vier auf fünf; ſelbſt ein Lehrer für das Franzöſiſche wurde angeſtellt.

Auch nach Abzug homiletiſcher Rhetorik bleibt noch einige Wahrheit in der Schilderung übrig, welche Mirus von dem Segen der kirchlichen Einrichtungen unter dem Regimente dieſes Churfürſten macht: „Im Hausregiment ſind alle Häuſer in Städten und Dörfern lauter Tempel und Wohnungen Gottes unter uns. Die liebe Jugend wird bald in der Kindheit im Katechismus unterrichtet und ſaugen die Erkenntniß Gottes mit der Muttermilch. Wenn ſie anfangen zu lallen, ſo lernen ſie das Vaterunſer und andre ſchöne Gebetlein, welche eine Macht ſind, die Gott hat zugerichtet aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge, dadurch der Feind und Rachgierige vertilget und viele böſe Praktiken zurückgetrieben werden Pſalm 8, 3. Es werden die Leute unterrichtet vom Brauch der zeitlichen Güter, wie ſie mit denſelben umgehen ſollen, damit ſie nicht Schaden oder Verluſt nehmen an den ewigen. Und wir ſehen täglich, daß Alt und Jung, Mann und Weib, Kinder in wahrer Anrufung des Sohnes Gottes ſeliglich von hinnen ſcheiden und wahrhaftig den Tod nicht ſehen noch ſchmecken, ſondern dringen durch den Tod in's ewige Leben."

Leider werden die letzten Lebenstage des Fürſten noch durch eine Handlung befleckt, welche auf ſein eheliches Leben einen Schatten zu werfen geeignet iſt. Seine treue Lebensgefährtin Anna war am 1. Oktober 1585 durch die Peſt ihm entriſſen worden. Auch im Glück hatte dieſe Fürſtin einen dem Ewigen zugewandten Sinn bewährt. Selnecker berichtet von ihr die ſchöne Aeußerung: „Gott hat mir auf dieſer Welt große, vielfältige Gaben verliehn, aber das ſage ich, daß mein Herz nie iſt mit zeitlichen und vergänglichen Dingen

erfreut worden, ſondern ich ſehne mich immerdar nach dem Ewigen, da ich will ſatt werden bei meinem Gotte und weiß nichts, das mich auf dieſer Welt genug erfreuen kann, allein daß ich weiß, daß mir Gott gnädig iſt und daß es meinem Herrn (ihrem Gatten) wohlgeht." Sie war durch ſchwere Prüfungen des Mutterherzens hindurchgeführt worden, in denen ſie Standhaftigkeit bewährt, denn von 15 Kindern hatten nur 3 ſie überlebt. Wie nach den meiſten Seiten hin ihr Leben, ſo war auch ihr Sterbelager erbaulich. Die Geſinnung, in welcher ſie ihre Leiden ertrug, ſpricht ſich in den öfter von ihr wiederholten Worten des Propheten aus (Micha 7, 9.): „Ich will des Herren Zorn tragen, denn ich habe wider ihn geſündigt," und Judith 8, 22: „Gottes Strafe iſt viel geringer, denn unſere Sünden ſind," wozu ſie das Glaubenswort Davids hinzuzufügen pflegt (Pſalm 68, 20.): „Gelobet ſei der Herr täglich, Gott legt uns Laſt auf, aber er hilft uns auch." Von ihrem Krankenbette aus ordnete ſie folgende kirchliche Fürbitte für ſich an: „Es wird begehrt ein gemein chriſtlich Gebet zu thun für eine arme Sünderin, deren Sterbeſtündlein vorhanden. Gott wolle ihr gnädig ſeyn um Jeſu Chriſti ſeines lieben Sohnes willen." Als ſie geduldig und ſchweigend ihr Ende erwartete und gefragt wurde, ob ſie auch Anfechtungen habe, erwiederte ſie: „Mir iſt weh, aber ich verzage nicht, denn ich gedenke an die Wunden des Herrn, und traue dem der geſagt hat: „Seid getroſt, ich habe die Welt überwunden, wo ich bin werdet ihr auch ſeyn; ich will wiederkommen und euch zu mir nehmen." Zuletzt wiederholte ſie mehrmals die Worte: „Vater in deine Hände befehle ich meinen Geiſt, du haſt mich erlöſet, du getreuer Gott." — Schon dies befremdet, daß der Churfürſt, welcher ſich damals auf ſeinem Schloſſe in Colditz befand, die ſieben Wochen hindurch, welche die Krankheit dauerte, durch die Befürchtung der Anſteckung ſich abhalten ließ, ſeine leidende Gemahlin zu ſehen. Schon ganz kurze Zeit nach ihrem Tode läßt er ſich von ſeinem Freunde, dem Churfürſten von Brandenburg beſtimmen, um die Hand der Schwägerin deſſelben, der Prinzeſſin Agnes Hedwig von Anhalt anzuhalten — damals ein noch nicht ganz 13jähriges Mädchen! Noch iſt die geſetzliche Trauerzeit nicht vorüber, als der 60jährige Fürſt mit dieſer jungen Braut am 3. Januar 1586 in Deſſau das Beilager hält. Bei dieſer Gelegenheit war es, wo die junge Neuvermählte auf den Wunſch ihres Va-

ters um die Freilaſſung Peucers aus deſſen zwölfjähriger Gefangenſchaft anhält und auch die Gewährung dieſer Bitte erlangt. Von lutheriſcher Seite wurde damals eine Münze geprägt, welche Adam und Eva unter dem verbotenen Baume darſtellt, mit der Umſchrift: „Adam durch der Eva Rath, Gottes Gebot übertrat.“ — Ein prunkvoller Einzug in Dresden folgte. Doch bald darauf mußte das Land und die unmündige Gattin die Freude ſich in Leid verkehren ſehn. Am 11. Februar hatte Auguſt in Auguſtusburg, wo er eine Jagd abgehalten, noch eine Predigt über das ewige Leben angehört, über welche er ſich bei Tafel beifällig äußerte: an demſelben Tage ſtarb er durch einen Schlaganfall. —

Hauptquellen: Die Leichenpredigten von Selnecker, Mirus, Beyſer in Hauſen, Gloriosa electorum Saxoniae busta 1728. 1. Th. Stichart, Gallerie der ſächſiſchen Fürſtinnen, Leipzig 1857.

II. Joachim Ernſt von Anhalt.

(Geb. 1536, geſt. 1586.)

Joachim Ernſt, geb. 1536, ſeit dem Ableben ſeines Bruders Bernhard von Zerbſt Herr der geſammten anhaltiniſchen Lande. In ſeiner Jugend hatte er ſich durch Kriegsdienſte unter Philipp II. von Spanien ausgezeichnet, ſeit ſeinem Regierungsantritte 1562 aber allein der Wohlfahrt ſeines Landes gewidmet. Durch ſeine Einſicht, wie durch ſeine verwandtſchaftlichen Verbindungen — er zählte die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, die Herzöge von Würtemberg, Holſtein, Liegnitz, Schwarzburg unter ſeine Schwiegerſöhne — genoß er nicht nur bei dem Kaiſer und den deutſchen Reichsfürſten eines hohen Anſehns, ſondern auch bei ausländiſchen Höfen, Frankreich, England, Dänemark. Er war der glückliche Vater von acht Söhnen, auf welche mehr oder weniger ſeine Begabung und ſein ſinniger Geiſt ſich vererbte, von denen ſich namentlich Ludwig, ſeit 1603 Fürſt von Cöthen, als Mitbegründer der fruchtbringenden Geſellſchaft einen Namen in der Literaturgeſchichte erworben hat.

Der Confeſſion nach iſt dieſer Fürſt der letzte Vertreter der lutheriſchen Kirche unter den anhaltiniſchen Fürſten. Von den Anhängern Melanchthons in Wittenberg aus hatte ſich auch in den

anhaltiniſchen Landen der Widerſpruch gegen die Lehre von der communicatio idiomatum und die darauf begründete lutheriſche Abendmahlslehre verbreitet, ſo daß dort, wie anfänglich in vielen andern lutheriſchen Kirchen der Form. Concord. die Unterſchrift verweigert wurde. Vergeblich war in einem Colloquium zu Herzberg 1578 der Verſuch einer Verſtändigung geweſen. Wie die meiſten Laien jener Zeit fand ſich auch Fürſt Ernſt — zumal bei der abſichtlichen Verhüllung des wahren Standpunktes von Seiten der Melanchthonſchen Partei — außer Stande, über die Differenz der ſtreitigen Lehren in's Klare zu kommen, ſo daß dieſe Streitigkeiten ihn nur zu der Klage veranlaßten, welche öfter von ihm vernommen wurde: „Der Herr hat befohlen: hoc facite in mei commemorationem. Wie kann man es verantworten, daß man darob zanket, als hätte er geſagt: de hoc disputate.“ Nichtsdeſtoweniger, wie bei ſeinem Schwiegerſohne Auguſt, war auch bei ihm das Pietätsgefühl für Luther viel zu groß, als daß er in dieſem wichtigen Lehrſtück ſich eine Abweichung von der ererbten Lehre hätte gefallen laſſen wollen. So ließ denn auch er noch kurz vor ſeinem Tode 1585 von dem lutheriſch geſinnten Superintendenten Brendel in Deſſau eine Deklaration abfaſſen, welche das reine lutheriſche Bekenntniß ausſpricht und allen Kirchen- und Schuldienern in ſeinem Lande zur Unterſchrift vorgelegt wurde. Doch hindert ihn dies nicht, für ſeine verfolgten Glaubensbrüder in Frankreich Fürbitte abzulegen, wie ſich denn überhaupt unter ihm nähere Beziehungen mit Frankreich bildeten, insbeſondere mit Heinrich IV., damaligem Könige von Navarra, in Folge deren die Hinneigung ſeiner Söhne zum reformirten Bekenntniß wie zu franzöſiſcher Sitte ſich verſtärkte.

Während von andern Regenten aus ihrem früheren Kriegsleben manche rohere Sitte und Gewöhnung in ihr ſpäteres Regentenleben mit hinübergenommen wurde, ſtellt ſich das ſeinige in ſittlicher Hinſicht vorwurfsfrei dar. Ritterſpiel und Jagd bildeten ſeine vornehmſten Vergnügungen, bei deren Ausübung er indeß auch menſchenfreundliche Rückſicht auf ſeine Unterthanen nahm und die möglichſte Schonung des Landmanns nicht außer Augen ließ. Auf die Förderung des Landeswohlſtandes, die Verſorgung ſeiner treuen Diener und die Erziehung ſeiner Familie war ſein ganzes Intereſſe gerichtet. Die Juſtizſachen ließ er durch ſeine eigne Hand gehn, traf Anſtalten der Fürſorge für Kranke, Wahnwitzige und Arme, unter-

ſtützte aus fürſtlichen Mitteln in Deſſau Hausväter, welche einen neuen Hausſtand zu begründen im Begriff ſtanden, erſtattete 16 Jahre hindurch die Begräbnißkoſten aller ſeiner Diener und ließ dieſelben überhaupt in mehrfacher Hinſicht ſeine Mildthätigkeit erfahren. Des Unterrichts ſeiner Kinder nahm er ſich mit großem Eifer an, beaufſichtigte denſelben, und nahm an ihren Prüfungen Antheil. Selbſt ein Freund der Muſik, ſcheint er auch dieſe Neigung unter ihnen verbreitet zu haben. In der Religion war es ihm nicht bloß um Erbauung, ſondern auch um Einſicht zu thun. Oefters bewegten ſich ſeine Tiſchgeſpräche um die Gegenſtände der Predigt und an den Feſttagen begehrte er über Namen und Geſchichte der chriſtlichen Feſte die Belehrung. Stehend pflegte er vor der Tafel mit ſeinem ganzen Hofgeſinde ein chriſtliches Lied anzuſtimmen und wie wichtig ihm das Gebet geweſen, bezeugt noch eine von ihm verfaßte, von ſeiner Wittwe herausgegebene Gebetsſammlung. Ja auch die perſönliche Berathung ſeiner Diener in Gewiſſensſachen machte er ſich zur Angelegenheit, und verſchmähte es nicht, ihnen aus der heiligen Schrift und andern geiſtlichen Büchern ſelbſt vorzuleſen. Noch iſt ein Ermahnungsſchreiben an einen von ſeinen Hofleuten erhalten, in welchem er denſelben in chriſtlicher Weiſe ermahnt, nicht durch unerlaubte Mittel die Förderung ſeines Wohlſtandes zu verſuchen. Es lautet alſo: „Lieber Getreuer, Wir haben dein unterthänigſtes Schreiben empfangen, und wollten nicht gerne, daß du dich auf dieſe Händel legen, deine Hoffnung darein ſetzen, noch dieſe vorgenommene Perſuaſion dich an deiner Wohlfahrt hindern laſſen ſollteſt: denn, da dich Gott aus väterlicher gnädiger Vorſehung mit Reichthum, Glück und Wohlfahrt bedenken will, wird ſeine Allmacht wohl Wege wiſſen, ob es gleich nicht eben auf dieſe Weiſe iſt, als du dir vorgeſetzt, denn Gottes Güte iſt unerforſchlich, aber er will nicht Ziel noch Maaß zu ſeiner Hülfe vorgeſchrieben haben. Des erinnern Wir dich aus Gnaden, daß du dich von deinem gefaßten Wahn abnehmeſt und dich ſelbſt an deiner Wohlfahrt nicht hinderſt, denn Wir meinen es mit dir in Gnaden treulich, und wollen deinen Unfall gerne verhütet ſehn."

Noch einige Monate vor ſeinem Ende erlebte der Fürſt die Freude, ſeine Tochter mit ſeinem Freunde, dem mächtigen Churfürſt Auguſt vermählt zu ſehn — eine durch den Altersabſtand beider Gatten freilich nicht wenig anſtößige Ehe, welche auch durch den ſo bald erfolgten Tod des Churfürſten ſofort wieder gelöſt wurde. Kurz

darauf, am 27. November 1586, folgte auch Joachim Ernſt ſeinem betagten Schwiegerſohne in's Grab.

Quelle: J. Chr. Becmann Historia Anhaltina.

III. Herzog Philipp II. von Pommern.

(Geb. 1573, geſt. 1618.)

Am Anfange des 17. Jahrhunderts lebte in Augsburg ein Handelsherr von patriciſchem Geſchlecht, deſſen Name damals an mehreren auswärtigen und den meiſten deutſchen Höfen bekannt und in hohen Ehren gehalten war, Philipp Hainhofer (geſt. 1647). Er verdankte dieſe Auszeichnung zunächſt dem vorzüglichen Geſchicke, mit welchem er in jenen Zeiten, wo das Zeitungsweſen noch auf den Stufen der Kindheit, von Augsburg, jenem Stapelplatze der Handelswelt aus, in welchem aus allen Gegenden Botſchaften und Nachrichten zuſammenſtrömten, den Fürſten in fortgeſetzter Correſpondenz über alle in ihrem Intereſſe liegenden Gegenſtände, zunächſt die politiſchen Ereigniſſe, Nachrichten mittheilte. Dergleichen Correſpondenten pflegten damals die Fürſten gegen angemeſſenen „Ehrenſold" förmlich in Dienſt zu nehmen. So hatte für den franzöſiſchen Hof dieſen Dienſt ſchon Hainhofers Oheim übernommen, ſo daß nach deſſen Tode der Neffe in dieſe Stelle eintrat, ſpäter auch für Baden, Bayern, Pommern, Braunſchweig. Ein beſonderes Intereſſe, welchem Hainhofer nicht weniger als dem politiſchen entgegenkam, war das künſtleriſche. Selbſt Maler und Architekt wußte er als Kunſtkenner auf ſeinen zahlreichen Reiſen eine zahlreiche Sammlung von Kunſtſchätzen zuſammenzubringen, welche ihm damals den Zuſpruch von Beſuchern der verſchiedenſten Confeſſionen und Stände verſchaffte, von Fürſten, unter denen auch Lorenz von Medici genannt wird, Geſandten, Biſchöfen, Mönchen und Nonnen, welche der gaſtfreie Mann häufig auch nicht ohne liberale Regalirung entließ. Durch Unterſtützung tüchtiger techniſcher Künſtler ließ er auch fortgeſetzt Kunſtwerke aller Art, zu welchen in der Regel von ihm die Ideen und Motive angezeigt worden, anfertigen — manche in ſpeciellem Auftrag von hohen Herrn, andere für ſeine eigne Kunſtkammer oder zur Veräußerung an hohe Kunſtliebhaber. So wurde er nicht nur der Aviſenſchreiber, ſondern auch der Kunſtlieferant für die deutſchen

Höfe. Vermöge ſeiner Kenntniß der Höfe, ſeines praktiſchen Verſtandes, ſeiner Courtoiſie im Umgange und ſeines biedern Charakters fiel ihm aber ſelbſt die Rolle eines politiſchen Geſchäftsträgers zu, in welcher Charge er von mehreren Fürſten, mit Creditiven verſehn, auf Reichstage und an Hoflager entſandt wurde und bei ſolchen Aufträgen es immer verſtand, das Vertrauen ſelbſt entgegengeſetzter Parteien zu gewinnen. Wir beſitzen von ihm noch die Relationen über mehrere dieſer Reiſen, aus einer noch ungedruckten heben wir ein Stück aus, welches dem Geſagten zum Belege dient.*)

Im Jahr 1613 war Hainhofer mit dem Creditiv Herzog Philipps nach dem Regensburger Reichstage geſandt worden. Sein Tagebuch giebt einerſeits von dem endloſen Ceremoniell und der Zeitvergeudung, andrerſeits von den gegenſeitigen Gaſtereien und Aufwartungen, wie von den höchſt gemüthlichen, zuweilen auch gelehrten Converſationen eine anſchauliche Relation. 19. Auguſt. „Als ich des Erzherzogs Leopold Drl. wollen die Hand küſſen, rief Sie mich auf der Gaſſe an, da Sie eben gen Hof fahren. Da Sie mich erſehen, rufen Sie mich zu Ihr zur Kutſche, ziehen den Hut ab, bieten mir die Hand und fragen, warum ich nicht zu J. Drl. komme? Auch ob mein Herr, der Herzog zu Pommern, nicht erſcheinen werde?.. Und nachdem J. Drl. ich das Pommerſche Schreiben überliefert, haben Sie bis gen Hof allerlei converſieret und mich heißen zu Ihr kommen. Nachmittag hat mich Herr Churfürſt von Cölln (der mich auch den 18. d. auf der Gaſſe erſehen, durch einen Edelknaben zu ſich berufen und mich empfangen, auch mit mir vom Markt an, da ich bei dem Pommerſchen Geſandten geſtanden, bis in J. Chrf. Drl. Wohnung und Quartier ja bis in ihr Zimmer geconverſieret), zu ſich berufen, und was ich von Kunſtſachen mit mir habe zu ſehn begehret, mir die guarda robba eingegeben, auch ſelbſt zu mir gekommen und bei zwei Stunden bei mir geblieben. — 2. September habe ich Herrn Joh. Chriſtoph, Biſchof zu Eichſtetten das Pommerſche Credenzſchreiben überliefert, meine Werbung abgelegt, und haben J. Gn. unter dem rothſammtenen Tiſchteppich einen Gnadenpfennig gelangt, mir ihn verehrt und bei der Tafel behalten, und obwohl Petrarcha zu ſagen pflegte: vien tardi et subito va via, ſo haben

*) Aus den Reiſerelationen Hainhofers (über ſeine Reiſe zum Regensburger Reichstage) in der Herzogl.-Wolfenbüttelſchen Bibliothek. 2 Th. Fol.

ch doch J. F. Gn. oft zu ihr zu kommen geladen, dann ich alle- t willkommen ſeyn ſollte. — 6. September hat Herr Churf. zu ier durch einen Lakaien auf folgenden Mittag mich zu Gaſt beru- t. Als ich nun den 7ten zu gebührender Zeit erſchienen und auf- wartet, und J. Chrf. Gn. erſt um 12 Uhr von des Biſchof von egensburg exequiis und Leichenproceſſion heimgekommen, haben ie Sich entſchuldigt, wenn Sie gewußt, daß ſich dieſe caerimonia lang verweilen ſollte, ſo wollten Sie mich auf einen andern Tag rufen haben, ich ſoll deſto bälder von ſelbſt wiederkommen. Denn wohl Seneca ſage: vitam magis in pretio esse quam quaeque mporalia bona, ſo habe doch dieſer gute Biſchof (von Regensburg), e ungern er auch daran gekommen, auch ſterben müſſen, cum mors : aequo omnia solvat, darum ſoll Jeder ante senectutem alſo ben, ut in senectute bene moriatur, coelum non omnes aspicere, ucos introspicere. Als de Pere rype is, zoo vallt ſy von den om, ende de Canne gaet zoo lange to Water, dat ſy brecket. at most endelich geſtorwen ſyn. Niete ſeker dann de Doot, onſe- : dann de Snire. Neemanden weet, hoe naer hem de Doot ys, nn de Doot heeft alltoos ennige Oorſacke. Aussitost meurt au comme vache, pour cela mieulx vault mourir, que languir . martyr; de korte Quale ys de beſte; cosi muore l'affamato, me quel che hà mangiato. . . . Nach der Mahlzeit und nach m Gebet ſind J. Chrf. Drl. an der Tafel gelainet, und als Sie le umſtehenden Herrn, Räthe und Junker eine Weile angeſehen, ben Sie durch einen Pagen mich zu Ihr hinan berufen, mir noch n Gläslein ausgebracht, eine kleine Weil converſiert, alsdann mir e Hand gereicht und dimittiert. — 12. September habe ich dem rrn Chriſtoph Phillipps, Biſchof von Speier das Pommerſche chreiben präſentirt, welcher Biſchof ein ſehr gelehrter Herr iſt, viel iscurs über das Pommerland und meinen Herrn mit mir gehabt d ihm ſonderlich wohlgefallen hat, daß man in Pommern die emählde und Bilder nicht verwirft, ſondern ſich noch pia meditione und contemplatione darinnen recreiret mit Vermelden, iod inter alia per picturas ad imitationem discendum sit in rris, cujus notitia maneat in coelis, et quod discretus et quus christianus discernat et aequet in cultibus, at qui con- a agit (secundum Nazianzenum) conscientiam pro domestico i vero tribunali habeat. — 29. September. Weil nun die

Fest in das Cölln'sche Quartier gekommen, so hat sich am Tag zuvor, als am Samstag Mittag der Herr Churfürst von Regensburg nach Berchtesgaden begeben, daselbst sich auszulüften, und haben J. Chrfrstl. Drl. mich zuvor durch einen Lakaien am andern Morgen früh zu sich berufen, allerlei an meinen gnädigen Herrn und Fürsten mir anbefohlen in Gegenwart Herrn Pfalzgrafen Wolff Wilhelms, bei einer halben Stunde mit mir conversieret und darunter Schriften und clinodia eingepackt, endlich mir die Hand gereicht, alle Gnad' mir angeboten und mir gevaledicieret. J. Frstl. Drl. sind auf eine Zeit zu mir unversehns in die guarda robba gekommen, als ich eben den Churfürstlichen Habit (so man zum Verlüften aufgehängt) um mich und das Churhütlein auf dem Haupt hatte, da lachten Sie und fragten, ob ich nicht auch gern ein Churfürst wäre? und ist dieser Fürst gar ein überaus holdseliger, freundlicher, leutseliger Herr, dessen Durchl. diesen Reichstag über manche politische, künstlerische, auch Religionsdiskurs mit mir gehabt haben. Noch mehrere aber Ihrer Chrfürstl. Durchl. Großhofmeister Herr Graf Eytel und Ihr Kammerrath und geheimer Sekretarius, Daniel Schilling, der ein guter, alter Deutscher. — Den 1. Oktober bin ich wieder durch einen Kammerpagen zur Churfürstlichen Trierschen Tafel befohlen worden. Nach der Mahlzeit sind J. Chrf. Gn. mit mir in ihrem Zimmer auf- und abgegangen, von Religionssachen und auch von dem, daß sich der Reichstag also unverrichtet zerschlagen, und so vielerlei factiones, als Unisten, Liguisten, Neutralisten, Componisten, Cäsaristen, Protestanten, Correspondenten abgebe, geredet . . . Als ich nun sagte, daß Herr Hans Ludwig von Ulm vice Canzler habe, als ihnen die Stadt Regensburg den Wein verehret, mit seinen hitzigen Reden und Comminationen nicht wenig Mißtrauen verursacht, antworteten J. Chrf. Gn., der von Ulm habe seinen Herrn defendirt, wann ich meinen Herrn den Herzog in Pommern also hörte inculpieren, als wie man den Kaiser beschuldige, ob ich ihn nicht auch defendieren wolle, sagte ich: Ja, aber mit Bescheidenheit und nicht mit commination e. Darauf wünschten J. Chrf. Drl., daß mein Herr, weil so gelehrt, leutselig, frank und friedfertig ist, selbst hier wäre, dann S. Frstl. Gn. gewiß viel Nutzen schaffen würden. Und währete diese unsre in deambulatione ganz vertrauliche, sonderlich von Religionssachen und von der Augsburgischen Confession gar freundlich gehaltene Conversation bei anderthalb Stunden, und

iſt dieſer eisgraue Herr ein über die Maßen löblicher, holdſeliger Fürſt."

Dieſelben Belege von der ſcharfen Beobachtungsgabe des gebildeten Mannes, von ſeiner humoriſtiſch-heitern Laune und auch von ſeiner umfaſſenden klaſſiſchen und ſonſtigen Beleſenheit geben alle von ihm vorhandnen Tagebücher und Relationen. Was ſeine religiöſe Stellung anlangt, ſo wird ihm der damals noch ſo weit verbreitete Glaube an die evangeliſchen Grundwahrheiten nicht gefehlt haben: ein lebhafteres Intereſſe dafür giebt ſich indeß kaum zu erkennen. Selbſt wo er von den katholiſchen Bedrückungen, wo er von ſo trauriger Apoſtaſie, wie bei Herzog Wolfgang von Neuburg zu ſprechen hat, verläßt ihn nie die aequabilitas temperamenti und miſcht ſich wohl ſelbſt dabei ein heitrer Scherz ein.

Hainhofer beſonders verdanken wir es nun, daß wir von dem chriſtlichen Fürſten, deſſen Vertrauen und Freundſchaft er in ſo reichem Maaße genoß, ein ſo konkretes und farbenreiches Miniaturbild beſitzen, welches allein ſchon durch die Zierlichkeit ſeiner Zeichnung das Intereſſe in Anſpruch zu nehmen im Stande iſt.

Herzog Philipp II. von Pommern, geboren 1573, war nach einer friedlichen Abfindung mit ſeinen Brüdern 33 Jahr alt im Jahr 1606 zur Regierung ſeines Landes gelangt. Derſelbe friedliche Sinn charakteriſirt ſeine Regierung. Auch iſt ſein Beſtreben nach Innen wie nach Außen ſeinem Lande den Frieden zu erhalten, mit beſtem Erfolg gekrönt worden. Während ſeiner freilich nur kurzen Regierung bleibt Pommern von Kriegsſtürmen verſchont, ſo daß dem Fürſten vergönnt iſt, ſich dem innern Ausbau ſeines Landes zu widmen und die Künſte des Friedens darin zu fördern. — Je mehr dieſer friedliche Landeszuſtand Muße gönnte, deſto mehr wurde ſie von dem für ſeine Zeit hochgebildeten Fürſten der Befriedigung ſeiner Privatneigungen zugewendet. Dieſe lagen auf dem Gebiete der Gelehrſamkeit und Kunſt. Nicht nur des Lateiniſchen ſondern auch des Griechiſchen war er kundig, wußte die theologiſchen Streitſchriften zu beurtheilen und hatte dieſelben in ſeinen Exemplaren, wie dies Micrälius ſelbſt geſehn, mit beurtheilenden eigenen Bemerkungen begleitet. Er lebte vorzugsweiſe dem Umgange mit Gelehrten und Künſtlern, den Studien und der Vermehrung ſeiner Münz- und Kunſtſammlungen. Schon von ſeiner Jugendreiſe nach Frankreich und Italien hatte er eine ſchöne Sammlung von Münzen, Medaillen, Kunſtwerken

mitgebracht: die Nachrichten, welche Hainhofer über die von ihm in Augenſchein genommenen Kunſtſchätze giebt, zeugen von der großen Ausdehnung, welche dieſe Sammlungen ſeitdem gewonnen hatten.

Doch ihren Mittelpunkt fanden die Intereſſen dieſes edeln Fürſten weder in der Wiſſenſchaft noch in der Kunſt, ſondern in der Frömmigkeit. Es war aber dieſe ſeine Frömmigkeit weder jene dogmatiſirende, wie ſie ſich an den Höfen des 16. Jahrhunderts findet, auch nicht eine pietiſtiſche, wie ſie am Ende des Jahrhunderts an mehreren Höfen Eingang gewinnt, ſondern jene einfach bibliſche ſo vieler auch durch Talent hochſtehender Männer des Reformationszeitalters, eines Georg von Anhalt, Chriſtian III. von Dänemark, Johann von Schwarzenberg, des Verfaſſers des Geſetzbuches der Carolina, Matthäus Weſenbeck, des berühmten Wittenberger Juriſten und anderer. Seiner Kirche war er in Schlichtheit des Herzens zugethan. Die Concordienformel hatte die pommerſche Kirche nicht angenommen, dem Calvinismus war ſie indeß um nichts deſto weniger abhold. Auch auf den unter Philipp gehaltenen Landtagen 1606 und 1614 wurden die damals in Pommern häufigen Calviniſten von der lutheriſchen Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen. Das theologiſche Haupt der pommerſchen Kirche war damals der wegen ſeines orthodoxen Eifers wie durch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit bekannte Dr. Daniel Cramer, ein Mann, dem es auch um Frömmigkeit zu thun war, dem jedoch ein Buch wie Arndts wahres Chriſtenthum als verdächtig erſchien, weil es bloß Chriſtum als Exempel lehre. Ein Brief Arndts an Herzog Auguſt von Braunſchweig (1621), worin er ſich gegen einen Angriff Cramers vertheidigt, ſchließt mit den Worten: „Ach theurer Fürſt, es iſt zu fürchten, daß manche große Theologen weniger von Chriſto haben als ſie zu haben meinen.“ Wie hoch auch der Herzog dieſen ſeinen Stettiner Hauptpaſtor und Profeſſor des Pädagogii in Ehren hielt, ſo ſcheint ihm doch das Intereſſe an Controverſen fern geblieben zu ſeyn: ſein theologiſches Intereſſe geht nur auf die Schriftforſchung. Bei ſeinem Dr. Cramer fand er indeß auch nach dieſer Seite hin Anregung und Befriedigung, denn derſelbe war eben damals mit einer Auslegung der Bibel für Laien beſchäftigt (ſ. Herzog Ernſt).

Ein frühzeitig ſiecher Körper hatte ihm die Neigung zur Schwermuth gegeben und dadurch wohl auch ſeinen religiöſen Ernſt geſteigert, ohne indeß ſeiner Frömmigkeit einen düſteren Anſtrich zu ge-

Auferstehung zum ewigen himmlischen Leben gnädig verleihen, und mit dem König David dieses meinen Trost seyn lassen, daß ich wohl werde zu meinem herzliebsten Kind fahren, es aber nicht wieder zu mir kommen: daß die Gläubigen, und also auch dieses Kind, zweierlei Leben, und nur einen Tod, als wie die Ungläubigen zweierlei Tod und nur ein Leben haben; daß wenn es länger gelebt, und länger gewachsen, auch mit ihm die Sünden und die Ruthen im Kreuzholz gewachsen wären; daher allein Christus der Herr unser Leben, und Sterben nur unser Gewinn ist, und denen die Gott fürchten und lieben, als auch mein liebstes Philipplein, fromm gewesen, und, zu seinem Alter, wohl und gern gebetet, Alles zum Besten dienen muß."

Die Erscheinung Herzog Philipps nach dem ersten Eindruck schildert Hainhofer in der Beschreibung seiner ersten Aufnahme: „Nach vollendeter Predigt haben mich die zwei Hofjunker, als meines Herrn Commissarii, auf das mir deputirte Losament geführt, gleich vor meines gnädigen Herrn Bibliothek, welches eine große Stube und große Kammer, mit schwarzen Tapeten belegt und behängt, und mit einem großen Vorzimmer. Auf der einen Seite ist Prospektus in den Schloßhof, auf der andern, über das Reithaus hinaus, auf die Oder, in die fürstlichen Gärten, Lusthaus, Weinberg, und auf ein fünf Meilen wegs herum. In der Kammer auf einem Tisch ist gestanden eine hohe vergoldete Credenz mit candierten und eingemachten Früchten, und auf einem hübsch gewürfelten Tuch stehend, und mit dergleichen einem bedeckt; auch eine Bettstatt, mit dergleichen Umhängen behängt und mit damastener Decke bedeckt. Und delektiret sich meines Herren herzliebste Frau Gemahlin und Ihr Frauenzimmer sehr der gewisleten Arbeit, haben mir auch ein dergleichen gewisletes Tuch gnädigst verehrt, das J. Frstl. Gn. gemacht haben. Als mich nun die Commissarii und Schwichel ein halbes Stündlein intrateniert, mein Bagaggi auf das Losament holen ließen, der Marschal Claus von Brughausen zu Gustin, so auch ein alter versuchter Soldat, und der Schloßhauptmann Hans Zastrow zu Barwalden und Vemern, ein gelehrter, gutherziger, wackrer Nobilis, mich auch empfingen, haben J. Frstl. Gn. meiner gnädigst begehrt, und ich also in Ihre Tafel-Stube geführt worden, in welcher J. Frstl. Gn. vorn an der Tafel stand und mich ganz gnädigst empfingen; gar ein ausbündig schöner Herr, mediocris staturae ist, vultum serenum et humanum cum gravitate mixtum hat, lange Haar, schier alla

Nazarena trägt, daher Herzog Wilhelms in Bayern Drl. dem Conterfett nach J. Frstl. Gn. einem salvatori etlichermaßen verglichen. Das Pedal wird dem Herzog bisweilen von Flüssen geplagt und debilitiert; J. Frstl. Gn. aber nehmen es als eine göttliche, väterliche Heimsuchung gar geduldig auf, und erfreuen sich, daß nur der Kopf wohl auf ist, als der mehr regieren muß, denn die Füße."

Ein Zeugniß sowohl über den wissenschaftlichen Eifer des Fürsten, als über seine Regententreue und fürstliche Leutseligkeit gegen die Unterthanen wird vom 13. September gegeben, wo Hainhofer berichtet: „Am 13. Sept. sind wir nach der Morgensuppe in eine andre Haide jagen gefahren. Auf Kutschen und im Schirm mein Herr und Ich immer, so wohl als die vorhergehenden Tage, in Joh. Georgii Agricolae Hirschbuch laut gelesen, einer ein Kapitel um den andern, oder an Posttagen einer eine Schrift und Zeitung um den andern; da dann J. Fürstl. Gn. das Italiänische gleich so fertig lesen, als das Lateinische und Deutsch, auch das Französische wohl verstehen, und eben nicht feiern können, entweder conversiren, oder lesen oder schreiben müssen, sogar über Essens keine Ruhe, sondern alle Mahlzeit einen Büschel Bücher und Schriften neben sich liegen haben, eine Weile essen, eine Weile conversiren und trinken, und mich nur wundert, wie dieser Herr das Lesen und Schreiben einen ganzen Tag in seinem Kopf also verbringen kann, und so gar nicht müde wird. Dieser löbliche Fürst nimmt auch alle supplicationes selbst an und überliest sie. Wo man gewußt, daß wir durchfahren werden, sogar im Feld, haben sich immer Leute gefunden, die J. F. G. in die Kutsche hinein supplicationes überreichten, welche Sie allzeit auf das Mittag- oder Nachtlager beschieden und alsdann Ihnen Antwort und Bescheid durch den Marschal oder Hauptmann ertheilt haben, und wenn einen Tag keine Leute gekommen, die was gebeten, und denen Sie Gnad erzeigen könnten, gleichsam melancholisch darüber geworden." — Von der Sanftmuth seines Charakters und den Erfolgen, welche dieselbe in seinem Regentenamte gehabt, berichtet Hainhofer: „J. Frstl. Gn. sind sonst gar sanftmüthig, gar geneigt, Gnad zu erzeigen und zu vergeben, und lassen sich nicht leichtlich zu Zorn oder Ungeduld bewegen, dessen man ein frisches Exempel an Casper Stoyentin, Hauptmann zu Friedrichswald, hat, welcher ohne meines Herrn Vorwissen in der Haide Kohlen brennen lassen, in welcher durch Verwahrlosung der Köhler eine Brunst aufge-

gen und dadurch meinem Herrn in die zwei Tonnen Gold Scha-
geſchehn. Noch auf heutigen Tag gar einen weiten Weg die
me alle ſchwarz ausſehn, da es doch ſonſt ein trefflich ſchön Ge-
geweſen. Ueberdem dieſer Hauptmann ſonſten auch viel Untauß
tauglichen) ſoll begangen haben, und ihm gleichwohl mein Herr
Gnaden verziehen. Auch in ſeiner hitzigen Krankheit (in welcher
weil ich noch in Pommern war, geſtorben, und ſonſt auch in kurzer
viele Leute daran dahin gegangen), durch die medicos noch
hs und Guts ertheilen laſſen und hat meinen Herrn ſeiner Die-
keiner nie hören fluchen und Gott läſtern. In dem Aufruhr,
mein Herr in die Stadt gekommen, und durch ſeine Trommeten
Herold Frieden laſſen ausrufen, der Zünfte Ausſchuß zu ſich
das Schloß erfordert, und ihnen befohlen, daß ſie und die Ihren
Waffen von ſich legen und ſich zur Ruhe begeben ſollten, ſo
ten J. Frſtl. Gn. ſie bei ihren privilegiis ſchützen und hand-
en, ſo iſt einer unter dem Haufen hervorgetreten, und geſagt:
gnädiger Herr, ſoll's wohl wahr ſeyn? welche unverſtändige Rede
Frſtl. Gn. ihm gleich auch gnädig zu gut gehalten, und mit
er Sanftmuth ſoviel ausgerichtet, daß durch Gottes Schickung
der Tumult geſtillt und die Waffen niedergelegt worden. Und
J. Frſtl. Gn. ſonderlich in justitia langſam und bedächtlich,
illud: Ne frena animo permittere calenti, da spacium
nemque moram; male cuncta ministrat impetus; wohl wiſ-
, daß Justitia keinen größern Feind hat, denn die Eile, Ver-
ſenheit, Unverſtand und Unfleiß, und daß die Eile oft Reu bringet,
er langſam rächt, aber leichtlich verzeiht." —

Es war auch ein Fürſt, der Gottes Wort zur Leuchte auf
ſeinen Wegen machen wollte. „Und habe ich ſelbſt, berichtet
rälius, mit ſonderbarer Luſt aus etlichen Briefen, die er mit
er Hand an ſeinen Hofprediger, meinen Schwiegervater, David
tzium, geſchrieben, geſehen, wie er faſt keine Sachen, daran
as gelegen war, angefangen, darüber er nicht jenes theologi
inung, wie weit es im Gewiſſen zu verantworten, er-
ſchet."

Vernehmen wir die weitere Schilderung der Gottesfurcht des
zogs bei Hainhofer:

„Am 27. Auguſt habe ich im Schloß Predigt gehört, nach der
redigt hat mein Herr ſeine herzliebſte Frau Gemahlin, weil Dato ihr

Geburtstag war, mit unterſchiedlichen Präſenten angebunden, und die Mittag-Mahlzeit auf meiner gnädigſten Fürſtin und Frauen Zimmer gehalten, und niemand an das Fürſtl. gevierte Täflein oder Tiſchlein geſetzt worden, als die zwei Fürſtinnen, Herzog Ulrichs Fr. G. und ich; und haben uns die zwei Fürſtinnen aus hübſchen kleinen, cryſtallenen geſchnittenen Gläslein zugetrunken, und, weil ich das erſte mal auf meiner gnädigen Frauen Loſament war, J. Frſtl. Gn. mir auch einen artigen Willkomm vorſetzen laſſen. Die Urſach, darum die Fürſtin auf ihrem Gemach jetzt Tafel gehalten, iſt, daß mein gnädiger Fürſt und Herr an Sonn- und Feiertagen, auch wann er zur Beichte geht, den ganzen Tag, von Morgens an bis Abends, ohngeachtet auch fremder anweſender Herrſchaft, ganz nichts, oder bisweilen, für die Magenöde nur ein Brühlein iſſet, ſondern ſtets in ſeinem eingefaßten Stüblein oder Oratorio in der Kirche ſitzt, lieſt, betet, sacra meditirt, den angehörten Predigten mit den Büchern nachſchlägt, und dieſe Stunde über ſich andrer Händel ganz entſchlägt; einen ganzen Tiſch voll griechiſcher, lateiniſcher und teutſcher geiſtlicher Bücher neben ſich hat, darinnen lieſt, und während der Predigt immer nachforſcht und die Notabilia lateiniſch annotirt; ſeine Gebete und sacras et pias meditationes auch täglich, ſobald er gekleidet, bei einer Stunde lang, in gedachtem Oratorio, welches gleich bei J. Frſtl. Gn. Schlafkammer und an der Bibliothek iſt, verrichtet, ſowohl als zu Abends, ehe er ſchlafen geht, da er dann, wie ſpät es auch in die Nacht iſt, noch ein Capitel, zwei oder drei in der Bibel lieſt, und des alten Sprüchworts wohl eingedenk iſt: Wie wir leſen in der Bibel, ſo gewinnt unſer Haus ein'n Giebel; und nach dem Exempel Davids, Hiskiä und anderer löblicher Regenten in Wahrheit ein frommer, eifriger, chriſtlicher Fürſt iſt, welcher ſeine größte Luſt hat zum Geſetz des Herrn, ſeinen heiligen Tempel zu beſuchen und von ſeinem heiligen Wort Tag und Nacht zu reden. Wie er dann ſammt allem Hofgeſinde, ohne unumgängliche Urſache, weder Morgen- noch Abendpredigten durch das ganze Jahr verſäumt, welches ſonſt an vielen Orten rara avis in terris alboque simillima corvo, und wer bei Hof die Predigt verſäumt, er ſei Fürſt oder Diener, drei Batzen in die Almoſen-Büchſe geben muß, welche Strafe ich Herzog Ulrichs Fr. G. Dato ſehn einlegen, weil Sie mit den Geſandten zu lange Schlaftrunk gehalten und dadurch die Morgenpredigt verſäumt haben."

Ein schönes Zeugniß wird auch von der Herzogin abgelegt. Auch ihr Kabinet ist mit „Curiositäten" und Kunstwerken ausgestattet. „Nach der Mahlzeit hat mich meine gnädigste Frau in ihrem Kabinet ihre Kunstsachen, von ihrem herzliebsten Gemahl und andern verehret, sehen lassen, als unter andern einen schönen, großen mit Steinen gefaßten Spiegel von der Großherzogin von Florenz. Ueber diesem ein schönes, künstlich genähtes Spiegeltuch, auch eine hübsche Busenkette von Herzog Wilhelm in Bayern. Einen schönen silbern geflochtenen und eingerüsteten Nähekorb. Schreibtischlein mit Silber geziert, kleine gemalte Tafeln, eine große Tafel, charitatem bedeutend, von Luca Kranacher; erhebte Landschaftlein (bas-reliefs), überzogne Vögel, Hunde, Bilder, gespikhlte (marketirte) Tischlein und Schachteln, Bücher, Glaswerk und anderes, so alles mehrentheils ihr herzliebster Herr Gemahl J. Frstl. Gn. verehrt. J. F. G. auch ziemlichen Verstand, große Lust und Freude zu dergleichen Curiositäten haben; und um täglicher Vermehrung willen dieses Stüblein oder Kabinet schier zu eng will werden." — Ihren christlichen und sittlichen Charakter aber schildert der Berichterstatter, an die Beschreibung einer Lustfahrt anknüpfend: „Es haben sich auch in diesem Garten die Bauernmägdlein dieses Dorfes praesentirt, welche außer der Trauer pflegen einen Tanz zu haben, jetzt aber mit Bier und Brot sind regalirt worden. Diese Unterthanen haben die Herzogin um Ihrer Gutthätigkeit willen gar lieb, wie sie dann auch bei Hof und in der Stadt von männiglich, als eine getreue Landesmutter — nicht allein um Ihrer Gottesfurcht und Eifer gegen Gott und sein heiliges Wort, indem Sie keine Predigt versäumt, früh und spät fleißig betet und geistliche Lieder und Psalmen singt; nicht allein um Ihrer Leutseligkeit und Demuth willen, indem Sie sich gegen Arm und Reichen gnädig und freundlich erzeigt, und sich Ihres König- und Fürstlichen Herkommens und hohen Standes gar nichts übernimmt; nicht allein um Ihres hohen Verstandes und schöner Gestalt willen, indem Sie klug und vernünftig, dazu holdselig, wohlgestaltet und Ihr alles wohl ansteht: sondern auch um Ihrer inniglichen Liebe und Fürsorge wegen, die Sie zuförderst gegen Ihren herzliebsten Herrn Gemahl, dessen Sie mit aller Sorge und stäter Aufwart treulich pflegt, und in S. Frstl. Gn. Schwachheit mit leidet; dann auch gegen die Officiere und Diener und gegen die arme Bürgerschaft mit reichlicher Versorgung aus J. Frstl. Apotheke, und

mit milder Handreichung Geld und Almoſen trägt — ſehr geliebt und billig hoch geehrt wird. Wie dann mein gnädiger Herr ſelbſt, als wir einſt auf der Kutſche von etlichen Fürſtinnen mit einander geredet, und ich gelobt, daß Unſer lieber Herr Gott J. Frſtl. Gn. mit einer ſo löblichen, heroiſchen und frommen tugendſamen Fürſtin begabt, mir geantwortet, er danke Gott dafür, und ſei mit Seiner herzliebſten Gemahlin gar wohl zufrieden."

Hauptquellen: Baltiſche Studien Jahrg. II. H. 2. 1834 mit dem Auszuge aus Hainhofers Tagebuch. H. 1. „Sophie von Schleswig-Holſtein, Wittwe Herzog Philipps II. — Micrälius „das alte Pommern" zum Jahr 1618. — Barthold, Geſchichte von Pommern IV, 2. S. 456.

IV. Herzog Sigismund Auguſt von Mecklenburg.

(Geb. 1560, geſt. 1600.)

Von keinem ſouverainen, auch keinem thatenkräftigen Fürſten handeln dieſe Mittheilungen, ſondern nur von einem apanagirten Prinzen, von deſſen fürſtlichem Stillleben indeſſen uns mehrere Züge erhalten ſind, welche in Wort und That den chriſtlichen Charakter erkennen laſſen.

Sigismund Auguſt geboren 1560, iſt der zweite Sohn des durch Regententugenden, wie durch perſönliche Frömmigkeit ausgezeichneten Herzogs Johann Albrecht I., des Begründers der evangeliſchen Kirche in Mecklenburg, eines Regenten, welcher zu einem reicheren Gemälde den Stoff gegeben haben würde, der indeß in demſelben Jahre (1576) ſtirbt, mit welchem der Zeitraum beginnt, dem dieſe biographiſchen Skizzen gewidmet ſind. Auch von mütterlicher Seite einem der frömmſten und edelſten Fürſten jener Zeit entſtammt, ein Enkel Herzog Albrechts von Preußen, ſtellten ſich von früh an dem aufwachſenden Prinzen erlauchte Vorbilder chriſtlicher Gottſeligkeit vor Augen. Zu ſeinem erſten Lehrer erhielt er den von ſeinem frommen und gelehrten Vater hochgeſchätzten und berühmten Humaniſten Caſelius, einen Mann der melanchthonſchen Schule. Erſt 16 Jahr alt, verliert der Prinz bereits ſeinen preiswürdigen Vater und tritt unter die Vormundſchaft der beiden Churfürſten Auguſt von Sachſen und Georg von Bran-

denburg, wie auch ſeines Oheims, des Herzogs Ulrich von Mecklenburg-Güſtrow. Wie auch andre der Mündel von Churfürſt Auguſt, wird er an den Hof dieſes großen Churfürſten gezogen, und genießt daſelbſt eine dreijährige Bildung. Im Jahre 1582 begleitet er ſeinen Oheim Ulrich auf den Augsburger Reichstag, 1590 an den Hof Chriſtian IV. von Dänemark, im Jahre 1593 vermählt er ſich mit Clara Maria, einer Schweſter des frommen Philipp II. von Pommern. — Nur eine ſehr beſcheidene Würkungsſphäre war ihm vergönnt. Die Weisheit Johann Albrechts hatte teſtamentariſch in ſeinen Landen das Erſtgeburtsrecht eingeführt: ſo erfolgte bei der eingetretenen Majorennität ſeiner beiden Söhne eine Abfindung, nach welcher Sigismund, als der zweite derſelben, nur den Niesbrauch der Aemter Strelitz, Joenack und Mirow erhielt, während ſein älterer Bruder Johann VII. 1585 als regierender Herr in das Regiment des Schwerinſchen Landestheiles eintrat.

Eine ſchwere vom Vater her ererbte Schuldenlaſt ruhte drückend auf beiden Brüdern. Einen Begriff von der außerordentlichen Einſchränkung, welcher ſelbſt das regierende Ehepaar ſich zu unterwerfen hatte, giebt folgende Schilderung in einer Selbſtbiographie der Herzogin Sophie, der Gemahlin Johann VII.: „Mein Herr hatte ſelten Geld in der Kammer, und wenn er davon einen Schilling ausgab, ſo pflegte er den ſehr genau anzuſchreiben, denn er meinte ja alle ſeine Sachen ſo genau aufzuzeichnen, weil er aus den Schulden kommen wollte. Ich kann wohl vor Gott mit gutem Gewiſſen ſagen, daß ich nichts wüßte in den vier Jahren, die ich mit ihm im Eheſtande gelebt, das er für mich gekauft hätte, als 18 Ellen ſchwarzen Sammt und 14 Ellen weißen Atlas zu Kleidern, die hat er mir zu zwei Malen gegeben, den letzteren, als mein Sohn Adolf Friedrich geboren wurde, erſteren, als Anna Sophie jung ward. Einmal wollte er mir einen Spiegel für 60 Thaler kaufen, da nahm ich aber lieber das Geld und ließ dem Krämer den Spiegel. Ich weiß wohl, daß andere in einem halben Jahr mehr bekommen, als ich in den vier Jahren. Ich hatte alle Jahre 400 Gulden (nach jetzigem Courſe 2400 Gulden), da mußte ich mein Frauenzimmer und Mägde von halten, auch Schuhe und Strümpfe, und was ich zu meiner Nothdurft haben mußte, davon kaufen. Ich wäre damit wohl nicht ausgekommen, wenn meine ſelige Frau Mutter mir nicht ausgeholfen, die mir Kleidung für die Jungfern gegeben, außerdem noch Leinwand

und Geld um abzulohnen. Wenn ich zu Gevatter oder zur Hochzeit gebeten wurde, „mußte ich ſehen, wo ich's krech.“ Wenn mein Herr und ich zu Gevattern gebeten wurden von fürſtlichen Perſonen, mußte ich das Geſchenk austhun, ſollte es wieder haben, was aber nicht geſchehen iſt. Es wäre wohl noch viel davon zu ſchreiben. Es wird kein ehrlicher Menſch ſagen können, daß bei meines gottſeligen Herrn Lebzeiten viel auf mich und die meinen gegangen iſt, oder meinethalben Schulden gemacht ſind, ſondern dies wird nur von leichtfertigen, verlogenen Leuten geredet, die nichts darvon wiſſen, oder auch nur aus böſem Herzen mich zu verunglimpfen bedacht ſind; es mag aber auch wohl von denen geſchehen ſeyn, die es beſſer genoſſen haben als ich, und wohl zum Theil des Galgens und anderer Strafe werth geweſen wären, wozu ich ſie auch hätte bringen können, wenn ich's nicht um Gottes willen gelaſſen hätte.“*)

Auf Herzog Sigismund ſcheint auch durch anhaltende Siechheit ein ſchwerer phyſiſcher Druck gelaſtet zu haben, es heißt, daß er geiſtig und leiblich an Schwäche gelitten habe. Als der hervorſtechendſte Charakterzug wird an ihm Herzensgüte und Herablaſſung gegen ſeine Unterthanen gerühmt: „Ich will kein Unrecht leiden, will es auch niemand zu thun verſtatten,“ iſt in der Herrſchaft über ſein kleines Gebiet ſein oft wiederholter Wahlſpruch geweſen. Dieſes Wohlwollen erfuhr zunächſt die Geiſtlichkeit ſeines Gebietes, indem eine von ihm veranſtaltete Kirchenviſitation die Abſicht hatte, nach Kräften das Einkommen derſelben zu verbeſſern. Aber auch dem ſchwerbedrückten, leibeigenen Landmann war er bedacht, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Es wird die Antwort berichtet, welche er einſt einem Amtmann gegeben, der über die Halsſtarrigkeit der Bauern geklagt, und das Zugvieh denſelben nehmen zu laſſen gedroht: „Thuſt du dieſes, ſo werde ich dich ſelbſt an den Pflug ſpannen.“ Seine Gnadenerweiſe wurden mit kindlicher Anſpruchsloſigkeit geübt. „Was habe ich davon, als den guten Namen?“ pflegte er zu ſagen. Zwar ſoll auch der Jähzorn ihm eigen geweſen ſeyn, doch ſcheute er nicht das Geſtändniß ſeines Fehlers, ſo oft er ſich von einer Uebereilung überholen ließ, und ſuchte dieſelbe nach Möglichkeit wieder gut zu machen.

Noch kurz vor ſeinem Ende hatte Johann Albrecht ſeinen bei-

*) Boll, Geſchichte Mecklenburgs II, S. 3.

den Söhnen die Aufrechthaltung der unveränderten Augsburgiſchen Confeſſion an's Herz gelegt, einige Monate nach deſſen Tode war von Herzog Ulrich Chytraeus nach Torgau geſandt worden, um zur Abfaſſung der Conkordienformel mitzuwürken, auf welche dann auch 1577 die Verpflichtung der Geiſtlichen in den Mecklenburgiſchen Landen erfolgte. Auch Herzog Sigismund kannte keinen andern als dieſen rein lutheriſchen Glauben, dem er in altväterlicher Pietät ergeben war. Sein Leichenredner, der eifrige lutheriſche Theologe Lucas Bacmeiſter erzählt, daß er das Handexemplar des Pſalters dieſes Herrn geſehn, in welches derſelbe mit eigner Hand in kindlicher Einfalt geſchrieben: „Psalmi, quos Sigismundus Augustus dux Megaloburgensis tenet memoriter," es waren deren 49, worunter beſonders hervorgehoben wurden Pſalm 6, 51, 74, 79, 80, 83 und 130. Das Exemplar trug die Zeichen, wie viel es von dem Beſitzer gebraucht worden. In ſeiner täglichen Morgenandacht ließ er durch nichts ſich unterbrechen. Als einſt ſein Arzt ganz in der Frühe ihm eine Arzenei reichen wollte, weigerte er ſich, indem er ſprach: „Das Gebet muß vorgehen, ſonſt würkt die Arzenei nichts." Bei der Vorbereitung auf ſein Ende während des letzten Krankenlagers war von ſeinem Beichtvater mit großem Ernſt von den Forderungen Gottes geſprochen worden. Als ein Hofmann dem Prediger zuſprach, nicht ſo ernſt aus dem Geſetz zu reden, ſondern aus dem Evangelium, entgegnete der kranke Herr: „Eins muß beim andern ſeyn." — Vergeblich hatte er in ſeiner letzten Krankheit noch in Karlsbad Linderung geſucht: ſie war ihm nicht zu Theil geworden. So kam er krank nach Ivenack, ſeinem Fürſtenſitze, zurück, wo er im Jahre 1600 ſanft entſchlief. Vor ſeinem Ende hatte er das Abendmahl genoſſen und darauf noch eine ihm vorgelegte Unterſchrift vollzogen. Nach dieſem letzten weltlichen Geſchäfte ſprach er: „Nun will ich nichts mehr unterſchreiben, nun will ich mein Leib und Seele dem Herrn befehlen." Mit dieſen Worten entſchlummerte er.

Hauptquelle: Vier Leichenprogramme in der Roſtocker Zeitſchrift „Etwas von gelehrten Sachen" III, S. 36.

V. Herzog Johann III. von Weimar.

(Geb. 1570, geſt. 1605.)

Herzog Johann von Weimar, Enkel Churfürſt Johann Friedrichs des Großmüthigen, iſt der zweite Sohn Johann Wilhelms, eines Fürſten, von welchem ein Leichenredner den Ausſpruch berichtet: „daß er viele Nächte ſchlaflos zugebracht, um einen Ausweg zu finden, wie Kirchen, Schulen und dem gemeinen Weſen wieder zu dem vorigen Zuſtand verholfen werden könnte, darinnen ſie von ſeinem Herrn Vater verlaſſen worden," und der Tochter des durch Regentenweisheit wie durch lebendige Frömmigkeit ausgezeichneten Herzogs Chriſtoph von Würtemberg. Auch ſein Leben, wie das des vorher erwähnten Mecklenburgiſchen Prinzen, war ein kurzes und durch keine bedeutenden Ereigniſſe ausgezeichnetes.

Er wurde im Jahre 1570 geboren, und erhielt von ſeiner Mutter, welche nach zeitweiliger Unfruchtbarkeit ſich ihn vom Herrn erbeten, den Namen „das Gnadenkind." Schon nach drei Jahren 1573 verlor er den Vater und erhielt Churfürſt Auguſt zum Vormunde. Von ſeinem 9ten Jahre an wurde ſeine Erziehung dem angeſehnen Juriſten Pingizzer in Jena anvertraut, bei welcher Gelegenheit die Mutter erklärte: „ſie feire jährlich den Tag, an welchem ihr Gott dieſen Sohn aus beſondern Gnaden geſchenkt, eben ſo wenig werde ſie aber auch des Tages vergeſſen, wo ſie denſelben dem Unterrichte dieſes Lehrers anvertraut." Nachdem er bis 1584 in der Umgebung ſeiner Mutter verweilt, begab er ſich in dieſem Jahre, begleitet von ſeinem Inſtructor Jon. Kirchner, an den Dresdener Hof, wo er auch noch nach dem 1586 erfolgten Tode von Churfürſt Auguſt zwei Jahre verblieb.

Zu ſeiner Gemahlin erwählte Prinz Johann (1593) eine der wißbegierigſten Frauen der Zeit, Dorothea Maria, die Tochter des Fürſten von Anhalt Joachim Ernſt. Es war eine Frau, welche, gleichwie ihre Schweſter die Gräfin von Rudolſtadt, von dem Vater einen ſcharfblickenden Geiſt und einen forſchenden Verſtand ererbt hatte, und in mancher Hinſicht über ihrer Zeit geſtanden zu haben ſcheint. Sie liebte den Umgang mit Gelehrten, unterſtützte die armen Schüler zu Weimar und hinterließ in ihrem Teſtamente 20,000 Gulden der Univerſität Jena zur Verbeſſerung der Gehalte der Profeſſoren. Das Schulweſen des Landes lag damals ſehr im Argen.

Ein Zeitgenoſſe bezeugt: „Tauſende von Kindern lieſen in Städten und im Lande umher, welche weder ſchreiben noch leſen konnten, und viele welche die Schulen beſuchten, machten nur langſame Fortſchritte oder lernten gar nichts.“ Dieſe Zuſtände und ein der Herzogin angeborner Wiſſenstrieb machten ſie zur begeiſterten Anhängerin des Ratichius, des Vertreters einer neuen pädagogiſchen Lehrmethode. Sie ließ dieſe neue Methode von einer Commiſſion von Univerſitätsprofeſſoren aus Gießen und Jena prüfen, und da ſie beifallswerth gefunden worden, ſuchte ſie dieſelbe in den Schulen zu verbreiten, ließ ſie von den Kanzeln empfehlen und ſich auch ſelbſt nach derſelben Unterricht im Hebräiſchen ertheilen! —

In dieſen wiſſenſchaftlichen Neigungen, wie in der Vorliebe für die praktiſchen Thätigkeiten und Tugenden des Familienkreiſes, begegnete ſich die Herzogin mit ihrem fürſtlichen Gatten. Statt der Freuden des ſinnlichen Genuſſes, wie er unter den Fürſten der Zeit verbreitet war, ſuchte derſelbe in Bau- und Gartenkunſt, in der Uebung der Muſik, welche Neigung er von ſeinem Vater ererbt, und in Geſchichts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien ſeine Erholung. Der Erziehung ihrer 10 Söhne, unter denen die nachmals ſo berühmten Herzöge Joh. Wilhelm, Ernſt und Bernhard, widmeten beide Aeltern ſich mit beſonderm Eifer. Theilweiſe leiteten ſie dieſelbe in eigner Perſon, erwählten mit Sorgfalt die Lehrer, unter denſelben beſonders den als Rechtsgelehrter und Geſchichtſchreiber berühmten Hortleder, wohnten den wöchentlich von dem Hofprediger Aronäus mit den Kindern gehaltenen Katechismuslektionen bei, wie auch den zweimaligen jährlichen Prüfungen. — Friedlich verfloſſen die kurzen Regierungsjahre des Herzogs. Seinem Wahlſpruche getreu: Domine dirige me in verbo tuo, war er auf das Heil ſeiner Unterthanen bedacht, bei denen er ſich den Namen des „Milden“ erwarb. Auf ſeine Koſten erbaute er Kirchen, ſorgte eifrig für die Akademie von Jena und nahm ſich der wegen der Religion Vertriebenen an. Obwohl durch die anhaltiniſche Verwandtſchaft mit dem Calvinismus in nahe Berührung gebracht, war er dennoch ein großer Freund der Schriften Luthers, der Sitte der Zeit gemäß ein regelmäßiger Beſucher der Sonntags- wie der Wochentagsgottesdienſte, aus denen er auch das Bemerkenswertheſte aufzeichnete, um ſich mit ſeinem Hofprediger darüber zu beſprechen.

Schon drei Jahre vor ſeinem Ende war er von hypochondri-

ſchen Leiden geplagt worden, und wurde ſchon 1605, in ſeinem 35. Lebensjahre, abgerufen.

Quellen: Steinmann, Exequiae Saxonicae 1606. De Wette, Lebensgeſchichte der Herzoge zu Sachſen 1770 S. 182. Röſe, Johann III. und Dorothea Maria in Erſch und Gruber Encyklopädie B. XXI. und XXVII.

VI. Herzog Ernſt der Fromme von Gotha und ſeine theologiſche Umgebung.

(Geb. 1600, geſt. 1675.)

Wir führen einen Fürſten vor, in welchem ſich der große Mann und der Regent mit dem lauteren Chriſten auf eine ſolche Weiſe zur Harmonie verbindet, wie vielleicht bei keinem andern Fürſten der evangeliſchen Kirche weder vor ihm noch nach ihm. Ein ſorgſamer Vater und Gatte im Familienkreiſe, ein väterlicher und umſichtiger Regent auf dem Throne, ein ſcharfſichtiger Staatsmann — auch von Cromwell für einen der drei größeſten ſeiner Zeit erklärt, und zugleich ein biederer Deutſcher nach Herz und Art, ein Held auf dem Schlachtfelde und ein Beter in der Kammer, gründlich gebildet in mehreren Zweigen der Wiſſenſchaft, ausgezeichnet als Staatsökonom, gerecht und mild, freigebig und ſparſam, ernſt und heiter, muthig und demüthig, wie er war, ſcheint dieſer Fürſt diejenigen Tugenden in ſchöner Harmonie in ſich vereinigt zu haben, welche ſchon einzeln vertheilt Fürſten groß machen. Die Seele aber ſeines Charakters, wie aller ſeiner Tugenden und Thaten iſt die Gottesfurcht, welche als lebendiger Hauch ſich durch ſein ganzes Lebenswerk hindurchzieht.

Als der neunte von zehn Söhnen wurde er ſeiner Mutter Dorothea Maria im Jahre 1601 geboren. Dieſe treffliche Mutter wie den Vater hat die vorhergehende Skizze uns bereits bekannt gemacht. Schon 4 Jahre und einige Monate nach ſeiner Geburt wird der Prinz des Vaters durch den Tod beraubt, ſeine Erziehung bis zum 17ten Jahre ganz die Sache der Mutter. Unter den von den Aeltern erwählten Erziehern ſcheint von beſonderm Einfluß auf Charakter und Geſinnung des fürſtlichen Zöglings der auch ſpäter von dem Herzog hochgehaltene Hortleder geweſen zu ſeyn, ein ächter deutſcher Patriot. Es geſchah nach beſonderer Anweiſung der hoch-

rzigen Mutter, daß ſein Geſchichtsunterricht das erlauchte Vorbild
ier weimar'ſchen Ahnen, welche als Vorkämpfer für den evangeli-
en Glauben in der Geſchichte leuchten, in das Herz der Prinzen
prägte, dagegen vor den Gefahren warnte, welche von dem Hauſe
absburg aus den Freiheiten der Reichsfürſten und der Religion
ohten. Auch die Mutter ſelbſt war mit pädagogiſcher Einſicht
i dem Erziehungsgeſchäft thätig. Sie pflegte auf die individuellen
eigungen der Prinzen zu achten, damit die pädagogiſche Einwür-
ng den verſchiedenen Individualitäten entſprechen möchte. Sie
anzte den Samen der Gottesfurcht in ihren Herzen und leitete ſie zum
bet an. Schon als Kind drückt der Prinz in einem noch erhalte-
n Briefe an ſeine „liebe Frau Mutter" das Verlangen aus, eine
bel zum Weihnachtsgeſchenke zu erhalten. Den katechetiſchen Un-
richt ertheilte der Hofprediger Kromayer, ein im Bekenntniß ſtrenger
theraner, und ſo erfolgreich waren die Fortſchritte des Prinzen,
ß ſchon im 11ten Jahre ſeinem Verlangen nachgegeben wurde,
zum Sakrament' zuzulaſſen. Gegen das Ende ihres Lebens war
Fürſtin in den Geruch calviniſtiſcher Geſinnungen gekommen.
ohl mag der Uebertritt ihrer Brüder zum reformirten Bekenntniß,
die nahen Beziehungen des weimarſchen Hofes zu dem pfälzi-
n in der überhaupt freiſinnigeren Fürſtin eine duldſamere Geſin-
ng erzeugt haben. Allein nach dem Tode ihres Vaters am darm-
dtiſchen Hofe erzogen, wohin ihre verwittwete Mutter ſich verhei-
hete, war ſie in lutheriſchen Umgebungen groß geworden und
n Calvinismus fremd geblieben. Vermuthlich geſchah es mit be-
m Gewiſſen, daß ſie dieſe das Volk beunruhigenden Gerüchte von
n Kanzeln ihres Landes widerlegen ließ.

Von ſeinem Erzieher auf die hohe Verantwortlichkeit des Re-
tenberufs hingewieſen, ließ der junge Prinz in einem für andere
inzen ſeines Alters ungewöhnlichen Maße ſich angelegen ſeyn,
ſeinen zukünftigen Beruf ſich vorzubereiten. Um lateiniſche Ur-
iden fertig zu leſen, ergänzte er durch Selbſtſtudium die vom Un-
richte her ihm im Lateiniſchen gebliebenen Lücken, er bereiſte die
tſchaften der weimarſchen Lande, um ſich eine genauere Landes-
ntniß zu erwerben, er machte ſich aus Staats- und Ortsarchiven
szüge und Tabellen, welche bei ſeinem Regierungsantritt zu 100
inden fol. angewachſen waren! So hatte er ſich tüchtig gemacht,
Abweſenheit ſeines regierenden Bruders die Landesdirektion zu

verwalten, und erhielt an allen wichtigen Verhandlungen einen Antheil. Ueberblicken wir zuerſt ſeine äußere Lebensgeſchichte.

Von allen lutheriſchen Fürſtenhäuſern war es nur das weimarſche, in welchem von Anfang an Guſtav Adolph die beharrlichſten und aufrichtigſten Sympathien fand. Vier von Herzog Ernſts Brüdern hatten bereits der proteſtantiſchen Sache das Schwert gewidmet: auch Prinz Ernſt begab ſich, bald nachdem Guſtav Adolph den deutſchen Boden betreten, im Jahre 1631 in die Kriegsdienſte des ſchwediſchen Helden. Er erhielt den Oberſtenrang, wohnte der Belagerung von Königshoven, Schweinfurt und Würzburg bei, wirkte weſentlich bei der Schlacht am Lech mit, wo er zuerſt mit ſeinem Regiment über den Fluß ſetzte und den am entgegengeſetzten Ufer poſtirten Feind vertrieb. Er nahm an der Eroberung von München und an der mörderiſchen Schlacht bei Nürnberg Theil. Als bei Lützen, nachdem der Schwedenkönig gefallen, von Pappenheim neue Truppen herbeigeführt wurden, war es Prinz Ernſt, welcher durch ſeinen tapfern Widerſtand dem ſchwediſchen Heere den endlichen Sieg verſchaffte. Als im Jahre 1633 ein aus Theilen des Bisthums Bamberg und Würzburg gebildetes Herzogthum Franken ſeinem Bruder Bernhard von der ſchwediſchen Krone verliehen worden, gab er den Bitten deſſelben nach, die Organiſation und Verwaltung dieſes neuen Herzogthums zu übernehmen, trat jedoch ſchon im folgenden Jahre von dieſem beſchwerlichen Amte zurück. Abermals begab er ſich zum ſchwediſchen Heere und half ſeinem Bruder Bernhard bei der Erſtürmung von Landshut. Immer war bei dieſer Kriegsführung ſein Abſehn dahin gegangen, der proteſtantiſchen Sache vortheilhafte Friedensbedingungen zu erkämpfen, und erſt als die Schlacht von Nördlingen 1634 dieſe Hoffnungen für immer zu vernichten ſchien, kehrte er von dem Kriegsſchauplatz nach Weimar zurück, um ſich von nun an den Regierungsangelegenheiten des eignen Landes zu widmen. — Selbſt in das Kriegsgetümmel hinein hatte der junge fürſtliche Held ſeine Gottesfurcht ſich begleiten laſſen. „Unter dem Lärm der Trommeln und Drommeten, ſo bezeugen Zeitgenoſſen, unterließ Ernſt nicht ſeine regelmäßigen Andachtsſtunden: ſein Zelt war wie eine Kirche, wo der Name Gottes angerufen und ihm die ſchuldige Verehrung gebracht wurde.“ Mehrere einzelne Fälle ſind bekannt worden, wo er der Rohheit und Raubſucht der Soldaten mit ſtrenger Gerechtigkeitsliebe Schranken ſetzte. Die Reorganiſirung

neuen Landestheile war nach dem Beirathe Johann Gerhards und
weisen und toleranten Calixt so von ihm vollzogen worden, daß
Bischof von Würzburg, nachdem er seine Länder wieder erhalten,
n protestantischen Statthalter das Zeugniß nicht versagen konnte:
selbst würde in der Zwischenzeit sie nicht besser zu verwalten ge-
ßt haben.

Noch war nach der Rückkehr von Fürst Ernst die Landesre-
rung unter der Direktion von Herzog Wilhelm, dem älteren Bruder,
e gemeinsame, doch so, daß dem jüngeren Bruder eine bedeutende
twürkung vergönnt war. Nach dem Tode von Herzog Johann
ust von Eisenach erfolgte zwischen den drei weimarschen Brü-
n eine Erbtheilung (1640), in welcher Weimar dem Herzog Wil-
m, Eisenach dem Herzog Albrecht und Gotha dem Herzog Ernst
heimfiel. Im Jahre 1644 starb Albrecht und die beiden überle-
den Brüder theilten sich in die Eisenachschen Lande. Erst in
em hohen Alter, im Jahre 1672, fiel Herzog Ernst, nach einer
s seiner Seite mit Uneigennützigkeit vollzogenen Befriedigung der
sprüche Weimars, auch noch Altenburg und Koburg zu. — Eine
ndlich schwere Aufgabe war es, welcher Herzog Ernst bei Ueber-
me seines ganz zerrütteten Gothaischen Landes sich zu unterziehen
te. Es befand sich im Zustande totaler Verwüstung, zwei Dritt-
le der Bevölkerung waren verschwunden. Specialangaben darüber
hten: „Friedrichswerth war in dem Kriege dergestalt verwüstet,
die Pfarrei von 1640 bis 1642 unbesetzt bleiben mußte, Mete-
h war ganz verwüstet und von Menschen leer, Grabsleben bestand
s 24 bewohnten Häusern und 56 wüsten Hofstätten, Groß Rett-
h war von 1636—1639 dergestalt verödet, daß zuletzt kein Mensch
hr im Dorfe war, und erst 1640 sich wieder 13 Personen zusam-
n fanden. Zu Eschenberga hatten die Einwohner 1640, nachdem
drei Jahr eines Predigers entbehrt, sich aller Kirchen- und Schul-
ht entwöhnt und vermochten auch dem Prediger keinen Unterhalt
geben. In Teutleben waren 1637 an 66 Personen Hungers
orben" u. s. f., und noch dauerten dieselben Requisitionen und
wüstungen sieben traurige Jahre hindurch fort, nur allein die Geld-
tributionen, welche vom Jahre 1640—1647 an die Schweden
Erfurt entrichtet werden mußten, beliefen sich auf 168,900 Tha-
und gleichzeitig requirirten und brandschatzten die kaiserlichen Ge-
ale.

Werfen wir, bevor wir von den Thaten seiner 33jährigen Regierung handeln, auf den persönlichen Charakter Herzog Ernsts und auf seine Mitarbeiter an dem großen Werke einen Blick.

Durchaus praktisch ist der Charakter der Frömmigkeit des Fürsten. Ohne den Werth eines gesunden kirchlichen Lehrbaus zu verkennen, geht sein ganzes Interesse doch nur auf die Aufrichtung des kirchlichen Lebens. Die Bekenntnisse der evangelischen Kirche sind ihm theuer, er läßt in jeder Kirchenbibliothek sie niederlegen und veranstaltet für die Schullehrer eine Ausgabe des „Conkordienbüchleins," aber sein Lebensbrot ist ihm die heilige Schrift. Aus ihr liest er jeden Morgen, daheim und auf Reisen, einige Kapitel, in ihr sucht er Licht und Trost in jeder Verlegenheit und Anfechtung. Manches Sprüchlein wie „das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde" konnte ihm Thränen auspressen. — Zu weise, um nicht den Zusammenhang reiner Lehre mit reinem Leben und die objektive Wichtigkeit eines gesicherten kirchlichen Lehrbestandes einzusehen, verkennt er im Allgemeinen nicht die Wichtigkeit theologischer Controverse — zu fromm, um jede untergeordnete Abweichung als ein seelenmörderisches Attentat auf das Seelenheil anzusehen, ist er aber auch fern davon, sie ohne Unterschied mit gleichem Maßstabe zu messen. Er ist ebenso der damals schon überhandnehmenden Cäsaropapie fern, welche Machtgebote als das sicherste Mittel zum kirchlichen Frieden ansieht, als er fern davon ist, den despotischen Gelüsten der Klerokratie Raum zu geben. Der Stein des Anstoßes, auf den damals alle Angriffe orthodoxer Polemik sich richteten, war Calixt und die Eigenthümlichkeiten seiner Theologie — vor den vierziger Jahren nur als singularitates gemißbilligt, nachher als haereses mit dem kirchlichen Bann belegt. Durch jene früheren Verdächtigungen — obwohl auch sein verehrter J. Gerhard ihnen beistimmte — ließ der Herzog sich nicht abhalten, Calixt zur Berathung in Franken herbeizuziehen — durch die späteren stärkeren Anklagen nicht, an ihn noch 1649 die Bitte zu richten, bei Herzog August seinen Einfluß geltend zu machen, damit nach glücklich beendetem Kriege nunmehr auch die Quellen des Uebels verstopft würden, zunächst durch Sittenreformen der Höfe.*) Nicht durch Machtgebote, aber durch Ueberzeu-

*) Henke, Calixts Briefwechsel S. 183.

gung ſucht er den immer heftiger entbrannten Streitigkeiten ein Ziel zu ſetzen.

Mit Wärme nimmt er die vom Kirchenrath Verpoorten, einem Lübecker, ihm ans Herz gelegte Idee des Lübeckſchen Theologen Nicolaus Hunnius auf, ein theologiſches Collegium zu gründen, worin durch zehn bis zwölf ausgezeichnete Theologen Grund und Ungrund der obwaltenden Streitigkeiten unterſucht, eine auf gründlichem Studium beruhende Entſcheidung gegeben und durch Schriften zur Widerlegung der Gegner der lutheriſchen Wahrheit der kirchliche Friede geſichert werden ſollte. Gemäß dem hochherzigen Sinne des Fürſten ſollte aber bei Ausführung dieſer Idee nicht bloß Sachſen, nicht bloß Deutſchland, ins Auge gefaßt werden: für die geſammte lutheriſche Kirche in und außerhalb Deutſchlands ſollte hiemit ein Inſtitut gegründet werden, welches den ſo ſchmerzlich von der proteſtantiſchen Kirche gefühlten Mangel eines geiſtlichen Obertribunals einigermaßen zu erſetzen im Stande wäre. In einer vorläufigen Conferenz 1669 wurde die Sache mit in- und ausländiſchen Theologen berathen, bei denen er nur einer herzlichen Zuſtimmung begegnete. Nachdem nach Beendigung der Verhandlungen von dem Halleſchen Theologen Olearius der Wunſch dem Herzog ausgeſprochen worden, es möge demſelben gelingen, wie Judith dem Holofernes den Kopf abzuhauen, und wie David den Rieſen Goliath zu erlegen, beſchloß er das Ganze mit dem Verſe:

Der Anfang iſt zwar ſchwer,
Man gebe Gott die Ehr,
So bleibt die reine Lehr,
Mit ſteter Gegenwehr,
Und weicht der Feinde Heer
Bis Gott den Saul bekehrt,
Die böſe Welt zerſtört
Und Streit in Sieg verkehrt.

Nun erfolgte im Mai 1670 die Abreiſe des zweiten Prinzen, Herzog Albrechts, in Begleitung einiger vornehmer Theologen, um die deutſchen und die auswärtigen lutheriſchen Höfe in das Intereſſe dieſes wichtigen Vorhabens zu ziehn. Von dieſen jedoch wurden überall nur Schwierigkeiten und Bedenken entgegengehalten, oder die letzte Entſcheidung in's Weite geſchoben. Da beſchloß der thatkräftige Herzog, nicht geneigt, die Sache ſich ganz im Sande verlau-

ſen zu laſſen, ſelbſt auf eigne Hand voranzugehn in der Hoffnung, andere Regenten dadurch zur Nachfolge zu beſtimmen. Kloſter Reinhardsbrunn wurde zum Sitz des Collegiums beſtimmt, 200,000 Thaler als Stiftungskapital deponirt, wovon jeder von vier Profeſſoren 1000 Thaler Gehalt, jeder Adjunkt 500 erhalten und der Ueberſchuß zur Unterſtützung ausländiſcher armer Kirchen und Schulen verwandt werden ſollte. Dieſe Stiftung wurde unter dem 23. Oktober 1672 würklich von ihm vollzogen, doch trat auch ſie nicht in's Leben, indem durch eindringende Gegenvorſtellung ſeiner Räthe, welche bei der Theilnahmloſigkeit der andern Höfe ſich keinen Erfolg zu verſprechen vermochten, der Herzog ſich endlich bewegen ließ, ſeine Fundation zurückzuziehn. — Wenigſtens wollte er aber das Seinige nicht unterlaſſen zur Beilegung jener langjährigen Calixtiniſchen Streitigkeiten mitzuwürken, welche je länger je mehr einen perſönlich-gehäſſigen Charakter angenommen hatten — zwiſchen Calov und Conſorten in Wittenberg einerſeits und Ulrich Calixt und deſſen Anhänger in Helmſtädt andererſeits. Nach Einholung eines Gutachtens von Spener (1670) gingen mit Vollmacht des Herzogs der darmſtädtiſche Oberhofprediger Mentzer und Kirchenrath Verpoorten nach Wittenberg, Leipzig und Helmſtädt ab, um von den Theologen dieſer Fakultäten die Zuſtimmung zu einigen Theſen zu erhalten, worin deren Verfaſſer Mentzer nur die weſentlichen Punkte der obſchwebenden Differenzen hervorzuheben ſich begnügt hatte. Während jedoch dieſe Theſen von Calov noch nicht ausreichend befunden wurden, erſchienen nicht bloß den Helmſtädtern, ſondern ſelbſt den Jenaiſchen Theologen die ihnen abgeforderten Zugeſtändniſſe als zu weit gehende Zumuthungen, ſo daß der friedliebende Herzog auch hier ſeine Abſichten ſcheitern ſehen mußte. Die Stellung, welche derſelbe bei dieſen Conkordienbeſtrebungen eingenommen, war übrigens nicht eine neutral über den Parteien ſchwebende, in thesi ſtand er auf Seiten der Wittenberger. Der hiſtoriſche Bekenntnißſtand der lutheriſchen Kirche, wie er ſeit Abfaſſung der Conkordienformel ſich fixirt hatte, ſollte aufrecht erhalten und auf Seiten der Wittenberger nur jener Haderſucht ein Ziel geſetzt werden, welche jede Mücke zum Elephanten machte und Schul- und Kirchenfragen mit gleicher Wage wog. Wie wenig der Herzog auf die Helmſtädtiſche Seite getreten, erkennt man auch aus dem vertraulichen Schreiben ſeines Kanzlers Franzke an Calixt (1652), der damals gegen die Ubiquität ſchreiben wollte, und dringend

gebeten wird, „aus wichtigen Gründen, die er ihm auch mittheilen könne, dies nicht zu thun, sondern seine Meinung für sich zu behalten.“*) Auch die Bedingungen, unter denen den Helmstädtern der Friede angeboten wurde, sprechen für diese Stellung des Fürsten: 1) den Synkretismus fahren zu lassen, 2) keine Lehre des Konkordienbuches zu bestreiten, 3) in Wort und Sache ihrem Symbol des corpus doctrinae Juliae getreu zu bleiben. Insofern war es denn auch keine Inkonsequenz, wenn der, überdies für den guten Ruf von Jena besorgte Fürst dem Andringen des churſächsischen Hofes an die Nutritoren jener Universität nachgab und sich willig finden ließ, seinen Jenaischen Theologen eine Reinigungserklärung von dem Vorwurfe des Synkretismus zur Unterschrift vorzulegen. Einen eidlichen Revers gegen den Synkretismus, wie er nach dem Tode des Herzogs 1679 eingeführt wurde und schon 1669 proponirt worden, lehnte damals derselbe mit Billigung der von den Professoren dagegen angeführten Gründe ab.**)

Der Quellpunkt seines Christenlebens war für den Herzog wie einst für Luther jener articulus stantis et cadentis ecclesiae: „nun wir dann sind gerecht worden durch den Glauben.“ Er war ein Christ, welcher die Noth eines angefochtenen und eines durch Christum zur Ruhe gekommenen Gewissens kannte, dessen ganze Lebenskraft im Troste der Sündenvergebung ruhte. Bei dem Spruche: „Also hat Gott die Welt geliebt u. s. w.“ brach er einst in die Worte aus: „Ich wollte diesen einzigen Spruch nicht für vieltausend Welten hingeben, weil er ein solcher Glaubensgrund ist, daß ihn kein Teufel umstoßen kann.“ Ein anderes Mal fand er in dem Spruche: „Siehe das ist Gottes Lamm u. s. w.“ einen so kräftigen Trost, daß er zu seiner Gemahlin ging und ihr mittheilte, „er sei durch dies Sprüchlein ganz neu geboren worden, weil er daraus den Schluß machen könne, daß der Herr Jesus auch seine Sünden getragen.“ Aber nicht nur, wie damals so Viele, als den, der die Sünden getragen, kannte er seinen Heiland, sondern auch als den, der sie hinwegnimmt und durch „den Glauben die Herzen reinigt.“ So war sein fortgehendes Gebet auf Wachsthum in der Selbsterkenntniß und in der Treue gerichtet. Deus,

*) Henke, Calixts Briefwechsel S. 253.

**) Jenaische Visitationsacten 1669. cod. ms. S. 394.

doce me cognoscere Te et me, pflegte er in die Stammbücher zu ſchreiben. Ruhe und Bedachtſamkeit iſt ſeinem Reden wie all ſeinem Thun aufgeprägt — weniger wohl die Frucht natürlicher Dispoſition als jenes ſteten Aufblicks zu Gott, in welchem er ſeinen Wandel führte. Als ein Geſammtzeugniß ſeines Glaubens hier ein Abſchnitt aus dem 1654 von ihm niedergelegten Teſtamente:

„Und demnach nicht allein, obgemeldte Wiſſenſchaft der chriſtlichen Religion und der Anfang derſelben Uebung im lebendigen Chriſtenthum, ſondern auch weiter vonnöthen, daß ſolches wohl gemittelt und fortgeführet, auch ſelig einmal in dieſer nichtigen Welt geendet werde, und ſolches von Gott dem himmliſchen Vater (von welchem allein alle gute, vollkommene Gaben zu uns herabkommen) zu erlangen, der liebe Herr Chriſtus neben dem Wort und Sakramenten auch das liebe Gebet verordnet, und dabei verſprochen, was wir in leiblich und geiſtlichen Dingen, in ſeinem Namen bitten werden, das wolle er uns geben: als rufe ich dich auch an, mein lieber getreuer Gott, Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geiſt, und bitte, du wolleſt mich um des theuren Verdienſtes meines Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti willen, bei obgedachter erkannten und bekannten reinen Lehre bis an mein ſeliges Ende erhalten und vor allem Irrthum und falſcher Lehre, namentlich der Papiſten, Calviniſten, Photinianer, Wiedertäufer, Schwenkfelder, Weigelianer und Enthuſiaſten und was dergleichen mehr für Ketzereien und Schwärmereien geweſen, und noch ſeyn mögen, gnädiglich bewahren, auch ſolches dein Wort neben dem rechten Gebrauch der Sakramente auf die Nachkommen bis an den lieben jüngſten Tag in dieſen Landen und der ganzen Chriſtenheit, inſonderheit unſerm geliebten Vaterlande deutſcher Nation väterlich erhalten; auch andern Verirrten ſolche große Wohlthat aus Gnaden widerfahren laſſen. Sonderlich wolleſt du auch die übrige Zeit meines Lebens mit deinem heiligen Geiſte mich je mehr und mehr begnadigen, damit in ſolchem Erkenntniß deiner Lehre ich immer wachſen und zunehmen und dich meinen himmliſchen Vater ſtets mehr kindlich fürchten, lieben und mich alles Guts zu dir verſehen möge. Wolleſt auch mein allergetreuſter Herr Jeſu Chriſte, dich mit deiner Gnade und heiligem Verdienſte, als mein eigner Erlöſer und Seligmacher mir immer mehr und mehr zu erkennen geben, damit ich meine einige Hoffnung und Seligkeit in dich und dein heiliges Verdienſt ſetze, auch in meinem ganzen Leben und hernach im

Tode ſelbſt mich mit nichts anders, als deinem ſüßen Namen Jeſus erfreuen und tröſten, auch endlich darinnen ſelig abſcheiden möge. Und bitte dich auch als meinen höchſten Tröſter, Herr Gott heiliger Geiſt, du wolleſt dein Werk und Amt, das du in der Taufe in mir angefangen, und durch dein Wort und Sakrament bisher fortgeführt haſt, auch bis an mein ſeliges Ende in mir erhalten, und Gnade verleihen, daß ich demſelben von Herzen folgen und mich deines Troſtes allezeit freuen möge. Sonderlich wolleſt du mich vor Heuchelei in meinem Chriſtenthum bewahren, und in mir den rechten Ernſt und Eifer zu deinem göttlichen Dienſt jederzeit erwecken und bekräftigen, auch wo ich aus Schwachheit ſtraucheln und fallen würde, mich nicht liegen bleiben laſſen, ſondern Gnade und Kraft verleihn, damit ich durch wahre Buße alſobald mich wieder aufrichten und des Gnadenbundes, den du neben Gott dem Vater und Sohn mit mir in der heiligen Taufe gemacht haſt, beſtändiglich eingedenk verbleiben möge. Wolleſt mich in allem Kreuz feſtiglich erhalten, damit ich ſolches nicht anders, als aus Liebe von dir, dem lieben Gott mir zugeſchickt, in Geduld annehmen und erkennen, auch von der Welt und den Sünden dadurch abgehalten, zum Wort und Gebet eifriger und inbrünſtiger angemahnet, und im Verlangen nach den ewigen himmliſchen Gütern je mehr und mehr aufgemuntert werden möge. Auch da ſich das Kindlein Jeſus, wie bei ſeinen Eltern, etwas verſtellen ſollte, doch es ja nicht aus meinem Herzen verlieren laſſen, ſondern wie du es mir zum öftern durch's Wort wiederum ſuchen, auch finden helfen, dergleichen weiter dein göttlich Amt in mir kräftiglich zu Troſt und Heil erweiſen. Gegen meinen Nächſten wolleſt du in der Liebe meine Brunſt rege machen, damit ich mir ſeine Noth oder Gefahr, als meine eigne, laſſe zu Herzen gehen, und ihm darinnen behülflich ſeyn, auch ſeine Gebrechen, ſo viel unbeſchadet deiner Ehren geſchehen mag, zu gut halten, und mit Sanftmuth und Gelindigkeit ihn zu gewinnen ſuchen, meinen Feinden auch jederzeit herzlich vergeben, und alſo in meines Herrn Chriſti Fußtapfen treten möge. Und dieweil du treuer Gott und Herr mich in dies große, hohe und ſchwere Amt der Obrigkeit, wiewohl ich mich viel zu gering und wenig dazu erkenne, geſetzet, ſo bitte ich dich auch, du wolleſt mir, ſo lange du mich darin erhalten wirſt, mit deinem Geiſt und Weisheit beiwohnen, und mich mit rechtem Eifer, ſolch dein Amt zu führen, ausrüſten. Sonderlich, daß ich von Herzen die Hei-

ligung deines Namens, Beförderung der Unterthanen Seligkeit und Erhaltung von Kirchen und Schulen, gleich als das vornehmste Stück meines Amtes mir möge angelegen seyn lassen. Und obgleich solches viel Arme angehet, dessen jedoch ich mich nicht schäme, vielweniger sie mit der Welt verächtlich halte, sondern derselben mich treulich annehme, als dem allerherrlichsten Seelenschatz, auch die zu diesem Leben gehörigen nützlichen Sprachen und Künste, als eine gute Gabe von Gott nach dem Sündenfall dem menschlichen Verstand dadurch zu helfen gegeben, fortzupflanzen und in allen Ständen gute disciplin und Zucht zu erhalten und zu befördern unverdrossen sei."

„Daß ich ingleichen jedermann gleich Recht widerfahren lasse, beide Theile sanftmüthig und gerne zuvor höre, ehe zum Urtheile geschritten werde, und sodann das Böse mit Ernst, ohne Ansehn der Person strafe, wo aber Besserung zu hoffen, deinem Exempel zu gehorsamer Nachfolge Gelindigkeit und Gnade widerfahren lasse, und das Gute mit Dank belohne."

„Wolleſt mir auch Gnade, Kraft und Weisheit geben, daß ich mir die Wohlfahrt des Vaterlandes zum höchsten angelegen seyn lasse, und mich vor Geiz und Ehrsucht, daraus Unterdrück- und Aussaugung der Unterthanen zu erfolgen pfleget, gnädiglich bewahren." Wir übergehen das Uebrige, in welchem sich der Blick mit gleichem sittlichen Ernst auf alle anderen Theile der Regenten- und Familienpflicht richtet.

Wenn fleckenlose Frömmigkeit überhaupt eine auf den Thronen nur selten gesehene Erscheinung ist, wie vielmehr in Verbindung mit hervorragenden Geistesgaben. Bei Herzog Ernst findet beides sich verbunden. Nicht bloß als einer der frömmsten sondern auch als einer der weisesten unter den Regenten Deutschlands galt er im Inlande wie im Auslande, bei dem Kaiser wie im Kreise der Reichsfürsten. Noch bis auf die Gegenwart herab wird vielfach in Häusern und Hütten der Gothaischen Lande sein Portrait gesehn und spricht neben innigem Wohlwollen Intelligenz und jene hohe Besonnenheit aus, welcher sein edler Zögling von Seckendorf das Zeugniß giebt:*) „Da muß ich nun wieder höchlich rühmen die große Behutsamkeit, die S. Durchl. selbst in Dero Reden gebrauchten und diese von ihren Dienern forderten. Sie waren zwar, wenn Sie mit einer vertrau-

*) V. L. von Seckendorfs deutsche Reden 1691. S. 15.

ten Perſon abſonderlich oder in dem Gemache redeten, ganz offenherzig und konnten ſich auch mit geringen Perſonen freundlich vernehmen und herauslaſſen, aber in Audienzen, in Rathſtuben, auch bei der Tafel ließen Sie alle Behutſamkeit ſpüren und kann ich mit Wahrheit nachſagen, daß ich in zwanzigjährigen Dienſten kein freches, weniger ſchandbares Wort, am allerwenigſten eine Vermeſſung oder Fluch von Deroſelben gehört habe, alſo gewöhnten Sie auch die Ihrigen dazu, daß nichts Unanſtändiges oder Verfängliches in Dero Gegenwart durfte geredet werden, welches eine überaus löbliche Klugheit und Zucht iſt; denn großer Herren und vornehmer Perſonen Worte werden angemerkt, ſie reden, wo ſie wollen, ja was in ihrer Gegenwart geredet wird, das hat eine Beziehung auf dieſelben und urtheilt man von ihrem Gemüthe, nachdem ſie dasjenige, was geredet wird, anhören und aufnehmen." — Durch Univerſitätsſtudien ſeine Einſicht zu erweitern, war ihm, wie ſehr er es auch gewünſcht hatte, nicht verſtattet worden. Sein durchdringender praktiſcher Beobachtungsgeiſt, wie anhaltender Studienfleiß hatten ihm aber nichts deſto weniger eine ausgebreitete allgemeine Kenntniß der Elemente der verſchiedenſten Künſte und Wiſſenſchaften gegeben. In der Rechtswiſſenſchaft, in neueren Sprachen, in Mathematik, Baukunſt hatte er ſich Kenntniſſe erworben, er zeichnete, drechſelte, wie er denn einſt ſeinem J. Gerhard einen von ihm gedrechſelten Becher verehrte. Hierüber berichtet Seckendorf a. a. O.: „Sie hatten zwar nicht ſtudiert, ſondern waren wider Ihren Willen in Ihrer Jugend daran verhindert worden, oder, wo ich nicht irre, war Ihr ingenium ſo univerſell und impetrant, daß es bei keiner Materie ſich lange aufhalten konnte, ſondern über die Formalitäten hinfuhr und nur die Subſtanz und den Inhalt und zuförderſt die Urſache und Ordnung von allen Sachen zu wiſſen eilte. Alſo waren Sie mit keiner Autorität oder Vorwand des Herkommens abzuſpeiſen, ſondern Sie unterſuchten die Urſache und den Nutzen einer jeden Sache. Daher kam es, daß Sie von allen Disciplinen und Fakultäten, ja von allen mechaniſchen Künſten und Handgriffen alſo reden und urtheilen konnten, als ob Sie ſie ſelbſt gelernt hätten. Ihro Fürſtl. Durchl. wußten die meiſten capita und terminos und zwar auch der theoretiſchen Disciplinen, geſchweige derer, ſo man practicas nennt. Sie kannten und nannten alle instrumenta und Arbeiten der Künſtler und Handwerker, beſonders aber, wie es bei ſolchen ſcharfſinnigen,

vielfachen Köpfen geſchieht, wußten Ihre Durchlaucht die Mängel und Gebrechen der Wiſſenſchaften und Künſte meiſtlich zu finden, anzuzeigen und Beſſerung vorzuſchlagen. Solchemnach ließen Sie auch die Rhetorik und den stilum nicht ungetadelt. Sie fanden eine Erinnerung in einem Worte eines Conceptes, darüber ein Tiſch voller Räthe hingefahren war. Alſo wollten Sie mehr wiſſen, was Ihre Kanzler und Räthe bei ſolennen Gelegenheiten vorbringen würden. Sie gaben wohl auch ſelbſt Anlaß, wovon Sie geredet, oder was Sie mit berührt wiſſen möchten, doch mit der Beſcheidenheit, daß wo ein Beſſeres gezeigt und vorgeſchlagen würde, Sie Sich in ſolchen Dingen, darin Sie Ihre Diener geübt und geſchickt ermeſſen konnten, weiſen ließen, und manchmal im Scherz ſagten, ſie pfuſchten nur in's Handwerk und thäten Vorſchläge, wie ein Laie oder Ungelehrter, die Gelehrten müßten es freilich beſſer wiſſen. Da ich nun anfangs Deroſelben als Hof- und Kammerjunker unterthänigſt aufgewartet, hatte ich die beſte Gelegenheit, dero Discurſe und judicia von allem, was vorging, anzuhören, mußte auch hingegen aus dem, was ich geleſen, oder ſonſt obſerviret (denn dieſelbe Zeit habe ich mehrentheils als studia angewandt), meine Gedanken wieder eröffnen, welches auf Reiſen, in Kutſchefahren und des Abends nach verrichteten Geſchäften der Zeitvertreib war. Inſonderheit hatten Sie als ein allgemein principium gefaſſet, es ſollte nach Erheiſchung des Chriſtenthums alles, auch was nur cerimoniell und zur Ergötzung gemeint war, nach Möglichkeit zur Erbauung oder Beſſerung angewendet, und dazu keine Gelegenheit verabſäumt werden. Weil nun bei Solennitäten dem Herkommen nach etwas geredet werden mußte, ſo ſahen Sie gern wenn ein oder andre Moral mit angebracht wurde."

Noch bis in ſein hohes Alter verließ den Herzog ſeine Wißbegierde nicht. Als 1673 eine ruſſiſche Geſandtſchaft, in deren Gefolge ſich ein Gothaner befand, nach Deutſchland kam, wurde ſogleich dieſe Gelegenheit vom Herzoge benutzt, von dieſem Manne genaue Informationen über Land und Kirche Rußlands wie auch über die Zuſtände der dortigen Evangeliſchen einzuziehen, ja in ſeiner Wißbegierde ſuchte er ſich aus Würtemberg Abſchriften des Briefwechſels zu verſchaffen, in welchen einſt der Patriarch Cyrillus Lukaris von Konſtantinopel mit evangeliſchen Theologen getreten.

Ein Land, deſſen religiös-ſittliche wie bürgerliche Intereſſen während der langen Kriegsjahre ſo im Grunde zerrüttet worden,

aus seinem Verfall wieder aufzurichten, war ein Werk, welches ohne den Beistand treuer und einsichtiger Diener aus dem geistlichen und weltlichen Stande nicht gelingen konnte. „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gerne fromme Diener.“ Dieses Wort Davids und den ganzen 101ten Psalm hatte der Fürst sich tief in's Herz geprägt, und so zeigte sich nun auch sein Regententalent zunächst in dem Geistesblicke, mit welchem er sich im geistlichen wie im weltlichen Stande Mitarbeiter zu erwählen wußte. Es war die Blüthe der lebendigen Kirche der sächsischen Lande, welche sich damals am Hofe und in den Landescollegien Herzog Ernsts vereinigt fand — geistliche und weltliche Männer noch unverrückt im Bekenntnisse der Kirche und mit dem richtigen Glauben noch nicht befriedigt, wenn es nicht auch der rechte und lebendige war. Es war, möchte man sagen, ein Spenerscher Kreis vor Spener und doch nicht ganz, denn noch schreckte schüchtern die Frömmigkeit davor zurück, von den bestehenden kirchlichen Ordnungen und Ueberlieferungen in der Lehre wie im Leben auch nur einen Finger breit zu weichen und glaubte ohne irgend welche Neuerung innerhalb der gegebenen staatskirchlichen Verhältnisse die ausreichenden Canäle und Mittel zur Wiederbelebung der Kirche zu finden. Vielleicht geringere Innigkeit und Eifer als in den Spenerschen Kreisen, doch auch geringere Einseitigkeit.

Als praeses consistorii fungirte von 1641—1659 der erwähnte Franzke, ein äußerst gelehrter und berühmter Jurist, näher befreundet mit Calixt. Von ihm legt der große Musäus das Zeugniß ab: „Das kann ich nicht genug an dir bewundern, daß, obwohl die mannichfaltigsten Geschäfte dir fast jeden Augenblick der Muße rauben, du dennoch täglich etwas Zeit zu erübrigen weißt, um es auf theologische Studien zu verwenden.“*) Von ihm erschienen auch 1656 unter dem Namen Christian Philometor zwei Bändchen religiöser Lieder.

Durch Gesinnungsgemeinschaft ist dieser Consistorialpräsident innig verbunden mit dem Generalsuperintendenten, mit dem ehrwürdigen Sal. Glassius (von 1641—1656). Nach dreijährigen Vorstudien in Jena war Glassius 1615 nach Wittenberg ge-

*) In der Dedication der Abhandlung de libero arbitrio 1642.

ſchickt worden, um dort den Unterricht des trefflichen Lehrerkreiſes: Balduin, W. Franz, Balth. Meisner, zu genießen, doch ſchon im folgenden Jahre durch anhaltende Fieberkrankheit — damals in Folge der häufigen Elbüberſchwemmungen ein lokales Leiden Wittenbergs — von dort vertrieben worden. Er kehrte hierauf nach Jena zurück, wo er, in fünfjährigem Genuß eines näheren Umgangs mit Gerhard, einer der liebſten und theuerſten Schüler dieſes großen Theologen wurde. Sterbend ſprach derſelbe ſpäter den Wunſch aus, vor Allen Glaſſius zum Nachfolger zu erhalten, ein Wunſch, der ihm auch erfüllt werden ſollte, indem dieſe Berufung von Glaſſius würklich erfolgte und derſelbe in die Stelle ſeines Lehrers eintrat. Doch nur auf kurze Friſt, denn ſchon nach zwei Jahren (i. J. 1640) folgte Glaſſius, namentlich auf Zureden Hortleders, dem von Herzog Ernſt an ihn erlaſſenen Rufe zur Gothaiſchen Generalſuperintendentur. In dieſer neuen Stellung bewährte ſich nun der ehrwürdige Mann ganz als einen Theologen im Geiſte Arndtiſcher Orthodoxie, wie er denn auch zu ſagen pflegte: „Wer Arndt nicht liebt, muß den geiſtlichen Appetit verdorben haben.“ „Dies ſchöne Buch kann ich wegen des großen Nutzens — ſo äußert er ſich in der Vorrede zu ſeinem „Baum des Lebens Chriſti 1628“ — den ich aus fleißiger Leſung deſſelben in meinem Herzen empfunden, nicht ungerühmt laſſen, wie ich denn auch meinem Gotte inniglich dafür dankbar bin.“ Wie einzig damals ſein Fürſt unter den Fürſten Deutſchlands daſtand, war auch Glaſſius ſich wohl bewußt. In einer Selbſtbiographie erklärt er, „wie hoch er ſich ſelbſt gratulirt, auch Gott herzlich gelobt, daß er ihn würdig geachtet, unter Herzog Ernſten ſeiner Kirche zu dienen, indem dieſer löbliche Fürſt nicht allein für ſich mit Ernſt und Andacht der Gottesfurcht ohne Heuchelei ergeben, ſondern auch als ein anderer Joſias und Joſaphat den Gottesdienſt zu pflanzen und die himmliſche Wahrheit und Gottesfurcht fortzubringen und zu erhalten, und alſo der Unterthanen Heil und Seligkeit einzig und allein ſich laſſe angelegen ſeyn.“ In einem Briefe von 1654 an Joachim Schröder in Roſtock, den dieſer in ſeiner „hellklingenden Zuchtpoſaune“ 1671 mittheilt, ſchreibt Glaſſius in Betreff des Beſtrebens, kirchliche Zucht und chriſtliches Leben wieder zu erwecken: „Ich bekenne, wie ſchwer beides iſt, doch gehört es nicht zur Unmöglichkeit, wenn nur unſer und vorzüglich der Fürſten Wille dem göttlichen Willen ſich willig hingiebt. Aber daß dies nicht geſchieht, wer mag es leugnen.

Von unſerm Fürſten kann ich mit Wahrheit bezeugen, daß das Verlangen, die rechtgläubige Religion und Frömmigkeit zu pflanzen, ihn nicht nur beſeelt, ſondern daß er davon entbrannt iſt und dieſe Gott angenehme Flamme hat er auch eifrig verſucht in ſeinen Standesgenoſſen zu entzünden, doch vergeblich. Hochmuth, Luxus und ſchmähliche Habſucht herrſchen noch. Den himmliſchen Dingen wird kaum ein flüchtiger und kühler Gedanke gewidmet." — In allen Unternehmungen des Fürſten für Schule und Kirche ſteht ihm nun Glaſſius als treuer Mitarbeiter zur Seite. Er ſteht an der Spitze von Synoden und Viſitationen, entwirft die in Folge der erkannten Kirchengebrechen nöthig gewordenen Synodal- und Viſitationsbeſchlüſſe, würkt trefflich mit zur Beſchwichtigung der kirchlichen Streitigkeiten, ſchreibt praktiſche Schriften zur Beförderung der Gottesfurcht und der häuslichen Andacht — wie deren einige angeführt wurden, und nimmt ſich auch beſonders des religiöſen Schulunterrichts an. Er iſt dem kirchlichen Bekenntniß getreu, wiewohl deſſen ſich auch wohl bewußt, wie wenig noch mit dem bloßen „richtig Bekennen" gethan ſei: vera non ficta fides salvat war ſein Symbolum. Daher konnte ihm auch das bloße Analyſiren und Memoriren der dogmatiſchen Definitionen in den Schulen nicht genug thun. Es war damals in den meiſten Gymnaſien Hutters compendium als Leitfaden beim Religionsunterricht im Gebrauch, ein Lehrbuch, welches in der beſtimmten Abſicht verfaßt, dem Kryptocalvinismus entgegenzuwürken, gar zu vieles von den theologiſchen Schulbeſtimmungen mit aufgenommen hatte und daher manchen Religionslehrer in die Verſuchung führte, es bei der verſtändigen Analyſe des Dogmas bewenden zu laſſen. Von Glaſſius war dieſe Erfahrung mehrfach gemacht worden. „Ich bemerke," ſpricht er, „daß wo dieſes Compendium gebraucht wird, gerade das Eine Nothwendige nur oberflächlich behandelt zu werden pflegt."*) Er behielt ſich daher ſelbſt vor, die älteren Schüler nach Hutter zu unterrichten, deſſen Lehrbuch er in drei Abtheilungen brachte, während für den Unterricht der Jüngeren ein von Evenius verfaßtes Lehrbuch eingeführt wurde. Von Herzen war dem frommen Manne die Leidenſchaftlichkeit verhaßt, mit welcher die damaligen Streitigkeiten geführt

*) Aus einer brieflichen Mittheilung in einer Diſſert. von Bockerodt: Tria superioris saec. lumina priora 1725.

wurden. In einem Briefe an den Geheimerath Plathner in Weimar von 1654 ſchreibt er:*) „Von dem Pasquill Hülſemanns habe ich durch Herrn v. Miltitz etwas gehört . . . Ich will hierüber gar nicht urtheilen, aber das bedaure ich, daß aus Streitigkeiten der Schule unverſöhnliche Zwiſte und bürgerliche Feindſchaften entſtehen. Was iſt das für ein Geiſt der Maßloſigkeit! Welcher Geiſt treibt dieſe unruhigen Leute! Daß er heilig aus Gott ſei, mögen die βέβηλοι ſagen, ich kann es nicht.“ Und über Calov ſpricht er in einem Briefe an J. Schmid im folgenden Jahre 1655 das Urtheil: „Calov's inauguralis disputatio über den Meſſias im A. T. hat mir ſehr gefallen, doch nicht ſo das eingemiſchte Gift, welches mir den Geſchmack wieder verdorben. Guter Gott! Können ſo große Männer, welche Säulen der Kirche und Frömmigkeit ſeyn ſollten, nicht das in ſich zähmen, welches vor allen andern Dingen zu zähmen iſt.“**)

Glaſſius ſtarb 1656 und erhielt zu ſeinem Nachfolger einen an Friedensliebe und praktiſchem Eifer ihm geiſtesverwandten, wenn auch nicht durch Gelehrſamkeit ausgezeichneten Theologen Joh. Chriſt. Gotter, ebenfalls ein Mann aus Gerhards Schule. Er bezeugt von ſich ſelbſt: „In meinem Leben bin ich vor Gott ein großer Sünder geweſen, und habe demnach von Tag zu Tag bei meinem Herrn Jeſu um Gnade gebeten. Wie ich's aber vor der Welt geführet, davon laſſe ich andre urtheilen. Ich habe mir aber jederzeit angelegen ſeyn laſſen, mich jedermann zu angenehmem Gefallen vorzuſtellen, und getraue mir wohl, den Spruch des andächtigen Bernhard von mir zu gebrauchen:

Nullum turbavi, discordes pacificavi,
Laesus sustinui, nec mihi complacui.

Geſtalt ich mich dann von Anfang meines Lebens her nicht erinnern kann, daß ich hätte mit jemandem den ganzen Tag in Unwillen gelebt, noch die Sonne über meinen Zorn untergehen laſſen, ſondern, wenn etwa ein Mißverſtand vorgegangen, alſobald in mich geſchlagen und Mittel zur freundlichen Vergleichung geſuchet.“

Nachdem dieſer Friedensmann 1676 in die Oberhofpredigerſtelle übergegangen, trat in die ſeinige als Generalſuperintendent Adam

*) Epp. ad Plathnerum, cod. Gothanus n. 132.
**) Epp. ad J. Schmidium, cod. Hamb. I. S. 456.

ibbechov aus Lübeck. Auf ihn war der Herzog durch den Hofrath ncke, den Vater von Aug. Herm. Francke, ebenfalls einen Lübecker, en Mann von ſehr frommer Geſinnung, aufmerkſam gemacht worden. war damals Profeſſor in Kiel und trat zunächſt in Gotha in die elle des früher gleichfalls von Francke empfohlenen Lübeckers, des Kirnraths Verpoorten. Sein Studium hatte er zuerſt in Roſtock geht, wo Heinrich Müller, der ihm auch ſpäter noch auf der Kanzel Vorbild blieb, ſein Lehrer geweſen. Von da hatte er ſich nach lmſtädt und von dort nach Gießen begeben, wo, während die iſten andern Univerſitäten bereits verdächtigt zu werden anfingen, rüſtiger Vorkämpfer der ſtrengen Rechtgläubigkeit Haberkorn, der tſtreiter von Calov, ſtand. So erfreute ſich denn auch Tribbechov Vertrauens von Calov z. B. bei den von ihm zwiſchen Calov d Muſäus veranſtalteten Ausſöhnungsverſuchen. Auch nimmt ibbechov Spener gegenüber nur eine zurückhaltende Stellung ein, wohl er mit redlichem Sinne alle von dem Herzog begründeten hlichen Inſtitutionen zu erhalten aufrichtig bemüht iſt.*)

Noch manche andre chriſtlichgeſinnte Männer aus dem geiſten wie aus dem weltlichen Stande ließen ſich hinzufügen, welche h in der Reihe dieſer Biographieen nicht fehlen dürften, wenn ſie ht zum größten Theil in die folgende Hälfte des Jahrhunderts örten: die Hofprediger Bronchorſt und Ludwig, die treffen Juriſten Joſ. Breithaupt und Joh. Francke, der als ientaliſt bekannte Hiob Ludolph, vor allem der berühmte Gemerath Ludwig von Seckendorf, welchem in der Geſchichte des iſtlichen Lebens der Spenerſchen Periode eine der erſten Stellen ührt.

Eine gleich nach der Erbhuldigung 1641 bei Eröffnung des en Landtages von dem Herzoge vor ſeinen Landſtänden gehaltene de legt eine Anzahl Maßregeln vor, welche zur Erledigung der ngendſten Bedürfniſſe erforderlich ſchienen. Obenan ſtand dabei e allgemeine Kirchen- und Schulviſitation, die Vermehrung der ukünfte des Gymnaſii zu Gotha, die Erziehung der Kinder der Landnde u. ſ. w. Die oberſte Stelle unter der Mannichfaltigkeit der Inſſen des Herzogs nimmt die Verbeſſerung des Schulweſens . Es war am Anfange des Jahrh. der Schulreformator Ratichius

*) Gothaiſcher Kirchen- und Schulſtaat, Th. 2. St. 12. S. 41.

aufgetreten und von manchen fürſtlichen Perſonen, wie die Gräfin Anna Sophia von Rudolſtadt, die Tante Herzogs Ernſt, mit Begeiſterung aufgenommen worden. Auch Ernſt intereſſirte ſich in der früheren Zeit für ihn und die Einführung ſeiner neuen Methode, beſuchte auch die Schulen ſelbſt. Während ſeiner Adminiſtration von Franken hatte er auf das Schulweſen beſonders ſein Augenmerk gerichtet und bereitete nach ſeiner Rückkehr aus dem Kriege umfaſſende Verbeſſerungen vor. Sich des Ratichius dabei zu bedienen, wie ſeine Tante wünſchte, hatten ihm Hortleder und Franzke abgerathen, die ihn als einen Charlatan anſahen. Statt ſeiner zog Ernſt einen gelehrten und praktiſch einſichtsvolleren Mann in ſein Vertrauen, den Rektor Evenius, welcher ſein Lehrertalent bereits an den Gymnaſien von Halle, Magdeburg und Regensburg bewährt hatte und 1635 nach Weimar übergeſiedelt war. Unter dem Titel eines „Schulrathes" wurde derſelbe förmlich in Dienſt genommen, und nach einem Briefe des Evenius von 1638 an Saubert ging damals der Herzog auch mit der Berufung von V. Andreä um.*) Dasjenige Kirchen- und Schulgebrechen nun, welches den Evenius am tiefſten bewegte, welches er auch ſchon in ſeinen früheren Stellungen den Magiſtraten von Regensburg und Magdeburg ans Herz gelegt, war das todte Gedächtnißwerk. Dieſes abzuſtellen, darauf waren zunächſt ſeine Beſtrebungen gerichtet. Zu dieſem Zwecke wurde ein Religionsbuch, eine bibliſche Geſchichte mit Bildern u. a. Schulſchriften von ihm verfaßt und von dem bedächtigen Fürſten immer zugleich mit Gerhard und mit andern Fakultätsmitgliedern berathen, wie dies aus einer Briefſammlung Herzog Ernſts in der Goth. Bibl. n. 600 hervorgeht. Das wichtigſte aber der von Evenius in Anregung gebrachten Werke — ebenfalls im Intereſſe des beſſeren Verſtändniſſes — iſt das ſogenannte Weimariſche oder Erneſtiniſche Bibelwerk, eine „auch für die Jugend und die Einfältigen" verſtändliche Gemeindebibel mit Angabe des Inhalts der Kapitel und einer Nutzanwendung. Es enthielt dieſes unter der Oberaufſicht von Gerhard — nach deſſen Tode von Glaſius — ausgearbeitete Werk die exegetiſchen Arbeiten von 29 ſächſiſchen und thüringiſchen Theologen — kein geringes Zeugniß für den damaligen Bildungsſtand der ſächſiſchen Geiſtlichkeit! Es erſchien — mitten unter den Kriegs-

*) Cod. Guelpherb. ms. Epp. variorum ad V. Andreae. S. 118.

rmen — im Jahre 1640, und verbreitete eine ſolche Freude in : evangeliſchen Chriſtenheit, daß die nürnberger Prediger auf entlicher Kanzel Gott dafür Dank darbrachten.*) — Zur Schul- ganiſation der gothaiſchen Lande konnte Evenius dem Herzoge zwar ht mehr praktiſch zur Seite ſtehen, denn kurz vor dem Regierungs- ıtritt des Herzogs war er im J. 1639 von der Peſt hingerafft rden, aber viele ſeiner pädagogiſchen Rathſchläge fanden ſpäter der gothaiſchen Schulreform Verwürklichung.**)

Einen gleich talentvollen Schulmann gelang es dem Herzog Reyher, Rektor in Schleuſingen, zu gewinnen. Zunächſt erfuhr rch denſelben das gothaiſche Gymnaſium eine durchgreifende Refor- ıtion, ſodann wurde die Grundlage zu einem neuen Schulmethodus : die niedern Schulen von ihm gelegt, und eine Anzahl neue chulbücher von ihm herausgegeben, zu deren Druck der Herzog in otha eine eigene Druckerei errichtete. Wie durch dieſe neuen Ein- htungen zunächſt das gothaiſche Gymnaſium im In- und Auslande thin berühmt wurde, ſo daß es ſelbſt aus Dänemark und Schweden hüler heranzog, ſo erlangte überhaupt das Schulweſen des Herzog- ums einen ſolchen Ruf, daß ſelbſt von Katholiken mit Anerkennung ſen gedacht wurde, und Herzog Guſtav Adolph von Mecklenburg) von Herzog Ernſt einen Mann erbat, welcher im Stande wäre, ſelben Einrichtungen nach Mecklenburg zu verpflanzen. Es wurde mals ſprüchwörtlich, daß der gothaiſche Bauer gelehrter ſei, als ncher Edelmann.

Worauf der neue methodus es vorzüglich abſah, war ſtufen- eiſer Fortſchritt des Unterrichts, nach entſprechenden beſtimmten itfaden und Anweiſung der Lehrer zu möglichſter Faßlichkeit des terrichts. Auch wurde — für die damaligen Zeiten unerhört — bſt in Land- und Mädchenſchulen bis zum Unterrichte in „natür- jen weltlichen und häuslichen Dingen," in Geographie, Welt- und turgeſchichte fortgeſchritten, mit den Knaben bis zur „Meßkunde." ch derſelben neuen Methode wurde auch der Katechismusunterricht

*) Vorher war mit einer ſolchen Laienbibel nur vorangegangen Dan. amer, „Bibliſche Auslegung," Straßb. 1627. 4to, ein nicht unzweckmäßiges rk, welches ſich auf erbaulich-dogmatiſche Erörterungen beſchränkte und wohlfeiler uflich war. Die Erneſtiniſche Bibel koſtete 6 Thlr., war daher nur Bemittelteren zänglich.

**) S. unter Evenius.

umgeſtaltet. Das verſtand- und gedankenloſe Memoriren wurde abgeſtellt. Auch hier wurden gewiſſe Stufen abgegränzt und denſelben entſprechende Leitfaden eingeführt, an die Stelle des wörtlichen Recitirens wurde das Wiedergeben des betreffenden Sinnes in anderen Worten eingeführt, und überhaupt auf genaue logiſche Auffaſſung gedrungen.*)

Doch nur als Grundlage für das, was immer als die Hauptſache angeſehen wurde, ſollte dieſe logiſche Analyſe dienen, nämlich für die praktiſche Anwendung. Durch eine größere Ausdehnung dieſer erbaulichen Anwendung unterſchied ſich nachmals die Spenerſche Methode. Ueberhaupt hielten ſich alle dieſe im Intereſſe der Frömmigkeit eingeführten Neuerungen ſtreng auf der Linie maßhaltender Beſonnenheit, daher auch manche von den allzuweit gehenden Hoffnungen der damaligen Frommen von der damaligen Schulreformation, wie z. B. die der Abſtellung der klaſſiſchen Lektüre, unerfüllt blieben. So ſchreibt z. B. der ehrwürdige Freund Arndt's Chriſtoph Hirſch in Eisleben an Saubert in Nürnberg im J. 1643: „Wie das Heidenthum aus den Schulen ganz ausgerottet werden könnte, wäre wohl in Ueberlegung zu nehmen. Oft habe ich über dieſe Schulgebrechen mit dem ſeligen Arndt mündlich und ſchriftlich geſprochen, den ich nebſt den D. Gerhard als meinen chriſtlichen Vater verehre, damit eine Schulreformation im Intereſſe der Frömmigkeit zu Stande käme, wie dem Vernehmen nach eine ſolche von dem erlauchten Herzog Ernſt jetzt unternommen wird.“**) Aber Männer wie Evenius, Reyher, Gerhard wußten hier beſſer den Gebrauch und Mißbrauch zu unterſcheiden.

Was die kirchlichen Mißſtände der Zeit betrifft, ſo hatte der Herzog bereits durch Evenius eine unverſchleierte Darlegung derſelben empfangen in den zwei Schriften: „Beſcheidentliche Erörterung der jetziger Zeit ſehr nöthigen Frage, wie und durch wen der chriſtlichen, an allen Orten höchſt bedrängten Kirche gründlich zu rathen, damit ſie zur erwünſchten leiblichen und geiſtlichen Ruhe, Wohlſtand und Seligkeit verbracht werde. Vor dieſem mit Begehren einer geiſtlichen Perſon geſchrieben, jetzt von derſelben mit Conſens des Autoris in Druck gegeben,“ und „Spiegel der Verderbniß, darin bei 3000 Defekte

*) Vgl. über die gothaiſche Methode Ehrenfeuchter, Geſchichte des Katechismus, 1857, S. 44 f. — **) Epp. ad Saubertum ms. bibl. Hamb.

und Corruptelen unſers Chriſtenthums angeführt werden.“ Inwiefern auch die gothaiſchen Lande die allgemeinen Gebrechen theilten, ſtellte ſich durch die Generalkirchenviſitation 1641 heraus. Ein bei den Landtagsakten von 1646 befindliches Aktenſtück führt näher auf: „Insgemein 1) findet ſich eine große Sicherheit bei den Leuten, auch eine abſcheuliche Heuchelei im Chriſtenthume, daß ſie meinen, ſie wären gute Chriſten, wenn ſie nur zur Kirche gingen und das Abendmahl gebrauchten, ſie lebten gleich, wie ſie wollten; 2) das Zeitliche wird dem Ewigen weit vorgezogen, daher auf jenes alle Sorgen gerichtet ſind; 3) allerlei Aberglaube regiert noch ſehr unter den Leuten; 4) das verteufelte Fluchen und Gotteslästern, nebſt leichtfertigem Schwören, geht ſehr im Schwange; 5) der Sabbath wird auf viel und mancherlei Weiſe entheiligt, indem ſonderlich die gemeinen Leute an demſelben ſaufen, ſich ſchlagen und andre Ueppigkeiten treiben; 6) der Ungehorſam gegen die Vorgeſetzten iſt etwas gewöhnliches; 7) das Balgen und Raufen ſonderlich beim Adel, geſchieht oft aus liederlichen Urſachen; 8) das ſchreckliche Verwünſchen beim Teufelholen und dergleichen iſt ganz gemein; 9) das Vollſaufen regiert überall; 10) die Unzucht nimmt gewaltig überhand; 11) die Hoffart wird immer größer; 12) Untreue, Betrug, Geiz, Wucher, wie auch das Verleumden und Lügen herrſchen allenthalben. Inſonderheit im geiſtlichen Stande: 1) viele Geiſtliche laſſen die Leute bei dem heuchleriſchen Weſen in dem Wahne ſtecken, als wären ſie rechte Chriſten und könnten dabei ſelig werden; 2) richten ihre Predigten nicht auf den Zuſtand ihrer Zuhörer ein; 3) beſtrafen die Sünde nicht mit rechtem Ernſt und beſchreiben ſie nicht mit ihren rechten Farben; 4) malen die Art der innern Buße nicht recht ab; 5) tröſten die Leute insgemein bei dieſen Zeiten, daß ſie ihr Unglück gering achten und ſtärken alſo die Hände der Boshaftigen; 6) liegen auch wohl mit den Zuhörern unter einer Decke, freſſen, ſaufen mit ihnen und leben ſonſt ärgerlich; 7) machen durch unzeitige fleiſchliche Affekten ihnen die Zuhörer zuwider, daß ſie hernach auf ihre Worte nichts geben. Im weltlichen Stande: 1) hält man nicht mit Ernſt über die gemachten Ordnungen und handelt ohne Scheu dawider; 2) Grafen und Edelleute nehmen die Ordnungen gar nicht an; 3) handeln unchriſtlich mit ihren Unterthanen; 4) bekümmern ſich nicht um Gericht und Gerechtigkeit; 5) gehen den Unterthanen mit ärgerlichem Leben vor, im Freſſen, Saufen, Raufen, Fluchen, Gotteslästern,

Hurerei und Unzucht; 6) verüben allerlei Tücke, wenn ſie die gemeine Laſt tragen ſollen; 7) ergeben ſich dem Geize und Eigennutze und ſind unbarmherzig gegen arme Leute, Wittwen und Waiſen u. ſ. w."

Wie es gewöhnlich am Schluß von Generalviſitationen zu geſchehen pflegte, emanirte auch nach Beendigung jener erſten Generalviſitation ein Synodalſchluß, welcher ſich über alle Gebiete des kirchlichen Lebens erſtreckte: Kirchenceremonien, Feſt- und Feiertage, Predigten, Fleiß der Pfarrer u. ſ. w. Schon dieſer Synodalſchluß und noch mehr eine Verordnung von 1660 „nöthige und nützliche puncta, nach welchen der rechtſchaffnen Uebung des wahren Chriſtenthums erwünſchte Beförderung zu thun," weiſt die Prediger an, „durch Befleißigung der chriſtlichen Einfalt und Vortragung der nöthigen Glaubensartikel ohne hohe Worte und vernünftige Reden menſchlicher Weisheit ſich nach dem captu ihrer Zuhörer mit Sorgfalt zu richten, und auf derſelben Erbauung ſolchergeſtalt zu ſehen, daß nach deutlicher Erklärung des Textes vornehmlich die Lehre von der rechtſchaffnen Reue und Leid wegen der anerkannten Sünden, wie auch von dem wahren Glauben an Chriſtum, und dann auch von der nothwendigen Frucht des Glaubens, welche das chriſtliche Leben iſt, getrieben werde." Ein beſondres „Bericht über das Strafamt" ſetzt demſelben die nöthigen Gränzen, und eine Verordnung über die Leichenpredigten verbietet das ungebührliche Loben. Der Katechismusunterricht der Schullehrer ſoll von den Geiſtlichen inſpicirt werden, der Zulaſſung zur Confirmation in der Oſterzeit ſoll eine Prüfung und Ermahnung vom Geiſtlichen vorangehen, hierauf die — früher nur in wenigen lutheriſchen Landeskirchen übliche — Confirmationshandlung folgen. Ein Landinſpektorat wurde eingerichtet, um unvermuthet die Geiſtlichen in ihrer Amtsthätigkeit zu überraſchen und ſich zu überzeugen, inwiefern den Verordnungen nachgekommen werde.

Unter den die Laien angehenden Anordnungen ſind beſonders zwei zu erwähnen. Schon ältere Kirchenordnungen, wie die von Churfürſt Auguſt, hatten bereits die Theilnahme derjenigen Alten, „die des Katechismus nicht wohl berichtet ſeien," an den Katechismusübungen angeordnet: in der Praxis war es in den Städten faſt gar nicht, auf dem Lande nur theilweiſe dazu gekommen. Herzog Ernſt, dem es zunächſt auf das Verſtehen der göttlichen Wahrheit ſo viel ankam, hatte ſchon 1642 eine auf die Information auch

der Aelteren in der Gemeinde hinzielende Verordnung erlaſſen, ausführlicher 1661, und noch eingehender in dem apologetiſch abgefaßten „Bericht von höchſter Nothwendigkeit der chriſtlichen Katechismusinformation 1671.“ Von Vielen war noch auf ihrem Sterbebette der Segen, welchen ſie ſolchem Unterricht verdankten, geprieſen worden. — Eine andere Einrichtung ging dahin, der lutheriſchen Kirche ein Surrogat für das reformirte Inſtitut der Presbytern zu geben. Zwar iſt die Behauptung zu beſchränken, daß die Wahrung der ſittlichen Zucht in der lutheriſchen Kirche ausſchließlich der Obrigkeit und ihrer bürgerlichen Strafgewalt überlaſſen worden: auch die lutheriſche Kirche beſaß und übte die Kirchenzucht. Allerdings aber iſt es richtig, daß von der theokratiſchen Idee aus eines von der Kirche durchdrungenen Staates die Reaktion des bürgerlichen Geſetzes gegen ſeine Uebertreter und die des kirchlichen nicht genug unterſchieden wurde. So fand denn in mehreren lutheriſchen Landeskirchen, wie in Dänemark, Würtemberg, die kirchliche Exkommunikation in der Praxis faſt gar keine Anerkennung und die bürgerliche Strafgewalt ſollte alles ausrichten. Auch Herzog Ernſt hatte Gerichte, wie ſie im Würtembergiſchen beſtanden, aus Amtleuten, Bürgermeiſtern und Rathsherrn zur Ahndung der Vergehen gegen chriſtliche Zucht eingerichtet, von denen auch viermal jährlich die Gemeindeälteſten nach den zehn Geboten über die vornehmſten Vergehungen der Gemeinde vernommen werden ſollten. Doch erſchien ihm dies nicht genug, ſondern durch Verordnungen von 1664 und 1669 wurden beſondre inspectores disciplinae eingeſetzt, welche jedes Orts ein Seelenverzeichniß zu verfertigen, über die Gottesdienſte, Schulen und Hausſtände eine ſittliche Inſpektion zu führen hatten. Geiſtliche Qualifikationen wurden allerdings für dieſe kirchlichen Inſpektoren auch bei dieſen erfordert, aber ſogleich wird wieder die theokratiſche Idee des Staates ſubſtituirt und es heißt: „Weil die Amtsperſon jedes Orts als die vom Rath in den Städten und auf den Dörfern die Schultheiße die Präſumtion für ſich haben, daß ſie vor andern gottesfürchtige, ehrbare und verſtändige Leute ſeyn ſollen, werden ſelbige auch bei dieſer Anſtalt billig zuförderſt dazugezogen.“ Auch ſollen die Schuldigen allerdings in Fällen, bei denen die Kirchenbuße üblich, zu dieſer angehalten, übrigens jedoch der Obrigkeit überantwortet werden.

Eine Nachricht in einem Schreiben von Tribbechov an Spener

1675*) über deſſen collegia pietatis macht die intereſſante Mittheilung, daß auch in Gotha von dem Fürſten collationes theologicae, wie er ſie nennt, eingerichtet worden, denen es jedoch an glücklichem Erfolge gefehlt. Indeß ſcheint der Berichterſtatter ſelbſt dieſem Inſtitute nicht gewogen. Ueberhaupt kann es befremden, wenn man den Sturm wahrnimmt, welcher ſich gegen Spener's Unternehmen, ſobald ſich die praktiſchen Würkungen derſelben gezeigt hatten, erhob, die ſo verwandten Intentionen des Herzogs ohne Widerſpruch der Theologen in's Leben treten zu ſehn. Allein zuerſt, wie wir ſahen, pflegte ja der vorſichtige Fürſt keinen Schritt zu thun, ohne ſich in voraus der Zuſtimmung der Stimmführer verſichert zu haben, namentlich Gerhard's und durch dieſen des allmächtigen Höe in Dresden. Sodann muß der Devotionsgeiſt damaliger Zeit gegen gefürſtete Häupter in Anſchlag gebracht werden; an ihnen — wie das Verhalten gegen Herzog Auguſts Evangelienharmonie zeigt — wußte man zu ertragen, was bei andern Zetergeſchrei erweckt hätte.**) Bei alle dem entging auch dieſer Fürſt und ſeine Mitarbeiter dem Schimpf nicht, ſich als Weigelianer gebrandmarkt zu ſehen — damals ſo viel als Pietiſten. Walther aus Zelle ſchreibt 1645, es ſei gut, daß Glaſſius ſich gegen den ſchwärmeriſchen Hohburg erhebe, „ſchon längſt würden er und ſein durchlauchtiger Fürſt den Weigeliomaniten beigezählt.“ In der Nähe grollte der weimarſche Hofprediger Zapf (ſeit 1642) — früher Profeſſor in Erfurt (ſeit 1632), wo ſchon ſein College, der auch von dem Herzog hochgeſchätzte Meyfart, viel von ihm zu leiden gehabt — den von Evenius geleiteten Unternehmungen des Herzogs. Ueber ihn ſchreibt Saubert aus Nürnberg an V. Andreä 1637: „Die Arbeit des Evenius haben die weimarſchen Teufel hindern wollen, doch iſt es ihnen bis jetzt nicht gelungen.“ Hiemit iſt eben jener Zapf gemeint, welcher 1639 die „treuherzige Wächterſtimme“ herausgab, „wegen der an einigen Orten der Stadt Gottes einſchleichenden Weigelianiſchen Mordbrenner.“ Unter dieſen Mordbrennern iſt nie-

*) Spener's Gründliche Beantwortung des Unfugs. S. 40.

**) Der Herzog hatte 1646 eine Evangelienharmonie in einer ziemlich geſchmackloſen Textparaphraſe herausgegeben und deren Gebrauch ſelbſt im öffentlichen Kirchendienſt verordnet! Wohl erfolgte von Seiten mehrerer Theologen Widerſpruch, doch hielt er ſich ziemlich im Hintergrunde.

mand anders gemeint, als Männer wie Saubert und Evenius, wie dies Saubert in einem andern Briefe ausdrücklich ſagt. Auch gegen Herzog Ernſt ſelbſt hatte jener Zelot gleich anfangs ſich erhoben. Er hatte das erſte Viſitationsausſchreiben deſſelben wegen der Ueberhäufung mit bibliſchen Sprüchen angegriffen, auch überhaupt der gothaiſchen Linie das Viſitationsrecht abgeſprochen, ſo daß Herzog Ernſt es ſich erſt in längerm Schriftwechſel mit dem weimarſchen Hofe erſtreiten mußte. Ferner waren von Hülſemann in Leipzig Ausſtellungen gegen das weimarſche Bibelwerk erhoben worden, und 1644 erklärte ſich die Wittenberger Fakultät mit Entſchiedenheit gegen die in den gothaiſchen Landen verſuchte Vertauſchung des Luther'ſchen Katechismus, eines ſymboliſchen Buches! durch ſelbſtgemachte. „Wenn man den Nutzen," heißt es, „der deutlichen Fragſtücke auf die Wage gelegt, ſo hat ſich befunden, daß bei ſolcher Gegeneinanderhaltung des Seelennutzens und -Schadens an chriſtlichem ſtillem Leben der Gemeinde, in effectu ſo viel Gutes abgegangen, als der Wiſſenſchaft, die gemeiniglich Heuchelei hinter ſich zu führen pflegt, zugewachſen iſt, des Aergerniſſes bei benachbarten Gemeinden nicht zu gedenken."*)

Allmählig ſcheinen jedoch ſolche Cenſuren verſtummt zu ſeyn, ſelbſt ein Calov hat es ſich zur Ehre gerechnet, einen der Bände ſeines dogmatiſchen Syſtems dem frommen Herzoge zu dediciren. Und von den Männern jener Zeit, die am ernſteſten der Verderbniß in Kirche und Schule entgegenwürkten, wurde Herzog Ernſt als der einzige der deutſchen Fürſten anerkannt, der mit aufrichtiger Hingebung daſſelbe Ziel verfolgte. „Iſt auch wohl," ſchreibt Saubert 1636 an J. Schmid, „bisher den höheren evangeliſchen Ständen jemal recht in Sinn kommen, die abſcheuliche Sicherheit und Gottloſigkeit, die öffentlichen Untugenden und Laſter, derer ſich auch die Heiden ſchämen, von ihren eigenen Perſonen, von ihren Hofhaltungen, Land und Leuten mit Ernſt abzuſchaffen und eine rechte, gute chriſtliche Disciplin, Zucht und Ehrbarkeit aufzurichten? Alles geſchieht wie vom Dreifuß! Nun aber hat Fürſt Ernſt ganz Deutſchland ein herrliches Vorbild gegeben, der nicht bloß mit dem Gedanken umgegangen iſt, ſondern auch ernſtlich und mit allen Kräften ihn ausgeführt hat, die Sache der Frömmigkeit

*) Consilia Witebergensia. II. S. 78.

zu vertreten, und das nicht bloß an ſeinem eigenen Hofe und in ſeinem Herzogthume, ſondern auch in andern evangeliſchen Ländern.“*)

Wir ſtehen erſtaunt vor einem ſo umfangreichen und allſeitigen Würken dieſes Regenten für die Kirche und Schule. Wie wächſt aber das Erſtaunen und die Verehrung, wenn wir ihn mit demſelben umfaſſenden Scharfblick und derſelben Unermüdlichkeit des Würkens auch auf dem Gebiete des bürgerlichen Regiments thätig ſehen. Auf ſicheren Grundlagen ſollte die Reorganiſation der durch den Krieg zerrütteten bürgerlichen Verhältniſſe ausgeführt werden. Die genaue Kenntniß der Zuſtände war das erſte Erforderniß. So wurden gleich mit dem Beginn der funfziger Jahre die ſogenannten „Amtsbeſchreibungen“ angeordnet, die Aufnahme aller ſtatiſtiſchen Nachrichten, aller fiskaliſchen und Gemeinderechte durch das ganze Land. Verlorne Urkunden ſollten wiederhergeſtellt, zerſtreute geſammelt werden. Die Rechte des Fiskus ſollten nach Möglichkeit einen ſicheren Rechtsbeſtand erhalten, gleicherweiſe aber auch die der Gemeinden. Ja als eine ganz neue Klaſſe der Beamten wurden Amtspfleger angeſtellt, „um auf der Amtsunterthanen Recht und Gerechtigkeit Acht zu geben,“ wie in Betreff der landesherrlichen Rechte dies von Seiten der Amtleute geſchah. So ſollten auch „die Stadträthe den Bürgern nicht allein die Rechte und Gerechtigkeiten, ſo der Rath und die Stadt jedes Ortes hergebracht, wohl bekannt machen, ſondern auch darauf ſehen, daß dieſelbigen fein ordentlich zuſammengeſchrieben und aufbewahrt werden.“**) Nach allen Seiten der Verwaltung hin werden neue Anſtalten geordnet und Geſetze gegeben, die Landesgebrechen abzuſtellen. Der Herzog errichtet neue Landescollegien, trifft militäriſche Defenſionsanſtalten, es ergehen Luxus- und Kleidermandate, Gerichts- Proceß- Polizei- Forſt- Wald- und Fiſchordnungen, er ſtellt beſoldete Landärzte an, beim Reichstag trägt er auf Abſchaffung des Pennalismus der Univerſitäten an, bei dem Nutritorencollegium von Jena auf Abſtellung der Depoſition, auf Anſtellung von Lehrern der neueren Sprachen. Er ſchickt zu wiſſenſchaftlichen Zwecken einen Reiſenden nach Abyſſinien, ſucht mit Rußland Handelsverbindungen anzuknüpfen, ordnet

*) Epp. ad Schmidium cod. ms. Hamb. II. ep. 191.

**) Vgl. Brückner, „die Amtsbeſchreibungen unter Herzog Ernſt“ in der Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte. 1859. Januar.

[illegible]

Mit großer Sorgfalt und Strenge hatte der Fürst auch für die Erziehung seiner 18 Kinder gesorgt, von denen noch sieben Söhne

ihn überlebten. In dem Leben mehrerer von ihnen zeigen ſich theils nach der religiöſen Seite, theils nach der der wiſſenſchaftlichen und politiſchen Bildung, die Früchte der väterlichen Bemühungen. Der zweite der überlebenden Prinzen Herzog Albrecht von Coburg legte auf ſeinem Sterbebette das Gelöbniß ab: „Wenn meine Tage in dieſer Welt verlängert werden, will ich mit weit mehrerem Ernſt als bisher mich dem Herrn ergeben und Chriſto nachfolgen und in meiner Regierung dahin trachten, daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabt und dem Könige der Ehren in meinem Lande die Thore aufgethan werden.“ Als der Beichtvater ihm die Heilſamkeit der Leiden vorſtellt, erwiedert er: „Und wenn mich auch der Herr tödten wird, will ich doch auf ihn hoffen und ſein Knecht verbleiben, er zerreiße nur ferner die Banden meiner Sünden!“ Einmal über das andere rief er aus: „Dein Wille, mein Gott, werde an mir vollbracht!“ —

Hauptquelle: Gelbke, Hiſtoriſch aktenmäßige Darſtellung des Lebens Ernſt's des Frommen 1810, 3 Theile, nebſt den dort angegebenen ſekundären Quellen.

VII. Georg II., Landgraf von Heſſen-Darmſtadt.

(Geb. 1605, geſt. 1661.)

Georg II., Sohn Ludwig V. von Heſſen-Darmſtadt und der Tochter von Johann Georg von Brandenburg, wurde 1605 geboren. Frühzeitig wurde er vorzüglich in Sprachen gebildet und erlernte das Franzöſiſche, Spaniſche, Italiäniſche und Deutſche. Vor allem aber wurde ihm die Liebe zur heiligen Schrift eingepflanzt: bis zu ſeinem 18ten Jahre hatte er dieſelbe drei Mal deutſch durchgeleſen, zweimal lateiniſch, einmal franzöſiſch und einmal ſpaniſch. Frühzeitig ließ ihn ſein Vater, welcher ſelbſt auf einer beabſichtigten Reiſe nach dem Orient nach Spanien und bis Malta gekommen war, größere Reiſen unternehmen. Er beſuchte Belgien, Spanien, Portugal, Italien, und wie ſchon der Vater, fand auch der Sohn an dem bigotten Hofe von Spanien wie am päbſtlichen Hofe die entgegenkommendſte Aufnahme. Nach der Rückkehr von der italiäniſchen Reiſe 1625 begab er ſich ſofort an den Hof Georg II. von Sachſen, wo die Verlobungsfeierlichkeiten mit Sophie Eleonore, der älteſten

chter des Churfürſten, gefeiert wurde. Durch den 1626 erfolg- Tod Ludwig V. wurde er zur Rückkehr bewogen, um die Hul- ung ſeiner, durch das Reichs-Hofraths-Dekret, welches der darm- ɔtiſchen Linie das bis dahin von Niederheſſen beſeſſene Marburg ſt einigen andern Landestheilen zugeſprochen hatte, bedeutend ver- ſerten Lande entgegenzunehmen. Nachdem dies geſchehen, eilte junge 22jährige Fürſt nach Sachſen zurück, wo zu Torgau auf ɔ prächtigſte in zwölftägiger Luſt die Hochzeit gefeiert wurde und lt über Schmalkalden und Marburg, von ſeinem berittenen Adel leitet, in einem mit ſilbernen Schienen und Nägeln gezierten Wa- ı die Heimfahrt nach ſeiner Reſidenz. Aus dieſer Zeit, nur we- e Jahre nachher, beſitzen wir ein Urtheil Joh. Gerhard's über ı jugendlichen Fürſtenſproſſen. Von einer Reiſe nach Sachſen im ɔruar 1631 heimkehrend, hatte er den von Torgau aus ihm ſchon aunten jenaiſchen Theologen nach Eckartsberga entboten, und ſer ſchreibt nach dieſer Zuſammenkunft am 8. Februar an ſeinen ınner Kanzler Wolf: „Ich kann euch nicht mit Worten ausdrücken, : hoch ich jene Gnade ſchätze, welche der erlauchte Landgraf Georg, in gnädigſter Herr, in Eckartsberga mit Wort und That mir be- ſen. Je weniger ich in mir irgend etwas finde, das ſo großer weiſe von Huld werth ſei, deſto mehr bekenne ich mich ſeiner Durchl. für verbunden. Ich kann nicht genug bewundern, welche heroiſche) ganz ausgezeichnete Gaben und Weisheit dem noch ſo jungen rſten verliehen ſind, und was ich ſchon neulich ausſprach, wieder- ie ich in einem Verſe: Quam felix terra est, quae tali principe ndet! Möge der gnädigſte Gott dieſen Helden erhalten, damit ı Chriſtenſtaate eine Stütze bleibe, damit er nicht ganz und gar Grunde gehe, welche Wohlthat für die Chriſtenheit ich zuverſicht- von Sr. Durchlaucht erwarte."*)

Bei dem gebildeten jungen Fürſten giebt ſich auch nun zunächſt edles Intereſſe für Förderung der Wiſſenſchaft zu erkennen. Er ichtet 1629 das ſchon von ſeinem Vater projektirte darmſtädtiſche dagogium, er läßt ſich nicht nur die Berufung, ſondern auch die ranbildung tüchtiger Leute für ſeine Univerſitäten und ſeine Re- rung angelegen ſeyn. Er empfiehlt eigenhändig ſeine Stipendia-

*) S. das beim Leben A. Wolf's benutzte handſchriftliche commercium ɔistolicum deſſelben.

ten, wie Haberkorn, Schragmüller, die ſpäteren Gießner Profeſſoren, dem jenaiſchen Rektor. Bei ſeiner abermaligen Durchreiſe durch Eckartsberga 1632, wo Gerhard abermals zu ihm entboten wird, bittet er denſelben, den darmſtädtiſchen Stipendiaten mitzubringen. Auch bat er bei dieſer Zuſammenkunft um Empfehlungen tüchtiger Männer, Gerhard empfiehlt ihm den jenaiſchen Phyſiker, den naumburger Philologen und Dichter Theyl und noch zwei andere zu Profeſſoraten oder Rechtsſtellen. In ſeinem Antwortſchreiben geht der Landgraf ſorgfältig auf dieſe Vorſchläge ein, den Theyl läßt er nach Marburg kommen, und beſtimmt ihm bis zu einer paſſenden Stelle das erſte Jahr 50, das zweite 70 Thaler Wartegeld. Er legt auch in Darmſtadt den Grund zu einer vollſtändigen Sammlung der Urkunden über die Geſchichte ſeines Hauſes.*)

Unter den Wechſelfällen des dreißigjährigen Krieges, welcher ſich durch den größten Theil ſeiner Regierungszeit hinzieht in einer Zeit, wo jeder einerſeits für das Recht, andrerſeits für die Wohlfahrt ſeines Reichs beſorgte Fürſt in ſo ernſte Gewiſſensfragen gerathen konnte, bewahrt Georg eine auch von Ausländern anerkannte Staatsklugheit. General Feuquières ſpricht das Urtheil über ihn aus: „un homme de bon esprit, et plus versé dans les affaires du cabinet, que dans celles de la guerre.“ Ob nun ſeine Staatsklugheit auf Seiten der gerechten Sache geſtanden? Hierüber wird ſich jetzt die Anſicht theilen, wie damals. Nach dem in der lutheriſchen Kirche überwiegenden Zuge der Pietät für das Ueberlieferte hielten damals die lutheriſchen Reichsfürſten mit alleiniger Ausnahme des weimarſchen Hofes — ihrem eigenen Religionsintereſſe zum Trotz an dem Kaiſer und keiner entſchiedener, als der Churfürſt von Sachſen und der Landgraf von Oberheſſen. Deo et Caesari fidelis! hatte der Vater Georg's ſich auf ſein Sterbehemde ſticken laſſen. Dieſe Partei ergreift auch Georg in der Politik, und die Treue, mit welcher er ſie feſthielt war aufopfernder als die, mit welcher ſie ihm gelohnt wurde. Zwei Staatsmänner hatte er damals in ſeinem Dienſt, welche, mit ihrem Fürſten gleicher politiſcher Ueberzeugung, die würkſamſten Werkzeuge für ſeine Zwecke waren: Kanzler A. Wolf, welchem ein eigner Artikel gewidmet werden wird, und deſſen Bruder Joh. Jac. Wolf, heſſiſcher Geſandte in Wien.

*) Epp. Ernesti Pii bibl. Goth. Nr. 600.

Landgraf Georg war es nun, welcher im Intereſſe des kaiſerlichen Hauſes 1631 bei dem Leipziger Convent durch ſeinen Geſandten das Bündniß mit Guſtav Adolf hintertreiben ließ, welcher, nachdem er 1632 bei ſeiner Zuſammenkunft mit Gerhard in Eckartsberga ſich deſſen Zuſtimmung verſichert hatte, den von Oxenſtierna mit den Churfürſten von Sachſen und von Brandenburg verabredeten Friedensunterhandlungen entgegenwürkte und in Leitmeritz die öſtreichiſchen Abgeordneten von den ſchwediſchen Vorſchlägen in Kenntniß ſetzte; er war es, welcher nach der für die Schweden verderblichen Schlacht bei Nördlingen die Aufrichtung der Pirnaiſchen Artikel betrieb und ſchließlich den Prager Frieden. Dennoch erhielt das kaiſerliche Reſtitutionsedikt der ehemaligen geiſtlichen Güter gleichermaßen auf Georg II., wie auf Ludwig Wilhelm von Niederheſſen — nur für den letzteren noch auf unerbittlichere Weiſe — Anwendung. Zwar waren den darmſtädtiſchen Landen kaiſerliche Schutzbriefe vor den Verheerungen der kaiſerlichen Heere ausgeſtellt, nichts deſto weniger wurden ſie faſt eben ſo hart wie die niederheſſiſchen ſowohl von den Requiſitionen der kaiſerlichen Generale, als von den Verheerungen der Armeen getroffen. Allerdings wurde auch dem Landgrafen von der kaiſerlichen Huld mancher Lohn zu Theil, beſonders wo es auf Unkoſten der verhaßten niederheſſiſchen Linie geſchehen konnte. Ferdinand III. erneuerte 1637 dieſem „treuen friedliebenden Fürſten" das ſeit dem Abgange von Landgraf Moritz von Niederheſſen nicht mehr beſetzte Amt eines oberrheiniſchen Kreisoberſten, und nach der mit dem Tode des unglücklichen Wilhelm V. zuſammenfallenden Aechtung der niederheſſiſchen Linie wurde Georg zum Adminiſtrator von Niederheſſen ernannt. Es war keine geringe Nachgiebigkeit von darmſtädtiſcher Seite, daß nach langem und energiſchem Proteſte der niederheſſiſchen Stände Georg endlich in eine Abänderung der kaiſerlichen Entſcheidung willigte, nach welcher dem unmündigen Wilhelm VI. die Abdankung erlaſſen und die darmſtädtiſche Adminiſtration aufgegeben wurde. Um dieſes Beweiſes der Friedensliebe willen feiert eine Prunkrede von Schuppius, damaligem Profeſſor der Beredſamkeit in Gießen, den Fürſten als Hercules togatus. — Die entſchiedene Parteinahme Georgs für die kaiſerrliche Seite hatte auch ſchon 1630 das Gerücht veranlaßt, als ſei derſelbe, wie dies ſpäter bei ſeinem Bruder Friedrich geſchah, zur römiſchen Kirche übergetreten. Wilhelm, der Herzog von Weimar, ſchreibt darüber den 16. December 1630 an Georg: „Wir haben euer Schrei-

ben erbrochen und ganz ungern auch mitleidentlich vernommen, daß von Ew. hin und wieder ſpargiert worden, ob hätten Sie einen Abtritt zur römiſch-katholiſchen Religion genommen. Aus altem deutſchen guten Vertrauen wollen wir Ew. nicht bergen, es komme vielleicht daher, daß Ew. bei jüngſtgehaltenem Regensburgiſchen Convent ſich etwas mehr und mehr in die Katholiſchen gefunden und politiſche Courtoiſie mit ihnen gepflogen."*) Allein ſo weit ſich dies mit der politiſchen Loyalität vereinigen ließ, wurde dem proteſtantiſchen Intereſſe von dem Fürſten nichts vergeben. Allerdings wurden ſeine Abgeordneten beſchuldigt, die im katholiſchen Intereſſe geſchehene Abänderung der Pirnaiſchen Artikel in 62 Punkten begünſtigt zu haben, doch iſt dies ſehr die Frage. Im Sinne des Landgrafen ſelbſt lag es nicht. Als der damalige Ordensmeiſter Johann von Stadion 1628 in Marburg einen auch nur bei verſchloſſenen Thüren zu haltenden katholiſchen Gottesdienſt wünſcht, widerſteht Georg auf das äußerſte und mit Erfolg.

Das Leben des Landgrafen iſt von auffälligeren ſittlichen Gebrechen frei, namentlich ſein eheliches Leben ſchön und tadellos, ſeine Kindererziehung ſorgfältig. Die der Töchter hatte, wie auch an anderen lutheriſchen Höfen — anders an den reformirten — einen theologiſchen Charakter. Von der als Liederdichterin bekannten Sophia, Pröbſtin von Quedlinburg, einer darmſtädtiſchen Prinzeſſin, wird berichtet: „In Leſung der heiligen Schrift hat ſie einen unermüdeten Fleiß bezeugt, in den patribus hat ſie ſo viel connoissance gehabt, daß ſie manchen theologum beſchämen können, wobei ſie morgenländiſche Sprachen eifrig getrieben."**) Ueber des Fürſten perſönliche Frömmigkeit giebt ſein „Ehrengedächtniß," leider nach der Sitte der Zeit nur Lobſprüche im Allgemeinen und in den obligaten Phraſen: daß er täglich neben ſeiner Gemahlin Morgens und Abends, „jeweilen wohl mit Thränen," ſein Gebet gehalten, die Betſtunden und Predigten fleißig beſucht, fleißig zum Tiſche des Herrn gegangen, namentlich die auch in ſeinen reiferen Jahren ihm gebliebene Liebe zur heiligen Schrift. Er macht ſich von 1624 an eine Aufzeichnung, wie oft er die Schrift ganz durchgeleſen, bis zum Jahre vor ſeinem Tode nicht weniger als acht und zwanzig

*) S. die Epp. Ernesti Pii, cod. ms. Goth.

**) Lehms Teutſchlands galante Poetinnen, 1715.

mal! Sein symbolum war: Secundum tuam voluntatem Domine!

Was dieſem Fürſten vorzüglich eine ehrenvolle Stellung in der Reihe der chriſtlichen Regenten dieſer Periode einräumt, ſind ſeine kirchlichen Verordnungen und die denſelben entſprechende Kirchenzucht. Während in dem gleich lutheriſchen Chur-Sachſen während der Kriegszeiten die kirchliche Zucht faſt gänzlich fällt, werden unter Georg von 1629 an bis in die ſechziger Jahre theils ältere Verordnungen erneuert, theils neue erlaſſen, und wo ſie in Folge der Zerrüttung der Zuſtände keinen Gehorſam finden, mit ſtarken Geldbußen durchgeführt. Die Sonntagsfeier, die Katechiſationen, die gewiſſenhafte Ausarbeitung der Predigten, die Handhabung der kirchlichen Disciplin wird eingeſchärft, im letzteren Intereſſe auch Hausbeſuche und das Inſtitut von Laienſenioren angeordnet — eigentlich reformirte Inſtitute, an deren Stelle bei den Lutheriſchen, beziehungsweiſe mit noch tiefergreifender Würkung, der Beichtſtuhl trat — achtwöchentliche theologiſche Convente zur Beſprechung von Gemeindeangelegenheiten, Caſualfällen und zur Uebung in theologiſcher Disputation, auch Chriſtenthumspredigten für die Juden!

Eine Verordnung vom Jahre 1629 lautet:

„Erklärung Landgraf Georgens über etliche bei jüngſt gehaltener Kirchenviſitation zu einer allgemeinen durchgehenden Anſtalt und Verbeſſerung ausgeſetzten Punkte."

„Die Predigten, welche die Pfarrer ihren Zuhörern vortragen, ſollen ſie wohl und fleißig meditiren und es nicht dahin achten, es ſei genug, wenn ſie nur einen Poſtillanten überlaufen, und darnach aus demſelben ein ohnformirtes Dicentes daher machen, ſondern ſie ſollen daran ſeyn, daß ſie ihre vorgenommenen Evangelia, Epiſteln und andre Katechismus-, Paſſions-, Hochzeit- und Leichtext, ſie haben Namen wie ſie wollen, aus der heiligen Bibel, welche ſie auch zu dem Ende fleißig leſen und in der Gottesfurcht betrachten ſollen, beleuchten, erklären, und wohl fundirt und formirt ihren Zuhörern vorbringen, zu welchem Ende ſie der extemporaliſchen Einfälle verborum et rerum, deren nicht ein jeder mächtig, dieſelbe auch zu dem unangenehmen Anſtoßen und Stammeln Urſach geben, ſich mäßigen, ihre concepta nicht auf liederliche kleine Zettel und Blätter werfen, ſondern auf eingenähtes oder eingeheftetes Papier bringen

und hierdurch deſto füglicher der Gedächtniß einführen, auch aber bei allen ihren Predigten annum, mensem et diem notiren und ſolche bei der Jahrrechnung dem Superintendenten vorzeigen, ingleichen alle dispositiones ihrer Predigten, die ſie etwa aus unabwendlicher Verhinderniß alsbald nicht völlig zu concipiren vermöchten, ſobald nach gehaltnen Predigten unnachläſſig compiliren, ſelbige Predigten in gewiſſe classes bringen mit ihren Tituln unterſchieden, und ſie dem Superintendenten, wenn er in loco Amts wegen ſich befindet, oder ſonſten von ihnen fodert, vorzeigen ſollen."

„In den Werktagspredigten ſollen die Prediger nicht hie und da geſuchte Sprüche erklären, ſondern ganze Bücher aus dem alten und neuen Teſtament vor ſich nehmen und von deren Erklärung nicht abſpringen, bis das ganze Buch durch Gottes Gnade zu Ende gebracht ſei."

„Als befehlen wir, daß alle Sonntage ſowohl Winters als Sommers, der Katechismus D. Martin Luthers in ſeinen 5 Hauptwie auch in andern Stücken und zumal vom Amt der Schlüſſel zum Himmelreich, beneben den heſſiſchen, jetzt im Druck befindlichen Frageſtücken, von der Kanzel gepredigt, nach gehaltener Predigt fleißig examinirt, auch in examine den Pfarrkindern (welche man, wenn ihrer viel ſind, in gewiſſe classes, Gaſſen oder Viertel abtheilen, und auf unterſchiedliche Sonntage distincte verhören kann) deutlich und alſo erklärt werden, daß der Examinant nicht eben bei den formalibus der Frage allein verbleibe, ſondern mit Veränderung der Worte, wann die Zuhörer derſelben ſchon gewiß ſind, den sensum und Verſtand, etwa mit einem feinen Spruch den Leuten beibringen, bei welchem examine catechetico dann nicht allein die jungen, ſondern auch alte Perſonen, ſowohl, was aus der Predigt, als auch aus dem Katechismus behalten, mit einer beſondern Freundlichkeit und Beſcheidenheit gefragt werden ſollen."

„Demnach es Gott wohlgefällig und eine feine Zierde in der Kirche iſt, wann das Weibsvolk die chriſtliche Geſäng und Pſalmen mit ſingt, und man ſie dazu mit der Zeit leichtlich anführen und gewöhnen kann, als ſoll der Pfarrer, oder wo Capellanen ſind, dieſelben, wo es ſonſten wegen Mangel einer Schule nicht geſchehen könnte, die jungen Mägdlein in der Kinderlehre einen Geſang nach dem andern lehren, und mit den Knaben zuſammen, auch bisweilen alternative ſingen laſſen und dem Weibsvolk ſolchermaßen anhelfen, dem

dann die Frauen, Haustöchter, und die Mägde mit der Zeit folgen und hiermit Gott, Engeln und Menſchen einen Wohlgefallen bezeigen werden."

Eine Verordnung vom Jahre 1634 macht das reformirte Inſtitut des Hausbeſuches, welches — mit Ausnahme von Elſaß und vereinzelten Beiſpielen in Holſtein und Mecklenburg — in der lutheriſchen Kirche ungebräuchlich, wie auch die Einführung des reformirten Inſtituts von Presbytern zur Pflicht. Wir theilen das merkwürdige ſonſt nicht bekannte Aktenſtück hier mit:

„Die Prediger ſollen ihre anvertrauten Pfarrkinder nicht nur nach aller Möglichkeit kennen, ſondern auch ihrer in Gott dem Herrn fleißig pflegen und warten, ſie nicht nur in der Kirche vermahnen, lehren, ſtrafen, tröſten, auch ſie nicht nur in ihren Krankheiten, und wann ſie ihnen das hochwürdige Sakrament des Altars zu reichen berufen werden, ſondern auch bei geſundem Leibe, ſo viel thun- und möglich, beſuchen, zu ihnen, ſie ſeien reich oder arm, nach Gelegenheit und erheiſchender Nothdurft, in die Häuſer gehen (da ſich dann auch die Pfarrkinder beſcheidentlich erzeigen ſollen) oder nach Beſchaffenheit der Perſonen ſie zu ſich erfordern, daſelbſt nach ihrem Weſen erbaulich fragen und nach Geſtalt der Sachen ſie unterrichten ꝛc."

„Damit aber den Predigern dies alles nicht gar zu ſchwer fallen, ſondern ihnen in Etwas unter die Arme gegriffen, und die Eingepfarreten deſto beſſer aufgeweckt werden mögen, ſo ſollen ſie in den Städten und in allen Dörfern ihnen gewiſſe fromme, gottſelige Seniores, deren in der fürſtl. heſſiſchen Kirchenordnung ſchon gedacht wird, beſtellen, alſo daß einem jeglichen Seniori gewiſſe Gaſſen oder Häuſer zugeordnet werden, darauf er ſonderlich ein fleißiges Auge habe und nicht einer ſich auf den andern allzuviel verlaſſe, und alſo die heilſame beſondere Aufſicht unterbleibe. — Ob aber ſchon einem Seniori etliche gewiſſe Gaſſen oder Häuſer in ſorgfältiger Obacht zu haben, anvertraut werden, ſo ſollen doch die andern Mit-Seniores davon nicht ausgeſchloſſen ſeyn, ſondern ſie alle ſammt und ſonders ſollen wider alle graſſirende Uebelthaten getreulich wachen und alle Stücke ihres Amts unausgeſetzt verrichten, auch einer dem andern darin die behülfliche Hand bieten. — Sollte aber wider beſſere Hoffnung einer oder der andre Senior ſich durch eine Unthat ſeines Standes unwürdig machen, alſo daß er ohne ſchädliches Aergerniß in ſolchem ſeinen Berufsſtand nicht länger geduldet werden

könnte, so soll er, wofern der Exceß nicht zu stark ist, sondern noch eine fernere Geduldigung seiner Person unärgerlich gestattet und nachgiebt, zur Besserung stark ermahnt, und wann er sich nicht bessern will, abgeschafft, auch nach Befindung bestraft und eine andere tüchtige Person an seine Stelle unsäumlich bestellt werden."

„Ferner soll ein jeder Senior einen Catalogum aller derer Seelen, so in denen ihm zugeordneten Häusern und Bezirk befindlich sind und ihrer aller Namen, auch wie alt ein jeglicher, was sein Thun und Amtsgeschäfte seien, aufgezeichnet haben, und wann er selbst nicht lesen könnte, das Verzeichniß von dem Prediger oder auch durch den dazu tüchtigen Mitsenioren ihm vorlesen, und wann etliche Personen zu- oder abgingen, ändern lassen; er, Senior, soll auch, so viel die Nothdurft erfordert, für sich in die Häuser gehn (doch daß hierin aller Mißbrauch sorgfältig verhütet werde) und nachforschen, wie sich Eltern, Kinder und Gesinde verhalten, auch merken, ob sie fleißig in die Kirche und emsig zum Tische des Herrn gehn? Item, ob sie mit Irrthumen oder andern strafbaren Lastern behaftet seien? Würde er nun in einem oder dem andern einigen Mangel verspüren, soll er solches ungesäumt seinem Pfarrherrn ansagen, daß derselbe auf Mittel und Wege, wie dem Unheil abgeholfen werde, gedenken möge. Zu dem Ende dann auf alle monatlichen Bettage, sobald der Gottesdienst verrichtet ist, die Prediger und Seniores am bestimmten Ort und bei eben der Geldstrafe, welche die, ohne geschehene Anzeige erheblicher Ursachen ausgebliebene Personen in den Gotteskasten gewiß zu erlegen haben, unaufschieblich ihren Conventum halten, von den vorgefallnen Dingen in Verschwiegenheit (denn die Ausschwätzer mit willkürlicher Strafe andern zum Exempel anzusehn sind) reden, die vorgeforderten Personen nach Beschaffenheit der Umstände erinnern, strafen, trösten, zu gütlicher Vergleichung in Mißverständnissen und Ablegung alles Hasses und Grolles ermahnen, auch sonst der Sachen Nothdurft verschaffen sollen, davon die fürstl. hessische Kirchenordnung ferner handelt. Damit auch diese Conventus und deren Verrichtungen mit desto gewisserem und größerem Nutzen abgehen mögen, als soll jederzeit zum wenigsten einer unsrer weltlichen Beamten derselben Session beiwohnen, auch Rentmeister, Kellner, Centgrafen, Schultheißen, oder andere Diener nach Gelegenheit eines jeden hierher gehörigen Berufs, auf vorhergegangene Communication und Anzeigen der Prediger, die von

Predigern und Senioren vorgeforderte, aber nicht erſchienene, ſondern ohn alle erhebliche Urſach ausgebliebene oder ſonſt ungehorſame Perſonen, durch Gefängniß oder andere Strafe, wie dieſelbe die Umſtände und der Sachen Beſchaffenheit erheiſchen wird, zu Leiſtung ihrer Schuldigkeit und Gehorſams anzuhalten ganz willig und befliſſen, oder in Verbleibung deſſen, ungnädiger Ahndung und Abſtrafung von uns ſelbſt gewärtig ſeyn."

„Endlich ſoll es hiebei der Pfarrherr nicht verbleiben laſſen, daß ihm der Senior referirt, wie ſich ſeine Pfarrkinder verhalten, ſondern er ſoll auch, ſo oft er andern Amtsgeſchäften ſo viel abbrechen kann, unterweilen mit dem Seniore, bisweilen ohne denſelben ſeine Pfarrkinder beſuchen, oder doch nach der Perſonen und Sachen Gelegenheit, zu ſich in die Kirche fordern. Wann man alsdann freund- und beſcheidentlich mit den Leuten handelt, ſich der armen Kranken und Bekümmerten ernſtlich annimmt, (wie man dann dergeſtalt die rechten Hausarmen, wird am beſten erkennen mögen und manchmal mit einem Geringen ihnen helfen können) und die exorbitirende und in Laſtern oder Irrthum begriffene, oder ſonſt Gottes Wort und die Predigt verachtende und verſäumende, ohne Anſehn der Perſon gebührlich erinnert, ſo wird ein jeder ſpüren, daß man es herzlich gut meine und ſich heilſamer Disciplin und guter Ordnung deſto lieber unterwerfen."

Nicht mit Unrecht wurde unter den damaligen Beförderern kirchlicher Zucht und chriſtlichen Lebens der Name des heſſiſchen Landgrafen dankbar neben dem des gothaiſchen Herzogs genannt. In ſeiner Denkſchrift auf den nürnbergiſchen Kirchenhort Saubert ruft Andreä aus: „Wie werden bei der Kunde ſeines Todes Ernſt der Fromme, Auguſt von Braunſchweig und Georg von Heſſen trauern!" — Der Landgraf ſtarb im Juni 1661 an einem Schlagfluß mit dem letzten Ausrufe: „O Herr Jeſu!" —

Hauptquelle: von Rommel, Heſſiſche Geſchichte VIII. Ad. Hartmann, Historia Hassiaca, T. II. Die Leichenrede des Fürſten unter dem Titel: „Ehrengedächtniß" 1662.

VIII. Erbprinz Anton Heinrich von Oldenburg.

(Geb. 1604, geſt. 1623.)

Die Prinzenerziehung an lutheriſchen Höfen dieſer Periode, welche gewöhnlich der Oberleitung der Hofprediger anvertraut war, hatte, außer den Elementarkenntniſſen, zum Hauptgegenſtande den Religionsunterricht, demnächſt Lateiniſch. Das Letztere ſelten bis zur Fertigkeit, noch weniger das Franzöſiſche und Italiäniſche: an den reformirten Höfen herrſchte durch die Verbindung mit dem reformirten Frankreich feinere Sitte und das Franzöſiſche als Umgangsſprache. Die Weiſe des Unterrichtes war meiſt ein todtes Memoriren. Von der Mehrzahl der Prinzen wurden Univerſitäten bezogen — zuweilen mit großem Troß, doch weniger des Studirens als der „ritterlichen Exercitien" willen, und um „Land und Leute zu ſehen." Die vornehmſte Fürſtenakademie war damals Straßburg, die Hauptſchule für die humaniora — ſeit Ende des 16ten Jahrhunderts auch das Tübinger collegium illustre, wo ſich 1599 nicht weniger als 11 Fürſten und 60 junge Herren vom Adel der Studien und Exercitien halber aufhielten.

Die gottesdienſtliche Sitte beherrſchte auch das Leben der Prinzen: regelmäßiger Kirchenbeſuch, Sakrament, „das liebe Gebet." Man wird ſich nicht wundern, wenn mit dieſen gottesdienſtlichen Pflichten die Neigung nicht immer Hand in Hand gegangen iſt. Wer am pommerſchen Hofe vom Gottesdienſt ausblieb, bezahlte Strafe. Herzog Ulrich, der Bruder des Herzogs, „der einen zu langen Schlaftrunk gehalten" und darüber die Morgenpredigt verſäumt hat, bezahlt 3 Batzen in die Armenbüchſe (ſ. Herzog Philipp). Selbſt ein fürſtliches Fräulein, die jugendliche Agnes von Brandenburg, erlaubt es ſich, über das viele Kirchengehen am ſtettiner Hofe ſich zu moquiren. Sie ſchreibt 1600 aus Stettin: „Sonſten werden wir gar heilig, wir gehen alle Tage viermal durch die Kirche, und ehe wir recht hereinkommen, gehen wir wieder heraus zum Spielen; auch hören wir alle Tage drei Predigten und wiſſen von keiner nichts."*) Wie bei den Fürſten ſelbſt ging auch bei den Prinzen, den Mentoren zum Trotz, der äußeren Kirchlichkeit in vielen Fällen ein wildes Leben nebenher, Jagd und Spiel, Saufen und Schwel-

*) A. Müller, Churfürſt Johann Georg I. S. 9.

gen, seltener die Sünde der Unkeuschheit. Wir freuen uns, hier auch aus der Zahl der fürstlichen Jünglinge ein Beispiel vorzuführen, daß es an solchen nicht fehlte, bei denen die Frömmigkeit mehr war als anerzogene kirchliche Sitte.

Der junge Graf, von dem wir sprechen, war der Sohn Anton II., dem bei der Theilung der Oldenburgischen Lande unter die Söhne von Anton I. Delmenhorst zugefallen war und einer braunschweigischen Prinzessin Sibylla Elisabeth, Tochter von Herzog August von Braunschweig. Weder über die religiöse Erziehung des Prinzen im väterlichen Hause, noch auch überhaupt über die Eltern desselben ist uns Näheres bekannt. Ehrenvoll genannt und bekannt aus der Geschichte ist dagegen der Regent des oldenburgischen Antheils, Anton Günther, Neffe Antons II., eines der weisesten und um sein Land verdientesten Fürsten aus der Periode des dreißigjährigen Krieges, welcher zwar auch Oldenburg mit seinen Drangsalen überzog, doch in viel geringerem Maße, als die Nachbarländer, da der Weisheit des Fürsten es gelungen war, seinem Ländchen die Neutralität zu verschaffen und unter schwierigen Umständen zu erhalten. So groß ist, was von diesem Fürsten während seiner 65jährigen Regierung für den innern und äußern Flor seines Landes geleistet wurde, daß er nach seiner allseitigen Regierungsweisheit einem Churfürst August zur Seite gestellt werden kann. Mangel an Quellen zur Beurtheilung seines religiösen persönlichen Charakters, welcher überdies nach Einer Seite hin stark befleckt erscheint, haben uns verhindert, ihn unter die Fürsten dieser Periode aufzunehmen: wir wollen indeß an seiner Regierung um so weniger vorübergehn, als ihm zur Seite ein oberster Landesgeistlicher steht, welchem in der Reihe der Lebenszeugen aus dem geistlichen Stande wohl ein Ort gebührt, über den es uns jedoch ebenfalls an persönlichen Nachrichten gebricht.

Den Grafen Anton Günther finden wir im Briefwechsel mit den würdigeren Häuptern der Kirche, mit Meißner und Gerhard. An seiner Seite steht seit 1627 als Hofprediger und Inspektor Anton Buscher, ein Theologe, der sich in mehreren seiner Schriften als ein Schüler Arndts zu erkennen giebt. Unter dem von Gerhard für sein Erbauungsbuch gewählten Titel: schola pietatis, giebt er 1623 eine „Unterweisung zur Gottseligkeit heraus, welche viel gelesen und auch noch 1673 und 1685 neu aufgelegt wurde.

Ferner 1644 eine „geiſtliche Herzens- und Hauskirche, wie das Reich Gottes in uns nach Anlaß der Zeit, Ort und Geſchäfte alle Stunden des Tages und alle Tage der Woche durch Andacht und Gebet zu erbauen.“ In dieſer Schrift werden die Urſachen des falſchen Chriſtenthums aufgedeckt, die Lehrer der Kirche auf Arndts „wahres Chriſtenthum“ hingewieſen und ermahnt, ſich durch die Verleumder deſſelben nicht irre machen zu laſſen. Beſonders merkwürdig iſt er uns geworden durch die 1637 inmitten der um das Land herumtobenden Kriegsunruhen herausgegebene „Inſtruktion“ für die Oldenburgiſchen Geiſtlichen.*) Man wird verwundert ſeyn, hier einen Eifer für das innere Chriſtenthum, für praktiſche Predigt und für die Seelſorge ſich ausſprechen zu hören, wie man ihn nur bei den ernſteſten Geiſtlichen der Spenerſchen Schule erwarten möchte. Es ſind folgende 11 Stücke, welche den Geiſtlichen an das Herz gelegt werden: 1) Die Kinderlehre ſoll Sonntags vor der ganzen Gemeinde und in der Schule ein oder zweimal in der Woche gehalten werden, damit jeder die Sünde erkenne, bereue und meide und ſein höchſtes Gut Gott in Chriſto lerne, gläube und liebe, 2) die weitläufige paraphrasis textus zu meiden, die Exempel der Schrift ſo allegiren, daß ſie zugleich explicirt und applicirt werden, 3) bei allen Gelegenheiten die Urſachen jetziger Tribulation mit Ernſt anzeigen, als da ſind das ruchloſe, ſichere Leben, das auf Gnade Dahinſündigen, das Wort haben, hören und beten, dabei aber ärger leben, als Juden und Heiden, 4) die Troſtpredigten von der Gnade Gottes ſo führen, daß die Leute nicht dadurch ſicher werden. Vom Glauben ſo lehren, daß nicht genug ſei, ſagen und wiſſen, Chriſtus habe für unſre Sünde bezahlt; daß der wahre Glaube ein Licht vom heiligen Geiſt im Herzen angezündet, den Herrn Jeſus als das höchſte und beſte Gut erwähle, alles Aeußere aus- und Chriſtum in's Herz ſchließe, 5) die ſchädliche Meinung als Urſache der Sicherheit aus den Herzen reißen, die es für genug halten, mit Kirchengehen, Predigthören, Beten, Singen, Beichten, 6) gottloſe, ungläubige und unwiſſende Gevattern nicht zuzulaſſen; die zum Nachtmahl kommen, auf's fleißigſte beobachten, damit nicht das Heiligthum den Hunden gegeben werde, 7) etliche male des Jahres ankündigen, daß die in

*) Sie findet ſich in Oetken, corpus constitutionum Oldenburgicarum I. Nr. 45.

Unzucht und Ehebruch leben, aus dem Lande getrieben werden sollen, 8) Väter und Mütter sollen nicht Kinder und Gesinde in die Krüge kommen lassen, und die abgemahnt werden, welche vor der Predigt in den Krügen saufen und keine Kirchen, Schulen, Leichen oder andre Sachen anfangen ohne Gesöff, 10) nicht bloß die Kranken sondern auch die Gesunden oft besuchen, welches Specialwerk mehr Nutzen schafft, als manche Predigt, wenn's nöthig, die Schuldigen vor Voigt oder Kirchengeschworene in die Kirche oder Pastorei fordern und mit der Ausschließung von der Gemeinde und allen Ehrenämtern bedräuen. 11) Dies desto mehr zu befördern, befleißige sich ein jeder Prediger, das zu seyn und zu thun, was er ist und sein Beruf erfordert, nämlich daß er als ein Diener Christi an Gottes Statt stehend Christum um Christi, nicht um seines eignen Bauches willen predige, nicht seiner Pfarrkinder äußerliche Güter und Gunst suche, Verachtung scheue, sondern Aller Seligkeit alle Zeit an allem Ort mit Beten, Meditiren, Lehren und Leben befördere."

Der sittliche Charakter des Grafen ist nicht unbefleckt. Der Bruch eines schriftlich einem Fräulein von Ugnad, welche schon vorher ihre Unschuld zum Opfer gebracht, gegebenen Eheversprechens ist ein schmählicher Schandfleck in demselben (1633). Wie bei andern Persönlichkeiten ist indeß der neben solchen groben sittlichen Anstößen sich kundgebende Eifer für Gottesfurcht deshalb nicht als Hypokrisie anzusehen. Der Graf unterstützt die Bemühungen seines Superintendenten für lebendiges Christenthum, giebt sich Mühe, fromme Geistliche, wie Dilherr, für sein Land zu gewinnen, ordnet 1637, als sein Land abermals dem unvermeidlich drohenden Kriegsverhängniß entgangen, zum Ausdrucke des Dankes monatliche Bußtage an. Er schenkt 1632 Kloster Blankenburg zur Einrichtung einer Armen- und Waisenanstalt, „und zwar haben wir bei dieser Anstalt das Absehn nicht allein auf die Unterhaltung der Armen und Waisen, sondern auch auf die Beförderung der Gottesfurcht und täglichen Gebets." Im J. 1659 stiftet er ein neues Armenhaus, „zum Dank, daß Gott ihn in seiner Regierung in's 56ste Jahr geschirmt, und in dem letzten Kriege zwar manche Bedrückung erleben lassen, aber doch bei Ruhe im Lande erhalten."*)

*) Oetken, Constitutiones Oldenburgicae. I. n. 11. 12.

Noch ähnliche Weise und christliche Einrichtungen sind von ihm ausgegangen.

An den jungen Grafen Anton Heinrich knüpfen sich die Geschicke seines Ländchens. Im J. 1619 war sein Vater verstorben: von dem jungen Grafen sollte es bei eingetretener Majorität entschieden werden, ob eine schon mehrmals mit Oldenburg versuchte Erbtheilung zu Stande käme. Er mag daher von seiner Mutter mit großer mütterlicher Sorge entlassen worden seyn. Aber das Ausland mußte er nach der Fürstensitte jener Zeit kennen lernen, und so tritt er 1622 seine Reise an, deren nächstes Ziel Straßburg ist. Von hier sollte er sich nach dem vor den Kriegsjahren noch immer blühenden Tübinger Pädagogium begeben, und dort eine Zeit lang „der frischen Luft willen" aufhalten, dann aber von dort nach seinem letzten Reiseziel, nach Italien aufbrechen.

Er war damals der äußeren Erscheinung nach ein stattlicher junger Herr von „heroischem Aussehen." Er muß aber auch von Haus aus ein ernstlich fromm gesinnter junger Mann gewesen seyn, indem für seine Frömmigkeit noch andere Zeugnisse angeführt werden, als die obligaten des fleißigen Kirch- und Abendmahlbesuchs. Es heißt, daß er auch die Lektüre der h. Schrift auf solche Stunden verwendet habe, die eigentlich seinen Repetitionen und Exercitien gewidmet waren. Seiner Schriftlektüre pflegte er das Gebet voranzuschicken: „Ewiger Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, verleih mir dein Gnad und h. Geist, daß ich die h. Schrift andächtig und nützlich lese, auch wohl und fleißig betrachte, daß ich meinen Erlöser und Seligmacher sammt seiner Gnade und Trost darinnen finden und das ewige Leben haben möge. Solches verleih mir um Deines lieben Sohnes willen in Kraft des h. Geistes." Das damals von vornehmeren Laien viel gebrauchte und auch von Herzog August von Braunschweig, seinem mütterlichen Großvater, hochgehaltene deutsche Bibelwerk von Daniel Cramer mit seinen Erklärungen und Nutzanwendungen hat er mehrmals durchgelesen. Er hatte dadurch eine solche Kenntniß der h. Schrift erlangt, daß er alle irrige Lehre aus der Schrift zu widerlegen wußte und auf seinem späteren Sterbelager ihm kein Trostspruch vorgehalten werden konnte, mit dem er nicht schon bekannt gewesen wäre. Nicht nur Morgens und Abends verrichtete er meist knieend seine Gebete für seine Anverwandten, auch seine zukünftigen Unterthanen, gemäß der

damals noch hie und da üblichen Sitte betete er auch bei jedem Anſchlag der Betglocke das Gebetlein: „Verleih' uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unſern Zeiten. Es iſt doch ja kein Anderer nicht, der für uns könnte ſtreiten, denn Du unſer Gott alleine. Gieb unſerm Kaiſer, Fürſten und Obrigkeit Frieden und gut Regiment, daß wir unter ihnen ein ruhiges Leben führen mögen in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit." — Von den ſittlichen Laſtern der Jugend- und Standesgenoſſen hielt er ſich nach dem Zeugniß ſeines Leichenredners fern: „Gegen Ihres Gleichen haben J. G. ſich freundlich, friedfertig und verträglich, gegen geringere Standesperſonen gnädig und liebreich, gegen die Dürftigen mitleidig erwieſen. J. G. ſind auch züchtigen und keuſchen Herzens geweſen, welches ärgerliche Sachen nicht ohne beſondere Betrübung hören noch leiden können, ſondern ob aller leichtfertigen Ueppigkeit ein großes Mißfallen getragen. Dem Zu- und Volltrinken ſind J. G. ſo feind und abhold geweſen, daß Sie dem Trunk ergebene Perſonen um ſich nicht erdulden mögen, ſondern vielmalen mit Verwunderung geſagt, Sie könnten nicht ſehen, was hinter dieſer beſtialiſchen Wolluſt für eine ſchändliche nichtige Freude ſtecken möge. J. G. haben auch gehabt einen wahrhaften Mund, Deren Wort waren: „Ja, ja," „Nein, nein." Alſo daß ein einiger Fluch von Ihnen nicht gehört, haben auch an den Orten, da Gott geläſtert worden, nicht bleiben wollen, ſondern beſorgt, Sie möchten von Gott dem gerechten Richter mit den Gottloſen geſtraft werden. Allen Schmeichlern ſeind J. G. von Herzen abhold geweſen, haben hergegen wahrhafte, aufrichtige, redliche und getreue Leute geliebt und geehrt. Der Welt Herrlichkeit haben J. G. für eine Vanität gehalten und mehrfältig geſagt, Sie finden in Allem, was die Welt hoch und werth ſchätzt, nichts, das Sie erfreue."

Im Auguſt des J. 1623 ſchickte er ſich zu ſeiner weitern Reiſe an und — nach der Gewohnheit der Zeit, für jedes größere Beginnen, wie namentlich eine Reiſe, nicht bloß im Gebet, ſondern auch im Sakrament eine Stärkung zu ſuchen — beging er das h. Abendmahl einige Tage vor ſeiner Reiſe. Nach Empfang der Abſolution ſchrieb er ſelbſt dies Gebet in ſein Gebetbuch: „O allmächtiger, barmherziger, gnädiger Gott und Vater, ich ſage Dir von Grund meines Herzens Lob, Ehre und Dank für dieſe große

Gnade und Wohlthat, die Du mir jetzt erzeigt, indem Du mich armen Sünder abermal zu Gnaden angenommen, durch die h. Absolution allgemeine Sünd mir vergeben, auch das ewige Leben um Deines lieben Sohnes willen wiederumb aufs Neue versprochen und zugesagt. Ich bitte Dich herziglich, Du wollest mich in solcher Gnad allezeit väterlich erhalten und den h. Geist verleihen, daß ich diese jetzt empfangene, gnadenreiche Vergebung festiglich glaube und mich derselben nicht allein jetzt, sondern auch hinfort und alle Zeit in meinem ganzen Leben annehmen und in aller Anfechtung und Widerwärtigkeit trösten möge; verleihe auch, daß ich der Sünde je länger je feinder werde, mich darfür fleißig hüte und meinem Fleisch nicht mehr den Willen lasse zu sündigen, sondern daß ich demselben durch ein stark gläubig Gebet widerstehen und mein ganzes Leben nach seinem Willen darstellen und führen möge; wenn ich darin zu schwach bin, wie ich Dir denn meine große Schwachheit mit tiefem Seufzer noch immerdar bekenne, so wollest Du durch dein kräftiges Wort und heiligen Geist mir beistehen und mir überwinden helfen, alles um und durch Deinen lieben Sohn, meinen Herrn und Heiland willen. Amen." —

Nach Gottes Rath sollte jedoch dieses Abendmahl zu einer andern Reise eine Stärkung seyn als zu der nach Italien. Schon als er aus dem Vaterhause auszog, hatte es seiner Mutter geahnet, daß er dahin nicht wieder zurückkehren würde. Am 19. Aug., am Tage nach dem Sakramente, wurde er aufs Krankenlager geworfen und ging von da an auf höchst erbauliche Weise seinem Ende entgegen. Niemals zeigte er während seiner Krankheit Ungeduld. Als er gefragt wurde, ob er männiglich verziehen, antwortete er: „Ja, ich habe Alles dem höchsten Richter zu dirigiren anheimgestellt: Was mir Unrechtes widerfahren, dafür wird Gott Rächer seyn, was ich Unrechtes gethan wird er wieder gut machen." Seinem Mentor ist er vor seinem Ende um den Hals gefallen und hat ihm für allen angewandten Fleiß gedankt und ein Mal über das andere Mal hat er ausgerufen: „Ach, Herr Jesu, komme bald!" Darauf ist er am 1. September sanft entschlafen.

Quelle: Leichenrede von Theodor Thummius. 1623.

Adelige und Staatsmänner.

I. Holger Roſenkrands, däniſcher Reichsrath.

(Geb. 1574, geſt. 1642.)

Von Wittenberg aus hatte durch Bugenhagen die däniſche
che ihre erſte Organiſation empfangen, mit Wittenberg war ſie
ſtetem Zuſammenhange geblieben, jährlich ſandte König Chriſtian
Geſchenk von 150 Gulden dorthin, zur Vertheilung unter Luther,
lanchthon und Bugenhagen; obwohl durch Bugenhagen auch die
enhagener Univerſität ihre neue Organiſation empfangen hatte,
lieb doch Wittenberg für die däniſche Jugend die eigentliche Hoch-
le. Wie in ihren Anfängen, ſo blieb auch in ihrem weiteren Fortgange
däniſche Kirche an die deutſche geknüpft und die Entwickelungs-
en dieſer wiederholten ſich in jener. Wie in Wittenberg der
miſtrende Philippismus Luthern verdrängt hatte, ſo erhob ſich
lbe unter dem Einfluſſe des hochbegabten Hemmingſen noch
tiger in Dänemark. Hatte aber auch Friedrich II. die Con-
enformel abgelehnt, ſo war doch auch er nicht gemeint, den
eriſchen Typus ſeiner Kirche von dem calviniſchen verdrängen zu
n. Hemmingſen erhielt den Abſchied, und mit zunehmender
nge erging — bis zur Todesſtrafe — das Gericht über die immer
wieder auftauchenden Calviniſten. „Der Biſchof von Fünen
ndſon), ſo meldet Nic. Peträus, Biſchof von Ratzeburg im J.
6 an Meisner in Wittenberg, hatte neulich einige Geiſtliche
r Provinz durch Briefe ermahnt, den Calvin und Paräum
leſen. Als er in öffentlicher Gerichts-Sitzung in Gegenwart
Königs und der Biſchöfe überführt worden, wurde er, trotz
er Ausflüchte von den weltlichen Richtern zum Tode verurtheilt.
r König erkannte zwar das Urtheil für gerecht, begnadigte ihn
ß mit dem Leben.“ Unter den Biſchöfen von Seeland, Reſen
15—1638) und Brochmand (1638—1652) wird der Sieg

der lutherischen Lehre befestigt. Was die theologischen und kirchlichen Zustände betrifft, so fehlt es zunächst an Bewegung — nicht so sehr, wie gemeint wird, in Folge des Ausschlusses der Concordienformel, als wegen des untergeordneten Culturzustandes und weil die Hand des Königs, dem 1660 das Königsgesetz ausdrücklich das unumschränkte Supremat in der Kirche ertheilt hatte, allmächtig jede aufkeimende Bewegung niederhält. Unter der Geistlichkeit herrscht noch eine größere Rohheit als in Deutschland, auf den Synoden werden sie in Masse der Trunksucht, Hurerei und Rauferei angeklagt. Ein glaubenswarmes Lutherthum gewinnt jedoch in den Kreisen des trefflichen Brochmand Eingang. In der zweiten Hälfte des Jahrh. treten immer häufiger, wiewohl unter den stärksten Anfechtungen, einzelne Lebenszeugen auf, unter Christian VI. (st. 1741) kommt auch in Dänemark der Pietismus zur Herrschaft. So spiegeln sich von Anfang an die Bewegungen der deutschen Kirche in der dänischen wieder.

Der Staatsmann, welchen wir hier vorführen, gehört der Zeit Brochmands an, der schönsten Periode der dänischen Kirche in diesem Jahrhundert.

Holger Rosenkrands, aus einer sehr wohlhabenden und ansehnlichen adligen Familie entsprossen, wurde 1574 auf Rosenholm, dem Landsitze der Familie, geboren. Von dem nachmalich berühmten Theologen Dr. Dan. Cramer als Mentor begleitet, bezog er im 16. Jahre die Universität Rostock, wo er sich vorzüglich den Studien des Hebräischen und der Naturkunde widmete, und begab sich von dort in Begleitung seines Mentors nach anderthalbjährigen Studien nach Wittenberg. Obwohl auf das Studium der philosophischen Disciplinen und der Jurisprudenz angewiesen, widmete er hier den größten Theil seiner Zeit der h. Schrift und der Theologie. Es fiel diese seine Studienzeit in die Periode, wo, nach abermaliger Dämpfung des Krypto-Calvinismus die lutherische Lehre aufs Neue in Wittenberg eingeführt war, und strenge rechtgläubige Männer, Hunnius und Hutter, die Katheder inne hatten. Im J. 1595 in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er vom König Christian IV. in der Kanzlei und zu politischen Gesandtschaften verwendet und 1617 zum Reichsrath ernannt. Schon in dieser Zeit widmet er sich, so viel es ihm vergönnt ist, den Studien und sammelt auf seinem Ritterſitze eine berühmt gewordene vortreffliche Bibliothek. Vor-

lich gehen ſeine Studien auch hier auf die heilige Schrift und Theologie. Dieſe ſeine theologiſchen Einſichten, mit dem Ernſte Frömmigkeit verbunden, waren ſeit dem Anfange des Jahrh. Gegenſtand der Bewunderung bei den Notabilitäten der deutſchen ologen. Er ſteht in Correſpondenz mit Helvicus in Gießen, trich in Ulm, Lubinus in Roſtock, B. Meisner in Wittenberg a. Es geht aus einem Briefe des letzteren hervor, daß der mit Kreiſe der frömmeren Orthodoxen nah befreundete Dan. Cramer mehreren dieſer Bekanntſchaften die Mittelsperſon geweſen war. gehören ſämmtlich zu den Theologen, welchen die praktiſchen reſſen der Kirche nicht gleichgültig ſind. Vernehmen wir, wie der von ihnen, Lubinus, ſich über die Nothwendigkeit einer mehr iſchen Lehrform äußert: „Schon längſt mißfällt mir jene in hen und Schulen gangbar gewordene Lehrform, nach welcher ſchliche und göttliche Weisheit auf die traurigſte Weiſe durch- nder gemiſcht werden. Sie wird durch menſchliche Weisheit und torik verunreinigt, während die reinere Lehrform alles zurückweiſt, it die Weisheit dieſer Welt ſie ausſtaffiren will. Wer ſieht t, daß dieſe gangbare Lehrform mehr von der Philoſophie und menſchlichen Weisheit, die Chriſtum nicht kennt, ausgegangen als vom Geiſte Gottes im Worte Gottes. Wie verſchieden iſt Lehrweiſe, deren ſich Paulus bedient hat, als er zu den Corin- n kam — nicht mit Worten menſchlicher Weisheit, und nichts bei n wiſſen wollte, als Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten.“ Die Verehrung, welche dieſe Männer für den däniſchen Staatsmann m, drückt ſich unter andern in den Worten Meisners aus (1613): hon allein deine ſo tiefe Kenntniß der Religion erweckt unſre underung, ſie iſt ſo groß, daß du darin keinem der ologen unſers Jahrhunderts nachſtehſt. Dies zu n diktirt mir nicht die Schmeichelei, ſondern es iſt die Wahrheit, ich nicht unterdrücken kann und nicht unterdrücken will, die mir etet, dies auszuſprechen.“

Schon von ſeinen Jünglingsjahren an iſt es das Intereſſe an dem tiſchen Chriſtenthum, welches Roſenkrands bei ſeinen theologiſchen dien vor Augen hat, und gewiß hat er von ſeinem Mentor Dan. mer, einem, wenn auch dogmatiſch ängſtlichen — ſelbſt an Arndt d er, wie wir ſahen, Verdächtiges — doch frommen Theologen, ei manche Aufmunterung erfahren. Den ſtärkſten Antrieb ſcheint

er indeß, wie Unzählige jener Zeit, Arndts wahrem Chriſtenthum zu verdanken, von welchem im J. 1605 das erſte Buch erſchienen war, und, wie wir erfahren, auch im Norden Verbreitung gefunden hatte. Von dem begeiſterten Verehrer Arndts, Melchior Breler, dem Leibarzt Herzog Auguſts in Braunſchweig, mit welchem Roſenkrands auf einer Geſandtſchaft nach Bremen zuſammengetroffen, wird ihm daher auch die 1621 von Breler unter dem Titel: Mysterium iniquitatis pseudoevangelicae herausgegebene Apologie Arndts ehrfurchtsvoll gewidmet. Doch ſteht Roſenkrands damals noch unter dem Einfluß der ſtrengeren Orthodoxie, zu welcher er in Cramers Schule erzogen worden. Mit den orthodoxen Theologen der Zeit findet er daher an Arndts Schriften mehreres auszuſetzen, und verwirft beſonders auch den leidenſchaftlichen Eifer, mit welchem Breler wider die Gegner Arndts aufgetreten war. Er ſchreibt hierüber an Jac. Werenberg in Hamburg (1623): „Seitdem ich in meinem Herzen inne zu werden angefangen, was der Mund Gottes mir ſelbſt zu verſtehen gegeben, hat es mich aufs ſchmerzlichſte berührt, daß nur in Wortgezänk dasjenige verhandelt wird, was, wie eigentlich alle anerkennen, in der That und Wahrheit, in allen Stunden und Augenblicken von uns gethan werden ſollte, daß, ſage ich, nur Wirbelwinde über menſchliche Worte aufgeregt werden, während das, was im Innern des Herzens gefühlt und in Wort und Wahrheit gehalten werden ſoll, nach den geſunden und heilſamen Ausſprüchen Gottes ſelbſt und unſres Heilandes Jeſu Chriſti, in denen auch allein die Kraft des ewigen Lebens ruht, nur ſo ſelten und ſo lau vorgebracht wird. Daher man ſich denn auch gar nicht wundern kann, daß die Erkenntniß der Wahrheit und der Gottſeligkeit am Ende faſt ganz aus dem Herzen verſchwindet. Als ich dieſes und Aehnliches vor etwa drei Jahren auf meiner Rückkehr von der Geſandtſchaft in Holſtein gegen Melch. Breler äußerte, mit dem ich unterwegs zuſammentraf, einem jungen Mann, der ſoeben noch in dem erſten Feuer der Frömmigkeit und der Studien ſtand, von braven Männern mir empfohlen war und mir in frommer und beſcheidener Rede dieſe Geſinnung zu beſtätigen ſchien, ſo wurde dadurch, wie ich glaube, veranlaßt, daß, als er etwa ein Jahr darauf, eine Apologie für Arndt zu ſchreiben unternommen — die indeß in mehrfacher Hinſicht in der Frömmigkeit nicht lauter und weit über das Maß ſtachlich

und bitter — dieſer Mann glaubte dadurch, daß er mir dieſelbe widmete, ſich mir empfehlen zu können. Obwohl ich nun den ſeligen Arndt wegen ſeines Eifers für die Frömmigkeit immer ſehr geliebt habe, und mich es immer ſchmerzte, daß ſeine Schriften, in ſoweit ſie die Sprache Gottes reden, ihres gebührenden Lobes beraubt wurden, ſo habe ich doch ſchon früher bemerkt, daß er manche Worte und Ausdrucksweiſen, welche wohl auch ſonſt von Alten und einigen Neuern gebraucht worden, weil er ſie für geeignet gehalten, die Frömmigkeit deſto ernſtlicher einzuſchärfen, auf unüberlegte Weiſe ſich angeeignet hat. . Daß aber Breler, weil einige in übler Geſinnung die Bemühungen jenes ſeligen Mannes um das Haus Gottes unbilligerweiſe herabgeſetzt und verkleinert, alle diejenigen, welche unter Anführung unſers Luther aus dem Babylon des Antichriſts ausgegangen und nicht gerade ganz dieſelbe Sprache mit Arndt reden, alleſamt, kaum mit etlichen Ausnahmen, mit gehäſſiger Rede behandelt und verläſtert, das habe ich, als ich es wahrnahm, ſo übel empfunden, daß ich es bis heutigen Tages nicht vermocht habe, obwohl er mir ſeitdem öfter geſchrieben, ihm irgend ein Wort zu erwiedern."

Die Periode der däniſchen Kirche, in welche die amtliche Thätigkeit von Roſenkrands als Reichsrath fällt, war, wie bereits angedeutet, eine für dieſelbe erfreuliche. Chriſtian IV., Dänemarks größter König, in ſinnlicher Ausſchweifung freilich ein Ludwig XIV., war dennoch wie dieſer auch ein Freund der Kirche und Geiſtlichkeit. Selbſt Schuppe, den ſonſt nicht ſchmeichelt, nimmt keinen Anſtand, ihm den Namen des „däniſchen Joſaphats" zu ſpenden. Emſt, Profeſſor in Sorö, ſagt von ihm: „Das Wort Gottes war ihm ſo theuer, daß er es nicht bloß zu ſeinem beſtändigen Begleiter machte, ſondern auch zu ſeinem Rathgeber. Ich ſelbſt, ſo oft ich zu ihm kam, daheim wie auf Reiſen, fand ſtets die Bibel auf ſeinem Tiſche."

Die Leitung der däniſchen Reichs- und Kirchenangelegenheiten war in die Hände eines mit Roſenkrands nahe befreundeten biederen Mannes gelegt, des Canzlers Friis, und an der Spitze der Kirche ſtanden nacheinander die beiden um das Wohl derſelben ernſtlich bemühten Biſchöfe Reſenius und Brochmand. Mit dieſen Männern vereint vermochte Roſenkrands manches der Kirche Heilſame in's Werk zu ſetzen. So ging von ihm im J. 1623 die Berufung Gerhard's zum Profeſſor an der neu errichteten Univerſität Sorö aus. Folgende

Worte ſeines Antragsſchreibens an den großen jenaiſchen Theologen laſſen erkennen, worauf bei dieſer Berufung ſein Sinn hinging: „Der Ruf von deiner aufrichtigen und innigen Frömmigkeit, welcher bis hieher gedrungen, hat bewürkt, daß ich im Intereſſe des öffentlichen Wohls dieſe Verhandlung mit dir anknüpfe. Schon ſeit mehreren Jahren iſt unſer Dänemark durch die Früchte deiner frommen Arbeiten, welche, fern von dem ſtreitſüchtigen Geiſte dieſes Jahrhunderts und den unfruchtbaren Controverſen, die fortdauernd dem Hauſe Gottes ſo unendlichen Schaden bringen, ohne Beimiſchung des Geiſtes der Bitterkeit, das wahrhaft chriſtliche Leben athmen, beglückt worden. Und zwar ſo ſehr, daß nicht nur alle Guten dich als einen Mann Gottes lieben, ſondern auch die Großen des Reiches deine vor allen andern hochſtehenden Männern Deutſchlands dir von Gott geſchenkten Gaben, deine Seelenruhe und deine Treue der Pflichterfüllung anerkannt haben.“ Eine beſonders wichtige Frucht ſeiner Amtswürkſamkeit war die von ihm, im Verein mit jenen ſeinen Freunden, abgefaßte und nach ſeinem Rücktritt 1629 veröffentlichte „Königl. Verordnung über das Kirchenamt, das Verfahren gegen die Unbußfertigen und andre geiſtliche Dinge.“ Wir finden hier eine ernſtgemeinte Grundlegung zu einer ſtrengeren Kirchendisciplin; auch die Laienmitwürkung wird hier erfordert. „Trotz der gethanen Fürſorge, Gottesfurcht und Zucht zu befeſtigen, heißt es in dem begleitenden Mandat, hat dies doch ſo wenig gefruchtet, daß man allhier bei dem in dieſem Lande ſo hell und reichlich angezündeten Licht des Evangeliums faſt unachtſamer, ärgerlicher und gottloſer gelebt, als in den Gegenden, wo des gütigen Gottes Weg und Wille nicht ſo deutlich offenbar ſind — größtentheils darum, weil ſie in dem Wahn begriffen, es beſtünde der Gottesdienſt bloß im äußern Kirchengehen, Sakrament, Singen, Beten.“ So ſei nun mit Zuziehung des Reichsrathes beſchloſſen worden, die Kirchenzucht in Gang zu bringen. Es ſollen die Biſchöfe und Prieſter, jeder in ſeinem Kirchſpiel etliche der gottesfürchtigſten, eifrigſten Kirchſpielleute ausſuchen als Beiſtände zur Erhaltung chriſtlichen Wandels und Zucht. Wo es dienſam, ſollen die Kirchgeſchwornen und Armenvorſteher dazu geſetzt werden, oder an ihre Stelle andre der Gottesfürchtigſten, u. ſ. f. Auch ſpäter ergehen unter dieſem Könige ähnliche Mandate — an die Biſchöfe 1638: „Wir

haben den betrübten Zuſtand der evangeliſchen Gemeinde Gottes dieſer Zeit in Betrachtung gezogen und deſſelben Zulaſſung als eine wohlverdiente Strafe des Allerhöchſten angeſehn, bevorab daß ein großer Theil der Geiſtlichen . . . ihr Amt als ein weltliches Gewerbe gebrauchen, aus welchem ſie ſich ernähren ſollen, nicht aber Tag und Nacht ſeufzen und die Ehre Gottes zu befördern trachten, noch mit ihrem gottſeligen Beiſpiel, ſanftmüthigen Betragen, Hausbeſuchen, heiligen Wandel und tröſtlicher Ermahnung ihre Zuhörer zu beſſern, und von dem ſichern Weſen dieſer Welt zur wahren Sinnesänderung zu ziehen trachten."

Je mehr ihm durch ſeine Stellung Gelegenheit gegeben war, auch für die Kirche zu würken, deſto mehr war es zu bedauern, daß er nach zehnjähriger Verwaltung ſeines Amtes als Reichsrath ſich 1627 bewogen fühlte, die Dimiſſion von dieſem Amte zu begehren. Nicht weiſe erſcheint der Rath, welchen ihm ſein Freund, der vortreffliche Brochmand, ſelbſt hierin gegeben (1625): „Mögeſt du niemals das Gelübde vergeſſen, das du deinem Gotte gegeben und den traurigen Zuſtand der Kirche dir vor Augen ſtellen: ſo wirſt du mit Hintanſetzung aller andern Sorgen und Beſchäftigungen, welche es auch ſeyn können, dich gänzlich frei machen können für die Förderung des Werkes deines Gottes und Herrn. Zu welcher Stunde Gott uns aus dieſem Leben rufen und vor ſeinen Richterſtuhl ziehen will, iſt für uns eine ganz ungewiſſe Sache, darum gebührt es ſich denn, das uns anvertraute Talent ſo auf Wucher zu legen, daß Gott niemals die uns erwieſene Gnade und wir niemals das Geſchenk derſelben zu bereuen haben. Dies Leben iſt kurz, flüchtig und gebrechlich alle ſeine Güter, nur der Schatz bleibt ewig, welcher für die niedergelegt iſt, die Jeſu Chriſto dienen wollen. Was hindert dich daher, vortrefflicher Mann, der Welt, ihren Sorgen und Beſchäftigungen zu entſagen, um von den Sorgen dieſer Welt frei allein deinem Jeſu zu folgen? Denke daran, wie ernſtlich du wünſchteſt, daß deine Seele aus der Werkſtätte dieſes Leibes heraus endlich deinem Jeſus übergeben werde; überlege ernſtlich, wie ſehr du danach verlangſt, daß dein Leib endlich auferſtehn möge, zu der Herrlichkeit ſeines Leibes verklärt, wie gern du ganz und gar der ſeinige ſeyn möchteſt, damit du an jenem Gerichtstage, wo die Welt und was in der Welt iſt dich verlaſſen haben wird, von deinem Jeſus den Zuruf vernähmeſt: Ei du lieber und getreuer Knecht

Roſenkrands, deine Treue im Kleinen habe ich wohl bemerkt, ich will dich über viel ſetzen, gehe ein in deines Gottes Ruhe. Dies, lieber Roſenkrands, muß die beſtändige Speiſe deines Herzens ſeyn, dies mußt du beſtändig im Sinn tragen. Meine ja nicht, daß das, was den weltlichen Beſchäftigungen an Zeit entzogen und den religiöſen zugewendet wird, deinen Familienangelegenheiten zum Nachtheil gereichen werde: der Herr iſt dein Hirte."

Der treue Biſchof hatte ſich damals überhaupt einem hoffnungsloſen Schmerz über die kirchlichen Zuſtände hingegeben. „Meiner Pflicht, die öffentlichen Litaneien zu befördern, bin ich bisher nachgekommen und werde es noch ſpäterhin. Ich haſſe die Welt und, von ganzem Herzen ihrer Eitelkeiten und meines eignen Elends überdrüſſig, flehe ich zu Gott, von dem Leibe dieſes Todes erlöſt zu werden. Vergeblich kämpfſt du, edler Roſenkrands, vergeblich ich, vergeblich andre, die Gottes Stellvertreter ſind, mit der Welt, ihren Sinn zu ändern. Dahin iſt es gekommen, daß alle Ermahnungen von der Welt mit tauben Ohre aufgenommen werden. Nur Gottes Strafe bleibt übrig und zwar nicht eine väterliche, ſondern eine ſolche, die derjenigen wartet, welche Gott durch alle Mittel vergeblich zur Buße zu führen ſucht. Ich glaube vorauszuſehn, daß wenig daran fehlt, daß Gott uns ſein Haus ganz öde laſſen werde. Unſre Feinde nämlich, wie blind ſie auch in Aberglauben ſind, ſind doch darin ſcharfſichtig, daß ſie in Sack und Aſche, in Faſten, Gebet und mancherlei in der That überflüſſigen leiblichen Kaſteiungen, ihren Schmerz, Gott beleidigt zu haben, kund thun, wir dagegen, denen das Licht des Wortes unſers Herrn ſo klar aufgegangen, ſchwelgen, treiben Unzucht und denken nur daran, Reichthümer zu häufen. Da iſt keiner, der da ſeufze, der für das Haus Gottes zu Gott flehe, der ſich demüthige für das Wohl unſers Königs, der unſerm Gotte, welcher als ein brüllender Löwe zum Gericht gegen uns aufgeſtanden, Jeſum Chriſtum entgegenhalte. Nenne mir nur Einen, der aus Furcht vor Gott und den drohenden Strafen ſeinen Wandel beſſre, ſeiner Schwelgerei und Unzucht abſage, ſeine Untergebenen beſſer als bisher behandle und ſeinen Reichthum zum Beſten der Armuth verwende. Was andres bleibt übrig, als daß, ſchneller als wir meinen, der Umſturz aller Reiche erfolgen werde. Was mich betrifft, obwohl ich der Sünder größter bin, will indeß doch nicht aufhören, meine und meines

Volkes Sünden zu beweinen, die Meinigen zur Buße zu vermahnen, und mit allem Ernſt bei unſrer chriſtlichen Obrigkeit darauf zu dringen, daß ſobald als möglich öffentliche Gebete veranſtaltet werden.“ Wie ehrwürdig auch dieſe prieſterlichen Gefühle in der allgemeinen Verderbniß ſind, ſo ſcheint doch das, was unter den obwaltenden Verhältniſſen Kanzler Friis ſeinem Freunde ans Herz legt, eben um der bedrängten Lage der Kirche willen der beſſre Rath. In einem Briefe vom 4. Nov. 1627 giebt er ihm zu bedenken: „Gott hat dich zur Obrigkeit berufen und beſtellt, in welcher Stelle du auch der Kirche Gottes ausgezeichnete Dienſte zu leiſten vermagſt. Wie man die Tapferkeit des braven Soldaten nicht erkennen kann, wenn er daheim bleibt, ſondern in offener Feldſchlacht im Angeſicht des Feindes; ſo wird man auch des chriſtlichen Streiters Muth und Standhaftigkeit daran prüfen, ob er dreiſt dem Angriff des Satans Widerſtand leiſtet, anſtatt ſich ihm zu entziehn.“ Auch acht Mitglieder des Reichsraths, deren Verwendung beim König um ſeine Entlaſſung Roſenkrands begehrt hatte, antworten ihm, daß er „in dieſen gefährlichen Zeiten, wo nicht bloß unſer Vaterland Gefahr läuft, ſondern auch die wahre Religion, er unſerm Herrn und Gott keine größern Dienſte thun könnte, als mit ſeinem guten Beirathe zu helfen.“ Ungeachtet jedoch auch der König die Bitte nur ungnädig aufgenommen hatte, blieb dennoch Roſenkrands bei ſeinem Entſchluſſe, und zog ſich nach ſeinem Roſenholm zurück.

Hier in ſeiner literariſchen Muße gab er ſich nun zunächſt der Erziehung ſeiner eignen Kinder hin, zugleich der Erziehung einer Anzahl junger Theologen, von denen mehrere hernachmals anſehnliche Aemter in der Kirche bekleidet; ſelbſt eine Anzahl adliger junger Herrn wurden von ihren Eltern dem Manne anvertraut, deſſen Gelehrſamkeit in nicht weniger hohem Rufe ſtand als ſeine Gottſeligkeit. Es war eine gewiſſe asketiſche Richtung, welche Roſenkrands zum Ausſcheiden aus ſeinem Amte bewogen hatte; daher war ihm auch in ſeine literariſche Zurückgezogenheit ein gewiſſer Verdacht ſchwärmeriſcher Gelüſte gefolgt. In der That ſuchte er nun durch allerlei kleine Traktate, wie z. B. eine Erklärung des Katechismus, zu würken, und gab dieſelben nicht im Vaterlande in Druck, ſondern in Deutſchland und Holland, weshalb ſein treuer Freund Friis nicht umhin konnte, die Warnung an ihn ergehen zu laſſen (1632): „Es iſt zu befürchten, daß wenn das Geringſte gegen die in unſern Kirchen

herrſchenden Lehrmeinungen ſich darin aufſpüren läßt, wenn dies herauskommt, unſer oberſter Biſchof und die Fakultät nur zum geringſten Theile dir beiſtimmen wird, ſo daß ich dir zu bedenken gebe, welche öffentliche und private Unruhen daraus entſtehen möchten." Worauf jedoch Roſenkrands erwiedern zu müſſen glaubte: „Sollten die Theologen hier im Reich meine Bücher und Schriften ſtrenger als andre ausländiſche richten und verurtheilen, ſo könnte ſich treffen, daß ſie etwas darin caſſirten und läſterten, von dem ich durch das Wort des Mundes Gottes und ſeinen Geiſt verſichert bin, daß es Wahrheit iſt, die mir auch Gott ſelbſt im Herzen verſiegelt hat: ſo will ich den Kanzler und jeden rechtſchaffnen Knecht Gottes urtheilen laſſen, ob ich nicht ein offenbarer Verleugner Gottes ſeyn würde, der Gottes Gnade und Ruf ſchmählich unter die Füße tritt."

Die Richtung, welche er nun immer ernſtlicher verfolgte, ging auf eine ſtrenge asketiſche Zucht: nicht nur ſtrengen Kirchgang und Hausandacht machte er ſich zur Pflicht, auch beſtimmte Almoſen und Faſten. In einer damals erſchienenen Schrift von Jens Dieneſen: „Der wahre Weg zum ewigen Leben," fand er dieſelbe Richtung wieder. Je größer in ihm dieſer Ernſt in „guten Werken" wurde, deſto mehr fand er, daß die herrſchende Lehrform der Rechtfertigungslehre dieſen Werken zu wenige Bedeutung beilegte. Die proteſtantiſche Lehre von der angerechneten Gerechtigkeit will er nicht im Geringſten antaſten, aber in einer nicht recht zur Klarheit gediehenen Lehrformel wünſcht er, daß auch *den Werken ein Antheil an der Rechtfertigung zukomme*. Er ſpricht darüber ſeine Anſicht ſo aus: „Wenn ein Kind Gottes von dem Prieſter die Verſicherung der Vergebung ſeiner Sünden erhalten, ſo daß es vollkommen in Gnade und Freundſchaft mit ſeinem Gotte ſteht und ſich darauf vor Gottes Angeſicht ſtellt, das heilige Nachtmahl zu erhalten — da iſt eines ſolchen Gotteskindes Glaube und Bekenntniß eine ſolche That, daß ſie, wenn auch noch eine menſchliche Schwachheit mitfolgt, vor Gottes Angeſicht, um unſers Herrn willen, als rechtfertigend gilt. Ebenſo wenn jemand, der durch Jeſum Chriſtum mit Gott in vollkommener Gnade und Freundſchaft ſteht, mit möglichſtem Fleiß und Andacht Gottes heiliges Wort lieſt, oder nach Gottes Gebot in den heiligen Eheſtand tritt, oder ſeine Kinder taufen läßt, oder aus aufrichtigem Herzen eine Handlung der Barmherzigkeit an ſeinem bedrängten Nächſten übt — mögen auch noch einige ſündige Verfehlungen daran hangen, ſo

werden dieſe doch durch Chriſti Verdienſt bedeckt, und dieſe Handlungen, welche durch Gottes heiligen Geiſt in Gott gethan ſind, werden von Gott als gerechte und rechtfertigende angenommen." Nachdem er dieſe Gedanken ſchon mehrfach privatim in Briefen und anonymen Abhandlungen bekannt gemacht, ſprach er ſie auch in der Vorrede zu dem 1636 in Aarhuus von ihm herausgegebenen Büchlein „Fürſtenſpiegel von Herzog Albrecht von Preußen" aus und erregte hiedurch, wie es ihm ſein Freund, der Kanzler, vorausgeſagt hatte, den Sturm der Theologen gegen ſich. Der noch nicht lange nach Schleswig-Holſtein berufene Generalſuperintendent Stephan Klotz, ein zelotiſcher Theologe, fiel über dieſe Vorrede her und klagte ſie des Papismus, Socinianismus und Arminianismus an. Eine vom Könige der theologiſchen Fakultät zu Kopenhagen abverlangte Begutachtung ſprach den Verfaſſer jener Vorrede von den ſchuldgegebenen Ketzereien frei, fand jedoch darin immer noch eine nicht unbedenkliche Abweichung von der kirchlichen Lehrform. Roſenkrands wurde nunmehr aufgefordert, eine genauere Erklärung abzugeben, welches in der ausführlichen Schrift geſchah: Veritas viae vitae aeternae 1637, welche indeß von der Fakultät nicht geeignet befunden wurde, die erhobenen Bedenken zu widerlegen. — Aufs neue regten ſich ſeine Gegner, nachdem 1640 ſein Gönner, der Kanzler, mit Tode abgegangen, und ein Brief an denſelben bekannt geworden war, worin er ſich über ſeine eigenthümliche Lehrweiſe folgendermaßen äußerte: „Deſſen kann jedes Gotteskind ſich verſichert halten: iſt das nicht eine bloße Rührung, daß Jeſu Verdienſt in ihm arbeitet, würkt würklich Gott beides in ihm, Wollen und Vollbringen, ſo wird dies Alles vor Gottes Angeſicht und Urtheil zuſammengerechnet und jeder muß dies auch gemäß dem göttlichen Urtheil ſo hoch anſchlagen als die Wunden und das Verdienſt Jeſu Chriſti vor Gottes Angeſicht angeſchlagen wird, kraft deſſen allein ein Kind Gottes alles das iſt, was es iſt, alles lebt, was es lebt, und die Kraft und das Vermögen beſitzt, die es beſitzt." Dieſe Streitigkeit zog ſich fort bis zum Tode des Mannes 1642.

Von ſeinen letzten Augenblicken berichtet uns ein Mann, welcher, aus Roſenkrands' Pflege und Unterweiſung hervorgegangen, durch ſein Verhalten in einer kritiſchen Lage ſelbſt noch als ein Zeuge des Geiſtes, der von ihm ausging, angeführt werden kann. Ole Vind war von den Hofleuten wegen ſeiner ſtrengen Strafpredigten beim

Könige verklagt worden. Der König forderte ihn vor und bef
dieſelbe Predigt vor ihm zu halten, welche den Anſtoß gegeben ha
Er wurde in dem Maße befriedigt, daß ſogleich die Ernennung
unerſchrockenen Sittenpredigers zum Hofprediger erfolgte. Dieſe kö
liche Gnadenbeweiſung glaubte Vind jedoch aus folgenden Grün
ablehnen zu müſſen: weil er die Bedürfniſſe des Hofes nicht ke
weil er eine Calotte trage, und — weil er die Wahrheit ſa
Von dem Könige aber wurde ihm eine eben ſo lakoniſche Antwo
„was das erſtere anlange, ſo ſei es nicht nöthig, was das and
ſo möge er dreie tragen, was das dritte, ſo ſei er gerade e
ſolcher Mann, welchen er ſuche.“ Eben dieſer biedere Mann
Wahrheit iſt es nun, welcher vom Ende ſeines Freundes und Wo
thäters dieſes berichtet: „Unſer Leben iſt verborgen mit Chriſto
Gott, ſagte er, doch iſt es ſchon offenbar und wird immer m
offenbar werden, denn ob es wohl ein ſchwaches Werk bei uns w
ſo war doch Gottes Kraft mächtig in unſerer Schwachheit.“
der Prediger ihn ermahnte, ſo eifrig mit Gott im Gebet
ſtreiten, wie Jakob, antwortete er: „Ich habe einen guten Kam
gekämpft, habe den Glauben und ein gut Gewiſſen behalten.
finde ich, daß Er ſich hart hält, aber ich laſſe ihn nicht los, d
er hält ſtets treu in Liebe, auch wenn wir untreu werden.“
Vind ihm das Wort Ezechiels vorhielt, daß Gott nicht den
des Sünders will, antwortete der Sterbende: „Ja, und auch
derer, die da ſterben.“ Darauf nahm er das Sakrament im Kr
ſeiner Lieben, nahm Abſchied von ihnen allen und ſtarb mit
Seufzer: „Komm Jeſu, komm, in Gnade und Barmherzigkeit.“
Schon bei ſeinen Lebenszeiten hatte er ſeiner zahlreichen Nachkomm
ſchaft ungeachtet, bedeutende Legate ausgeſetzt, 2500 Thlr. Re
ſtipendium für einen Theologen, 1000 Thlr. für das Gymnaſium
Odenſee, 1000 Thlr. für die Aarhuuſiſchen Schulen, 300 Th
für die Svendburger Schulen u. ſ. w.

Hauptquellen: Pontoppidan, Däniſche Kirchenhiſ
rie III, S. 803, IV, S. 279. 328. — Däniſche Bibliothek, Th.
u. III. — Helweg, Den danske kirkes Historie 1851. I, n
zum Theil ungedruckten Quellen.

II. Leonhard von Kottwitz.

(Geb. 1575, geſt. 1630.)

Dieſer gottſelige ſchleſiſche Edelmann würde der Welt wohl unbekannt geblieben ſeyn, wäre er nicht Patron des geiſtlichen Sängers Heermann geweſen, durch welchen ihm ein dankbares Gedächtniß geſtiftet worden.

Schon von der Zeit vor der Reformation her herrſchte in dem Kottwitziſchen Hauſe lebendige Frömmigkeit. Georg I., bereits vor der Reformation Huſſit, fiel ſofort der lutheriſchen Lehre zu, als ſie in Schleſien ſich verbreitete. Georg II., Vater Leonhards, hatte ſich die reichſten Verdienſte um die Kirche von Köben erworben, „für einen rechtſchaffnen und treuen Prediger, äußerte er einſt, ſei er im Stande, ein Stück ſeines Landguts in die Schanze zu ſchlagen.“ In dieſe Fußtapfen trat Leonhard von Kottwitz. Neunzehn Jahr iſt Heermann ſein Beichtvater geweſen; auf ein Zeugniß aus dem Munde eines ſolchen Mannes und nach ſo langem Verkehr iſt Verlaß. So kann es denn auch keine bloße Phraſe ſeyn, wenn er von ihm ausſagt: „Ach wie herzlich hat er das reine Wort Gottes geliebt, mit was reiner und feuriger Andacht hat er nicht allein den lieblichen Troſt des Evangelii, ſondern auch die ſcharfen Geſetze und Bußpredigten gehört, auch oftmals mit ſolcher Inbrünſtigkeit, daß ihm die Thränen zu den Augen herausgefloſſen ſind. Seines gleichen in der Andacht mag man ja finden, aber daran zweifle ich und ihrer viele mit mir, ob ihn jemand mit Andacht übertreffen möge. Ach, wie demüthig bog er die Kniee ſeines Herzens und Leibes, ſo oft er die Abſolution ſuchte, mit thränenfließenden Augen bekannte er Gott ſeine Sünde und bat Gnade mit ſolchem Ernſt, daß mir ſelbſt meine Augen öfters darüber voll heißer Zähren geſtanden.“ Seinem Gott und ſeinem Kaiſer war er in Treue zugethan und ſprach oftmals: „Meinem frommen Gott und meinem allergnädigſten Kaiſer und Herrn will ich treu bleiben, weil ich lebe, und einem jeden geben, was ſein iſt, und was ihm gebührt.“

Umgeben von Anhängern des calviniſirenden Philippismus hielt er am lutheriſchen Bekenntniß feſt und ſprach ſeinen Glauben in den Worten aus:

Textus non fallit, multos speciosa fefellit
Glossa, Dei verbo nitere, tutus eris.

Für seine Kirche hatte er selbst eine treffliche Kirchenordnung entworfen, welche vom Liegnitzischen Consistorium die Bestätigung erhielt. Als Gutsherr hielt er unter seinen Unterthanen auf christliche Zucht und unterstützte hierin seinen Pfarrer, unter seiner Dienerschaft hat er niemals weder Fluchen noch Lästerworte geduldet. Doch regierte er nicht bloß durch das Gesetz und mit der Ruthe. Seine Diener und Untergebenen unterstützte er nach bestem Vermögen und hielt sie als seine Kinder. Leutselig, sanftmüthig und friedfertig war er gegen jedermann. „Nicht eine Ader, nicht ein einziger Blutstropfen war in seinem Leibe, der zu Zank, Widerwillen und Rachgier Lust getragen. Nichts hat ihn entrüsten können.“ In der Gottseligkeit ging er aber auch seiner Gemeinde mit seinem Vorbilde voran. Er versäumte kein Frühgebet und selbst wenn er Sonnabends erst spät von der Reise zurückgekommen, fand man ihn doch Sonntags beim Gottesdienste. Er hielt täglichen Hausgottesdienst mit Lesen, Beten und Singen, selbst auf seinen Reisen hörte man ihn in seinem Reisewagen Loblieder anstimmen. — Zwischen ihm und seinem Seelsorger bestand das innigste Verhältniß. „Wo soll ich Worte finden, ruft Heermann aus, mit welchen ich die standhaftige Liebe, die aufrichtige Treue und die vielfältigen Wohlthaten, die du mir und den Meinen, o du seliges Herz, so reichlich erwiesen hast, rühmen könne? Als einen Engel Gottes hast du mich Unwürdigen geehret und gehöret, und wenn's möglich gewesen, du hättest mit den Galatern deine Augen ausgerissen und sie mir gegeben. Mein Schmerz war dein Schmerz, mein Kummer war dein Kummer.“ Als einst Heermann über die drohenden Religionsverfolgungen seine Bekümmerniß dem theuren Patron ausschüttete, beruhigte ihn dieser mit den Worten: „Er solle nur getrost seyn, und wenn er in der Welt nur ein Räumlein hätte als einen Tisch groß, so solle Heermann eine Stelle daran haben, sie wollten zusammen leben und sterben.“ — Die Frömmigkeit des Mannes hatte einen ernsten Charakter. Das Vertrauen auf seine Rechtfertigung aus Gnaden ging bei ihm Hand in Hand mit dem ernsten Gedanken an Tod und Rechenschaft. Hie und da begegnen wir dieser auf Tod und Sterben gerichteten Frömmigkeit bei gottesfürchtigen Männern des 16. Jahrh., dann auch im 17. z. B. bei der Königsberger Dichterschule (s. Dach), in dem „Orden des Todtenkopfes,“ welchen während der Pest 1652 der Herzog von Oels stiftete, „zum

ſteten Andenken an die allgemeine Sterbensnothwendigkeit und Erweckung adliger und ritterlicher Tugenden.“*) Was Heermann an einen Freund ſchreibt: „Wer ſeines Abſchieds aus der Welt zu aller Zeit eingedenk iſt, der ſtirbt nicht, wenn er ſtirbt,“ das hatte auch Kottwitz in ſein Handbüchlein als Gedenkſpruch gezeichnet: „Wer ſtirbt, ehe er ſtirbt, der ſtirbt nicht, wenn er ſtirbt,“ und Heermann bezeugt von ihm: „Sein ganzes Leben war eine tägliche Buße.“ Auch hatte er ſich über dritthalb hundert ſchöne deutſche und lateiniſche Sterbeſprüche aus der heiligen Schrift, aus den Vätern und andern Schriftſtellern mit eigner Hand abgeſchrieben.

Im Januar 1630 überfiel ihn auf einer Reiſe in Glogau ein Fieber und er eilte nach Hauſe. Als ſein Lebensende nahte, ließ er ſich Sterbekleider bringen, und als ſein Amtmann ihm ein noch langes Leben wünſchte, erwiederte der Kranke: „Ach bittet ja nicht, daß ich länger lebe. Je länger ich lebe, je mehr ich gequält werde. Gerne, gerne will ich ſterben. Die Zeit meines Abſcheidens iſt vorhanden.“ Segnend legte er ſeinem älteſten Sohne die Geſchwiſter an's Herz und empfahl ihm die Diener der Kirche. Als der Sohn dabei tief ſeufzte, ſprach der Vater: „Ja, lieber Sohn, warum erſeufzeſt du, mir iſt gar wohl, ich fürchte mich auch gar nicht vor dem Tode. Herzlich gern will ich ſterben. Es iſt ja einer recht glückſelig, wenn er bei den lieben Seinen im Stüblein ſtirbt.“ Als er ſeinen Hut ſah, den er erſt vor zwei Jahren hatte machen laſſen, auf dem lateiniſch die Worte ſtanden: „Heute mußt du ſterben,“ ſetzte er ihn auf. Auch ſeinen Trauring ließ er ſich reichen, auf welchem das „Memento mori“ ſtand. „Mit ſolchen Gedanken, ſprach er, bin ich nunmehr ein und dreißig Jahre umgegangen.“ Er reichte Heermann ein Täflein, auf dem ein Todtenkopf und Sarg gemalt war, mit dem Wunſche, ihm einen Sterbeſpruch zu ſchreiben, worauf dieſer antwortete: „Wo kann ich mehr finden, das wir nicht allbereit aus Ew. Geſtrengen Munde mit Verwundrung gehört? Der heilige Geiſt hat ſolche Todeserinnerung und die ſchönſten Troſtſprüchlein wider des Todes Bitterkeit ſchon längſt auf das Täflein Ihres Herzens geſchrieben. Ihre Sterbegedanken ſind mir und jedermann von vielen Jahren her bewußt.“ „Ja, antwortete der Ster-

*) Kahlert, Angelus Sileſius, 1853. S. 12.

beude, dies muß man nicht bis auf die Letzt ſparen, ſonſt macht ſich der Menſch den Tod ſelber ſchwer. Ich bin täglich geſtorben, darum ſterbe ich jetzt um deſto freudiger. Auf das theure Verdienſt meines Herrn Jeſu will ich leben und ſterben. Der hat das Heil erworben, ich glaub' es feſtiglich." Er legte ſich in das zurechtgemachte, ſchwarze Bett mit den Worten: „Hierin werde ich beſſer ruhn," ließ ſich ſeine Uhr herbeibringen und ein Kreuz, das er ſelbſt mit vielen Sterbeſprüchen beſchrieben hatte, auf's Bett legen. Als der älteſte Sohn ihn fragte: „Herzliebſter Herr Vater, will er nicht nur ein wenig ſchlafen?" antwortete er: „Ja, gute Nacht!" Dies war ſein letztes lautes Wort, doch ohne Unterlaß betete er leiſe bis gegen Morgen fort, dann ſchlief er „ohne alle Ungeberde" ſelig ein. —

Quellen: Neues Ehrengedächtniß von Joh. Heermann nebſt Köbenſcher Predigergeſchichte von Joh. Dav. Heermann. Glogau 1759. — Ledderhoſe, das Leben Joh. Heermanns 1857, S. 22.

III. Dietrich von Reinkingk, Kanzler von Schleswig-Holſtein.

(Geb. 1590, geſt. 1664.)

Einer der berühmteſten Rechtsgelehrten des 17ten Jahrhunderts. Er wurde 1590 in Curland geboren, wohin ſein Vater, einem edlen weſtphäliſchen Geſchlecht entſproſſen, der Religion wegen aus dem Münſterſchen ausgewandert war. Um der Peſt in Curland zu entgehn, wurde er von dem Vater nach Weſtphalen geſandt und bezog zuerſt die juriſtiſche Fakultät in Cöln, 1615 die Univerſität Gießen, woſelbſt er 1616 den Licenciaten- und bald darauf den Doctorgrad erlangte. Hier beginnt er auch die akademiſche Laufbahn mit einer Vorleſung, aus welcher ſpäter ſein berühmtes Werk erwachſen, „über das weltliche und geiſtliche Regiment des römiſchen Reichs," wird aber im folgenden Jahre Beiſitzer des Gießener Obergerichts und von nun an von dem darmſtädtiſchen Landgrafen als Rechtsbeiſtand verwendet — zunächſt in deſſen Erbſtreitigkeiten mit Heſſen-Caſſel, in welchen er auch nach dem Regensburger Reichstag und ſodann nach Wien geſandt wird. Im Jahre 1625 wird er von Landgraf Georg zum Amte des Vicekanzlers erhoben, 1631 aber von dem nach dem Vorrücken der Schweden in

n Land zurückgekehrten Herzog von Mecklenburg-Schwerin Friedh Adolph I. zur Kanzler-Würde in Mecklenburg berufen. Nur ch dringenden Bitten entſchließt ſich Landgraf Georg zu ſeiner ntlaſſung und ſchreibt darüber noch ſpäter an Adolph Friedrich: E. Liebden verſichern wir auch, da Derſelben wir nicht zu gar ſonrlich freund-vetterlichem Gefallen, aus der zu ihr tragenden ganz treuen Affektion, dieſen unſern Rath und Vicekanzler überlaſſen tten, daß bei jetzigen Läuften, da ſonderlich dergleichen qualificirte nd erfahrne Leute ſchwer zu überkommen, wir lieber eines großen nd etlicher 1000 Gulden Werth wollten verluſtig ſeyn worden. Die dann auf dieſe Stunde wir ſeine Perſon, obwohl an verſchiemen Orten auch durch Abſchickung eigner Geſandten wir uns darum worben, noch nicht zu erſetzen wiſſen." Es waren unſichere Verältniſſe, in welche Reinkingk hier eingetreten war, denn ſchon 1635 tten die mecklenburgiſchen Herzöge, nachdem in der Schlacht bei ördlingen der Stern der Schweden geſunken, dem Prager Frieden eizutreten, worauf Reinkingk von den in mehreren Städten des andes zurückgebliebenen Schweden nach Wismar als Geißel abgeührt wird. Er erlangte zwar bald die Freiheit wieder, zog ſich nun ber nach Lübeck in Sicherheit zurück, und als er von hier 1636 n Friedrich III., dem damaligen Erzbiſchof von Bremen, nachherim Könige von Dänemark, zum Kanzler berufen worden, nahm er ſen Ruf an. Bei der Beſitznahme des Erzbisthums durch die chweden 1645 gerieth er abermals in ihre Gefangenſchaft und urde 6 Monate zu Nienſtädt in hartem Gefängniſſe gehalten, um n zum Uebergange in ſchwediſche Dienſte zu bewegen: beharrlich ieb er indeß ſeinem Fürſten getreu. Nachdem das Erzbisthum urch den Osnabrücker Friedensſchluß in ſchwediſche Hände übergegangen, Friedrich III. aber nach dem Tode Chriſtian IV. zur däniſchen Königswürde gelangt, wurde Reinkingk zum däniſchen Geheimrath und Kanzler der Herzogthümer Schleswig-Holſtein ernannt.

Von ſeinem Lebensausgange erhalten wir durch ſeinen Beichtvater Cajus Arndt folgende Beſchreibung. Schon am 11ten Dec. 1664, als er ſich noch wohl befand, that er die Aeußerung: „O auf dein Heil harre ich, mein Herr, die Eitelkeiten der Welt kümmern mich nicht, ich verlange nach der ewigen Seligkeit." Zwei Tage darauf, als er ſich ſchon auf das Krankenlager hatte legen müſſen, ließ er den Beichtvater fordern, den er um die kirchliche Für-

bitte am folgenden Tage bat und darauf hinzufügte: „Ich will den Zorn des Herrn tragen, denn ich habe gegen ihn gesündigt.“ Als hierauf der Beichtvater ihm vorstellte, wie der Tod der Gläubigen, zu denen auch er gehöre, nicht ein Zeichen des göttlichen Zorns sondern der Gnade und die Tröstungen des Evangeliums ihm vorhielt, erwiederte der Kranke: von seiner Kindheit an habe er christlich leben und selig sterben lernen, was aus dem Worte Gottes ihm vorgehalten worden, das wisse er wohl und werde es festhalten in unverrücktem Glauben, bis er aus den Strudeln dieses Lebens in das wahre und selige gekommen seyn werde. Als der Beichtvater am folgenden Tage abermals erschien, klagte der Kranke sich an, daß er der elendeste unter den Sündern sei. Er verordnete zu seinem Leichentext die Worte: „Ich bin gekommen zu rufen die Sünder zur Buße und nicht die Gerechten“ und fügte hinzu: „Redet ja nicht von mir als von einem Gerechten, sondern nur als von dem elendesten Sünder, den Schmutz und die Abscheulichkeit meiner Sünden bekenne ich hier unverhohlen: ich schäme mich meines Lebens so, daß ich vor Scham kaum, kaum meine Augen zum Himmel zu erheben wage. In dieser meiner Angst erquickt mich nur die väterliche göttliche Güte, daß Gott den Tod des Sünders nicht will, sondern daß er sich bekehre und lebe.“ Im Alter von 74 Jahren starb Reinkingk am 15. Dec. 1664.

Schon die vorhergehenden Worte haben ausgesprochen, daß die Frömmigkeit des Mannes bis in seine Jugendjahre zurückgeht. Auch ein später anzuführender Ausspruch bestätigt dieses. Die Frömmigkeit Reinkingks scheint also schon Familienerbtheil gewesen zu seyn, doch erfreute er sich auch in jener Periode bei Hofe einer frommen Umgebung (vgl. Landgraf Georg und Kanzler Anton Wolf.) Der damalige Hofprediger Mentzer schreibt an ihn: „Die Vereinigung der Rechtswissenschaft mit dem Eifer für die christliche Wahrheit ist heut zu Tage nicht gewöhnlich, da es auch an solchen nicht fehlt, welche offen erklären, daß sie sich, um sich nicht in ihrer Wissenschaft zu zerstreuen, auf die Religion nicht einlassen wollen: die aber ist die Wahrheit des göttlichen Wortes stets so theuer gewesen, daß du stets entschieden warst, ihr nichts andres vorziehen zu wollen.“

Seine zwei berühmtesten Schriften lassen seine tiefere persönliche Frömmigkeit weniger erkennen. Den größten Ruf verschaffte ihm das Werk: „Ueber das weltliche und geistliche Regiment des

ſerlich-römiſchen Reichs 1619, vermehrt 1631 und 1641. Ein-
liche Concentration in beiden Gewalten, darauf geht ſein Inter-
ſe. Im Kirchenrechte iſt er daher der ſtrengſte Episkopaliſt, wel-
er das fürſtliche Kirchenregiment nicht bloß wie die andern aus
x Devolution der biſchöflichen Rechte auf die Fürſten gemäß dem
ſſauer Religionsvertrage begründet, ſondern — im Uebergange zum
uitorialismus — auf die landesherrliche Oberherrlichkeit.*) Er
ruft ſich auf die jüdiſchen Könige und auf Conſtantin, wiewohl
ch von ihm vor der Vermiſchung beider Regimente und vor dem
kten Eingreifen in die Kirche ohne Beirath des geiſtlichen Stan-
s gewarnt wird. Im weltlichen Regiment iſt er der begeiſterte
rtheidiger der kaiſerlichen Oberherrlichkeit gegenüber den reichs-
ändiſchen Rechten, ſo daß ſein Werk auch von Kaiſer Ferdinand
t Vergnügen ſtudirt und ihm durch Ertheilung der Pfalzgrafen-
rde gelohnt wurde. Bei dieſer entſchiedenen Hinneigung zur Cä-
opapie auf kirchlichem und zum Abſolutismus auf politiſchem Ge-
ete findet ſelbſt das abſolutiſtiſchſte unter allen Geſetzen, das ſoge-
nte däniſche Königsgeſetz, welches, ohne eine andre Schranke als
e Unantaſtbarkeit der Confeſſion, in Kirche und Staat alle Macht
die Hände des Souverains legt, in Reinkingk einen Vertreter:
n Auftrage Friedrich III. erſchien von ihm 1660 eine anonyme
rtheidigung deſſelben.

Eine deutlichere Geſinnungsmanifeſtation Reinkingks enthält
n auch von Schuppe, Dannhauer, Spener hochgeachtete Werk:
„Chriſtliche Polizei d. i. gewiſſe aus heiliger Schrift zuſammengebrachte
auf die drei Hauptſtände, den geiſtlichen, weltlichen und häuslichen
richtete Axiomata, 1653.“ Den Urſprung des Buches giebt Rein-
gk in der Dedikation an den König Friedrich III. ſo an: „Als
h durch ſonderbare Schickung des Allerhöchſten und ordentlichen,
ehrmäßigen Beruf zu Ew. Majeſtät Dienſten, wie Sie noch die
gliſtiſche bremiſche Regierung hochrühmlich geführt, a. 1636 gnädigſt
rfordert, und zu Dero Kanzler beſtellt, auch öfters Dero Hochfürſtli-

*) De regimine ecclesiast. 3, 1, 9: „Cui enim potestas et auctoritas data a Deo, ea quoque data censenda sine quibus ad finem a Deo constitutum perveniri commode non potest. Sine religione autem, quae est tanquam fulcrum et fundamentum reipublicae christianae ad finem a Deo ordinatum perveniri decernenter non potest. Ideoque concessa hac a Deo potestate religionis quoque cura concessa censenda est.“

chen Tafel gnädigſt dignirt worden, habe ich mit beſonders erfreuten Herzen und Gemüthe Ew. Königl. Majeſtät chriſtfürſtlichen, hochverſtändigen Discurſe, die Sie aus heiliger, göttlicher Schrift als der einigen Quelle aller Weisheit, nicht allein von Glaubensſachen, ſondern auch von politiſchen Welthändeln in allen Ständen mit ſtattlichem Fundament vorgebracht und dieſelbe öfters mit bibliſchen Exempeln ſehr wohl à propos beſtärkt, wie auch dieſes vernommen, daß Ew. Königl. Majeſtät mehrmals gedacht, daß Sie gern einen Autor haben möchten, der eine Politicam aus der Bibel und deren Exempeln zuſammengetragen, mir aber ſolcher, wie Ew. Königl. Majeſtät denſelben verlangt, niemals zu Handen gekommen, habe ich meine vor und nach, von vielen Jahren in Leſung der heiligen Schrift zu meinem Privatgebrauch annotirte, observationes politicas hervorgeſucht und darauf zu denken angefangen, wie ich dieſelben in eine gewiſſe Ordnung bringen, nach Gelegenheit anzeigen und endlich Ew. Königl. Majeſtät, als aus Dero fürſtlichen Tafel ich nicht wenig advertirt und dazu veranlaßt, zu unterthänigſten Ehren, wie auch andern Gottes Wort lieb habenden Leuten in allen Ständen in dies Buch bringen und in offnen Druck geben möchte, wiewohl es ſonſt der Welt Lauf nach vielen nicht eben recht gemacht ſeyn wird. Es hätten mich auch wohl meine vielfältigen obliegenden ſchweren Amtsgeſchäfte davon abſchrecken ſollen. Als ich aber, wie ſchon gemeldet, die Materialien vorlängſt unter der Hand aus der Schrift angemerkt, bin ich ſo viel eher dazu bewogen worden, und wenn ich von andern Geſchäften in etwas entmüßigt, wie auch bei eingefallnen Feiertagen nach verrichtetem Gottesdienſt anſtatt andern Zeitvertreibes mich hieran gemacht und vermittelſt göttlicher Hülfe es ſo weit, als bei Beengung der Zeit und inmittelſt eingefallner Aenderung geſchehen können, abſolvirt."

In den drei auf dem Titel angegebenen Büchern werden hier aus der heiligen Schrift, namentlich aus dem, der neuteſtamentlichen Autorität völlig coordinirten, alten Teſtament und mit Zuziehung theologiſcher Autoritäten Grundſätze des chriſtlichen Verhaltens abgeleitet, welche ſich nicht eben über die herrſchenden Anſichten damaliger Zeit erheben. In der Ueberzeugung, „daß keine vollkommenere Politik zu finden ſei als die Bibel. Die Könige im Reiche Iſrael ſind allſammt Statiſten geweſen. Wer ihr Leben recht betrachtet, wird eben das darin finden, was die ſtatiſtiſchen Politici in Tacito oder

chiavello ſuchen," wurde nachher von Schuppe, dem Schwie-
ohne Reinkings, der Traktat „Salomo oder der Regentenſpiegel"
rieben.

Die ſchönſten Zeugniſſe von Reinkings perſönlicher Frömmig-
finden ſich jedoch in den nach ſeinem Tode erſchienenen „gottſe-
Betrachtungen. Von den drei vornehmſten Künſten der from-
Chriſten, nämlich der Bet- Leidens- und Sterbekunſt zu eigner
icher Uebung des wahren Chriſtenthums abgefaßt und zuſammen-
rieben," an welchen er ſchon 1661 zu Gießen zu ſchreiben begon-
, welche aber erſt 1664 von ihm beendigt und 1665 nach ſeinem Tode
usgegeben wurden. Hierin giebt ſich der Verfaſſer als ein Mann
rkennen, welcher in der Kreuzſchule Erfahrungen geſammelt und
entlich das Gebet darin praktiſch üben gelernt. Es finden ſich
dem zweiten Abſchnitte Gebete, welche er für ſich ſelbſt bei beſon-
Veranlaſſungen aufgeſetzt, ein Amtsgebet bei Anweſenheit auf
regensburger Reichstage 1623, ein Gebet in der harten ſchwe-
jen Gefangenſchaft 1645 und andere. Namentlich wird ſeine Ge-
nung charakteriſirt durch das Selbſtbekenntniß, das er in den letz-
Tagen ſeines Lebens aufgeſetzt, welches wir hiermit mittheilen:

„Ich habe von der Zeit meiner verſtändigen Jahre nächſt der
cht Gottes mich äußerſt befliſſen, etwas Rechtſchaffenes zu lernen,
auch durch Gottes Gnade darin ſo weit gekommen, daß ich ohne
Anſuchen aus dem Studentenſtande a. 1616 zum Professor
a, bald darauf a. 1617 zu Raths- und nicht ſo gar lange her-
h a. 1625 zu Vice-Kanzlers- und Kanzlersdienſten erfordert und
wegen bei der Welt gleichſam glücklich geſchätzt worden, ich habe
zeitlich wahrgenommen, daß ſolches alles nichts als Eitelkeit,
in der Welt iſt und bleibt, geweſen, daß ich alſo endlich mit dem
ligen Apoſtel Paulus rund herausſagen und bekennen muß: Ich
iß nichts Weiteres, als allein den gekreuzigten
rrn Jeſum Chriſtum, alles andre iſt Vanität und eitel."

„Ich habe mich auch bemüht, durch redliche, unverdroſſene, ge-
ne Dienſte großer Herren Gnade zu erwerben, auch durch Gottes
ade, wovon der Herren Gnade herrührt, dieſelbe bei verſchiednen
ſen eine Zeit lang erhalten, aber das war auch eitel. Vanitas
nitatum, et omnia vanitas. Herren-Gnade iſt wandelbar, eitel,
rgänglich und ein Narr, der ſich darauf verläßt, kann ſie bald
rch Todes- oder andre Fälle verlieren, ein jeder trachtet zwar

nach Herren-Gnade, gar wenige erlangen ſie, Gottes Gnade könnte ein jeder haben, aber wenige ſuchen dieſelbe. Ich habe dabei Gott gebeten, er möchte mich vor gar zu großer Herren-Gnade und vor gar zu großer Ungnade behüten, weil nach der Welt Lauf die größeſte Gnade in die größeſte Ungnade ſich zu verwandeln pflegt, gleichwie das allerſüßeſte in das allerbitterſte ſich verkehrt."

„Bei verſpürter Herren-Gnade jedes Orts habe ich mich glückſelig geachtet, wenn ich geſchickte, feine Leute zu Dienſten befördern und dieſelben bei Herren in Gnade bringen können, in Meinung, mir etwa dadurch Freunde zu machen, die mir in meinem Alter und meinen Kindern auch Liebe und Affektion erweiſen würden, aber es war auch eitel; auf Fleiſch und menſchlichen Arm einige Hoffnung, die Gott in ſeinem Wort verflucht, zu ſetzen. Die meiſten Plagen der Menſchen kommen von Menſchen, denen man kein Leid, ſondern Gutes gethan."

„Nach Reichthum habe ich nicht getrachtet, auch nicht erlanget, weil es auch eitel iſt und der Welt bleibt; das wenige, ſo mir Gott beſcheeret, habe ich genüglich zu Rath gehalten, auf meiner Kinder gute Edukation, Reiſen und Ausſteuern verwendet und ſtandesmäßig mit den Meinen gelebt, meinen Gott habe ich gefürchtet, meinen König und Landesherrn jedes Orts in tiefſter Reverenz geehret und demſelben treulich gedienet, dem Trunk war ich feind, gleichwohl habe bei meinen langwierigen Hofdienſten, vielen Legationen an Kaiſerlichen, Chur- und Fürſtlichen Höfen wider meinen Willen öfters mit ſtarkem Geſundheits- und anderm Trinken, welches auch eitel, meine Natur beſchweret und mich damit an meinem Gott verſündigt, doch allemal herzlich bereuet."

„Schließlich, weil ich alles in der Welt eitel befunden, habe ich mich dreier freien Künſte, ſo in des Herrn Chriſti Schule und ſeinem Wort vorgeſtellt, befliſſen, nämlich der Bet- Sterbens- und Leidens-Kunſt und von vielen Jahren her aus den Büchern altes und neues Teſtamentes, auch der Kirchenlehrer und andrer gottſeligen Leute Schriften einige meditationes excerpirt, und in ein Büchlein zuſammengetragen, auch nach Beſchaffenheit meines zugeſchickten Kreuzes ſelber Gebete aufgeſetzt und mich darin geübt, aber alle meine andre Wiſſenſchaft, zumal in publico und in privato jure und ſonſten erlangt, halte ich dagegen mit dem Apoſtel Paulus für Koth und

eitel. Durch dieſe drei letzten freien Künſte aber getraue ich mich ſicherlich zu meinem Gott und Vater, durch Chriſti theures, blutiges Verdienſt, zu der himmliſchen hohen Schule, zu der Schaar der Seraphim und Cherubim, zu der Verſammlung aller heiligen Engel und Auserwählten Gottes, nach abgelegter Sterblichkeit, zu gelangen, nochmals mit St. Paulo ſchließend: Ich weiß jetzo nicht mehr, außer allein den Gekreuzigten, aber herrlich von den Todten Auferſtandenen, zu der majeſtätiſchen Rechten ſeines himmliſchen Vaters ſitzenden Herrn Jeſum Chriſtum, in deſſen heiligen Wunden mich einwickelnd, ich meines Heils erwarte, mit dem Patriarchen Jakob ſprechend: Salutare tuum expecto, Domine. Redde mihi, Domine, ut sancte promisisti, in tremenda mortis hora laetitiam Salutaris tui et spiritu principali confirma me, convertere itaque anima ad quietem tuam, quia Dominus respexit te. Obnubila caput meum in die nigrationis meae, fac, Domine Jesu, ut ultimum verbum tuum in Cruce, sit etiam ultimum verbum meum in hac luce. Herr, meinen Geiſt befehl ich dir, mein Gott, mein Gott weich nicht von mir, nimm mich in deine Hände, o wahrer Gott in aller Noth, hilf mir am letzten Ende! In te speravi, Domine, non confundar in aeternum.“ —

Hauptquellen: Moller, Cimbria literata II, 697. — Roſer, Patriotiſches Archiv B. XI. S. 383.

IV. Gallus von Räglhnitz, Steyriſcher Exulant.

(Geb. 1590, geſt. 1658.)

Bei mehreren Veranlaſſungen hatten im 17ten Jahrhundert die Bekenner des lutheriſchen Glaubens in dem gaſtlichen Nürnberg ihr Aſyl geſucht und gefunden. Zuerſt bei der Gegenreformation in der Niederpfalz, dann bei der Exilirung der Bekenner des lutheriſchen Glaubens aus den kaiſerlichen Erblanden, namentlich Steyermark, unter Ferdinand II. im Jahre 1629. Darunter waren viele aus dem hohen Adel, mehrere namhafte Familien, von denen einige katholiſch gebliebene oder gewordene Zweige noch jetzt in Oeſterreich ſich finden, andre ſpäter in proteſtantiſchen Ländern ſich niederließen und hohe Aemter bekleideten. Wir nennen: von Dachsberg, Die-

trichſtein, Herberſtein, Hoſtelsberg, Jörger, Khevenhüller, Leiningen, Liechtenberg, Prank, Praunfalck, Rauchenberg, Stubenberg, Teuffenbach, Welz, Windiſchgrätz, Zinzendorf u. a. — Nicht unbemittelte Flüchtlinge hat man ſich unter dieſen Familien zu denken, ſie hatten ſchon längere Zeit ihr endliches Schickſal vorausſehen und ſich für das Aeußerſte ſicher ſtellen können. Ihre große Vermöglichkeit geht aus den anſehnlichen Gebäuden und Gärten hervor, welche ſie in Nürnberg bewohnten, wie auch aus den Schutzgeldern, welche ſie, als der Bürgerſchaft nicht zugehörig, zu zahlen hatten. Georg Siegmund von Stubenberg zahlt jährlich 300 Goldgulden, Graf Heinrich von Zinzendorf auf ein Halbjahr 500 Goldgulden, Freiherr von Windiſchgrätz für dieſelbe Zeit 600 Reichsthaler; auch aus anderen Ständen fanden Einwanderungen ſtatt. Wie beträchtlich auch die Exilirten aus dem geiſtlichen Stande geweſen, ergiebt ſich aus dem Datum, daß bei der Beerdigung einer Eliſabeth Kraus 39 exilirte Prediger der Leiche folgten.

Die vornehmen Familien bildeten in Nürnberg einen ziemlich abgeſchloſſenen Geſellſchaftskreis. Es läßt ſich aber denken, welches Salz für das kirchliche Leben Nürnbergs eine ſo große Anzahl Männer werden mußte, welche ihrem evangeliſchen Glauben freudig ſo große Opfer gebracht. Allgemein wird ihre Sittenreinheit und Frömmigkeit anerkannt, auch ſchließen ſich mehrere beſonders an Saubert, den ernſten Zeugen Chriſti, und dieſe ſind durch Saubert mit V. Andreä befreundet. Vor allen andern wird von Seiten der Frömmigkeit derjenige hochgehalten, deſſen Namen an der Spitze dieſes Aufſatzes ſteht, ebenfalls ein ſehr wohlhabender Mann und Beſitzer eines anſehnlichen Hauſes und Gartens in Nürnberg. Zwiſchen ihm und Andreä beſtand ein beſonders nahes und inniges Verhältniß, die Söhne des Freiherrn ſtatten Andreä auch in Stuttgart Beſuche ab. Wir ſind ſo glücklich, eine von ihm ſelbſt aufgezeichnete, leider nur ſehr kurze Lebensſkizze zu beſitzen, welche ſein Leichenredner Beer in die Leichenpredigt mit aufgenommen.

Zufolge dieſes Lebenslaufes wurde Freiherr Gallus von Räglhnitz 1590 zu St. Ulrich in Steyermark geboren. Im 12ten Jahre wurde er nach Leipzig abgeſchickt und von ſeinem Hofmeiſter Abraham Plato aus Danzig im chriſtlichen Glauben unterrichtet. Im 16ten Jahre trat er hierauf eine dreijährige Reiſe nach Frankreich, der Schweiz, England und den Niederlanden an und kehrte

m Jahr 1610 zu seinen Eltern zurück. Mit Sorgfalt nahm er sich
er Erziehung seiner 7 Söhne und Töchter an, von denen die ersteren
rem Vater das Zeugniß geben: „So auch etwas wäre, so mehr
s Vatertreue könnte genennet werden, können wir billig sagen, daß
r es von ihm empfangen haben. Denn er uns nicht allein von
ndheit auf mit allem Fleiß erzogen und zur Erlernung alles dessen,
zu Seele und Leib nützlich und Beschauung fremder Länder und
rte nöthig, sich keine Unkosten dauern, oder etwas an sich ermie-
n lassen, auch wo er eines oder des andern Nutzen zu befördern
wußt, uns, so viel bei diesen verwirrten und beschwerlichen Zeiten
m möglich gewesen, an die Hand gegangen." —

Der Freiherr bekleidete in seinem Vaterlande mehrere hohe
emter, war Beisitzer bei dem Land- und Hofgericht, begleitete 1619
aiser Ferdinand zur Kaiserwahl nach Frankfurt a/M. und wurde
ierlicher Kammerherr. „Aber, fährt er fort, als 1629 auf aus-
gangenes kaiserliches Reformationsmandat ich wegen meiner evan-
lischen Augsburgischen Glaubensbekenntniß länger in dem Vater-
nde nicht bleiben konnte, habe ich mich mit meiner lieben
emahlin und drei unerzognen kleinen Kindern in
ottes Namen mit Freuden in das Exilium begeben,
enn ich Jesum, meine Lieb', nicht verleugnen wollen."
r begab sich zuerst nach Regensburg und von dort nach Nürnberg.
Diesen seinen kurzen Lebenslauf schließt er mit den Worten: „Schließ-
ch, da mich mein Gott zu meiner Ruh, zu einem seligen Ende kom-
nen ließe, darum ich seine Allmacht täglich anrufe, da ich zuvor
männiglich nicht genugsame Abbitte gethan hätte, so bitte ich hier-
mit, weil dieses nach meinem Tode soll abgelesen werden, männiglich
m Gottes willen, man wolle mir verzeihen, wenn ich wi-
der den einen oder den andern möchte etwas gethan
haben. Meinem Gotte sage ich zwar Dank, daß er mich von gro-
ßen Sünden behütet hat, er wolle mich bis an mein Ende davor
auch gnädiglich bewahren, allein weil ich ein Mensch und mit jähem
Zorne behaftet gewesen, also wolle man, was geschehen wäre mir zu
gut halten, und meiner als eines sterblichen Menschen in Gutem ge-
denken, die Hinterlassenen wolle Gott versorgen und ihr gnädiger
Vater seyn und bleiben, Amen.

O heilige Dreifaltigkeit, mach mich bereit,
Zu leben christlich und zu sterben selig!"

Schon 1634 war von ihm dieſe Lebensſkizze entworfen. Nach dem Ableben ſeiner Gemahlin 1654 ſchrieb er noch die Worte darunter: „Ach Gott, mit was großer Betrübniß wegen meiner geliebten Gemahlin muß ich deren ſeligen Hintritt aus dieſem Leben hierher aufzeichnen. Nun ihre Seele ruhe in Gottes Hand!“

In ſeiner Krankheit hat man nie ein ungeduldiges Wort von ihm vernommen. Am 24. März 1658 nahm ſeine Schwachheit ſehr zu; von einem der Umſtehenden befragt, ob er auch Jeſum im Herzen habe, erwiederte er: „Ach mein Gott, wer ſollte ſonſt darin ſeyn? Mein Herr Jeſus iſt darin und wird auch ewig darin bleiben.“ Am folgenden Tage verſchied er nach leichtem Todeskampf.

In ſeiner Lebensſkizze hatte er unter anderm verordnet, daß in ſeine Hand geſchrieben werde zuerſt: „Jeſus, meine Lieb,“ ſodann der Name ſeiner Gattin „Anna Katharina,“ denn, ſetzt er hinzu, „das iſt und wird bleiben meine göttliche und weltliche, einige Liebe.“ Seine Söhne führten dieſen Befehl aus und ſetzten, zierlich geſchrieben, die Worte darunter:

„Eins hab' im Himmel ich erwählt mir, meinen Gott!
Und Eines auf der Erd', das bleibt bei mir im Tod,
Bis meine beide Lieb' im Himmel ſich verneu,
Und nimmermehr getrennt von nun an ewig ſei.“

Quellen: Die Leichenrede von Beer. — In dem „Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit,“ 1855 der Aufſatz „über die öſterreichiſchen Exulanten in Nürnberg.“ — In dem „ſtandesherrlichen Archiv“ des Herrn Grafen von Giech in Thurnau, finden ſich über die nürnbergiſchen adligen Exulanten noch mehrere ſchriftliche Nachrichten, wie ich auch die genannte Leichenrede der gütigen Mittheilung des Herrn Grafen verdanke.

V. Friedrich Lentz, Kanzler in Rudolſtadt.

(Geb. 1591, geſt. 1659.)

Eine viel gekannte und viel genannte Perſönlichkeit unter den Juriſten wie unter den Chriſten des 17ten Jahrhunderts iſt der rudolſtädtiſche Kanzler Ahasverus Fritſch (Kanzler ſeit 1682, geſtorben 1701). Wenig bekannt iſt dagegen ein wenigſtens an

chriſtlicher Geſinnung, wenn auch nicht an literariſcher Thätigkeit, ihm gleichkommender Amtsvorgänger, der hier genannte Fr. Lentz.

Er gehört einer alten wittenbergiſchen Rathsfamilie an und wurde 1591 in Wittenberg geboren. Nachdem er auf mehreren Univerſitäten ſtudirt, promovirte er in Baſel, arbeitete an dem Reichsgericht in Speier und wurde ſodann Kanzler, ſeit 1644 bekleidete er eine Zeit lang eine Stelle als Rath am bernburgiſchen, darauf als Kanzler am ſtolbergiſchen Hofe, bis er 1648 nach Schwarzburg-Rudolſtadt als Kanzler den Ruf erhielt. Dort war ſeit 1646 Graf Ludwig Günther geſtorben und das Land unter die vormundliche Regentſchaft der Gräfen Emilie Antonie, des Herzogs von Braunſchweig und eines Grafen Reuß gekommen. So war die Landesverwaltung großentheils in des Kanzlers Hände gelegt und wurde zu großer Zufriedenheit der Vormundſchaft, insbeſondere der Gräfin, einer frommen Frau, von ihm geführt.

Von ſeinem chriſtlichen Sinne berichtet ſein Leichenredner zunächſt nur, wie gewöhnlich, den unausgeſetzten Beſuch aller Gottesdienſte, auch der wöchentlichen Betſtunden, denen er — wie auch von andern aus dieſer Zeit berichtet wird — ſtehend beizuwohnen pflegte, auch die ſechsmalige jährliche Theilnahme am Sakrament des Abendmahls. Mehr läßt ſich aus den Lieblingswerken ſchließen, die er nach Angabe des Leichenredners zu ſeiner Erbauung benutzte. Er hätte ſtets auf ſeinem Tiſche die Bibelerklärung von Dan. Cramer (ſ. Herzog Ernſt), den Tauler beſaß er in deutſcher und lateiniſcher Sprache und konnte ihn faſt auswendig, auch waren ihm ſehr werth Arndts Bücher vom wahren Chriſtenthum, des Statius Schatzkammer, Thomas a Kempis, Suſo und Ruisbroek. „Kam jemand zu ihm und hatte er gleich von weltlichen Geſchäften mit ihm zu reden, ſo miſchte er bald etwas Geiſtliches mit unter und war ſeine Luſt, wenn er gottſelige, erbauliche Geſpräche mit jemand halten ſollte. Wie oft hat er mit uns zu Hofe, im Conſiſtorio und bei andern Conventen von der wahren Buße discurirt, von der Wiedergeburt, vom Glauben, von der rechten Aenderung des Gemüthes, vom inwendigen Menſchen und dergleichen. Hätte er nicht immer im Munde: alles zur Ehre Gottes, alle eure Dinge laſſet in der Liebe geſchehn, ohne Glauben iſt es unmöglich, Gott zu gefallen und andre chriſtliche Redensarten? Reiſete er, ſo war ſein Geſang- und Gebetbuch ſtets bei der Hand, woraus er

auf der Straßen mit ſeinen Gefährten geiſtliche Lieder geſungen.“ Der rudolſtädtiſche Rektor erzählt in ſeiner Parentation, wie er einſt bei einer in der Nähe entſtandenen Feuersbrunſt zu dem Kanzler mit der Frage in das Zimmer geſtürzt, ob er nicht einige ſeiner Sachen in Sicherheit bringen ſolle, wofür derſelbe ihm gedankt, da ihm alles ſein Gut als ein göttlich Anvertrautes werth ſei, darauf jedoch ſogleich einen geiſtlichen Geſang angeſtimmt. — Sein Ende überraſchte ihn unvermuthet. Noch am Abende hatte er mit ſeinem von einer Reiſe zurückgekehrten Sohne über deſſen Angelegenheiten geſprochen und ſich darauf zur Ruhe begeben. Da er ein Uebelbefinden wahrnahm, war er wieder aufgeſtanden, hatte ſeine Haushälterin gerufen, erklärt, daß er ſein Ende nahen fühle, ſeinem Sohn einen Abſchied entbieten laſſen und auf die Klage der Haushälterin erwiedert: „Ich bin ſelig, ich bin ſelig.“ Hierauf hatte er ſich in ſein Schlafgemach zurückgezogen, ohne zu dulden, daß ihm jemand folge. Als kurz darauf die Thür geöffnet wurde, fand man ihn in betender Stellung auf den Knieen entſeelt. Im 67. Jahre ſtarb er und wurde am 9ten Januar 1659 beerdigt.

Den innerlichen Charakter der Frömmigkeit des Mannes erkennt man namentlich aus einigen Verordnungen, welche von Fritſch bekannt gemacht worden. Derſelbe führt in ſeiner Schrift Scholaris peccans 1679, worin er ſich öfters auf Lentz beruft, die leges morum an, welche damals den ſchwarzburgiſchen Alumnen zur Univerſität mitgegeben wurden und vermuthlich von Lentz ſtammen. Ganz im Sinne der verinnerlichten Spener'ſchen Frömmigkeit werden dort als adminicula pietatis genannt: alle Zeit eingedenk ſeyn der gewiſſen Allgegenwart des himmliſchen Herzenskündigers, eifriges Gebet und Seufzen nach göttlicher Gnade und Segen zum Studium, nach Luſt und Eifer zur Gottesfurcht, ſtets währender Kampf gegen den Satan, Welt und Fleiſch. Unter den exercitiis pietatis ſteht oben an die innerliche Uebung, ſich zu befleißigen, den alten Menſchen je mehr und mehr auszuziehn, der Einwohnung Gottes ſich ſtets zu erinnern, alles zu Gottes Ehre vorzunehmen.

Ferner iſt von Fritſch in deſſen jus ecclesiasticum tripartitum, Jena 1773 das „Projekt einer neuen Kirchenordnung von Lentz“ bekannt gemacht worden, aus welchen — verſchieden von früheren Kirchenordnungen — durchaus die Tendenz auf Verinnerlichung des religiöſen Lebens hervorgeht. „In den Predigten, heißt es hier, ſollen

die Maulchriſten ermahnt werden 1) daß verdammliches Unrecht alles ſei, was ein Menſch wiſſentlich und beharrlich wider den geoffenbarten Willen Gottes thut; daß ſich ja keiner darauf berufen dürfe, die 10 Gebote nicht halten zu können, welches zwar in ſich ſelbſt und sensu legali freilich die ſaure Wahrheit, daß aber doch dabei der aufrichtige Ernſt des Befleißigens nicht fehlen dürfe; 2) daß dieſelben Scheinchriſten in ſchrecklicher Seelengefahr ſchwebten; 3) daß der, welcher nicht heuchleriſch bekehrt ſeyn will, nebſt dem Glauben an Chriſtum nicht nur ſeiner Einbildung nach das Gute zu lieben, ſondern zugleich unumgänglich alles Böſe zu haſſen geſonnen ſeyn müſſe; 4) daß daher bei rechtſchaffnen Chriſten unfehlbar beiſammen ſeyn müßten der ſeligmachende Glaube an Chriſtum und ein aufrichtig geänderter Wille; 5) daß ebenſo unzertrennlich Glaube und Liebe beiſammen ſeyn müßten. Die Auditoren müßten auch auf die eignen Exercitien hingewieſen werden, welche ſich eintheilen ließen in die innerlichen und äußerlichen; unter den innerlichen ſei ſich zu üben, 1) in Erinnerung der augenblicklichen und herzbleibenden Allgegenwart, ja gnadenreichen Einwohnung der heiligen Dreieinigkeit ſo wohl unſeres Herrn Jeſu Chriſti in jeder chriſtgläubigen Seele, 2) in eifrigem Haſſen und Meiden alles Böſen, 3) in der Furcht Gottes und dem Vorſatz, ſeine Allmacht nie zu beleidigen, ſondern lieber alles Ungemach und den Tod ſelbſt zu erleiden, 4) in der Verwunderung und Erfreuung über das ſchöne Gnadenreich Gottes, 5) in dem ſtarken Vertrauen auf ſolche göttliche Gnade und Güte u. ſ. w."

Von äußerlichen Exercitien in der Gottesfurcht ſoll empfohlen werden 1) die Zähmung des Leibes und Vermeidung alles überflüſſigen Gebrauchs der Creatur, 2) die Entäußerung allzuweltlicher Geſellſchaften, 3) die genaue Beobachtung aller Gelegenheiten, chriſtliche Tugenden zu prakticiren, 4) die Geſellung zu gottſeligen frommen Leuten, 5) chriſtliche Geſpräche, wenn auch nur zwei, drei Chriſten bei Hochzeiten, Privatmahlzeiten, auf der Werkſtätte bei einander wären.

Von den Exercitien des Katechismus heißt es: „Die vom Jahr 1648 angeordnete Kinderlehre ſollen die Prediger fleißig treiben und alſo beobachten, daß beim bloßen Herſagen des jungen Volkes es nicht bewende, ſintemal dabei kein Verſtand und Applikation." (S. 203.)

„Dieweil die ſehr gefallene Kirchendisciplin nothwendig in

etwas aufzurichten ſeyn will, ſo ſollen ihr künftig grobe Uebertreter aller 10 Gebote unterworfen ſeyn.“ Hier werden nun 15 Stücke aufgeführt, darunter „die ſelten und unfleißig zur Kirche gehn, die Scherz und Narrentheidung getrieben, ſo chriſtlich nicht geziemend ſind u. ſ. w., wo Beharrlichkeit oder Verdrehung der Thatſache ſtatt der Reue ſich findet, ſoll an den Inſpektor oder an die Conſiſtorialen berichtet werden und unterdeß ſollen ſie aus dem Beichtſtuhl wegbleiben, dagegen ſoll eine vom Conſiſtorium abzufaſſende Deprekation ſtattfinden bei denen, welche 1) von der reinen Lehre abgewichen, 2) groben Fluchens und Läſterns überführt werden, 3) während des Gottesdienſtes Gewäſch und Gelächter getrieben, 4) die Stücklein Kupfer und Nagelknöpfe in den Klingelbeutel geworfen u. ſ. w.“

Da hier eine Anordnung der Kinderlehre von 1648 erwähnt wird, ſo datirt dieſer Entwurf aus einer noch ſpäteren Zeit und iſt deſſen Ausführung vielleicht durch den Tod des Kanzlers gehindert worden.

Quelle: Leichenpredigt von Superintendent Söffing 1659.

VI. Anton Wolf, Kanzler von Oberheſſen.

(Geb. 1592, geſt. 1641.)

Es iſt einer der einflußreichſten Staatsmänner aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, deſſen Andenken wir hier erneuern, um ihn von einer Seite zu ſchildern, von welcher ihn die Geſchichte noch nicht gekannt hat.

Anton Wolf war der Sohn eines kaiſerlichen Kammergerichts-Aſſeſſors in Speier, geb. 1592 in Rüſſelsheim. Nachdem er die Gymnaſien in Speier und Schleuſingen beſucht, ſtudirte er zuerſt in Jena, ſeit 1608 in Gießen, im Jahre 1612 wurde er Syndikus in Aachen. Als dieſe Stadt 1614 von Spinola belagert wurde, gab er ſein Syndikat auf, privatiſirte eine Zeit lang in Utrecht, nahm aber 1615 das Syndikat in Straßburg an. In Angelegenheiten dieſer Stadt zu Landgraf Ludwig V. von Heſſen-Darmſtadt geſchickt, erhielt dieſer einen ſolchen Eindruck von ſeiner Tüchtigkeit, daß er ihn 1624 als Geheimer-Rath und Kanzler in ſeine Dienſte nimmt. Noch höher ſteigt ſein Einfluß bei dem jugendlichen Nachfolger dieſes Landgrafen, bei dem 21jährigen Georg II., welcher 1626 zur Regierung

amt. Unter dieſem Landgrafen treten Anton Wolf und ſein noch
ungerer Bruder Johann Jakob, heſſiſcher Geſandter in Wien,
heimer Rath und Kaiſerlicher Reichs-Hofrath, an die Spitze der Lei-
ng der niederheſſiſchen Politik im 30jährigen Kriege und überhaupt
r Staatsaktionen dieſer Regierung. Von Ludwig V. her, wie ſchon
Leben Georg II. bemerkt wurde, gehört Oberheſſen nächſt Chur-
chſen unter den proteſtantiſchen Reichsfürſten zu den getreuſten
fallen des Kaiſerhauſes. Dieſe Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus
t auch auf Anton Wolf und ſeinen Bruder über, über welchen
teren von General Fenquières das Urtheil gefällt wurde: per-
nage fort méchant, selon l'opinion commune et dépendant
l'Empereur, mais habile et d'une grande expérience dans
affaires d'Allemagne. Schon im Leben Georg's wurden die
ligen Staatshandlungen erwähnt, durch welche ſich der Kanzler
das Kaiſerhaus wie um ſeinen eignen Fürſten verdient gemacht.
ngend wurden ihm aber auch von ſeinem Fürſten wie von dem
ſer ſeine Dienſtleiſtungen belohnt. Er wird vom Kaiſer Ferdi-
nd III. ſammt ſeinem Bruder in den Reichsfreiherrnſtand erhoben,
ält von ſeinem Fürſten zwei Landgüter zur Belohnung und wird
37. ſelbſt zum Statthalter der landgräflichen Lande ernannt.
noch fällt er nicht lange darauf — wir vermögen nicht anzuge-
, durch welche Veranlaſſung — in Ungnade und privatiſirt die
ten Jahre ſeines Lebens in Frankfurt a/M., wo er 1641 ſtirbt.

Für die Kirche und Schule erweiſt ſich ſein Einfluß als ein
ſt geſegneter. Zwar läßt ſich nicht beſtimmen, wie viel von
ſem Einfluß auf Rechnung des frommen und unterrichteten Fürſten
ſetzen, doch gehört jedenfalls die Ausführung dem Kanzler
und wohl auch großentheils die Anregung. — Schon Ludwig V.
te die Errichtung eines Pädagogiums in Darmſtadt beſchloſſen.
lf tritt in die Schulkommiſſion und eröffnet daſſelbe. Die Schul-
rdnung, von A. Wolf unterzeichnet, athmen faſt den Geiſt der
ſtiſchen Periode. Es heißt darin u. a.: „Wer eine andre Sprache
nicht als die lateiniſche, ſoll beſtraft werden. — Unſre Schüler
en im Winter das Eis meiden, im Sommer die Flüſſe, denn —
r ſich in Gefahr begiebt, kommt darin um. Angeln, Vogelſtellen,
ernes Ballſpiel, Schneeballſpielen kommt Schülern nicht zu und
den der Gefahr wegen hiermit verboten. Viermal im Jahre
en die älteren Schüler kommuniciren, u. a.“ Die Lebensſkizze

des Fürſten gab die Belege, wie angelegentlich derſelbe auf die Beſetzung der Univerſitätsſtellen mit tüchtigen Perſonen bedacht war, worin ſein Kanzler ihm ohne Zweifel mit Rath zur Seite ſtand. Der gebildete Fürſt hatte eine ſorgfältige Sammlung aller Urkunden ſeines Hauſes veranſtaltet, wie dieſes das Intereſſe der Streitigkeiten mit der Linie Heſſen-Kaſſel zum Bedürfniß machte und zu dieſem Zwecke wurde 1628 der berühmte Sammler der Reichsurkunden, Melchior Goldaſt, berufen, ſpäter wurde Balthaſar Schuppius die heſſiſche Geſchichte zu ſchreiben ermuntert. Namentlich aber liegt uns eine Anzahl kirchlicher Verordnungen vor, ſo ernſt und ſchön, wie ſie aus jenen zerrütteten Zeiten des dreißigjährigen Krieges von keinem andern Fürſten, außer von Ernſt dem Frommen, ausgegangen ſind. Wir haben dieſelben unter dem Namen des Fürſten mitgetheilt.

Je weniger die öffentliche Thätigkeit für die Kirche jedesmal einen ſicheren Maßſtab für die perſönliche Frömmigkeit kirchlicher Geſetzgeber abgiebt, deſto mehr freuen wir uns, auch einen Blick in das Familienleben dieſes Kanzlers thun zu können. Es iſt uns nämlich aus dem Jahre, wo ſein Sohn Eberhard den Studien in Jena oblag, der Briefwechſel Wolf's und deſſen Gattin mit dem ſtudirenden Sohne, dem Mentor deſſelben Kolbe, dem damaligen Stipendiaten Haberkorn, einem ſpäter berühmten Gießner Profeſſor, und mit Gerhard aufbehalten, deſſen Haus- und Tiſchgenoſſe der junge Wolf wurde*) Es iſt ein liebliches chriſtliches Charakterbild von Vater, Mutter und Sohn, welches uns dieſer Briefwechſel darbietet — für die Perſönlichkeit des Vaters ein unzweifelhaftes Zeugniß eines ernſten und dabei liebenden chriſtlichen Gemüths. Während ſonſt in jener Periode das Verhältniß von Vater und Kindern, wenn nicht ein geſetzliches, doch ein ſteifes iſt, tritt uns hier auf beiden Seiten die zärtlichſte Liebe und das hingebendſte Vertrauen entgegen. — Der Sohn befand ſich im 16. Jahre und hatte bereits in Köln und Marburg — hier als Hausgenoſſe des theologiſchen Profeſſors Feuerborn — Vorbereitungen zu juriſtiſchen Studien obgelegen. Da beſchloß der Vater anfangs den Sohn nach Leipzig, bald aber vielmehr nach Jena zu ſenden, und der Gewohnheit der Zeit nach ihn im Hauſe von Joh. Gerhard als Haus- und Tiſchgenoſſe unterzubringen. Schon 1627, als der Kanzler ſeinen jugend-

*) Cod. ms. Hamb. XXXIII, fol. Uffenbach.

lichen Fürſten auf der Hochzeitreiſe nach Torgau begleitet hatte, war er daſelbſt perſönlich mit Gerhard bekannt geworden. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte er auch ſchon vorher mit deſſen ſchriftſtelleriſchen Werken Bekanntſchaft gemacht. Er hat die Abſicht, wie es ſcheint, ſich in Beſitz ſämmtlicher Schriften des großen Theologen zu ſetzen und aus einer Specifikation derſelben in einem Briefe von Haberkorn erſieht man die damaligen Buchhändlerpreiſe: die 9 tomi locorum, 11 Thlr., die harmonia evangelistarum 6 Thlr., der methodus studii theologici 4 gGr. u. ſ. f. So empfahl denn der Kanzler vertrauungsvoll dieſem Manne den geliebten Sohn und zugleich dem weimarſchen Hofrathe Hortleder, ſeinem ehemaligen Stubengenoſſen. Der vorangreiſte Haberkorn hatte auch bei Gerhard ein freundliches, bei Tag und Nacht geruhiges Gemach zum halbjährigen Preiſe von 8 Thlr. frei gefunden, welches der junge Eberhard, als er im Juli 1626 mit ſeinem Mentor Kolbe in Jena eintraf, bezog. Für die Studien und das Verhalten des Sohnes hatte der Vater eigenhändig einen Plan aufgeſetzt, aus welchem wir folgendes ausheben:

„Inſtruktion vor meinen geliebten Sohn Eberhardum Wolfen, wie mit Gottes mildthätigen Beiſtand er ſich bei ſeinem vorhabenden jetzigen zweijährigen Ausbleiben verhalten ſoll. — 1) Alle Morgen, nachdem er aus dem Bett aufgeſtanden, ſich gekämmt, gewaſchen und angezogen haben wird, ſoll vor ſeinem Schöpfer, Erlöſer und Heiligmacher er auf die Knie gebührlich niederfallen und ſein Gebet in flammender, wahrer Andacht und tiefſter Demuth ernſtlich verrichten, zugleich auch jedes Tags ohnfehlbar und ohnvergeßlich diejenige Prekation mitſprechen, welche a. 1629 ich gefaſſet und ihm gen Marburg mitgegeben, dazu auch meinen an ſich ſelbſt zwar ſchlichten und ringfügigen, in Chriſto Jeſu aber kräftigen Segen gelegt habe. — 2) Nach vollbrachtem Frühgebet ſoll er allemal einen Pſalm Davids leſen, oder ihm vorleſen laſſen, damit er den Pſalter, welchen er in ſeiner zarteren Jugend ganz auswendig gekonnt, in ſtetig ſtarkem Gedächtniß behalte. — 3) Nach dem Pſalmen ſoll er ein oder zwei Kapitel aus der Bibel ſelbſt leſen oder ihm vorleſen laſſen. — 4) Solches alles ſoll er thun, nicht nur, wenn er Morgens aufſteht, ſondern auch ehe er Abends zu Bette geht. — 5) Noch dazu ſoll er des Tages ſich zuweilen einſchließen, auf die Knie niederfallen oder ſonſt ſeine Andacht üben und emſig zu Gott im Himmel rufen, etwa auf diejenige Weiſe, welche ich ihm am

nächſtverwichenen Sonntage Quasimodogeniti noch vorgeſchrieben. — 6) Alle theologiſchen disputationes theologicas publicas ſoll er durchblättern, folgendes beſuchen und anhören: wenn aber deren in einem Monat mehr als eine gehalten würde, mag er die Beſuchung unterlaſſen. — 7) Sonntags ſoll er zwo, in der Woche eine Predigt hören, ſonderlich aber je zuweilen am Sonntag, wie noch Samstag gegen Abend in ſchönen Gebetbüchern, Poſtillen, oder andern theologiſchen Traktaten ſich erblättern und in denſelbigen Stunden die ſchon angefangene zweite Lektion locorum theologicorum Hafenreffери vollends hinausbringen. — 8) Und iſt mir ſonderlich angelegen, daß er zum wenigſten alle Quartal den Tiſch des Herrn andächtig beſuche, ſondern daß er ſich gewöhne, die Sonn- und Feiertage fleißig zu halten und allein zur Uebung der Gottſeligkeit (es geſchähe nun durch Beten, Singen, Leſen, Hören oder Geſprächhalten) anzuwenden, ſonſt ſtrafet Gott gemeiniglich, daß je eine Verhinderung den andern auf den Socken folgt und man die Woche über faſt niemals fertig werden kann. — 9) Alle vormittägigen Stunden in der ganzen Woche, den einzigen Sonntag ausgenommen, wie auch dreier Täge Nachmittagsſtunden ſoll er nach gehaltenem Gebet und Leſung in der Bibel in solo juris studio ganz zubringen. — 10) Noch ein halb Jahr lang ſoll er täglich eine Stund auf den Danzboden und folgendes Jahr auf einen Fechtboden gehn; wäre aber zu Jena kein Danzmeiſter, ſo ſoll er das Fechten zwar ſo bald ohne Prämittirung des Danzens, jedoch etwa vor erſtem einem Vierteljahr nach ſeiner Ankunft antreten."

Das von der väterlichen Liebe dem Sohne mit zur Univerſität gegebene Gebet lautet folgendermaßen:

„Holdſeliger Herr Jeſu, der Du Tempel und Schulen ſelbſt beſuchet, geweihet und geheiliget haſt, ach laß mich in dieſer hohen Schul, wie auch ſonſt allenthalben, wo ich nach Deinem väterlichen Willen hinkomme, auf rechten, Dir gefälligen Wegen wandeln, an Gottesfurcht, Weisheit, Geſchicklichkeit, Aufrichtigkeit, Ehrbarkeit, tugendlichem Gemüth, Zierlichkeit der Geberden, Emſigkeit, langerſtreckter Geſundheit, Glückſeligkeit, auch Gnad und Gunſt bei Gott und den Menſchen wachſen, und alles an mir der hochgebenedeiten Dreieinigkeit zu ſonderbaren Ehren, Kirchen, Schulen, Gerichtsſtühlen, Landen, Leuten, Wittwen, Waiſen, Armen und Dürftigen, dem gemeinen Nutzen auch meinen lieben Eltern und ſämmtlichen

Anverwandten zum Troſt, mir aber ſelbſt an Leib und Seele zum Beſten erbauet und vollführet werden. Sende mir zu ſolchem allem deinen heiligen Geiſt reichlich und kräftig in mein Herz, erleuchte, erwärme und erſtärke mich durch ihn, laß deinen guten Engel keinen Augenblick von mir abſeyn, behüte mich vor aller Verführung, Widerwärtigkeit, Weitläuftigkeit, böſem Gerücht, falſchem Herzen, böſer Zunge, trauriger Zeitung, auch für Fall, Sturz, Schaden, Spott, Schimpf, Laſter; rüſte mich aus nach dem unergründlichen Reichthum deiner Gnaden und Erbarmung. Laß mich an meinen lieben Eltern, an meinem Vaterland, an deſſen löblichem Fürſten und ſeinem ganzen Haus nichts als Friede, Heil, Wachsthum und blühendes Wohlergehn ſehn. Lieber Herr Jeſu Chriſte, fürbitte für mich zur Erlangung deſſen allen bei Deinem himmliſchen Vater und mache wahr im Offnen, was ich Dich flehentlich und oft bitte im Verborgenen durch Dein bitter Leiden und Sterben. Amen. Mein gnädiger erhörender Herr Jeſu. Amen."

Der Vater, für die Unſchuld des Sohnes beſorgt, warnt ihn möglichſt den Umgang mit den „rohen Purſchen" zu meiden. Von dem Mentor war nämlich berichtet worden, daß namentlich die von den ausſtudirten Studenten gehaltenen Vorleſungen von dieſen nur dazu benutzt würden, bei den Zuhörern Haus für Haus zu gehn, um dort zu zechen, und daß „außerhalb des Fechtens die exercitia corporis bei den Studioſen meiſtentheils in dem beſtünden, daß man im übrigen Zutrinken geſchäftig iſt oder zum wenigſten auf dem Markt nicht ohne ſonderliche Pracht hin und her ſpaziere und fremden Leuten durch discursitationes und martialiſche gesticulationes ſich unvermeidlich zu erkennen gebe." Der väterlichen Mahnung getreu beſchränkte ſich nun auch der Jüngling auf den Umgang mit ſeinem Mentor und mit Haberkorn. In überſchwänglich zärtlicher Weiſe ermahnen die Briefe des Vaters fortgeſetzt und vertrauensvoll zum Beharren in allem Guten. So heißt es in einem Neujahrswunſch von 1634: „Herzliebſter Sohn, deines getreuen ſöhnlichen Neujahrswunſches gedanke ich mich freundlich und wünſche dir hinwieder von deinem und meinem frommen Gott ein chriſtliches, andächtiges, betendes, Gott ehrendes, lobendes, preiſendes, ihm über alle Dinge vertrauendes, ſein heilig Wort inbrünſtig anhörendes, behaltendes, bewahrendes, vollbringendes, weiſes, verſtändiges und ſolches Jahr, darin du an Geſchicklichkeit, Ehrbarkeit, Redlichkeit,

Zucht, Tugend, Geſundheit, Zierlichkeit der Sitten und des Leibes Gunſt und Gnade bei Gott und frommen Herzen, auch in alle dem, was, ſo zu ſagen, von Gott erbeten werden kann, aufnehmen, grünen, blühen, größer werden und ſolches Jahrs großen Genuß hier zeitlich und dort ewig haben mögeſt. Dieſen vor, in und nach dem neuen Jahrstag in meinem Gebet oft, oft, oft vor dich gen Himmel geſchickten Wunſch wolle erhören die heilige Dreifaltigkeit. Amen. — Daß du die paratitla angetreten und dir dein Studiren ſo ernſtlich angelegen ſeyn läſſeſt, höre ich gern. Du weißt aber, herzliebes Kind, daß ich dich mehrmals gewarnt, dich nicht ſelbſt zu obruiren, darum bitte ich und ermahne väterlich, daß du deine Geſundheit auch mit wahren und dich ja nicht übertreiben wolleſt. Laß dir doch dieſe meine Erinnerung und Bitte anliegen; reſpirire bisweilen, nimm auch einen ganzen Tag zu deiner Ergötzlichkeit. Ich würde doch wohl zufrieden ſeyn, wenn du ſchon nicht gar zu ſehr eileſt. Mit feſten und langſamen Tritten kommt man auch weit . . Daheuer habe ich dir freigeſtellt, zu Jena zu verharren, oder dich anderswohin zu begeben. Dieſelbe Libertät laſſe ich dir nochmals, ſogar, daß wenn du es erwählen würdeſt, ich dich gar in Frankreich (allda du auch ſtudiren kannſt) ſchicken, und dir heimgegeben haben will, bene finita lectione paratitlorum, wieder heim zu kommen dieſer Orten. Kommt dir aber geliebig vor, dein collegium pandectarum Jenae vel alibi in Germania anzufangen, zu mitteln und zu endigen, ſo iſt mir ſolches auch lieb. Dieſe Willkühr und alles was mein väterliches dir wohl ergebnes Herz weiter vermag und dir Liebes und Gutes erzeigen kann, überſchreibe ich zum glücklichen neuen Jahr; wenn uns Gott zuſammenführt, will ich dir dein Neujahrspräſent, welches ehrlich und gut ſeyn ſoll, noch dazu geben." — Ein früherer Brief aus Langenſchwalbach ſchließt mit den Worten: „Liebes Kind, ich beſchließe gegenwärtigen Brief mit dieſer Lehr, daß du nämlich das heilige Gebet in großem Befehl haben und ſehr oftmals allerandächtigſt brauchen wolleſt. Bete aus des Augustini in dem Musculo befindlicher precation vielmals um Gnad, daß der heil. Geiſt dir alſo beiſtehe, ut nunquam non labia tua Deum non collaudent, mens meditetur, vita glorificet, anima benedicat, ut qui ad laudem et gloriam nominis Divini creatus es, Deo semper devotus permaneas, ejusque Majestati digne famuleris, wie du denn zu dieſem und mehr anderm hoch-

treulich oft ermahnet, auch in deinen Büchern mit ſeinen Formeln gefaßt biſt, und dich Gott ſolches Alles wohl zu verrichten und zu vollbringen, ſtärken und kräftigen wolle, reichlich durch ſeinen einigen Sohn Jesum Christum, in Beiſtand des heiligen Geiſtes. Amen."

In kindlich frommem Geiſte ſind auch der Mutter Schreiben abgefaßt, wie es in dem einen heißt: „Dein Vater berichtet, daß ſie gute, glückliche Verrichtungen gehabt haben, dafür ich dem ewigen Gott Lob, Ehr, Preis und Dank ſage, wie ich denn hoffe, daß du, mein herzlieber Sohn, auch thun werdeſt. Denn ich mich ſehr auf dein Gebet verlaſſe, wie du denn täglich oft in meinem andächtigen Gebet als mein herzliebſter, gehorſamer Sohn dem lieben Gott vorgetragen wirſt, und zweifle nicht, Gott wird unſer Gebet gnädiglich erhören und dich tauſendfältig ſegnen an Leib und Seel, an Gottſeligkeit, Weisheit, Verſtand und allen chriſtlichen Tugenden. Das wird er thun durch ſeinen Sohn. Amen, Herr Jeſu, Amen." Hierauf folgt, was wir zu weiterer Charakteriſtik hinzufügen, unmittelbar: „Den 31. Oktober iſt mein gnädigſter Fürſt und Frau und Sr. F. G. Landgraf Johann und Landgraf Friedrich zu mir in unſer Haus kommen, haben mich überraſcht und mit mir den Mittag gegeſſen, ich habe es keine Stunde zuvor gewußt, ſie haben aber gnädig vorlieb genommen, ſeind rechtſchaffen luſtig geweſen. Ich habe laſſen die Spielleute kommen und haben ſie rechtſchaffen gedanzt." —

Von Gerhard wird dem Sohn das allerbeſte Zeugniß gegeben und daß er bei ſeinem Fleiße mehr des Zügels als des Spornes bedürfe. — Der Vater hätte es ſpäter gern geſehn, wenn der Sohn die Gelegenheit benutzt hätte, ſich der ſich darbietenden Reiſebegleitung von Prinz Friedrich auf einer Reiſe nach Frankreich anzuſchließen. Der Sohn ſtellt das Bedenken ſeiner zarten Jugend dagegen und ſeine Unkenntniß der franzöſiſchen Sprache, für welche ſich in Jena kein Lehrer fände, mit kindlichem Gehorſam jedoch ſchreibt er: „Ziehſt du jedoch, lieber Vater, Frankreich Deutſchland vor, ſo wirſt du mich auch darin ganz gehorſam finden. So tiefe Wurzeln kann ich ſagen, hat die kindliche Ehrfurcht in meinem Herzen geſchlagen, daß, wenn du es befiehlſt, ich mich nicht ſehr ſcheuen würde, auch nach dem Ganges mein Schifflein zu richten, denn das weiß ich, daß von meiner zarten Jugend an meine Studien ſo weiſe von dir gerichtet worden, daß du nicht über meine Erziehung

und ich nicht über meine Arbeiten Reue zu empfinden brauche.“ Andrerſeits überließ wieder der Vater, wie wir vernommen haben, dem Sohne die Entſcheidung, und ſie fiel nun dahin aus, daß er zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Marburg zurückkehren ſollte. Er bewährte im Verlaufe der Zeit die Hoffnungen, welche er in ſeiner Jugend erweckt hatte. Er wurde Kaiſerl. Reichshofrath und darmſtädtiſcher Geheimer Rath und ſtarb 1660.

In Druck iſt von A. Wolf nichts erſchienen, als „Beglaubigter Abdruck derjenigen, wiewohl unverfänglichen Punkte, welche von zweien evangeliſchen und katholiſchen Räthen und Kanzlern, wie etwa ein neuer Religionsfrieden zu traktiren, in jüngſtverfloſſnem regensburgiſchem Convent pro et contra verfaßt und abgegeben worden 1630.“ In eben dieſer Materie war Wolf gründlich bewandert, er hatte beſondre Studien über den paſſauer Vertrag gemacht und ſchon 1617 aus Straßburg die Skizze eines in 11 Bücher verfaßten Werkes an Hortleder zur Beurtheilung überſendet. Im Druck iſt jedoch nichts davon erſchienen, doch beſitzt die hamburger Bibliothek zwei Briefe an Hortleder mit intereſſanten Datis über jenen Vertrag und die erwähnte Skizze.*)

Hauptquellen: v. Rommel, Heſſiſche Geſchichte, B. VIII. — Strieder, Heſſiſche Gelehrtengeſchichte, B. XV. — Conrad Grebers Leichenpredigt auf den Tod A. Wolfs 1649 (welche hier nicht hat benutzt werden können).

VII. Chriſtoph Forſtner, Kanzler von Mömpelgard.

(Geb. 1598, geſt. 1667.)

Geboren 1598 auf dem gräflich Harrach'ſchen Schloß Birkenſtein in Oberöſterreich, machte Forſtner, da inzwiſchen die Exilirung der Proteſtanten erfolgt war, ſeine Studien auf der Univerſität Tübingen. Eine von dem 19jährigen Jünglinge herausgegebene politiſche Schrift richtete ſchon damals das Auge der Juriſten auf ihn. Nach mehrjährigen Studien und Reiſen begab er ſich 1629 wieder nach Wien, wo ſein Name bereits ſo vortheilhaft bekannt geworden, daß Kardinal Cleſel und andre hochgeſtellte Staatsmänner ſich dringend bemühn, ihn für die kaiſerlichen Staatsdienſte zu gewinnen,

*) Consp. bibl. Wolf. n. XXXVII. und XXXVIII.

welches auch nicht ohne Erfolg geblieben wäre, hätte nicht die damalige Intoleranz des Hofes den Confessionswechsel zur Bedingung gemacht. Statt dessen wurde von ihm eine Stellung in hohenlohe-schen Diensten angenommen, aus welcher er 1631 durch den würtembergischen Kanzler Loeffler, der ihn auf dem Reichstage zu Regensburg kennen gelernt, auszutreten und in würtembergische Dienste überzugehn bewogen wurde — zuerst als Vicekanzler der Grafschaft Mömpelgard, drei Jahre darauf als Kanzler, in welchem Dienste er, der mannichfaltigsten Anerbietungen von andrer Seite, und der schwersten Erfahrungen ungeachtet, auch bis an das Ende seines Lebens verharrte. Als Staatsmann, als Gelehrter und als Christ nimmt Forstner eine hohe Stellung ein. Vernehmen wir die Schilderung, die sein Leichenredner Pfarrer Bäuerlin von seinem christlichen Wandel macht:

„Alle Tage hat er gewisse Betstunden gehalten und niemalen zu Mittag oder zu Abend zu Tische gegangen, daß er nicht das Kyrie eleison gebetet, alle Morgen bis 8 Uhr mit Beten und Bibel-lesen zugebracht. Acht Bibeln sind unter seinen Büchern gefunden, welche er nicht allein gelesen, sondern überall durchstrichen und Anmerkungen darüber gemacht, einen Indicem ihm selbst zum Gebrauch über die ganze Bibel gefertigt und mit eigner Hand geschrieben, darinnen alle Sprüche, die zur praktischen Theologie gehören, aufgezeichnet, vieler unterschiedlicher andrer Bedenken über eines und das andre in der heiligen Schrift zu geschweigen. Viele Jahre her hat er bald nichts mehr als dergleichen Autoren gelesen, auch fast keine andern Bücher mehr gekauft, und unterschiedliche mal gegen die Seinen, wenn man ihm von diesem oder jenem weltlichen Buch geredet, ob er es nicht kaufen wolle, gesagt: er begehre in solchen Sachen nichts mehr zu lernen, und müsse sich nunmehr im Geistlichen üben. — Seine Leutseligkeit und Freundlichkeit gegen jedermann werden nicht allein Fremde zu rühmen wissen, sondern auch die Allergeringsten, vornehmlich aber die Unterthanen, welchen er nicht allein allzeit Recht und Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern auch alle und jede, auch oft in seinen größten Krankheiten, vorgelassen, ihre Nothdurft mit aller Geduld und Sanftmuth angehöret, ihnen auch solchen Bescheid ertheilet, daß sie mit gutem Gewissen sich darüber zu beklagen keine Ursache gehabt haben. Was Wittwen, Waisen und arme Leute an ihm verloren, bezeuget reichlich die allgemeine Klage

und bittern Thränen derjenigen, welche ihren Helfer und Patron beſeufzen und beweinen. — Dem Ehr- oder Geldgeiz iſt er im geringſten nicht ergeben geweſen, denn wiewohl ihm in währendem ſeinem hieſigen Amte von verſchiedenen hohen Orten, inſonderheit eine Stelle im Reichshofrath zu Wien, auch von der Krone Schweden und mehr andern großen Herrn vornehme Dienſte angeboten worden, ſo iſt er dennoch ſteif und beſtändig in dem ihm von Gott anvertrauten Regiment verblieben, und alſo weder nach größerer Ehre oder nach Reichthum geſtrebet, dergeſtalt, daß er auch viele hohe Offerten und große Präſente, welche doch ſonſt auch die weiſeſten Augen verblenden, rühmlich abgeſchlagen, und ſeine Integrität niemals durch Geld oder Geſchenke überwinden laſſen."

Unter ſeine Correſpondenten gehören die ausgezeichnetſten deutſchen und franzöſiſchen Staatsmänner und Gelehrten und auch mehrere der ausgezeichnetſten chriſtlichen Männer der Zeit: V. Andreä, J. Schmid, der Philologe Bernegger in Straßburg, der Senator Portner und der wegen ſeiner Frömmigkeit beſonders von ihm hochverehrte Superintendent Urſinus in Regensburg (ſ. Urſinus). Auch er gehört zu denen, welche ihren Schmerz darüber ausſprechen, daß die Streittheologie der Zeit das praktiſche Chriſtenthum überwuchert habe, und preiſt in einem Briefe an Urſinus ſolche reformatoriſche Männer wie Meyfart (ſ. Meyfart) und den von den Meiſten ganz ignorirten energiſchen Gewiſſensprediger der Zeit Melden (ſ. Melden).

Beides, ſeine Staatsweisheit wie ſeinen chriſtlichen Charakter, bewährten die Kriegsjahre. Vorzüglich das Jahr 1637 und das folgende legten ihm ernſte Prüfungen und ſchwierige Aufgaben auf. Der würtembergiſche Prinz, der Regent der Grafſchaft, war minderjährig, der Statthalter hatte ſich geflüchtet: ſo ruhte die ganze Regierungs- und Vertheidigungslaſt auf Forſtner, als das von Truppen entblößte Land von dem zahlreichen kaiſerlichen Heere überſchwemmt wurde. Der würtembergiſche Herzog, an dem es geweſen wäre, Hülfe zu leiſten, war deren ſelbſt bedürftig und hatte daher 1633 Mömpelgard dem Schutze Frankreichs überlaſſen müſſen. In einem Briefe an einen franzöſiſchen Reſidenten im Elſaß, Tilemann Stella, von 1640 dankt er es dem franzöſiſchen Monarchen, daß durch dieſen ſeinen Schutz das mömpelgarder Gebiet nicht ganz in den allgemeinen Strudel der Verwüſtung hineingezogen worden;

dennoch war die durch diesen Schutz gewährte Hülfe nur eine ungenügende gewesen. Von seinen Prüfungen und dem Trost, den ihm in denselben der Glaube gegeben, berichtet er in einem Briefe von 1637 an Bernegger: „Den Schrecken vergrößerte, daß die Feinde alles mit Feuer verwüsteten, daß wir nicht nur ringsumher die leuchtenden Flammen sahen, sondern auch von den nächsten Ortschaften den Geruch des Rauches wahrnahmen und den Sturz der zusammenfallenden Häuser hören konnten. Das Grausen wurde vermehrt durch die Schauern von Jagdhunden, welche die Fürsten unsern Bauern zur Erhaltung übergeben hatten, die aber nun nach Auswanderung der Leute die benachbarten Ortschaften mit ihrem Geheul erfüllten. Von so viel Elend umgeben und von so viel Sorge bedrängt, dachte ich daran, vor allem mit dem Himmel zu verhandeln und die göttliche Hülfe anzurufen. Dies that ich in den heißesten Gebeten und mit reichlichen Thränen, welche die Größe der Noth und die Süßigkeit des Vertrauens auf Gott selbst mir auspreßte. Vorzüglich kamen mir die göttlichen Gesänge König Davids niemals aus dem Gedächtniß und selten aus den Händen. Dort fand ich die Hinweisung auf die Ursachen unsrer Gerichte, den Zorn Gottes, und das Heilmittel in denselben, die Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit, zugleich die mit derselben unter der Trübsal nicht selten kämpfende Verzweiflung, dort das Gemälde des bußfertigen, von Schrecken erfüllten und vor dem Gericht Gottes zurückschaudernden Gewissens und wiederum die wunderbarsten Lobgesänge auf den Regenten aller Dinge, das Gemälde eines Gemüthes, welches Himmel und Hölle zugleich in sich empfindet, meine freudigsten und meine traurigsten Herzensempfindungen. Ich besaß in meiner Bibliothek des Antonius Flaminius Erklärung der Psalmen, welche ich bis jetzt nicht beachtet hatte, auch die Erklärung einiger Kirchenväter und unter den Neuern die von Beza: keiner aber war mir nach meinem Geschmack als Flaminius, bei dem man zweifeln kann, was mehr zu schätzen, die ungezierte Einfachheit der Auslegung, oder die Leichtigkeit und Reinheit der lateinischen Sprache. Mit diesen Hülfsmitteln und Waffen ausgerüstet, fing ich an, einigermaßen der Hoffnung Raum zu geben. Mein Vertrauen verstärkte die Gattin, welche mit mehr als männlicher Standhaftigkeit wiederholte, daß es doch nur Gottes Vorsehung sei, die uns vom Vaterland Ausgestoßene auf diesen Ort geführt und uns auch hier wohl erhalten werde." —

Unterdeß waren zum Schutz der mit Belagerung bedrohten Stadt franzöſiſche und heſſiſche Truppen herbeigekommen: welche Laſt ſich jedoch hierdurch auf die Schultern des edeln Mannes wälzte, welcher auch dieſe neuen Ankömmlinge verſorgen und in jedem Stücke Abhülfe thun ſollte, ſchildert er uns ſelbſt in demſelben Schreiben an Bernegger. „Es iſt nicht zu ſagen, wie viel Laſt, Nachtwachen und Unruhe mir dadurch erwuchſen: die Verproviantirung der Truppen, die Sorge für das Geſchütz, die anſtändige Aufnahme ſo vornehmer Gäſte als mit den Truppen gekommen waren, dazu die keinen Augenblick unterbrochene Beſorgung der bürgerlichen Angelegenheiten ſetzten mich Tag und Nacht in Bewegung. Vorzüglich drückte mich aber für die Gegenwart wie für die Zukunft die Bekümmerniß, daß das, was der Feind den armen Landleuten noch übrig gelaſſen, von den Unſrigen geraubt wurde, was die Fürſorge unſres Fürſten in den Scheuern aufgeſammelt, verzehrt, und daß ich die eben aufgeſproßte Feldfrucht verheert und den Pferden zum Futter vorwerfen ſehen mußte: dies alles indeß, obwohl überaus ſchwer, trugen wir noch in Hoffnung einer beſſern Zukunft. — In der Nähe bedrängte aber eine bösartige Seuche, welche alle Häuſer ergriff und durch ein hitziges Fieber in wenigen Tagen die davon ergriffnen Kranken dahin riß. Den Charakter der Krankheit glaubten die Aerzte in verderblichem Irrthum verhehlen zu dürfen, indem ſie dieſelben als Fieber bezeichneten. So hütete ſich keiner vor der Berührung, bis nicht mehr bezweifelt werden konnte, daß es nichts andres als die Peſt ſei, welches Uebel ebenfalls von den Franzoſen mit eingeführt worden. Sie wurde noch verſtärkt durch die ungewöhnliche Sonnenhitze, durch die Haufen von Unrath, welche durch die zuſammengedrängte Menge von Menſchen und Vieh auf den Straßen ſich anhäuften, ohne daß jemand ſie reinigen konnte. Hier nun habe ich, wie vorher in den Kriegsgefahren, mit meiner Familie die deutlichſte Fürſorge Gottes erfahren. Vom Morgen bis zum Abend war meine Wohnung im Schloſſe von den verſchiedenartigſten Menſchenhaufen umringt. Da nämlich in den Morgenſtunden die Rathsverſammlungen bei mir gehalten wurden, ſo war der Hof beſtändig voll Bittſteller und Klageführender, vom Frühſtück an drängten ſich die Beamten unſrer Fürſten, die des Magiſtrats und alle andern Officianten in öffentlichen oder Privatangelegenheiten zu mir bis zur Stunde des Mittageſſens, welches oft bis ſpät in

die Nacht verſchoben werden mußte. Dies war mein ununterbrochenes tägliches Loos, dennoch, obwohl in Berührung mit ſo vielen Menſchen, und obwohl meine Leute in häuslichen Angelegenheiten die ganze Stadt durchkreuzten, iſt keiner weder von meiner Familie noch von ihnen von der Krankheit berührt worden."

Er gedenkt zum Schluſſe der Friedenshoffnungen, welche, wie er meinte, auf's Neue in Nichts ausgehen würden und ſteht für das nur als Zankapfel auswärtiger Nationen hin- und hergeſchleuderte Deutſchland auch im beſten Falle keinen Troſt. „Bei dieſem Auseinanderberſten einer untergehenden Welt — ſo ſchließt er — halten mich nur zwei Stützen aufrecht. Vor allem ſteht das mir unerſchütterlich gewiß in meinem Herzen, daß nichts ohne die Vorſehung Gottes geſchieht und alles nach dem Geſetze eines ewigen Herrſchers verhängt wird, daß Gott über allem ſteht und ihm nur das Beſte gefallen kann. „Denn, wie Clemens Alexandrinus trefflich ſagt, er iſt ganz Vernunft, ganz Licht, ganz Auge, ſieht, hört und weiß alles." Das andre, woran ich gedenke, iſt, daß es nur ein Augenblick iſt, den wir hier leben, daß wir ein andres Vaterland haben, wie Salvian ſagt — den goldnen Himmel über uns, das Haus der Heiligen, jene ewige unumwandelbare, keinem Wechſel unterworfene Stadt. So kann denn wenig darauf ankommen, ob der Franzoſe oder der Spanier, die Troer oder die Rutuler eine Zeit lang über uns herrſchen, denn was — ich ſpreche mit Auguſtin — dies Leben der Sterblichen anlangt, welches nur kurze Tage dauert und bald zu Ende läuft, was verſchlägt es, unter weſſen Herrſchaft der ſterbliche Menſch wohnt, wenn nur die, welche über uns herrſchen, zu nichts Unrechtem uns zwingen wollen?"

Aehnliche Geſinnungen ſprechen ſich in einem nicht lange darauf an dieſen gleichgeſinnten Herzensfreund erlaſſenen Briefe aus: „Was mich betrifft, verehrter Bernegger, ſo habe ich, obwohl in der Blüthe meiner Jahre und vom zeitlichen Glück nicht wenig begünſtigt, nicht nur Reichthum, Ehre und Genuß verachten, ſondern auch meinen Studien, nur mit Ausnahme der theologiſchen, ein Maß zu ſetzen gelernt. Den elenden Zuſtand der Menſchheit erkennen, die eiteln Sorgen und Hoffnungen derſelben verlachen, die Größe Gottes verehren, ſeine Barmherzigkeit gegen das Menſchengeſchlecht bedenken und unſre Undankbarkeit anklagen, chriſtliche Pflichten und die Vergeltung nach dem Tode ernſtlich erwägen, das

ist jetzt mein vorzügliches und fast einziges Studium. Dem Lesen der heiligen Schrift, der alten Kirchenlehrer und der neuern Erbauungsschriftsteller widme ich daher alle Zeit, die von den Geschäften noch übrig bleibt."

Unterdeß machten jedoch, während das Waffenglück noch immer hin- und herschwankte, die Friedensverhandlungen zu Osnabrück durch alle in den Weg geworfenen Schwierigkeiten hindurch Fortschritte und — nach einigem Schwanken, ob auch Mömpelgard durch einen eignen Gesandten bei denselben vertreten werden sollte — wurde Forstner selbst schon im Jahre 1637 dahin abgesendet, um, wenn auch nicht durch sein Votum — ein solches besaß er nicht — doch durch seinen Rath sein Gewicht in die Wagschale zu legen. Beweise von seiner Einsicht in die damaligen Staatsverhältnisse liegen in den früher von ihm über den Ausgang des Kriegs ausgesprochenen Aeußerungen vor, von denen nicht wenige durch den Erfolg sich bewährten.*) Auch kam ihm in Osnabrück ein großes Vertrauen der entgegengesetzten Parteien entgegen: nicht weniger von dem kaiserlichen Hofe als von den schwedischen Abgeordneten ergingen Anträge an ihn, für ihre Höfe ihn zu gewinnen — doch vergebens. In seinen eigenen politischen Grundsätzen nimmt übrigens Forstner, wiewohl in die unmittelbare Nähe Frankreichs und in dessen Schutzherrschaft gestellt, dennoch denjenigen Standpunkt ein, welcher von der lutherisch-deutschen Politik behauptet wurde. Völlig unzweifelhaft ist ihm das Recht des Kaisers in den Anfängen des unseligen Krieges: „Mögen die Böhmen auch noch so sehr Unrecht gelitten haben, den Verlust ihrer Kirchen, die Verkleinerung ihrer Privilegien, die Beraubung ihrer Immunitäten; mögen sie mit Recht sich zu beklagen gehabt haben, daß ihre Bitten beim Kaiser kein Gehör gefunden, Leben und Eigenthum bedroht gewesen: durfte darum der Churfürst von der Pfalz, welchem kein Schiedsgericht zustand und keine Gerichtsbarkeit, sich willkürlich zum Schiedsrichter aufwerfen?" So fragt er in einem Briefe von 1630.**) Er verhehlt sich auch nicht das rechtliche Bedenken, daß

*) Vgl. Le Bret, Magazin zur Staaten- u. Kirchengeschichte. V. S. 250. und Christoph. Forstneri epp. negotium pacis Osnaburgo Monasteriensis concernentes. Mömpelgard 1656.

**) Le Bret, Magazin IV. S. 288.

Würtemberg für ſein Mömpelgard den Schutz im Auslande geſucht, iſt ſich der zukünftigen Gefahren bewußt, welche aus dieſer Schutzherrſchaft erwachſen möchten und ſucht den Schritt nur aus dem Drange der Umſtände zu rechtfertigen.

Die ſpäteren Zeiten ſeines Lebens ließen ihn durch ſchmerzhafte Krankheitsanfälle manche Hemmung in ſeiner für ſein Vaterland ſo erfolgreichen Thätigkeit erfahren. Selbſt an den Rücktritt von den Geſchäften ſah er ſich zu denken genöthigt. Einem Jugendfreunde, dem damaligen tübingiſchen Prokanzler Tobias Wagner, legt er 1665 die Frage vor, ob ihm dies nicht jetzt in ſeinem 67. Jahre bei einem durch und durch ſiech gewordenen Körper geſtattet ſeyn möchte. Doch wurde nicht nur von dieſem Freunde gerathen, bis an's Ende auszuhalten, ſondern auch von ſeinem Herzoge konnte er, da ein geeigneter Nachfolger ſich nicht wollte finden laſſen, die Erlaubniß zum Austritt aus ſeinem Dienſte nicht erhalten. Von den Anſtrengungen ſeines Geſchäftslebens auch im regelmäßigen Laufe der Dinge giebt eine Vorſtellung, daß, wie er in einem Briefe von 1656 an Böcler in Straßburg meldet, während der neun Jahre des Beſitzes eines Landgutes unweit Mömpelgard ihm doch nur eine einzige Nacht auf demſelben zuzubringen vergönnt geweſen war. Er ſtarb im J. 1667. Eine Schilderung ſeines Endes giebt uns ſein Leichenredner:

„Vor ungefähr drei Wochen iſt der ſelige Herr Kanzler mit einer hitzigen Krankheit nach Gottes Willen heimgeſucht worden. Da man nun allerlei natürliche Mittel mit des hieſigen Medici Rath gebraucht, ſelbige aber ihren gewünſchten Effekt ſo gar nicht erreichen wollen, daß vielmehr von Tag zu Tag ſich neue gefährliche Zufälle zeigten, und er alſo genugſam merken können, der Tod werde ſich erſter Tagen bei ihm unfehlbar einfinden, als hat er die Euthanaſia oder ſelige Sterbekunſt recht chriſtlich prakticirt, geſtern vor acht Tagen nach mir geſchickt, und ſich mit nöthigem Unterricht aus Gottes Wort zu dieſer ſeiner bevorſtehenden letzten Abfahrt verſehen zu werden inniglich begehret, auch dabei ſich zugleich erkläret, wie er ihm hiermit alles Zeitliche ganz und gar aus dem Sinn geſchlagen, und weiter nichts mehr als ein ſeliges Stündlein, aus dieſer mühſeligen Welt einmal zu ſcheiden, von dem grundguten Gott aus Gnaden erwarte. Wann ich mich dann hierauf, nach Erheiſchung meines Amtes ganz bereitſchuldig finden ließ, und nunmehr nicht ohne heiße Thränen, die mir häufig über die Backen herniedergefloſſen, zu reden

und zu trösten anfing, richtet sich der selige Herr im Bette auf, zog seine Schlafmütze ab, fassete selbige in beide zusammengeschlossene Hände, saß da, wandte die Augen getrost auf den Prediger und schickte sich, den Trost aus des Predigers Munde nicht nur andächtig und eifrig, sondern auch ehrerbietig anzuhören. Man ermahnte ihn, er sollte seiner in dieser großen Schwachheit schonen und sich legen. Nein, sprach er, ich will den Trost, den mir sterbenden Mann der gnädige barmherzige Gott aus seinem heiligen Wort gönnet und giebet von desselben Diener mit aller schuldigen Reverenz und Ehrerbietung empfahen, und wann die Kräfte bei mir vorhanden wären, wollte ich ihn nicht nur sitzend, sondern gar auf den Knieen liegend anhören. Nach vollendetem Zusprechen und verrichtetem Gebet hat er sich wieder gelegt, und mir eins und das andre, davon er meinte, daß mir Wissenschaft zu haben vonnöthen thäte, communiciret und mich darauf ernstlich gebeten, daß ich ihn doch an seinem Ende, wenn es herzunahen würde, nicht verlassen, sondern tapfer zusprechen, und ihm auch in den letzten Zügen liegenden laut zurufen wollte, weil der Mensch zur selben Zeit, da er am schwächsten, und die Anfechtungen am stärksten, freilich Trostes, Zurufens und Erinnerns höchst vonnöthen habe, welches Ihro Excellenz dann ich mit Einschlagung meiner rechten Hand versprechen müssen."

„Am vergangnen Samstag hat er das Dispone domui und seinen letzten Willen bei guter Vernunft aufgerichtet, da er dann seinen drei lieben Söhnen zuförderst die Gottesfurcht und brüderliche Liebe mit sehr beweglichen Worten anbefohlen, und der Armen fleißig und treulich sich anzunehmen zum öftern wiederholt, auch sie vor Gott ermahnet, einen gewissen Zins von einem erkauften Rebacker (Weinberg) jährlich unter die Armen unfehlbar und unbetrüglich auszutheilen und das andre Geld, so er seithero wieder für die Armen gesammelt, wohl anzulegen."

„Am Sonntag Morgen hat er mich zu sich gefordert, mir seine habende beschwerliche Nacht entdeckt und zugleich zu verstehn gegeben, weil er anderes nichts fühle, denn daß nach Gottes Willen sein letztes Stündlein herbeikomme, wolle er zu guter letzt noch einmal beichten und sich mit Empfahung der heiligen Absolution und Gebrauch des hochwürdigen Abendmahls zu seiner seligen Heimfahrt gebührlich schicken, welches denn auch geschehen und der ganze Aktus

von ihm ſitzend mit ſonderbarem Eifer und Reſpekt gegen das heilige Sakrament verrichtet worden, darauf er ſich gänzlich dem Willen Gottes ergeben, und war eine Luſt, bei dieſem kranken Manne zu ſeyn. Kein ungeduldig Wort von ihm gehört, ſondern wenn ihn jemand beſucht und gefragt, wie er lebe? ſprach er, wie Gott will; hat man mit ihm gebetet, ſo hat er ſeine Hände aufgehoben und zu allen Punkten geſagt: Amen! Amen!" —

„Als ich auf den Abend um 7 Uhr wieder zu ihm kam, ſah ich gleich, daß dieſes die letzte Viſite ſeyn werde. Er lag ganz ſtill, und da er mich erſah, ſprach er: Jetzt wird es, wills Gott, bald gut werden; jetzt werdet ihr mich ſterben ſehn. Weil denn alle Anzeichen des herzunahenden Todes vorhanden waren, und ich deswegen anfing, meinen theuer verheißnen letzten Zuſpruch zu thun, ſiehe, da richtete ſich wider alles Verhoffen der Todtkranke von ſelber wieder auf. Man ermahnte ihn, liegen zu bleiben, aber es half nichts, er ſetzte ſich ſeiner Gewohnheit nach, hörte mit herzbeweglicher Andacht dieſe letzte Zurede ſeines Beichtvaters an und blieb alſo mit zuſammengefalteten Händen ſitzen bis an ſein ſeliges Ende. Nach vollendeter meiner Rede nahete es ſich augenſcheinlich, je länger, je näher zum Ende, darum wir mit eifrigem Beten und zuletzt eine geraume Zeit nur mit allerlei kurzen Sterbens-Seufzerlein und Troſtſprüchlein aus Gottes Wort, als rechten Stoßgebetlein, fleißigſt bei ihm angehalten bis um halb 9 Uhr, da er unter währendem Zuſprechen dreimal von mir Abſchied genommen und endlich von allen Anweſenden; und welches zu verwundern, ſo hat ihm Gott die große Gnade gethan, daß er nicht allein keine ſonderlichen Schmerzen gefühlt, ſondern auch Verſtand und Gehör bis an ſein letztes Ende behalten. Er ſprach zu mir unter dem Zureden: ich ſehe kein Licht mehr, und da ich ihn darauf erinnerte: das zeitliche Licht ſei ihm nichts mehr nütze, ſeine leiblichen Augen können ihm nichts mehr nützen, er müſſe anjetzt die geiſtlichen Augen des Glaubens und Gemüths gebrauchen und ſich zum ewigen Licht halten, merkten wir, daß ihm auch die Sprache entfallen ſei, drum fragte ich ihn: höret mich der Herr Kanzler noch? da hat er mir meine Hand, die ich ihm zwiſchen ſeine Hände geſtreckt, gedrückt und mit dem Kopf gewinkt; und da wir immer warteten auf letzte Züge, neigt er das Haupt ein klein wenig und ſchläft ein ſo ſanft, daß wirs nicht vermerkten, mitten unter vielen heißen Thränen und eifrigem Gebet." —

Hauptquellen: Le Bret, Magazin für Staaten- Kirchengeſchichte Th. III—V. — „Zum Gedächtniß Chriſtoph E ners" in Moſer's patriotiſchem Archiv B. IV.

VIII. David von Schweinitz, Liegnitziſcher Landeshauptm

(Geb. 1600, geſt. 1667.)

Aus einem ſehr alten ſchleſiſchen Geſchlecht entſproſſen, l Stammbaum er ſelbſt in Druck gegeben, wurde Schweinitz im S 1600 geboren. Er legte den Grund ſeiner Studien auf dem G naſium in Breslau, beſuchte die Univerſitäten Heidelberg und ningen, machte eine Reiſe nach England und wurde nach ſeiner R kehr Kammerjunker bei Herzog Georg Rudolph von Liegnitz. dieſem ſeinem Fürſten wurde er mehrfach zu Legationen gebr und 1631 als Landeshauptmann des Fürſtenthums Wohlau (ſtellt. Als 1633 die Peſt und der Anmarſch von Wallenſtein Herzog und deſſen Bruder Chriſtian von Brieg dazu vermochten dem vom Kriege verſchonten Herzogthum Preußen eine Zuflucht ſuchen, folgte er denſelben auf ihren Wunſch. Mit Herzog Rud kehrte er auf kurze Zeit in das ſchwergeſchlagene Vaterland zu wo er ſein Stammgut Seifersdorf in Aſche gelegt fand, ließ noch zu einigen Legationen an den Churfürſten von Branden und den König von Polen gebrauchen, da er ſich aber bei der (meinen Zerrüttung, wie er ſagt, außer Stande befand, dem V lande Dienſte zu leiſten, kehrte er in ſein preußiſches Aſyl z und baute ſich in dem Orte Wieprſch an. Wie ſehr er ſich die ſeiner Seifersdorfer Gutsangehörigen erworben hatte, davon einen Beweis, daß, der großen Entfernung ungeachtet, 171 der ihm nach Preußen nachfolgten.

Dort in der Fremde wartete Schweinitz den Friedensſchlu und kehrte erſt im Jahre 1650 nach Schleſien zurück, wo er in nitz wieder in ſeine Stelle als Regierungsrath eintrat. Nach Tode von Herzog Rudolph 1653 wurde Schweinitz von dem N folger deſſelben Herzog Ludwig zum Landeshauptmann des Für thums ernannt. Nach dem Abſterben jenes Fürſten 1664 bea tigte er von ſeinem Amte ſich zurückzuziehn und erklärte bei Veranlaſſung vor den Landſtänden: „wo er jemandem Gewalt

Unrecht gethan, oder durch Gaben und Geſchenke ſich die Augen blenden laſſen, ſo ſolle man es ihm darſtellen, er ſei bereit alles wiederzugeben.“ Indeß ließ er ſich beſtimmen, bis zu ſeinem Ende 1667 in ſeinem Amte zu verharren. Seine Weisheit, ſeine Frömmigkeit und ſeine Gerechtigkeitsliebe ließen ihn in dieſer ſeiner Stellung ſeinem Vaterlande und der Kirche mannichfache Dienſte leiſten. Er hatte nicht nur die Rechte der evangeliſchen Kirche gegen die wachſenden Uebergriffe der römiſchen zu vertreten, ſondern auch die Rechte der lutheriſchen gegenüber der reformirten, welcher die ſchleſiſchen Herzöge mit Ausnahme deſſen von Oels damals angehörten. Der Abſicht derſelben, den lutheriſchen Kirchen ihren reformirten Hofprediger zum Superintendenten aufzudringen, leiſtete er nachdrücklich, obwohl vergeblich, Widerſtand. Mit welchem Ernſt er die liegnitziſche Kirche mit frommen Predigern zu verſorgen bemüht geweſen, giebt er in der ſeinem „Herzenspſalter“ vorgeſetzten Dedikation an die Geiſtlichkeit des Herzogthums Liegnitz zu erkennen. Als Grund, warum er die Schrift der Geiſtlichkeit gewidmet, giebt er an, weil er „ſein Lebtage fromme gottesfürchtige theologos geehrt und geliebt,“ „denen andern aber, fährt er fort, welche vorſätzlich ihren göttlichen Beruf beſchimpfen, das heilige ministerium verläſtert machen, und ihre prieſterliche albam denigriren, bekenne ich, daß ich ihnen oft in meinem Amte ſehr ſcharf geweſen.“ Als einen weiteren Grund ſeiner Dedikation giebt er auch dies an, daß von ſeinem Landesfürſten viele fromme Exulanten zum Amte befördert ſeien, welche am beſten wiſſen würden, was der Kirche Noth thue, und daher ſeine Intention bei jener Schrift verſtehn.

Ungleich größern Segen, als ſeine unmittelbare Betheiligung am Wohle der Kirche hat Schweinitz derſelben durch ſeine Schriften gebracht. Der Hof, welchem er diente und ſeine kirchliche Umgebung war eine religiös und künſtleriſch angeregte. Herzog Chriſtian war auf ſeinen Reiſen nach Straßburg und Frankreich gekommen, Herzog Rudolph auch nach Italien und den Niederlanden. Der letztere hatte von ſeinen Reiſen eine Bibliothek mitgebracht, einen Kunſtgarten in Liegnitz angelegt, war ein Freund der Muſik und ſuchte das Schulweſen ſeines Landes zu verbeſſern. Herzog Rudolph und Chriſtian d. j. waren Mitglieder der fruchtbringenden Geſellſchaft, Herzog Rudolph ſeit 1622, Chriſtian ſeit 1648. In Liegnitz waren Logau und Opitz als Kanzlei-Räthe angeſtellt, wie Opitz waren auch die gleichzeitigen beiden Dichter

Scultetus und Tſcherning in dem nahen Bunzlau geboren. An beiden Höfen wurden Böhme's erbauliche Schriften geleſen, der Freund Böhme's Tſchech war Regierungsrath in Brieg und ſeit 1639 ſtand in Brieg als reformirter Hofprediger Fuhrmann, ein — wie ſeine zahlreichen Schriften ausweiſen — ſehr ernſter, innerlich chriſtlicher Geiſtlicher, von welchem auch das vortreffliche, unter Herzog Chriſtian erlaſſene Ausſchreiben an die Geiſtlichkeit herrühren ſoll. Rudolph war ein fleißiger Leſer von Arndts „wahrem Chriſtenthum," ſeine dankbare Pietät gegen denſelben ſpricht ein Brief an ihn von 1621 aus (ſ. Arndt). Den vier herzoglichen Brüdern giebt der Dichter in ſeiner Herzensharfe das Zeugniß: „Und weiß ich, daß E. Fürſtl. Gn. die geiſtliche Muſik und dergleichen meditationes als ſelbſt frommen gottſeligen Fürſten nicht unangenehm ſind, welche nicht allein von fürſtlichen, hochlöblichen Vorfahren entſproſſen, die zu ihren unſterblichen Ehren den Namen Pii und Probi zu führen ſich nicht geſcheut haben, ſondern auch nichts weniger ſelbſt durch Dero chriſtlichen, gottſeligen Eifer in und außer Landes berühmt ſind." — An dem Kriegesfeuer hatte ſich namentlich in Schleſien die Flamme des geiſtlichen Geſanges entzündet. „Es iſt herzerhebend zu ſehn, wie das Bedürfniß nach geiſtiger Erhebung, worin das Volk ſchmachtete, ſich in der Kirchenpoeſie Luft machte. Die gedrückte Stimmung, worin beſonders der Mittelſtand, deſſen Mark der Krieg verzehrt hatte, ſich befand, die Sehnſucht, ſich zu Gott zu flüchten, klingt uns wieder, wenn wir die Lieder der Evangeliſchen jener Tage leſen."*)

Schon früh ſcheint Schweinitz tiefere chriſtliche Anregungen empfangen zu haben. Schon als 26jähriger junger Mann hatte er jenes ſpäter unter dem Titel: „katechetiſcher Bußwecker 1699" aus ſeinem Nachlaſſe herausgegebene Werk zu ſchreiben angefangen. Auch ſteht er mit Heermann in freundſchaftlichem Verkehr. Jene Liederſammlung, welche ihm die ehrenvolle Stelle unter den ſchleſiſchen Dichtern erworben, „geiſtliche Herzensharfe in 50 mal 10 Saiten" ließ er 1640 zum erſtenmale, 1650 vermehrt drucken; im Jahre 1647 gab er ſeine gereimten bibliſchen Summarien unter dem Namen: „kleine Bibel" heraus. Die bekannteſten unter ſeinen Lie-

*) Kahlert, Schleſiens Antheil an deutſcher Poeſie S. 68.

dern, von denen mehrere ſchon 1645 in das breslauiſche Geſangbuch Aufnahme fanden, ſind: „Mein Jeſus iſt mein," O Menſch, willſt du Gottes Reich," „Zu dir von Herzensgrund." In der Vorrede zu jener Sammlung vertheidigt er ſich gegen den Vorwurf, als wolle es einem Cavalier nicht geziemen, dergleichen erbauliche Bücher herauszugeben. „Wie der Sturm und Schiffbruch die ſonſt muthwilligen Schiffsleute fromm macht und beten lehrt, ja wie in ſolchem Unglück jedweder Hand anlegt . . alſo zwinget uns auch jetzt die Noth zum Beten und drücket manchen Seufzer heraus, der bei guten Tagen wohl wäre ſtecken geblieben." Er will nicht nach den Regeln der Kunſt beurtheilt ſeyn: „Denn ob dir, was die Form dieſer meditationum betrifft, vorſtoßen würde, daß ich rhythmos, Cäſur und Regeln nicht ſo genau (wie unſer deutſcher Pindarus, der Opitius und Andere, die unſre edle deutſche Sprache hochzubringen ihnen angelegen halten, haben wollen) in Acht genommen hätte, ſo wiſſe, daß meine Intention nicht ſei, einige Profeſſion eines berühmten Poeten zu machen, ſondern allein zu Gottes Ehre mich in dieſen Gedanken zu delektiren und in vorſtoßendem vielem Unglück den hölliſchen Trauergeiſt mit dieſer geiſtlichen Harfe zu verjagen." Um ſo eher möchte von dem Lobe, welches auch neuerdings die Kritik dem Dichtertalente des anſpruchsloſen Sängers geſpendet, noch etwas in Abzug zu bringen ſeyn. „Seine Frömmigkeit, heißt es bei Gervinus, iſt ächt und tief, nirgends heftig aber dauernd, er dichtete ohne Beruf, aber einfach, ohne Kühnheit, aber ohne Anſtoß. Seine Weltverachtung und Todesſehnſucht hat mehr den mild-elegiſchen Charakter, den wir auch in der weltlichen Poeſie fanden." — Nicht weniger als die Lieder von Schweinitz haben ſeine Erbauungsſchriften ihrer Zeit in wiederholten Auflagen, beſonders auch durch Spener empfohlen, Eingang gefunden. Darunter ſein „Herzenspſalter, oder geiſtlich andächtige Gebete über die Pſalmen 1662," ſeine „hundert Todesgedanken, meinen herzlieben Kindern gewidmet 1664," der vorher angeführte „Bußwecker." Eine auszeichnende Eigenthümlichkeit beſitzen dieſe Schriften nicht; Bündigkeit und Reinheit geht der Proſa des Verfaſſers ab. Nicht von ferne laſſen ſie ſich vergleichen weder mit der ſinnigen Frömmigkeit noch mit dem Wohllaut der Sprache eines ſeiner gleichzeitigen ſchleſiſchen Standesgenoſſen, des erſt neuerlich durch Hoffmann von Fallersleben wieder an's Licht

gezogenen von Butſchky, welcher leider neben Scheffler unter die Zahl der damaligen ſchleſiſchen Apoſtaten gehört. —

Quelle: Zeidlers Univerſallexikon, den Artikel „Schweinitz.“

IX. Joh. Mich. Moſcheroſch, zuletzt hanauiſcher Kammerpräſident.

(Geb. 1601, geſt. 1669.)

Moſcheroſch, als eine der Zierden der proſaiſchen Literatur des 17ten Jahrhunderts bekannt, verdient auch unter den Zierden der Kirche einen Ehrenplatz.

Geboren 1601 zu Wilſtedt unweit Straßburg, wo ſein Vater Amtmann war, wurde er in ſeinem 11ten Jahre nach Straßburg auf die Schule geſchickt und bezog daſelbſt 1620 die Univerſität, um ſich den Rechtsſtudien zu widmen. Nach einer zu ſeiner weitern Ausbildung gemachten Reiſe durch Frankreich wurde ihm von dem Grafen zu Leiningen-Dachsburg 1626 eine Hofmeiſterſtelle anvertraut. Ein Zeugniß für die Geſchicklichkeit und Treue, mit welcher dieſelbe von ihm verwaltet worden, iſt der Dank, den ihm zwölf Jahre nachher einer ſeiner Zöglinge, Graf Friedrich, mit den Worten ausſpricht, er wünſche, „daß in fürſtlicher und gräflicher Kinderzucht, als denen Land und Leute zu regieren anvererbt ſei, mit nicht minderem Ernſt und Eifer durch erfahrne und bedachtſame Männer annoch verfahren würde.“ — 1629 erhielt er die Gerichtsamtmannſtelle bei dem Grafen von Erichingen. Den Sinn, mit welchem er dieſelbe angetreten, giebt jenes von ihm ſelbſt aufgeſetzte Antrittsgebet zu erkennen: „Barmherziger HERR und GOTT, du allmächtiger Schöpfer Himmels und der Erden. Du haſt mich aus ſonderbaren Gnaden vor vielen andern erhoben und zu einem Amtmann geſetzt in dieſem Lande, dein Volk zu richten. So bin ich ein ſündiger und gebrechlicher Menſch, ein junger ungeübter Mann und weiß mir ſelbſt weder zu rathen noch zu helfen: auch komme ich zu einem Volk, das faſt frei eigner Sinne und Willens iſt, dazu ſind die Zeiten ſo gefährlich, daß ein ehrlich Gemüth kaum ohne Noth und Tod fortkommen kann. Ach Herr mein Gott! ſo wolleſt du geben mir deinem Knecht ein gehorſames und verſtändig Herz, das mir anbefohlne Häuflein mit Weisheit und Beſcheidenheit ohne Rach-

gier und Heuchelei zu regieren. Auch Geduld, daß ich getroſt und ein Mann ſei, alles dasjenige chriſtlich zu leiden, was mir in dieſem meinem Amt bei ſo geſchwinden Zeiten und Leuten begegnen und widerfahren möchte. Kommt mir etwa eine Sache vor, die meinem Verſtand und Vermögen zu groß und hoch iſt, ſo bitte ich um Rath und Hülfe bei dir, du allein weiſer Gott, der höchſten Gewalt: ſende du mir von oben herab deinen guten Geiſt, der mir meine Augen, Ohren und Gemüth eröffne, daß ich alte und weiſe Leute gern höre und in thunlichen Dingen folge, damit ich nicht nur meinen, ſondern gewiß ſehen, hören und verſtehen möge, was Recht iſt: daß ich Gerechtigkeit liebe, dem Geiz feind ſei, die Frommen in Schutz halte, die Böſen mit guten Worten gewinne, die Halsſtarrigen aber ungeſcheut ſtrafe und ein gut Gewiſſen in allen Dingen behalten möge, meiner gnädigſten Herrſchaft zu großem Nutzen und Wohlgefallen und des geſammten Landes merklicher Auferbauung und Erhaltung dieſer chriſtlichen Gemeinde. Amen. Hilf Herr Jeſu zu deines heiligen Namens Ehre. Amen."

Da indeß dieſe Gegenden einige Jahre darauf durch den Krieg verheert wurden, begab er ſich mit den Seinigen nach Straßburg, von wo ihm 1636 „in noch ſchwebendem und ſchwerem Kriegstumulte" Herzog Croy zum Amtmann nach Vinſtingen an der Saar berief. Hier hatte er alle Drangſale des Krieges auszuſtehn. Dreimal wurde er ausgeplündert, es gab Zeiten, wo er „keinen Schritt noch Tritt thun konnte ohne Gefahr des Lebens," wo er immer ſorgen mußte, „es ſtünde ein Bluthund hinter ihm und wollte ihn niederſtoßen," wo er „ſich befahren mußte, der Feind würde ihm und den Seinigen plötzlich den Hals abſtechen." In dieſer täglichen Lebensgefahr fühlte er ſich aufgefordert, 1641 „aus ehlicher Treue und väterlicher Fürſorge, und weil es nicht genug ſei, den Kindern Leben und Unterhalt verſchafft zu haben," den Kindern gleichſam ſeinen letzten Willen niederzuſchreiben, in dem vortrefflichen Büchlein: „Chriſtliches Vermächtniß oder ſchuldige Vorſorge eines treuen Vaters." „Mitten unter dem feindlichen Rachen, mitten unter dem Getümmel und Getürmel der ungehemmten und ungehaltnen Mordkriegsgurgeln, bei welchen weder Maß noch Ordnung" ſchrieb er in der Woche, wo ihm ſein drittes Kind geboren wurde, in 27 Tagen dieſe goldnen pädagogiſchen Rathſchläge. — Kaum hatte er ſie vollendet, ſo erſcholl plötzlich vier Tage nachher ein Lärm, „der Feind, der grau-

ſame Feind, der weder Gott noch Menſchen Glauben hält, ſei an der Mauer — an dem Thor — hätte das Thor ſchon eingenommen.“ Während Moſcheroſch, ohne ſo viel Zeit zu haben, „ſeine Kinder zu geſegnen“ mit ſeinem Gewehr ſeinem Poſten am Oberthor zulief, ſprang ſeine Frau aus dem Kindbett und flüchtete ſich mit den beiden älteren Kindern nach dem Schloſſe. „Als ich danach gefragt, wo euer Schweſterlein Erneſtine Ameley ſei, ſo nur 14 Tage hatte, ſo iſt eurer Mutter allererſt eingefallen, daß es (daheim) unter einem Pack Windeln in dem großen Schrecken und der Angſt war verborgen worden. Das muß ja ein Trübſal ſeyn, da auch eine Mutter ihres noch ſäugenden Kindes vergeſſen ſollte!“ Dabei hat er indeß immerdar Gottes wunderbare Aushülfe erfahren. „Ihr wiſſet, wie Gott den Feinden ihr Geſicht, Gehör, Geſchoß und Gewehr gebunden und gehalten, daß, indem ſie auf mich ausgeſchickt, auf mich gezielt und an das Herz geſetzt, die Streiche los und in die Luft gegangen.“ Zu den Lebensgefahren kam auch die Erfahrung großer Verarmung, und den noch Aermeren theilte der wohlthätige Mann all das Seine aus, ſo daß er „faſt ſelbſt darüber darben mußte.“ Aber das Sprüchlein der Alten wurde auch an ihm wahr:

Almoſen geben armet nicht,
Kirchengehen ſäumet nicht,
Unrecht Gut faſelt nicht,
Gottes Wort treugt nicht.

„Almoſen geben, ſchreibt er, iſt (in jener Zeit) mein beſter Schatz geweſen. Habe ich gern gegeben, Gott hat es mir viel lieber wiederum gegeben — ich ſage greiflich, augenſcheinlich, zehnfältig. Ich kann mich nicht genug verwundern über die Gnade Gottes. Je mehr ich hingegeben, deſto mehr habe ich gehabt, die Frucht iſt mir, mit Verwunderung meines Geſindes, auf dem Speicher, das Mehl in dem Kaſten, das Brot in dem Backofen und ſo zu ſagen in den Mund gewachſen. Der Segen Gottes hat mich unausſprechliche Dinge ſehen laſſen.“ Lange Zeit wurde ihm, wie ſo vielen Beamten damals, der Gehalt nicht ausgezahlt. Da griff er ſelbſt zu dem Pfluge. „Ich ernähr nächſt Gott mich und euch heutiges Tages nicht auf meinen anſehnlichen, gefährlichen Amtsdienſt (denn darauf erringe ich bei dieſen Zeiten nichts als Abneigung des Leibes und Erarmung an allen Lebensmitteln), ſondern auf dem allerredlichſten Handwerk

auf dem Ackerbau, nach Weiſe der Alten.“ Hören wir ihn, wie er in einem Briefe an V. Andreä im November 1640 ſich ſelbſt in ſeiner damaligen Thätigkeit abmalt*): „Mitten unter Schießgewehren und tauſend Gefahren, welche dem Leben und dem Gut und Habe drohn, übernehme ich die Wache über Pferde und Zugvieh, über Haus und Heerd, gleichſam von hoher Warte umherſchauend, um die Laſt der Arbeit und die drohenden Gefahren — wenn nicht zu überwinden, doch wenigſtens zu erleichtern, mit allen Vertheidigungswaffen ausgerüſtet, einer Muskete auf dem Rücken, einer andern in der Hand, einer Büchſe an der Seite, einem kleinern Schießgewehr am Leibe, gehe und ſtehe ich — meine Knechte, wenn nicht mit der Hand, doch mit dem Zuſpruch ermunternd; um indeß nicht, während ich nichts denke, ſchlechtes zu denken, mache ich manchmal Verſe oder ein Epigramm und ſuche ſo über das traurige Loos hinwegzukommen.“ — Zu ſeinen Drangſalen kam damals noch „die grauſame Peſt,“ welche eine Anzahl ſeiner Leute hinraffte, während er ſelbſt an der Darmgicht, der Ungariſchen Seuche und dem viertägigen Fieber daniederlag.

Dabei klagt er noch ſtärker über die Läſterung und Verleumdung, die er erdulden müſſe. „Sie gehen ſtille und förſcheln, ob ſie etwas finden möchten, mich in Unglück zu ſtürzen auch ohne meine Schuld; und wo ich aus Unwiſſenheit auch das Geringſte fehlen ſollte, würden ſie Berge daraus machen. Sie haſſen mich darum, daß ich ob dem Rechten halte, darum daß ich in ihre Untreue und Falſchheit nicht will einwilligen, dieweil ich den Armen rette und Hülfe leiſte dem, der Noth leidet unter ihnen.“ Immer ſucht er ſich dabei den friſchen Muth zu erhalten und betet zu Gott, „daß er ihm Beſtändigkeit und Mannesherz geben möchte, damit er nicht wanke, noch aus Furcht ſeinen Feinden zu Gefallen thue, was Unrecht iſt, ſondern daß er ungeſcheuet der Perſon gerade durchgehe, wie einem Ehrenmann geziemt.“ Und ſo männlich wußte er ſich über die tägliche Drangſal mit ſeinem Geiſt zu erheben, daß er ſchreiben kann: „Das Studiren ſchadet mir bei dieſer Arbeit und Sorge gar nichts, ſondern machet, daß ich in der Noth ſeyn mag, was ich will, und oft mehr thun kann in einer Stunde, als andre in vier Tagen.“ So hat er denn nun auch in dieſer Zeit der Drang-

*) In einer Briefſammlung Andreä's in der Straßburger Bibliothek von St. Thomas.

ſal jenes Werk zu ſchreiben angefangen, welches ihm einen ſo unſterblichen Namen in der Literatur gemacht. Unter dem Namen: Philander (Mannhold) von Sittewalt (der Sittenwalt ſeiner Zeit) hatte er begonnen in 14 Flugſchriften, in der einem ſpaniſchen Verfaſſer entlehnten Form von Geſichten, die Thorheiten und Laſter aller Stände ſeiner Zeit darzuſtellen, welche einzelnen Flugſchriften dann 1645 und 1648 in einer Sammlung erſchienen, bald auch in Frankfurt a/M. nachgedruckt wurden. Er erlangte nun auch, daß er 1645 von der damals ſo angeſehenen „fruchtbringenden Geſellſchaft," welche Churfürſten und Herzoge unter den Ihrigen zählte, zum Mitgliede erkoren wurde.

Die anhaltenden Bedrückungen in ſeiner Amtmannsſtelle bewogen ihn, dieſelbe durch einen Vikar verwalten zu laſſen und ſich mit den Seinigen nach Straßburg zu begeben, von wo er als erklärter Schwedenfreund nach der kleinen Feſtung Benfelden unweit Straßburg als Staatsſekretair und Kriegsrath der Schweden berufen wurde. Nach einiger Zeit folgte er indeß der Berufung zum Stadtſekretariat- und -Fiskalat in dem von ihm ſo geliebten Straßburg. — Von Straßburg wurde er indeß 1656 durch den Grafen Caſimir von Hanau und Zweibrücken zum Präſidenten der Kanzleikammer und des Kriegs- und Kirchenraths berufen. In dieſen verſchiedenen Aemtern war er allmählich wieder zu bedeutender Wohlhabenheit gelangt, ſo daß er ſelbſt ſeinem Grafen einen Vorſchuß von 100,000 Gulden machen konnte. Im Jahre 1669, als er zu ſeinem Sohn nach Frankfurt am Main reiſen wollte, um ſich mit ihm über ſeine Abſicht, ſich zur Ruhe zu ſetzen, Abrede zu nehmen, ſtarb er auf dieſer Reiſe im 68. Jahre ſeines Lebens.

Nach Herz und Sinn iſt Moſcheroſch ein Deutſcher geweſen. Zwar ſieht man mit Erſtaunen, wie in der damals noch deutſchen Reichsſtadt ſelbſt bei Männern von ſo deutſcher Geſinnung wie er, das Franzöſiſche die Umgangsſprache der Gebildeten geworden: de la langue françoise je me traite la plus part comme de meilleure viande de ma table, car pour l'allemande vous savez qu'elle nous sert de pain de l'ordinaire, et la latine de confiture.*) Aber der ſittlichen und religiöſen Gefahren, die den Deutſchen von Frankreich aus drohen, iſt er ſich wohl bewußt. Erſt-

*) Strobel, Geſchichte des Elſaſſes 1843. III. S. 102.

lich warnte er ſeine Kinder vor Frankreich und der ſchon zu ſeiner Zeit aufgekommenen Nachäffung franzöſiſcher Sitte. In dem Abſchnitte ſeines „Vermächtniſſes," wo er Rath darüber pflegt, wohin er ſeine Söhne auf Reiſen ſchicken ſoll, räth er ihnen vor allen, nach dem Norden zu ziehn: „Ziehet nach Norden (ich rede als ein Menſch: wer weiß, was Gott vor hat, und wo er das Licht ſeines heiligen Evangelii will ſcheinen laſſen; ich rede aber als ein Vater). Die Hanſeſtädte, ganz Dänemark und Schweden ſind rein und reich mit Gottes Wort überfüllet. Dänemark iſt das Land, daraus meiner Mutter Großvater, Quirinus Peck (der zu Zeiten Königs Chriſtiern, deſſen Page oder Edelknabe er war, durch Schickung Gottes heraus in dieſe Lande gekommen und einen geringern Stand erwählet) geweſen. Auch ſind die Pecken noch ſehr groß, edel und anſehnlich in Dänemark. Ja ziehet eher weiter und zu den barbariſchen Völkern hinein: wenn ihr nur Gott dient von Herzen, ungehindert und unverſtümmelt ſeiner heiligen Geſetze." Vor Frankreich dagegen warnt er mit den Worten: „Auf Weſten rathe ich nicht, hab' auch keine Hoffnung dahin wegen der Religion. Denn der Atheismus und das alte römiſche Heidenthum iſt da in voller Blüthe und in vollem Schwange. Ratio status, eingebildete Ehre und Reputation gehet da über Gott und Seligkeit. Und ob ſchon auch fromme Chriſten da ſind, ſo ſind doch deren nicht viel. Insgemein weiß der gemeine Mann von Gott und ſeinem Weſen nichts daſelbſt, oder gar wenig. Sie glauben an ihren König, und was derſelbe glaubet, das glauben ſie auch: zwar knechtiſcher Weiſe, tollkühn ohne Verſtand. Einige Beſtändigkeit iſt da nicht zu hoffen. Ich ſage hier, was der alte Hochgeborne Herr Graf Johann Jakob von Eberſtein, hochſeligen Gedächtniſſes, (zu deſſen Gnaden ich von Erichingen aus im Jahre 1632 nach Frauenburg geſandt war) mir auf mein unterthäniges Vortragen für gnädige Antwort ertheilet. Denn ob ſchon Frankreich den Evangeliſchen die Religion frei läßt, ſo iſt doch gewiß, daß er eine viel andre Intention, als der chriſtliche Held, König in Schweden, Gustavus Adolphus gehabt hat. Frankreich gebraucht die Deutſchen nützlich wider die Deutſchen, anders kann er ihrer nicht Meiſter werden und giebt ihnen Friſtung und Geld, ſo lange er ihrer bedarf, wie zu Zeiten C. Jul. Caesaris ſchon in Uebung geweſen."

Bieder, ſchlicht und kindlich iſt bei aller ſeiner nicht gemeinen

Bildung und ſeinem praktiſch geübten Scharfſinn ſein Charakter. „Gott weiß, ſchreibt damals Riſt in Mecklenburg, wie ich den Mann liebe, in welches Leibe ich nicht glaube, daß ein einziger Tropfen Heuchelei zu finden.“ Offen tadelt er und doch mit Schonung der Perſon; er zeigt ein großes Maß von Beleſenheit und doch ohne Prahlerei. Seine Gabe weiß er als Geſchenk Gottes und ordnet ſich tief unter, wo er geiſtliche Muſter vor ſich ſieht, wie ſeinen lieben Lehrer Joh. Schmid in Straßburg.

Der Chriſtenglaube und das Chriſtenherz des theuren Mannes ſtellt ſich einfach und klar dar in dem ſchon genannten Büchlein: „Insomnis cura parentum, Chriſtliches Vermächtniß oder ſchuldige Vorſorge eines treuen Vaters bei jetzigen hochbetrübteſten und gefährlichſten Zeiten der Seinigen. Straßburg (nach der Ausgabe von 1652.)“ Nach der herzlichſten und kindlichſten Ermahnung an Weib und Kind beginnt er mit der Verſicherung, daß die höchſte Sorge ſeines Herzens auf das ewige Heil ſeiner Kinder gerichtet: „Gott iſt mein Zeuge, daß die gröſeſte Sorge, ſo ich für euch trage, nicht ſei, euch groß Gut und Reichthum zu erſcharren; wer ſolche Gedanken hat, der iſt ein thörichter Vater. Mein Herz iſt viel anders geſinnt. Das unum illud necessarium, das ewig Gut macht rechten Muth, das wollt' ich euch gern mit Gott erwerben.“ Hierauf folgen, mit Gebeten und frommen Reimen durchwoben, Rathſchläge für ſeine Söhne über die verſchiedenen Arten des Lebensberufs, für ſeine Töchter über weibliche Untugenden, über Heirathen, Kindererziehung, Haushalt, überhaupt über Gebet, Bibelleſen, Predigthören, Sonntagsfeier, über die verſchiednen Religionsparteien u. ſ. w. Val. Andreä äußert ſich gegen J. Schmid in einem Briefe von 1647 über das Büchlein: „Solt lange bin ich auf kein Buch gefallen, das mir ſo aus dem Herzen geſchrieben wäre, mögen dies auch andre, die in wohlbefeſtigten Städten außer dem Schuß wohnen, lächerlich finden. Auch ich, als ich mich in Wildhöhlen verſtecken mußte, habe manchmal dergleichen ausgedacht, aber nie von mir gegeben, was Er jetzt ſo glücklich in Worte gebracht, wofür ich ihm von Herzen Dank ſchulde, und wenn er noch am Leben iſt, auch mich freue auszudrücken und ihm, wenn er es annehmen will, die Freundſchaft anbiete, die ich ſchon längſt wegen ſeines hochgebildeten Geiſtes für ihn hege.“*)

*) In Moſer, Patriotiſches Archiv VI, 343.

Moſcherosch iſt entſchiedener Lutheraner. „Die evangeliſche Augsburgiſche Confeſſion, ſo man von Dr. Luther her die lutheriſche Religion nennt, iſt die gewiſſeſte zur Seligkeit. Dieſer ſollet ihr beipflichten, nicht ſpitzfindig, nicht grob — einfältig, ſchlecht und recht, ſo wahr euch euer Seelenheil lieb iſt. Ich will euch hiermit treulich als ein Vater gewarnet und für Gott bezeuget haben, daß ich euch dieſes nicht verhalten zu eurer Seligkeit. Thut ihr dawider — das doch Gott nicht wolle — ſo wird der Schade euer allein ſeyn: an meiner väterlichen Unterrichtung ſoll es, ſo lange mir Gott das Leben gönnt, nicht mangeln.“ An den Calviniſten erkennt er mancherlei Gutes unparteiiſch an. „Dieſe ſind in ihrer Kirche ſehr eifrig und in der heiligen Bibel mehr als andre Chriſten beleſen, fürſichtig, auch herzhaft und männlich in öffentlichen Trübſalen, barmherzig gegen ihre Glaubensgenoſſen, welche ſie, als hoch zu loben iſt, mit großem Eifer und Einigkeit lehren, wahren und befördern. Sie nennen ſich auch die rechte, wahre Kirche Chriſti, fehlen aber doch auch, indem ſie die menſchliche, unmögliche und ohnmächtige Vernunft zu viel Meiſter ſeyn laſſen, mehr klügeln als gottliebenden Chriſten gebührt in den Geheimniſſen Gottes.“ Es geht dies auf das Abendmahl, worüber er urtheilt: „Wenn man ſchlecht und einfältig den Worten Chriſti glaubte, daß nämlich ſein Leib gegeſſen und ſein Blut getrunken wird, und ſeiner unendlichen göttlichen Weisheit und Allmacht den modum oder Weiſe, wie ſolches effektuiret würde, ließe heimgeſtellt bleiben, könnte man vieler Streitigkeiten überhoben ſeyn.“ Dabei läßt ſich aber der treue Mann den Grund der Seligkeit von den Theologen nicht ſo kurz zuſchneiden, daß er ſie von jedem Pünktlein des Bekenntniſſes abhängig machen wollte: „Ich habe bemerkt und erfahren in allen Geſchlechten der ganzen Chriſtenheit, ſpricht er in ſeinem Büchlein (S. 381.), daß alle diejenigen, ſo den Hauptartikel von Chriſto Jeſu recht haben und gehalten haben, ſeind ſein und ſicher in rechtem chriſtlichem Glauben geblieben, und ob ſie ſonſt daneben geirrt und geſündiget haben, ſeind ſie doch zuletzt erhalten, denn wer hierin feſt ſteht, daß Jeſus Chriſtus, rechter Gott und Menſch, iſt für uns geſtorben und auferſtanden, dem fallen alle andern Artikel zu und ſtehen ihm feſt bei. . . Es iſt wahrhaftig, was neulich ein Johanniter geſagt: O ihr lieben Lutheriſchen, es iſt viel Ding in unſrer Religion, das ihr nicht unrecht findet, aber ihr thätet uns

nicht ſo viel zu lieb, daß ihr es annähmet. Wir Papiſten wiſſen auch viel Mängel unter uns und viel Gutes in eurer Religion; aber wir thäten euch eben auch nicht ſo viel zu lieb, daß wir es annehmen wollten. Alſo wahrhaftig der Ehrgeiz und Eigenſinnigkeit bei vielen mehr thut als der chriſtliche Eifer: und bei keinem Menſchen die Affekten mehr geſpüret werden, auch von keinen den Affekten weniger gewehret wird, als den Geiſtlichen. Gott ſchicke Helden, die mit göttlicher Reſolution (wenn ich ſo reden darf), dem Gezänk ein Ende machen; denn ſchlechte Menſchen werden es nicht thun können." — So hat er denn auch ſeine Erbauung nicht bloß aus lutheriſchen Schriften, wie Arndt's wahres Chriſtenthum," A. Keßlers „Praxis pietatis," Ringwaldts „die lautere Wahrheit," „der treue Eckard", ſondern auch aus engliſchen Erbauungsſchriften, wie Sonthom's Kleinod, Dyke's Nosce te ipsum u. ſ. w. gezogen.

Den Grund zu ſeinem lutheriſch frommen Glauben hatte bei ihm der ehrwürdige ſtraßburgiſche Theologe gelegt, Joh. Schmid, deſſen Namen wir in der Reihe dieſer Biographien als dem geiſtlichen Vater Unzähliger noch mehrmal wieder begegnen werden (ſ. Joh. Schmid). Ihm iſt auch ſein „Vermächtniß" gewidmet. Als die erſte Urſache hiefür giebt er dieſe an: „Als nächſtverwichnen Winter dem Wohlwürdigen und hochgelehrten Herrn M. Sebastiano König die in dem ganzen Land erſchollne Zeitung von E. H. zeitlichem Hintritt zu Ohren kommen: welches er mir ſo bald auf einem kleinen Zettlein mit folgenden Worten zugeſchrieben: Mein Vater, mein Vater, Wagen Iſrael und ſeine Reiter! Ah noster quondam D. Schmid inter mortales esse prorsus desiit! Darauf ich ihm mit wenig Thränenworten, Gott wolle das große Unglück gnädig abwenden, geantwortet. . . und aber ich hernachmalen bei meiner Erlöſung und Ankunft allhier mit Herzensfreuden vernommen, daß E. H. nicht nur noch am Leben, ſondern auch, deſſen alle Frommen Gott dem Höchſten inniglich Dank ſagen, von Tag zu Tag mit demſelben ſich beſſern thäte: als haben wir unſer Trauern mit allen ehrlichen Chriſten billig in eine Fröhlichkeit verändert, den Leidmantel abgelegt, die Feierkleider der Freuden wiederum angezogen. Dieweil aber E. H. geſtrigen Tages in dem Münſter allhier das erſte mal die Kanzel wiederum betreten und Gott dem Herrn durch eine demüthige Dankſagungspredigt mit dem frommen Hiskia entgegengegangen, da dann alle chriſtlichen Zuhörer nicht allein insgemein von

glicher Herzensfreude die Thränen häufiglich aufgeopfert und
ß den Allerhöchſten treulich und ohne Falſch für E. H. beſtän-
Wohlfahrt werden angerufen und gebeten haben; ſondern auch
ach viel frommer Herzen inſonderheit, ſolche ihre innerliche
nde mit Worten und Wünſchen etwas mehr hervorgethan und
iret: ſo hab meines Orts neben den Thränen, die Gott weiß, auf
en Freudentag — auch was mehreres zu opfern mir zwar von
gen angelegen ſeyn laſſen; aber würdiges ich, an Verſtand armer,
r ſo reichen Leuten nichts finden können."

Eine zweite Urſache ſeiner Widmung giebt er aber auch noch
daß ihm nämlich dieſer Mann von Kindheit an der Wegweiſer zur
tſeligkeit geworden: „dieweil E. H. ich von meinen minderen Jah-
an in der Schule und in der Kirche gehöret und deswegen nächſt
ß mir eine große Glückſeligkeit zuſchreibe," daß er ferner durch
pfehlung eben dieſes Lehrers zu ſeiner erſten Amtsſtelle gelangt,
daß er ſpäter zwei Schüler deſſelben Fried. Wolfram und Seb.
ig, die auch hernachmals ſeine Schwäger geworden, zu Beicht-
rn gehabt.

Mit kindlicher Pietät und Zartheit ſpricht er dann noch
einem dritten Grunde, von dem Schutze, den er ſeinem Büch-
durch die Vorſetzung eines ſo erlauchten Namens zu geben
fft: „Es werden aber viel ſagen, viel, die mir mißgönnen,
mich Gott in jungen Jahren durch ſo manches Unglück durch-
gen, mir ſo manches Elend hat überſtreiten helfen, werden
n: ich ſetzte zwar zwo Urſachen, die E. H. dieſes ſchlechte
ein zuzuſchreiben mich ſollten bewogen haben; es wäre aber
eine andre, die ich nicht offenbaren wollte, ſo mich vielmehr
iret und getrieben. Nämlich, daß durch Vorſetzung E. H. in
r Welt bekannten und hochgeliebten Namens, ich mir einen
hm ſuchen, mich hie und da alſo bekannt und mir ſelbſt gern
en großen Namen machen wollte. Dieſe laſſe ich reden. Auch ha-
ſie es errathen, und warum wollte ich leugnen und ſcheuen zu thun,
nn ſie ſelbſt vermeinen würden recht gethan zu haben? Freilich
ſſe ich deſſen — wo nicht Ruhm, doch keine Schande." „Welcher
ch, daß ein armer Unterthan einen Fürſten oder Herrn ſei-
n unmündigen Kind über Taufe und zu Gevattern bittet, der
eiß auch, was der arme Mann dadurch ſuchet. Nämlich er er-
net ſich und dünket ſich noch ſo groß und reich zu ſeyn, daß er

einen Fürsten zu Gevattern hat, und daß sein Kind von einem Fürsten sei zur Taufe gehoben worden. Der Fürst aber läßet sich des armen Unterthanen Begehren nicht mißfallen, sondern hat selbst eine Freude darob, wie gering jener auch sei, weil er sieht, daß arme Leute ihn lieben. Denn was kann großen Leuten löblicher seyn, als wenn sie sich von ihrer Hoheit so weit herunterlassen und zugeben und sich so verhalten, daß sie auch von geringen Leuten, deren Gebet Gott nicht minder erhöret, geliebt werden? Ja der Fürst, wenn das arme Kind zu seinen Jahren kommt, schämet sich dessen, so es sich anders frommlich haltet, gar nicht, sondern erinnert sich, daß er es zur Taufe gehoben und dessen geistlicher Vater und Beschützer worden sei." —

Hauptquellen: Leben von Moscherosch nach Familiennachrichten in der Ausgabe seiner „Gesichte" von H. Dittmar, Berlin 1830. — Die in dem „Vermächtniß" gegebnen mehrfachen Mittheilungen.

Wir beſitzen eine Aufzeichnung in dem freienwalder Kirchenbuch aus den zwanziger Jahren von der Hand eines Probſt Leo. Er berichtet über die 8 Regimenter kaiſerlicher Truppen, welche am Ende des Jahres 1627 in Freienwalde Winterquartier bezogen. Darunter kommen mehrere Beiſpiele theils religiös wohlgeſinnter, theils gebildeter Militairs vor, Katholiken wie Proteſtanten. Er ſpricht von einem proteſtantiſchen Wachtmeiſter, welcher „ein großer Freund der Geiſtlichkeit" und ihr vielfach Schutz gewährt. Ein katholiſcher Franzoſe Lechelle, der an ſeine Stelle tritt, hatte literariſche Bildung und ſchützte ebenfalls die Geiſtlichkeit. Die katholiſchen Truppen, Böhmen, Franzoſen, Illyrier verfluchen anfangs die proteſtantiſche Religion und ſtören die Gottesdienſte, aber, heißt es, — allmählich, als ſie die proteſtantiſche Religion kennen lernten, fingen ſie an dieſelbe zu achten! Im J. 1629 rückt ſtatt der Reiterei Fußvolk ein. Ein Fähndrich des Regiments, ein Braunſchweiger, war „ein Freund der Religion und Frömmigkeit und der Schutz der Geiſtlichen," ein Lieutenant Schmeler, ein Oeſterreicher und ehemaliger Jeſuitenſchüler, disputirt gern über die Religion, aber niemals anders als mit Artigkeit. Er hatte zum Fähndrich einen Breslauer, der Lutheraner war und ſich ebenfalls als Freund der Geiſtlichen bewährte. „Der allerhöchſte Gott regierte ihre Herzen, wie das des Meſopotamiers Laban, ſo daß ſie ſich ſtets freundlich bewieſen."*)

Wir führen unſern Leſern auch hier das Beiſpiel eines Militairs des 30jährigen Krieges vor, in welchem ſich auf ſchöne Weiſe eine ſchlichte, ſoldatiſche Gottesfurcht mit Bildung vereinigen. Calchum von Lohhauſen war 1584 im Herzogthum Berg geboren. Er hatte am zweibrückiſchen Hofe ſeine Jugend zugebracht und als Führer der Prinzen die Reiſe durch Frankreich gemacht. In den Dienſten von Joh. Georg von Brandenburg war er Generalfeldzeugmeiſter geweſen, ſpäter am däniſchen und ſchwediſchen Hofe angeſtellt, endlich mecklenburgiſcher Geheimer Kriegsrath und Commandant zu Roſtock. Hier ſtarb er 1640 allgemein geachtet, und auch die Univerſität fühlte ſich bewogen, ihm eine Parentation zu halten und ein Rektoralprogramm von dem damaligen Rektor Quiſtorp zu ſeinen Ehren drucken zu laſſen.

*) Baltiſche Studien. IV. H. 2.

Es wird ihm nachgerühmt, daß er des Lateinischen, Französischen, Italiänischen und Spanischen kundig gewesen. 1629 erhielt er von der fruchtbringenden Gesellschaft das Diplom als Mitglied. Weder von seinem äußern noch von seinem innern Leben haben die Programme mehreres zu sagen, nur daß Quistorp hervorhebt, wie man an jedem Morgen die Wachtmannschaft vor dem Commandanturgebäude auf den Knieen ihr Morgengebet halten sah und erst nach verrichtetem Gebete bezogen sie die Wälle. In den religiösen Charakter des Mannes lassen uns indeß seine Schriften einen wohlthuenden Einblick thun. In der Schlacht von Lutter war er in kaiserliche Gefangenschaft gerathen, in welcher er anderthalb Jahr verblieb. Wie er hier dazu gekommen, Schriftsteller zu werden, giebt er in der Vorrede zu seiner 1629 herausgegebenen Uebersetzung des Sallust so an: „Als, zu nützlicher Schleißung meiner in anderthalbjähriger Gefängniß hingebrachter Zeit ich mich zum Lesen begeben, mir unter andern Plinii secundi 37 Bücher von der Weltgeschichte fürkommen und davor angedruckt ein Sendbrief seines Schwesterſohnes Plinii Caecilii an den höchstberühmten Geschichtschreiber Tacitum und in demselben diese Worte gefunden: Equidem beatos puto, quibus munere deorum datum est, aut facere scribenda aut scribere legenda: beatissimos vero, quibus utrumque; das ist: fürwahr ich halte diejenigen, denen durch der Götter Geschenk entweder Schriftwürdiges zu thun oder Leswürdiges zu schreiben gegeben ist, für glückselig; denen aber beides, für die allerglückseligsten. Wodurch, weil das letzte wegen meiner Geringfügigkeit mir schwerlich zu erreichen, zum ersten auch in oberwähnt meinem Gefängniß nicht gelangen konnte, inmaßen der Degen am Nagel gehangen und also durch göttliche Verleihung und desselben zuthun etwas Denkwürdiges zu verrichten mir die Gelegenheit abgeschnitten, ich zum mittleren mich zu wenden, einen Federfechter abzugeben und in teutscher Mutterſprache etwas auf's Papier zu werfen, mich zu unterfangen veranlasset worden."

In großer Bescheidenheit spricht er von seinem Unternehmen als „von dem Werkstück eines Lehrknechtes, nicht den Hochgelehrten, sondern den Kriegsleuten zu Dienſten." Diese Uebersetzung, in welcher er sich als Mitglied der Fruchtbringenden des höchsten Purismus befleißigt: Melodie = Zusammenstimmung, Physiognomie = Gesichtsdeutung, Theologe = Gotteswortlehrer, hat er zunächst mit

Anmerkungen begleitet, dann auch mit fünf die Kriegskunst angehenden Discurſen, von denen der erſte zunächſt von der Gottesfurcht des Soldaten handelt. Hier beginnt er damit, ſich zu entſchuldigen, daß er etwas aus der Ordnung ſchreite, um mit der Gottesfurcht den Anfang zu machen, welches er thun müſſe, „da noch viel und leider allzuviel unter uns jetzigen Kriegsleuten, welche der Gottesfurcht wenig ſich befleißigen, dieſelbe auch faſt gering achten, mit Fürwenden, Geiſtlichen und Pfaffen ſtehe Beten und Kirchengehen, ihnen aber Fechten und Streiten an, gefunden werden.“ Mit der Gottesfurcht zu beginnen ſei der Kriegsmann verbunden, „da erſtens des allgewaltigen Gottes, den zu fürchten, zu ehren und zu lieben wir ſchuldiger als ſchuldig, fürnehmſter und in heiligen Schriften gebräuchlichſter Name, das iſt: ein Gott der Heerſchaaren oder Kriegsfürſt.“ Ferner, da auch die Geſchichte ſo vieler großer Helden der Schrift, wie Joſua, David, darthue, daß die Gottesfurcht zu allen Dingen gut, und die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens habe. Endlich werde doch auch durch heidniſche Exempel genugſam ausgeführt, daß auch die, welche nur dem Licht der Natur folgen, die Nothwendigkeit der Gottesfurcht aufrichtig anerkannt haben, wie es bei einem Salluſt heiße: Majores nostri religiosissimi delubra deorum pietate, domos gloria ornabant, auch habe er ſogar bei den Türken es wahrgenommen, wie dieſe die ganze Nacht, ihre Schildwachen munter zu erhalten, anders nichts rufen, als Allah ho, welches zu deutſch: Gott hilf, heiße. „Wenn nun dieſe, welche ohne Licht göttlicher Erkenntniß geweſen, ſich ihrer falſchen Götter Dienſt ſo hoch angelegen ſeyn laſſen, ſo muß der unfehlbare Schluß genommen werden, daß vielmehr uns Chriſten, denen der Allmächtige ſeinen Willen und Gebot in ſeinem Wort geoffenbaret und darin deutlich genug lehret, daß der Menſch mit allen den Seinigen in der Gewalt des Herrn, daß alles ſein Glückliches und Widerwärtiges in Gottes Hand, daß ihm kein Böſes weder vom Teufel, der Welt, geiſtlich oder leiblichen Feinden, ohne den Willen Gottes widerfahren, ja ohne denſelben kein Haar von ſeinem Haupte fallen könne, vielmehr gebühren und obliegen will, demſelben unſern Gott und ſeinem eignen Sohn ſammt dem heiligen Geiſt zu Ehren, mit Andacht und Inbrünſtigkeit ihm zu dienen, ihn von ganzem Herzen zu lieben und nicht, wie leider und nur gar zu viel unter theils leichtfertigen Kriegsleuten geſchiehet,

ſeinen Namen mit Wunden, Blut und Sakramenten zu läſtern „Fluchen und falſchem Schwören zu verunehren.“ „Weil ſchließt er recht ſoldatiſch, Gottſeligkeit mehr in Werken als W beſteht, Soldaten auch mit langen Reden nicht ged als ſoll dieſer Discurs hiermit geſchloſſen, jeder Soldat hohes niedriges Standes ermahnt ſeyn, Gott vor Augen zu haben mit König David ſich zu erinnern, daß der Herr ſeine Stärke Hülfe iſt, der ſein Haupt beſchirmt in Kriegszeit (Pſalm 140 daß Gott ſeine Hände lehre ſtreiten und ſeinen Arm einen eh Bogen ſpannen.“

Den Gegenſtand des zweiten Discurſes bilden Unterſuch über die rechtmäßigen Endurſachen des Krieges. Auch hier f er bündig und ſoldatiſch denen das Gewiſſen, welche die landl Rede führen: „Weß Brot ich eſſe, deß Lied ich ſinge; w heſten zahlen kann, deß bin ich.“ Er unterſcheidet den äußern den innern Krieg. Was den erſteren betrifft, ſo erklärt unſer R mann keinen andern für zuläſſig, als den „um der Religion u und wenn der bürgerliche Friede in äußerſter Gefahr.“ D müſſe nun jeder Feldherr und Oberſte danach forſchen, wa Krieges Urſach, und ob nicht etwas darin, das wider Gott, Kirche und Recht und Billigkeit laufe, ſo daß er mit gutem wiſſen nicht beiwohnen könne. „Was aber für Einrede fallen will, kann ich zuvor wohl abſehn, nämlich, daß nicht jeden der Verſtand ſolche Sachen alſo nachzuforſchen und dieſelb ergründen gegeben. Darauf antworte ich kürzlich dir, Spießb der du die Gnad und Wiſſenſchaft von Gott, ein Regimentfahn Fähnlein zu Roß oder zu Fuß zu führen und zu beleiten haſt, ſelbe gütige Herr werde auch ohne allen Zweifel dir ſo viel ſtand gegeben haben, daß du dasjenige, ſo wider ſein Gebot, und Billigkeit, inſonderheit ſeine Kirche, deine Religion und wiſſen läuft, wirſt erkennen und derhalben meiden können.“ A einer aber mit der Ausrede kommen, daß Recht und Unrech Krieges doch nur durch den Ausgang entſchieden werde, den Calchum, warum doch ſo viel Züge ins heilige Land mit Sch haben enden müſſen, und dagegen der Erbfeind, der Türke, ſo ſchönen Siegen ſei gekrönt worden? Das vielmehr ſei wahre Grund, warum auch wohl eine gerechte Sache unterl könne, daß Gott, wenn er über die Sünde menſchlichen Geſchl

nderheit die Undankbarkeit für sein geoffenbartes Wort und re Wohlthaten seine Strafe ergehen lassen wolle, er „weisen Rath wegnähme, und an deren Statt Vermessenheit, Feindesverachtung Dummkühnheit, damit er in seinem Wort dräuet, einreißen , daraus denn gemeiniglich Unvorsichtigkeit, Kleinmüthigkeit und ehrung herfließen, daraus andres nichts als Unheil erfolgen n." Das alles ist in so einfachem und biederm Tone ausgeführt e Schnörkel und Franzen, daß man nicht anders kann, als den nn liebgewinnen.

Ein andres Buch, wodurch er sich bekannt gemacht, fällt in e rostocker Zeit. Die italiänische Literatur wurde um jene Zeit der That mehr cultivirt als gegenwärtig die französische, und wie ele italiänische Werke sich in Deutschland verbreiteten, zeigt auch s nachfolgende Beispiel. Der seiner Zeit als politisch-historischer hriftsteller berühmte Marchese Malvezzi in Bologna hatte 1634 er dem Titel: „Il Davide perseguitato," politisch-religiöse trachtungen über die Geschichte Davids in den Büchern Samuelis usgegeben. Es ist ein Werk, worin sich seine psychologische obachtungen, politische Erfahrenheit und religiös-sittlicher Sinn aus- chen. Schon im J. 1639 hatte Calchum in Rostock eine Uebersetzung on drucken lassen. Sie muß sich sehr verbreitet haben, da der fasser einige Jahre später davon spricht, daß ein großes Verlangen h einer zweiten Ausgabe sich ausspreche. Eine solche Auflage ließ er s in Cöthen, dem Stammsitze der fruchtbringenden Gesellschaft, s neue in verbesserter Gestalt erscheinen. Auch in der Vorrede zu r Schrift giebt sich der Verfasser als warmer Freund des göttl- n Wortes zu erkennen. Er sagt uns, wie er vielmals geäußert e, daß es besser wäre, wenn keine andern Bücher existirten r der heiligen Schrift, Seneca und Epiktet. Die heilige Schrift — l er überzeugt ist, daß in ihr nicht nur der Weg zum ewigen n zu finden, sondern auch die reichste Belehrung über alle ischlichen Künste und Wissenschaften; Seneca und Epiktet — zur schämung derer, die sich Christen nennen, das Gnadenlicht des tlichen Wortes besitzen, und dennoch weder im Wissen, noch im ktischen Leben zum Heile gelangen. Da er nun gesehn, wie er italiänische Schriftsteller so treffliche Lehren für die rechte ensweisheit aus der heiligen Schrift genommen und so für seine ne Ueberzeugung einen stattlichen Beweis gegeben habe, so habe er

denſelben auch in deutſcher Sprache bekannt machen wollen. Et
20 Jahre ſpäter wurde daſſelbe Unternehmen — ein Unterricht in
Staatsweisheit aus der heiligen Schrift, in ähnlicher Weiſe
einem deutſchen Schriftſteller, von Reinkingk, ausgeführt (ſ. Re
kingk).

Quellen: Die angeführten, ziemlich inhaltloſen 2 roſtockiſ
Programme von Bodock und Quiſtorp in dem Roſtocker Et
von gelehrten Sachen, IV. S. 710. 746.

Theologen.

Paul (geb. 1562, geſt. 1633) und Johann Tarnov (geb. 1586, geſt. 1629), Profeſſoren der Theologie in Roſtock.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beſaß Roſtock in
und Chyträus einen der gediegenſten Schüler Melanchthons nach
ſt und Charakter. Zwar war derſelbe in der Sakramentslehre
nem Meiſter untreu geworden, hatte, wenn auch als Vertreter
r Mäßigung und Milde, zur Abfaſſung der Konkordienformel mit-
würkt: durch ſeine ganze kirchliche Thätigkeit zieht ſich aber deſſen-
geachtet der bibliſch-praktiſche Geiſt ſeines großen Lehrers. Eben
ſer Geiſt vererbt ſich auf die Mehrzahl der roſtocker Theologen
Anfange des 17. Jahrhunderts: Val. Schacht, Eilhard Lu-
nus, die beiden Tarnov u. a.

Paul Tarnov, geboren 1562, bezieht 1580 die Univerſität
ſtock und wird 1604 zum Nachfolger ſeines großen Lehrers Chy-
us erwählt. Er ſtirbt 1633. — Sein Neffe Joh. Tarnov,
oren 1586, widmet ſich unter der Leitung des Oheims von 1604
den theologiſchen Studien und begiebt ſich 1613 zur Vollendung
ſelben nach Straßburg und nach Baſel. Dort lehrte damals,
die erſte Größe unter den hebräiſchen Sprachkennern, Buxtorf
Aeltere und ſammelte — der Confeſſionsverſchiedenheit unge-
tet — ſelbſt einen Kreis lernbegieriger junger Theologen aus der
theriſchen Kirche um ſich: auch Joh. Tarnov genoß des täglichen
kehrs mit ihm. Nach ſeiner Rückkehr 1614 erhält er die exege-
he Profeſſur in Roſtock, würkt nun begeiſtert für die Bibelerklärung
s den Grundſprachen und ſtirbt 1629.

Oheim und Neffe zeigen ſich beide in allem, was wir von
nen wiſſen, als warme, freimüthige, von der beginnenden Aengſt-
lkeit der damaligen Theologie noch unbeirrte Vertreter des bibliſch-
aktiſchen Chriſtenthums. Dem Schriftſtudium nach den Grund-

ſprachen wieder aufzuhelfen, war eine Hauptaufgabe für beide. Den Commentar von Paul Tarnov zum Evangelium Johannes wird ſelbſt von einem rationaliſtiſchen Theologen*) das Lob ertheilt, daß derſelbe nicht mit Unrecht „unter die beſſeren Commentare zu dem Evangelium“ gezählt werde, und obwohl dieſer Commentar vorzugsweiſe nur die dogmatiſch-polemiſchen Fragen im Schulformalismus der Zeit behandelt, ſo zeugt er dennoch allerdings von dem Streben eindringender, ſelbſtſtändiger Sinnerklärung. Um die Sprach erklärung macht ſich beſonders der Neffe verdient. Nachdem er mit einem Commentar zum Joel 1618 ſeine auch für unſre Zeit noch lehrreiche Erklärung der kleinen Propheten begann, äußerte er ſich über ſeine Tendenz dabei in einem Briefe an Meisner 1619: „Ich beabſichtige einen Commentar zu den kleinen Propheten und erkläre dabei auch andre bibliſche Sprüche, um auf dieſe Weiſe wo möglich die theologiſche Jugend zum Worte Gottes und zur heiligen Schrift, welche gegenwärtig leider die meiſten bei ihrem theologiſchen Studium bei Seite liegen laſſen, zurückzuführen, da jetzt der größte Theil derſelben verkehrter Weiſe noch ohne die theses zu kennen und die Schrift geleſen zu haben, ſich nur mit Controverſen und homiletiſchen Uebungen abgiebt. Ich ſuche vor allem die Unſrigen im Wort Gottes nach dem richtigen Verſtand des Grundtextes zu befeſtigen: mögen andre, die mit höheren Gaben ausgerüſtet ſind, ſich damit abgeben, die Hereſiarchen zu widerlegen.“ Auch im Auslande erweckte dieſe ſeine Sprachgelehrſamkeit ihm Bewunderer und der um das Hebräiſche ſo verdiente Niederländer Sixtus Amama ſchreibt von ihm 1620: „Geprieſen ſei jener Ausleger der heiligen Schrift, die Sonne und das Auge ſeiner Akademie, deſſen hohen Werth die roſtockſche Univerſität und die evangeliſche Kirche nicht zu kennen ſcheint.“ Unter uns iſt ſein hohes Verdienst um altteſtamentliche Schrifterklärung auch von einem rationaliſtiſchen Geſchichtſchreiber der Exegeſe anerkannt worden.**)

Die philologiſch-tiefere Einſicht, noch mehr die Anfänge einer geſchichtlichen Auslegung, mußten hie und da zum Widerſpruch gegen die traditionelle Auslegung führen, und ſo hatte Tarnov keinen Anſtand genommen, in ſeinen exercitationes biblicae 1619 Erklä-

*) Wegſcheider, Einl. zu Joh. S. 332.

**) Meyer, Geſchichte der Schriftauslegung. III. S. 420.

rungen hoher kirchlicher Autoritäten, wie Luther, Chemnitz, Hunnius, zu bekämpfen. Er ſpricht ſelbſt in ſeinen Briefen an angeſehene Theologen die Beſorgniß aus, daß ihm dies werde verargt werden. Meisner bekennt, daß dieſe Beſorgniß nicht unbegründet ſei und wünſcht, daß die Namen unterdrückt wären, worauf Tarnov ihm erwidert, dieſes darum nicht gethan zu haben, weil es ihm als Furchtſamkeit ausgelegt werden möchte. Gerhard beruhigt ihn in ächt proteſtantiſchem Sinne: „Wenn wir gegen die Papiſten feſtſtehn wollen, daß der Sinn nach dem Urtext entſchieden werden muß, ſo darf niemand dein Unternehmen tadeln.. Nicht von Glaubensartikeln iſt hier die Rede, ſondern von den Auslegungen einzelner Ausſprüche, und daß die Kirche dem Lehrer eine gewiſſe Freiheit geſtattet und keinem ein Joch aufgelegt werden darf, kann kein Verſtändiger bezweifeln.“ Weniger leicht wurde aber die Sache von andern Autoritäten der ſächſiſchen Orthodoxie genommen. Auf einem 1621 unter dem Präſidium von Höe in Jena gehaltenen Convente von zwölf ſächſiſchen Theologen, welcher eine Art Diktatur in kirchlichen Dingen in Anſpruch nahm, war auch dieſes angebliche Vergehn des jüngern Tarnov zum Vortrage gebracht worden und ein Schreiben an die roſtocker Fakultät erlaſſen, worin auf Unterdrückung der getadelten großen Namen gedrungen, auch mit Beſchwerde bei der mecklenburgiſchen Regierung gedroht wird. Durch die Autorität ſeines Freundes, des ſächſiſchen Oberhofpredigers, hatte auch Gerhard ſich beſtimmen laſſen, ſeiner früher gethanen Aeußerung entgegen dies Schreiben zu unterzeichnen.

Nun fühlte ſich auch der ältere Tarnov veranlaßt, für ſeinen Neffen aufzutreten und das Wort zu nehmen. In einem Schreiben voll Freimuth wendet er ſich an die Mitglieder jenes Theologenconvents und hält ihnen folgendes vor: „Zuerſt glaube ich, daß bei allen einſichtsvollen und billigen Leſern jener Schrift kein Zweifel darüber ſeyn wird, daß darin kein einziger Glaubensartikel ausdrücklich verhandelt iſt und dem Angeklagten nach dieſer Seite hin kein Vorwurf gemacht werden wird. Als Beweis hiefür begnüge ich mich, darauf mich zu berufen, daß auch die Akten über dergleichen ſchweigen. Was aber das Uebrige zum Fundamente unſrer Religion nicht Gehörige betrifft, ſeien es Schlüſſe, ſeien es Auslegungen jenes einigen Princips, auf deſſen Grunde Theologen allein ſtreiten ſollen, ſo fürchte ich, daß wer den consensus mit Luther und den Uebrigen in

allen Stücken für nöthig erklärt, nicht im Stande seyn wird, die h. Schrift, nach welcher wir allzumal stückweise erkennen und stückweise weissagen, die Erfahrung aller Jahrhunderte, ja die ehrwürdigen Häupter unsrer Kirche selbst zu Gunsten seiner Meinung aufzuführen. Und wer zugleich mit meinem Neffen jenes dissensus schuldig gefunden wird, den wird auch das nicht entschuldigen, wenn er die Namen derer, von denen er mit gutem Grunde abweichen zu können meint, unausgedrückt läßt. Der dissensus besteht in der Meinung der Dissentirenden selbst, wobei die Person nichts austrägt. Ja, wenn aus dem Dissensus Gefahr entsteht, so wird diese größer bei Verschweigung als bei Nennung der Namen seyn. Ueberdies hat mein Neffe jene Namen in der neuen Ausgabe (welche Eurer Absicht nach, wie es heißt, verhindert worden ist — ob mit Recht oder mit Unrecht, darüber möchte ich Euch selbst hören) bereits alle getilgt. Sehr befremdend mußte dabei seyn, daß, während durch den Inhalt in der ersten Ausgabe keiner von Euch verletzt worden, ja vielmehr, wie zwei Briefe aus Eurer Mitte bezeugen können, das Werk gegen den Autor selbst sehr gerühmt wurde, jetzt die zweite Ausgabe getadelt wird und Eurem Verlangen nach mit aller Gewalt unterdrückt werden soll. Was nun allen gläubigen Auslegern in der Erforschung der Schrift und ihrer Uebersetzungen ohne Unterschied der Orte, Personen und Zeit erlaubt, ja unumgänglich nothwendig ist, warum das meinem Verwandten und uns, die wir an dieser Universität lehren, verboten seyn soll, bekenne ich aufrichtig nicht einzusehen. Denn daß hier von einem offendiculum juventutis die Rede sei, werden diejenigen nicht behaupten, welche zwischen einem Vorwand und einem Grunde einen Unterschied machen können. Eben diese werden auffordern zu untersuchen, ob, was man Aergerniß nennt, nur bei Einigen oder bei den Meisten stattgefunden; sollte das letztere der Fall seyn, so läge deutlich genug die Ursach in denen selbst, die Aergerniß genommen. Mögen diese, wenn dergleichen sind, die so heilsamen und unumgänglich nothwendigen Studien nach ihrem Vorurtheil und nicht nach dem Vorbilde Luthers und seiner ächten Schüler meistern wollen, zusehen, daß sie sich nicht gegen den Geber dieser guten Gabe und gegen die Kirche versündigen, welche sich bis jetzt dieses Mittels so fruchtbringend wie keines andern

edient hat. Doch ſei es genug, hierauf, da ich es mit verſtändigen Männern zu thun habe, nur hingedeutet zu haben. Wie aber die Weiſe der Anklage durch einen öffentlichen, mit vielen Siegeln bekräftigten Brief gegen einen Amtsgenoſſen, der von keinem der Ankläger vorher privatim brüderlich wegen ſeines Irrthums ermahnt worden, ſich rechtfertigen laſſe, möchte ich von Euch hören. Was endlich den Schlag betrifft, den Ihr uns von unſern Fürſten droht, ſo bürgt uns ihre Frömmigkeit, Weisheit und Billigkeit dafür, daß er mit Gottes Hülfe, in deſſen Händen die Herzen der Könige ſind, gegen den Schuldigen nicht werde geſchleudert werden, ſondern vielmehr gegen diejenigen, welche der Meinung ſind, daß ſo fromme und milde Herren, ohne den Gegentheil zu hören und die Beweiſe der Streitenden zu erwägen, etwas beſchließen, oder daß ſie dulden würden, daß der Würde ihrer Akademie ein Abbruch geſchähe, wie es der Fall ſeyn würde, wenn ſie ſolche als Ephoren dulden müßten, die ſie, wenn ſie nichts ſeyn wollten, als brüderliche Ermahner lieben könnte."

In einem bald darauf erlaſſenen Privatbriefe an Gerhard machte er ihm ſpeciell den Vorwurf, ſich privatim gegen ſeinen Neffen ganz anders geäußert zu haben. Die durch dieſe Verhandlungen gegen die roſtocker Fakultät erweckte Abneigung wurde etwa fünf Jahre ſpäter noch verſtärkt, als der Rahtmann'ſche Streit ausbrach. Die Erfahrung, welche Rahtmann, einer der drei um das praktiſche Chriſtenthum treu verdienten danziger Prediger (ſ. Dilger), von der Unfruchtbarkeit der bloß äußerlichen Bibelkenntniß gemacht, ließ ihn die gangbare Lehrweiſe verwerfen, daß der Schrift an ſich und übernatürlich nach Gottes ordinatio eine bekehrende Kraft einwohne: an ſich ſei die Schrift nur wie die Axt, welche der menſchlichen Hand bedarf zum Hauen, die lebendige Hand aber ſei der im Innern mit dem Worte würkende Geiſt. Die Frage nach der Art der bekehrenden Würkung war, wie ſpäter Spener es auch ausſprach, nicht eine Frage des religiöſen Intereſſes, ſondern nur der theologiſchen Schule. Eine dem Wort an ſich einwohnende Kraft würde auch Rahtmann nicht beſtritten haben, wäre dieſelbe den in den Buchſtaben gefaßten göttlichen Gedanken zugeſchrieben worden und nicht einer außerdem nebenher gehenden Kraft Gottes, wogegen andererſeits von orthodoxer Seite nicht in Abrede geſtellt wurde, daß

dieſe Gedanken nur würken, wo die vorbereitende Gnade voran gegangen und der heilige Geiſt zum Verſtändniſſe und zur Wirkſamkeit des Wortes mitwürke. Auch P. Tarnov ſah in dem Streit mehr eine Logomachie, während der zelotiſche, früher ſchon gegen Rahtmann als Anhänger Arndts eingenommene Corvinus die grau ſanfte Schwenkfeldiſche Irrlehre darin fand und von den ſächſiſchen Fakultäten, von Königsberg und Helmſtädt — wo indeß Calixt und Berkelmann die Unterſchriften verſagten — im Weſentlichen ihm beiſtimmende Gutachten erlangte. Noch vor Erlaſſung des jenaiſchen hatte P. Tarnov ſich herausgenommen, Gerhard vor einem Verdammungsurtheil des Mannes mit hinzugefügter Drohung zu warnen, daß er ihm widrigenfalls aus ſeinen eigenen Schriften zahlreiche Belege beibringen würde, ſich früher ähnlich geäußert zu haben — eine Dreiſtigkeit, welche von dem theologiſchen Choragen aufs übelſte empfunden wurde. Joh. Tarnov gab zu Gunſten des Angeklagten eine Disputation heraus. Rahtmann aber mit ſeinen Freunden, den Predigern Arndtiſcher Richtung, wandte ſich nach Roſtock mit dem Anſuchen an dortige Fakultät, in ſeiner Sache ein gerechtes Urtheil zu ſprechen. Unter dem 25. Sept. 1626 erfolgte dieſes Urtheil, welches — wahrſcheinlich aus P. Tarnovs Feder gefloſſen — zunächſt beklagt, daß ſelbſt Arndt in Danzig angefeindet werde, ſodann daß in dieſen Sachen ausländiſche Theologen, welchen bei beſter Meinung die Kenntniß der Lokalverhältniſſe fehle, zu Hülfe gerufen worden. „Im vorliegenden Falle ſei der Streit durch dieſe Conſultationen nur ärger geworden und die Gemüther der Laien, die ſich nicht leicht in ſolche ſubtile und für ſie nicht dienliche Fragen (davon ſie doch oftmals aus angebornem Fürwitz gern reden) ſchicken können, auch von den Propheten, dem Herrn Chriſto, allen Apoſteln und — der Zuhörer Seligkeit zu befördern — eifrigen lutheriſchen Lehrern gern verſchont geworden, nicht wenig irre gemachet und vom Laufe der Gottſeligkeit abgebracht würden, da ſie wider die Natur viel davon ſagten und disputirten, das ſie ſollten gebrauchen und praticiren, weil ja das ein unnützer Schmid ſei, der vom Hammer ſage und nicht damit das Eiſen könne zurechtſchlagen, und der ein unnützer Zimmermann, der von dem Beile was diſſertire, und nicht damit das Holz be-

haue." In der Sache ſelbſt wurde dem Rahtmann Recht gegeben, nur deſſen „unförmliche" Ausdrucksweiſe gemißbilligt.*)

Auch dem kirchlichen Verderben trat Paul Tarnov, da wo andre auch von den beſſer geſinnten Theologen nur in der Stille ſeufzten, mit Freimüthigkeit entgegen. Er hielt 1624 die berühmt gewordene Rektoratsrede: „von dem neuen Evangelium, der Urſach alles des Elends, welches gegenwärtig die chriſtliche Welt überfluthet,"**) mit dem Motto aus Jeſ. 3: „Mein Volk, deine Tröſter verführen dich und zerſtören den Weg, den du gehen ſollſt." Dieſe Verführung iſt die Predigt eines neuen Evangelii. Das alte Evangelium iſt das, welches „Erbarmung und Vergebung der Sünden durch den Glauben an Chriſtum" verheißt, das neue — durch Kirchengehn und Sakrament; dies, wie er ſpricht, die Pandora, aus der alles Verderben der Chriſtenheit kommt. — Eine Anzahl ſeiner Gutachten in kirchlichen Fragen finden ſich in Uebekenn's thesaurus consiliorum geſammelt; ſie treten in praktiſchen Fragen über Beichte, Abſolutionsverweigerung, Seelſorge immer auf die Seite der ſtrengeren kirchlichen Praxis. Auch in ſeiner Schrift de sacrosancto ministerio, in welcher er ſich nicht ſcheut, auch in der reformirten Praxis das Beifallswerthe anzuerkennen, erklärt er, „trotz der Gegenrede ſo vieler," die häusliche Seelſorge für ein weſentliches Stück der chriſtlichen Amtsführung.

Gern möchte man auch aus dem Privatleben dieſer zwei tüchtigen Theologen mehr wiſſen, allein die vorhandenen Nachrichten reichen nicht weiter und die Leichenprogramme beider Theologen, die uns vorgelegen, enthalten keine ſpeciellen Data.

Hauptquellen: Krey, Beiträge zur mecklenburgiſchen Kirchen- und Gelehrtengeſchichte 1818, I, 164. — Deſſ., Andenken an die roſtockiſchen Gelehrten 1816, S. 50. — Tholuck, wittenberger Theologen S. 153.

*) Engelhardt, der Rahtmannſche Streit in Riedners Zeitſchrift 1854.

**) In deutſcher Ueberſ. in der 2ten Hälfte des Jahrh., zum Spiegel vorgehalten von Heinr. Amersbach in Halberſtadt 1663.

II. Wolfgang Franz, Professor in Wittenberg.

(Geb. 1564, gest. 1628.)

Ist von der starren Orthodoxie des 17ten Jahrhunderts die Rede, so ist man gewöhnt, sich Wittenberg als den eigentlichen Heerd derselben zu denken. Doch nur von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, von der Zeit eines Calov, Quenstedt, Deutschmann, kann dies gelten. Bis in das dritte Decennium ist vielmehr Wittenberg der Sitz einer gemäßigteren, lebensvolleren und beziehungsweise friedliebenden Orthodoxie. Schon von der Fakultät in ihrer Composition am ersten Anfange des Jahrhunderts läßt sich sagen, daß sie aus Männern besteht, welche, trotz ihrer rührigen Polemik gegen den Calvinismus, wenigstens unter sich das Band des Friedens erhalten und gegen die praktischen Interessen der Kirche nicht gleichgültig sind: Hunnius, Hutter, Gesner, Dav. Runge. Von der Friedfertigkeit des letzteren legt sein College Gesner in der Leichenpredigt 1605 das schöne Zeugniß ab: „Insonderheit können wir der theologischen Fakultät Verwandte vor Gott bezeugen, daß wir an ihm einen treuen, aufrichtigen, frommen collegam gehabt, der mit uns nicht bloß collegialiter, was das öffentliche Amt betrifft, sondern auch recht fraterne und brüderlich umgegangen, indem er auch seine Privatsachen, darin etwas gelegen, mit uns communicirt, uns auch hinwiederum willigklich und vertraulich gehört hat.“ In viel höherem Grade gebührt aber der Fakultät jenes Lob in derjenigen Composition, in welcher sie uns ein Jahrzehnt später entgegentritt, wo außer Franz Männer dazu gehören wie Balduin, B. Meisner, Jak. Martini, Röber. In ihnen allen giebt sich selbst ein über die Schranken damaliger Christlichkeit hinausgehender Geist der Mäßigkeit, der Liebe und des praktischen Interesses für die Kirche zu erkennen.

Eine der ersten Stellen gebührt unter den Lebenszeugen unserer Periode dem Wittenberger W. Franz. Geboren 1564 zu Plauen bezieht er zuerst die Universität Frankfurt an der Oder, seit 1585 die Wittenberger. Hier wurde er 1598 Professor der Geschichte, 1605 Professor der Theologie und Probst an der Schloßkirche. Nur bis 1620 war ihm jedoch eine Wirksamkeit vergönnt. In diesem Jahre nämlich wurde er durch einen Schlagfluß seiner Sprache und des einen Auges beraubt und lebte in diesem gehemmten Daseyn noch bis zum Jahre 1628, wo ihn der Tod seiner Leiden entband. Die

wenigen Zeugniſſe die über ihn erhalten ſind, vereinigen ſich darin, ihn als einen Mann tiefer Frömmigkeit und großer Milde und Liebe zu ſchildern.

Aus dem Munde von Augenzeugen berichtet der fromme Spizel in dem Templum honoris reseratum S. 105: „Mit einem leidenſchaftloſen Gemüth behandelte er alle Controverſen, eifrig darauf bedacht, den Verdacht abzuwehren, als könne die orthodoxe Lehre nicht anders, als durch Schmähungen und bittere Worte vertheidigt werden. Die welche einſt mündlich mit ihm verkehrten, bezeugen, ein ſolches Streben nach Frieden und Eintracht in ihm gefunden zu haben, daß ungeſtüme Streitſucht mit ſeinem Weſen ganz unvereinbar geſchienen habe. Wie in den Schriften wider ſeine Gegner ſo bewährte er in den hitzigſten Disputationen eine Mäßigkeit, die Allen zum Vorbilde dienen kann. Bei aller dieſer Sanftmuth war er in ſeinen Handlungen ernſt und gemeſſen; er buhlte nicht um die Studentengunſt. Manche, denen er, als Jünglingen, durch ſeine Strenge läſtig geworden, fühlten ſich ihm als Männer deſto inniger verbunden.“ Einer dieſer ſeiner Schüler, der geiſteseifrige Mengering, ſpricht von ihm: „Vergegenwärtige ich mir dieſen Mann, ſo ſtellt ſich mir in ihm das Bild des treuſten und frömmſten Theologen vor Augen.“ Auch was ſein ſpäterer College und Leichenredner Paul Röber über ſeine Frömmigkeit ausſpricht, trägt nicht den Charakter der Phraſe: „Daß er ſonderlich in ſeinen praelectionibus und Predigten die Jugend und männiglich mit gewaltigem Geiſt zum wahren Chriſtenthum angemahnet und fürwahr jungen Studenten alſo das Herz gereget, daß ſie nicht viel Geld und Gut genommen, wider ihr Gewiſſen auch bei der beſten Gelegenheit zu ſündigen. Welche nachher auch andere, nachdem ſie zum Dienſt befördert angehalten und alſo ohne Zweifel viel tauſend Chriſten Herrn Doktor Franzii Stimm und Predigten durch ſeine discipulos gehört: iſt alles gleichermaßen vielen gutherzigen Leutten wohlbekannt. Und möchte ich wohl wünſchen, daß etliche Univerſitätsſchänder, welche fürgeben, man lehre die Jugend nur zanken und disputiren, nicht aber gottſelig leben: wenn ſie nur scientiam haben, möge conscientia, das Gewiſſen, bleiben was es wolle — wohl möchte ich wünſchen, ſage ich, daß ſolche unwiſſende Zeloten, die da läſtern das ſie nicht wiſſen, etliche Jahre hätten zu den Füßen dieſes Herrn Dr. Franzii ſitzen mögen, ſo würden ſie gehört, ob er nicht mit hohem gewaltigem Geiſte auf

die Erbauung des rechtſchaffnen Chriſtenthums, auf lebendige Frucht des Glaubens, auf ungefärbte Liebe und redliches Gewiſſen gedrungen habe, auch in Vieler Herzen ſolche Bewegung und Aenderung durch Gottes Gnaden angezündet, daß ſie ein rechtſchaffenes exemplariſches Chriſtenthum geführet und von niemand einer Unthat haben überführt werden können."

Franz iſt durch und durch ein Arndtiſcher Theologe. Während die Verehrung dieſes großen Mannes bei mehreren ſeiner Collegen doch nur mit einigem Rückhalt ausgeſprochen wird, nimmt Franz rückhaltslos das Wort für ihn. Als die danziger Prediger Dilger, Rahtmann, Blanck wegen ihrer Anhänglichkeit an Arndt von Corvinus angegriffen worden, bittet er Arndt eine Vertheidigungsſchrift aufzuſetzen*) und ſtellt ſich in einem Privatſchreiben von 1699 an Michael Blanck ganz auf die Seite dieſer frommen Männer**): „Eure Streitigkeiten haben uns ſehr betrübt. Unſere Fakultät hat, um dieſelben beizulegen, nach einſtimmigem Gutachten an Euer Miniſterium geſchrieben. Schärft, wie Ihr es bisher gethan, den Eifer für gute Werke Euren Zuhörern ein und laßt in dieſem Stücke gar nichts nach. Was Arndt betrifft, ſo könnt Ihr beiderſeitig ganz unterlaſſen, ihn zu erwähnen. Geſtern war Dr. Cramer bei uns, welcher vorher durch einen Brief zur Ruhe ermahnt hat. Ihr trefflichen Männer Dilger, Rahtmann, Blanck, thut, was die Langmuth und die brüderliche Liebe zur Eintracht von Euch fordert, was Ihr auch, wie ich aus Euren Briefen ſehe, thun werdet. Vielleicht wird auch Dr. Gerhard ſeinem ehrwürdigen Berufe nicht untreu werden, der bisher wie die Unſrigen in Arndt nichts unfrommes hat leſen können. Wir hoffen einen glücklichen Ausgang und ermahnen, den Arndt in Zukunft nicht mehr ſo zu verleumden, im Eifer guter Werke aber nicht nachzulaſſen. Walther hat ein langes scriptum an uns geſchickt, worin aber nichts Geſchendtes gegen Arndt vorkommt.***) Das wollen wir wenigſtens Euch in

*) Seine Briefe an Arndt finden ſich in der Apologetica Arndtiana 1706. S. 83 f.

**) Fortgeſetzte Sammlung von alten und neuen theologiſchen Sachen 1737. S. 540.

***) Ein danziger Prediger aus dem Anhange des Corvinus. In Folge der ungünſtigen Cenſur der Wittenberger unterblieb der Druck der Schrift.

Geheim mittheilen, den einzelnen unter Euch kann ich jetzt wegen vieler außerordentlicher Beschäftigungen nicht schreiben. Die Briefe Arndts könnt Ihr geheim halten bis zur Antwort Gerhards. Von ganzem Herzen bitte ich Gott, daß er recht bald Eure Wunden heile. Unser Herr Jesus Christus sei mit eurem Geiste!" Einstimmig erklärte sich auch die wittenberger Fakultät in ihrem Gutachten an die Danziger dahin, daß, „wenn auch Arndt einige besondere phrases, aus Tauler und der deutschen Theologie genommen, brauche, doch nicht geschlossen werden dürfe, daß er in realibus irre, sondern vielmehr sein Intent hoch zu loben sei, daß er die Leute so treulich zu einem besseren Leben aufmuntere." —

Ueberhaupt wäre es verkehrt, durch einzelne Schreier sich zu der Meinung verleiten zu lassen, als habe in dieser Periode, am Anfange des 17ten Jahrh., die äußere Gottesdienstlichkeit und die Predigt der Rechtfertigung aus dem Glauben die Predigt von den inneren und äußeren Früchten des Glaubens, von der nova obedientia, in dem Maße verdrängt, daß die letztere schon genug gewesen sei zur Verdächtigung. Es sind nicht bloß die hier aufgeführten Zeugen, sondern auch manche andere, aus denen das Gegentheil hervorgeht. Einer der gründlichsten Vertheidiger des Artikels von der Rechtfertigung war der leipziger allgemein geachtete Theologe Höppfner, ein Freund Meisners, Gerhards und Hše's, in dem trefflichen Werke de justificatione. Auch eine solche sächsische Kirchensäule nun wie Höppfner lehrt in einer Predigt über Jes. 1.: „Wer den innerlichen Gottesdienst (wahre Buße, rechten Glauben, wahrhafte Besserung des Lebens) nicht in Acht nimmt, dem hilft der äußerliche nicht, wenn er gleich täglich Predigt hört, alle Betstunden besucht, das heilige Sakrament zum öftern gebraucht, auch oft und viel betet, so hilft doch alles nicht, wenn nicht das Herz gebessert wird durch Buße, Glauben und Liebe." Desto weniger kann eine, bei Ausbruch der Synergistischen Streitigkeiten oft benutzte, energische Apostrophe von Franz in demselben Sinne befremden, wiewohl an Feuer und Nachdruck kein anderes Zeugniß der damaligen Universitätstheologen ihr gleichkommt.

Mit Arndtischem energischem Eifer tritt er nämlich gegen „gewisse" — wie er hier vorsichtig hinzusetzt — theils menschendienerische theils träge Diener des göttlichen Worts auf in einem Anhange zu der zehnten Disputation de bonis operibus in den Dispp. in Aug. conf. art. posteriores: „Hier müssen wir uns

an einige Diener der lutheriſchen Kirche wenden, durch deren Nachläſſigkeit und Unwiſſenheit alle übrigen Kirchendiener ſich nachſagen laſſen müſſen, daß ſie nicht genug die guten Werke treiben. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß es nicht wenige giebt, die ihres Amtes trefflich gewartet zu haben meinen, wenn ſie ihren Zuhörern nur den ſeligmachenden Glauben an das Verdienſt unſeres Herrn Jeſu Chriſti — wiewohl eigentlich nur den bloßen Wortlaut ohne alle Erklärung der wahren Natur des Glaubens — einprägen. Durch dieſe ihre Lehre werden nun viele epicuräiſch Geſinnte nur zum Lippendienſt gebracht, ſo daß viele, welche weder den Text des Vaterunſers noch das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß verſtehen, doch vom Glauben, vom Lippenglauben, ſo fertig ſprechen können, wie Paulus ſelbſt nicht wenn er gegenwärtig wäre, daher es auch ſolche unter den Zuhörern giebt, die, nachdem ſie das ganze Jahr über mit Hurerei, Diebſtahl und andern Sünden ſich befleckt, am Ende des Jahres Einen Tag auswählen um das Abendmahl zu genießen, und auch von dieſem Tage gehören nicht einmal alle Stunden Chriſto an, ſondern nur die wo ſie ihre Sünde heuchleriſcher Weiſe dem Geiſtlichen beichten und das Abendmahl nehmen. Ja aus jenen Predigten haben ſie ſich die Meinung gebildet, daß wenn ſie ſogar einen Mord um den andern begehen, ja wenn ſie ſelbſt im Augenblicke ſtürben und nur jenen Lippenglauben zu denken angefangen, daß ſie alles im Ueberfluß haben, was zu ihrem Heile nöthig iſt. Ihr treuen aufrichtigen und im Eifer Chriſti brennenden Diener des Worts, werdet ihr läugnen daß dies wahr geſprochen iſt? . . Man ſchärfe alſo den Spruch Jak. 2, 18. ein: „Zeige mir deinen Glauben aus deinen Werken.“ Man treibe das Wort des frommen Johann Huß: nisi opera videam extra, non credam fidem esse intra. Gute Seelenhirten ſollen dem Urtheil Hieronymus Wellers folgen in der ep. nuncupatoria an Albert Herzog von Mecklenburg: „Ich wünſche, daß die Prediger mehr Eifer bewähren, die Sicheren zu erinnern und zu ſtrafen, als die Betrübten zu tröſten. Denn immer gehört der größte Theil der Zuhörer zu den Sichern und Weltlichen, deren aber, die vom Gefühl der Sünde, des Zorns Gottes, den Schrecken der Hölle und des Todes gequält werden, iſt immer nur ein kleiner Haufe.“

In den engen, orthodox-chriſtlichen Freundeskreis der damaligen Standhalter, Gerhard, Meisner, Mentzer, Joh. Schröder

und andern gehört Franz nicht. Dieſe Männer ſprachen von ihm mit einer gewiſſen Fremdigkeit. Mentzer ermahnt ſeinen Freund Meisner (1618), den singularitates des Collegen Franz nicht zu viel nachzugeben, damit mehr Einſtimmigkeit in der Fakultät ſei. Wahrſcheinlich iſt er ihnen in mancher Hinſicht zu oft gerade hindurch gegangen, wo ſie vorſichtig limitirten, wie denn andererſeits ſeine Aeußerung über Gerhard in dem danziger Briefe zeigt, daß er den großen Theologen einer Inkonſequenz aus Menſchenfurcht nicht für unfähig hielt. —

Hauptquelle: Tholuck, Geiſt der Wittenberger Theologen 1852.

III. Johann Gerhard, Profeſſor in Jena.

(Geb. 1582, geſt. 1637.)

Non extitit illi par,
Sed nec postea, credo, futurus erit.

Höe von Hoenegg.

Der gelehrteſte unter den Theologen dieſer Periode und durch ſeine Demuth und Beſcheidenheit einer der liebenswürdigſten. Nicht ſo ſehr den Theologen haben wir hier zu ſchildern, als den Menſchen und Chriſten.

Gerhard, der Sohn einer Rathsfamilie aus dem reichsunmittelbaren Gebiete der Aebtiſſin von Quedlinburg, wurde geboren 1582. In ſeinem 15ten Jahre fällt er in eine ſchwere Krankheit mit geiſtlicher Anfechtung verbunden, worüber er in einem durch ſein ganzes Leben hindurch geführten Tagebuche Folgendes berichtet: „Im 15ten Jahre meines Alters gerieth ich in ſchwere Anfechtung und große Krankheit, als Schwindſucht, Waſſerſucht, redete ein ganzes Jahr mit Menſchen nicht mehr als ja und nein, ſchlief wenig, aß wenig, weinete immerdar, betete Nacht und Tag ohne Unterlaß: nach Ausgang des Jahres wurde ich durch Gottes Gnade erlöſet. Unter meinen geheimen Sachen wird man noch finden ein geſchrieben Betbüchlein, welches ich dazumal gemacht und mit Thränen wohl genetzet.“ In Randbemerkungen ſeines Exemplars der Pſalmen findet ſich bei dem ſechſten Pſalm: „Ich habe einſt eine ſolche Anfechtung erfahren, aber aus dem tiefen Abgrunde jener Anfechtung

hat mich mein Gott befreit: o Herr ich bin ewig dein Schuldner.“*) Wie in der katholiſchen Kirche, ſo kam es auch in der evangeliſchen vor, daß bei Errettung aus ſchwerer Drangſal, gleichſam zum Dankopfer, der theologiſche Beruf ergriffen wurde. In dieſer Krankheit ſtand Joh. Arndt, damals in Quedlinburg, ihm tröſtend zur Seite und wurde nun auch der geiſtliche Rathgeber, welcher ihm rieth, ſich dem theologiſchen Studium zu widmen: es war bei Arndt ſelbſt ein glücklich überſtandenes ſchweres Krankheitsleiden geweſen, welches ihn ſeine Neigung zur Medicin dem geiſtlichen Berufe hatte zum Opfer bringen laſſen. „Ich ehre und halte Arndt, ſo ſchreibt Gerhard 1615 in der Vorrede zu deſſen evangeliſcher Poſtille, nunmehr über die ſechszehn Jahre als meinen geiſtlichen Vater, ſintemal er anfangs zum studio theologico mir gerathen.“

Er bezog 1609 die Univerſität Wittenberg, wo er, nach Gewohnheit der Zeit, das erſte Jahr philoſophiſchen, hiſtoriſchen und naturwiſſenſchaftlichen Studien oblag und nur nebenbei einige theologiſche Vorleſungen frequentirte. Soweit gediehen wurde er jedoch von einem vornehmen Verwandten, dem ſächſiſchen Vicekanzler Rauchbar und andern Angehörigen bewogen, das theologiſche Studium mit dem mediciniſchen zu vertauſchen, welches, wie Arndt in einem Briefe an ihn bemerkt, auch propter impedimenta quaedam naturalia für ihn wünſchenswerth war. Als nach zweijährigem mediciniſchen Curſus der Vicekanzler ſtarb, fand ſich indeß Gerhard, wie er in ſeinem Tagebuche ſagt, von ſeinem Gewiſſen gedrängt, auf diejenige Laufbahn zurückzukehren, für welche er ſich anfangs ſeinem Gotte gewidmet. Schon in dieſer Nachgiebigkeit gegen den Wunſch der Seinigen, Widerſpruch mit ſeiner eignen Neigung, läßt ſich ein Charakter

*) Ueber das Zuſammenwürken phyſiſcher und geiſtiger Faktoren in ſolchen „Anfechtungszuſtänden“ urtheilt ſpäter Gerhard mit gewohnter Beſonnenheit und nach der durch ſeine mediciniſchen Studien gewonnenen Einſicht. Einem Arzte, welcher um ſein Gutachten fragt, ob bei geiſtlichen Anfechtungen leibliche Medicamente anzuwenden ſeien, antwortet er in einem Briefe von 1619: „Da Satan das Temperament eines Jeden kennt, ſo reizt er jeden nach ſeinen Temperamenten — den Melancholiſchen zur Verzweiflung, daher das Sprüchwort: caput melancholicum diaboli balneum. Wird die Seele von traurigen Gedanken geplagt, ſo entſtehen in den Lebensgeiſtern und Lebensſäften eine Verderbniß, jene überziehen die Seele mit einem gewiſſen Ruß, dieſe mit einem torpor, die Verdauung wird verkehrt, daher Unverdaulichkeiten, aus dieſen andere Uebel. Wie unſer Herr Arzt für Leib und Seele geweſen, Arzt des Leibes und der Seele, ſo ſollen auch wir es.“

bemerken, welcher in ſeinem ſpäteren Leben überall hervortritt — eine gelaſſene Acquieſcenz in fremden Willen als in eine höhere Fügung. Dieſe Eigenſchaft iſt bei Gerhard, obwohl ſicher mehr als Temperamentstugend, doch auch nicht bloß Frucht des chriſtlichen Geiſtes. Schon dem achtzehnjährigen Jünglinge ſchreibt Arndt 1601, daß er in ihm beſonders ſein ingenium placidum et modestum hochſchätze, und Gerhard geſteht in einem Briefe von 1625 an Meisner von ſich ſelbſt: „Unter Haß und Uebelwollen zu leben wird mir äußerſt ſchwer, da ich über alles Frieden und Ruhe liebe.“*) Freundlichkeit und Gemüthsruhe ſpricht ſich auch in ſeinen Portraits aus, deren die hamburger Stadtbibliothek in ihrer Sammlung von Kupferſtichen acht beſitzt. Daher zeigt ſich dieſe gelaſſene Acquieſcenz in Verhältniſſen, wo der chriſtliche Geiſt vielmehr feurigen Widerſtand gefordert haben würde. Er hätte nicht mit Paulus rufen können: „Wer iſt ſchwach und ich werde nicht ſchwach, wer wird geärgert und ich brenne nicht.“ Gerhard wird nur warm, wo andre brennen. Allein durch den Geiſt des Herrn verklärt, wie ſich übrigens dies ingenium placidum zeigt, drückt es dem ganzen Menſchen das wohlthuende Gepräge des Friedens und der Harmonie auf.

Nachdem der Entſchluß der Rückkehr zu den theologiſchen Studien gefaßt, begiebt ſich Gerhard 1603 nach Jena. Von theologiſchen Berathern hier verlaſſen, wendet er ſich an Arndt um Anweiſung zu den theologiſchen Studien. Dieſer Bitte wurde auch von Arndt gern Folge geleiſtet in einem uns noch erhaltnen belehrenden Antwortsſchreiben. Abermals wird Gerhard hier von einer ſchweren Krankheit heimgeſucht, in welcher er ſein Teſtament aufſetzt, welches bereits ein feſtes, zur Reife gediehenes Glaubensleben ausſpricht. Da ihm die damalige theologiſche Fakultät in Jena wenige Förderung für ſein Studium darbietet, verläßt er 1604 dieſe Univerſität wieder und begiebt ſich nach Marburg, wo damals unter Mentzer und Winkelmann der lutheriſche Lehrbegriff in ſeiner Strenge vorgetragen wurde. Innig gewinnt Mentzer den ebenſo beſcheidenen als Hoffnung erweckenden Jüngling lieb und zwiſchen Lehrer und Schüler knüpft ſich ein damals ſeltnes Band zärtlicher Zuneigung. „Von unſerm Mentzer, ſchreibt er 1615 an ſeinen Freund B. Meißner, habe ich ſchon lange

*) Mihi perquam adversum est, inter odia et simultates vivere, quum pacis et quietis sim amantissimus et studiosissimus.

nichts gehört, außer daß er von ſeiner Krankheit geneſen. Gott erhalte dieſes Licht und dieſe Säule der Kirche, welchem, wie ich gern bekenne, ich mehr verdanke als meinen Eltern." Mentzer hatte auch den jungen Mann auf einer Erholungsreiſe nach Tübingen, welche im März 1605 von ihm angetreten wurde, zum Reiſebegleiter erwählt und eine handſchriftliche Aufzeichnung Gerhards über dieſelbe iſt uns noch erhalten, von der wir eine Probe mittheilen.

„Den 15ten März trat ich mit Dr. B. Mentzer von Marburg aus eine Erholungsreiſe an, die uns am erſten Tage nach Gießen brachte, wo wir von dem Superintendenten Vietor mit einem ſtattlichen Mahle empfangen wurden, bei welchem auch der darmſtädtiſche Rath D. Gerlach gegenwärtig war. Am 16ten März kamen wir nach Friedberg, wo wir das kaiſerliche Lager beſichtigten und von da nach Butzbach, wo wir eine mit ſehr alten papiſtiſchen Büchern ausgeſtattete Bibliothek fanden und darunter auch in Handſchrift die Rhetorik von Gabriel Biel. Den 17ten trafen wir in dem ſtattlichen Frankfurt a/M. ein, wo wir nach Beſichtigung der Stadt, der Kirchen und auch der Synagoge einen leichten Wagen mietheten, am 18ten nach Darmſtadt, wo wir von dem ehrwürdigen Struppius empfangen wurden, uns die Burg anſahen, und wo ich insbeſondre mich des Wohlwollens dieſes Mannes und ſeines Sohnes des darmſtädtiſchen Geheimen Rathes zu erfreuen hatten. Struppius legte uns unter andern ein Album vor, worin die Handſchriften der berühmteſten Churfürſten und andrer berühmten Männer, wie Luther, Philippus, Eber, Bugenhagen. Am 19ten gelangten wir nach Heidelberg, wo wir das Schloß, den botaniſchen Garten und den Garten des Churfürſten beſuchten, in welchem ſich neben andern exotiſchen Pflanzen auch Citronen, der Granatbaum, die Aloë, der Feigenbaum u. ſ. w. fanden. In der Bibliothek wurden uns die officia Ciceronis, das erſte 1465 von Fauſt gedruckte Buch gezeigt, auch indiſche, arabiſche, ſyriſche, chaldäiſche, äthiopiſche und türkiſche Handſchriften, griechiſche Majuskelhandſchriften ohne Abſatz geſchrieben, die älteſten punktirten hebräiſchen Bibeln. Wir pflogen dort Unterhaltung mit dem (calviniſtiſchen) Theologen David Pareus, dem Geiſtlichen Joſeph Friſius, dem berühmten Philologen Janus Gruter u. ſ. w." — Noch in einem ſpäteren Briefe aus Heldburg 1614 giebt Gerhard von einem freundſchaftlichen Beſuche bei Mentzer in Marburg, als er ſich dort über die Annahme des Rufes nach Coburg Raths erholen wollte, Nachricht:

l und ehrenvoll haben wir auch von dir geſprochen. Du kennſt jene en Becher, welche Mentzer die Charitinnen nennt: aus dieſen die theologiſche Triga, Mentzer, Meisner und Schröder ihrem hard zugetrunken, woraus du abnehmen wirſt, wie ſehr wir beide als nach deiner und Schröders Gegenwart verlangt haben."

Nicht lange ſollte jedoch dies innige Verhältniß zu ſeinen marſchen Lehrern Beſtand haben. Kaum waren ſie von dieſer Reiſe gekehrt, als für Marburg jene Kataſtrophe eintrat, welche dieſe herſche Univerſität und Stadt zu einer reformirten machen t. Da ſich die lutheriſchen Profeſſoren dem nicht fügen konnten, ſo gte die Ueberſiedlung derſelben nach Gießen, und Gerhard, obwohl orgezogen hätte, die berühmteren theologiſchen Univerſitäten, wie ngen oder Roſtock, zu beſuchen, entſchloß ſich aus Pietät gegen Mutter, welche ihn in die Nähe zu haben begehrte, wieder nach t zurückzukehren. Kurz darauf erging jedoch von dem Herzog Coburg der dringende Ruf an ihn zur Superintendentur in burg und zur erſten Profeſſur an dem neuerrichteten akademi- Gymnaſium in Coburg. Wie wenig auch Gerhard zu dieſem tiſchen Amte Geneigtheit zeigte, ſo wurde doch von dem Herzog Berufung auf ſo determinirte Weiſe betrieben, daß er nachge- mußte. So trat denn im Jahre 1606 der 25jährige Jüngling, her vielmehr dürſtete, in der Stille ſeines Muſeums literariſcher igkeit und ſeiner eigenen theologiſchen Fortbildung zu leben, in praktiſches Amt von großer Arbeitslaſt ein. Zu den mühſeligen rintendenturgeſchäften kamen die kirchlichen Berathungen, zu n ihn faſt wöchentlich der Fürſt nach Coburg berief, die mehr- n Reiſen nach Cöln, Frankfurt, Dresden, auf denen er den Für- begleiten mußte — 1613 eine mehrmonatliche Generalviſitation des es, an deren Spitze er geſtellt wurde, endlich die Verpflichtung, ntlich nach Coburg zu reiſen, um dort den von der Geiſtlichkeit den Candidaten gehaltenen theologiſchen Disputationen zu prä- en. Je weniger er von Anfang an in dieſem Amte ſich in ſei- rechten Stellung fühlte, deſto drückender wurde es ihm mit je- Jahre. Schon ein Jahr nach Antritt dieſes Amts ſchreibt bt an ihn: „Die häufigen Predigten, mein Theuerſter, erſchöpfen , wozu ſo viel Predigten unter ſo wenig Zuhörern? O daß die und Kraft deines Geiſtes ſich ſo verzehren muß! Dieſe Unzahl Arbeiten giebt dir gerechte Urſache, den Abgang zu begehren.

Gott hat dich zu etwas Höherem bestimmt, als die Blüthe deiner Jahre unter Bauern zu verschwenden.“ Derselbe richtet ihn bei den Klagen über Verfolgungen, die er erleiden müsse, mit seinem eigenen Beispiele auf, und bei seinen wiederholt ausgesprochenen Sorgen über sein äußerliches Auskommen durch die Erinnerung an seine natürliche Neigung zur Melancholie. Und in der That scheint er nach Angabe der Aerzte komplicirten physischen Leiden ausgesetzt gewesen zu seyn. In einem Briefe von 1607 spricht Arndt daher auch vom Lebensüberdruß seines jungen Freundes und ermahnt ihn, dem Trübsinn zu steuern.

Aus den Jahren seines Aufenthalts in Heldburg ist noch eines merkwürdigen Conversionsgeschäfts zu erwähnen, welches ihm zufiel. Christina, die wißbegierige Tochter des hochgebildeten Landgrafen Moritz von Hessen, war, obwohl reformirter Confession, an Herzog Johann Ernst von Eisenach verheirathet. Als Gerhard auf Befehl seines Serenissimus auf dem Heldburger Schlosse vor ihr eine Predigt gehalten, war sie davon so angezogen worden, daß sie noch eine über die prädestinatianische Stelle Luc. 8, 10 von ihm begehrte, welches dann zu weitern Verhandlungen mit ihr führte, worüber sich in einem eigenen Fascikel Nachrichten auf der gothaischen Bibliothek aufbehalten finden. Neben seiner Bescheidenheit und Submission gegen hochgestellte Personen giebt sich in diesen Verhandlungen zugleich die Amtsgewissenhaftigkeit des Dieners der Kirche auf eine schöne Weise zu erkennen. Von jener Predigt berichtet Gerhard an den coburgischen Kanzler Scherer am 19ten September 1606: „Weil mir etwas zu Handen kommen, daraus ich meiner Einfalt nach, mich nicht finden kann, wie ich es angreife, daß ich recht handle, als bitte ich höchlich Ew. Magnificenz wolle dem Erbieten nach, welches vor diesem geschehen, mir mit Rath und Unterricht beispringen.“ Die Verlegenheit bestand nämlich darin. Nach gehaltener Predigt hatte die Fürstin eine fast dreistündige Disputation daran angeknüpft. Der Herzog drückte nun Gerhard sein Mißfallen darüber aus, mit dem Geschlecht, welches „in der Gemeinde zu schweigen“ angewiesen sei, sich auf Disputate eingelassen zu haben und untersagte alle weitere mündliche und schriftliche Verhandlungen mit der Prinzessin. Eine Zuschrift derselben mit ferneren Anfragen wurde zwar Gerhard anzunehmen erlaubt, doch nicht darauf zu antworten, und dies nun war es, was er seinem Beruf und Gewissen nicht gemäß erachtete: „Nun ist's an dem,

daß ich in meinem Gewiſſen nicht finden kann, wie es einmal vor Gott zu verantworten, daß ich auf dieſe Schrift meine Antwort nicht geben ſollte, und kann ich meiner Einfalt nach nicht begreifen, zu welchem Ende mein gnädiger Herr ſolches mir verboten. Es ſteht ja Gottes Befehl da, daß wir ſollen Rechenſchaft geben einem jeden, der unſeres Glaubens Grund begehret, und was will es doch für ein Anſehn gewinnen bei der frommen und gelehrten Fürſtin, wenn ich meiner Zuſage nicht nachkomme, wenn ich ſie in vorgelegten, zweifelhaften Punkten nicht unterrichte, et ut verbo dicam, si meo silentio testatum faciam, me fugere lucem.“ Wie es ſcheint, ſo geſtattete der Herzog noch die Beantwortung dieſer Schrift der Prinzeſſin, aber mit dem Verlangen, hiemit gänzlich abzubrechen. Dennoch ſetzte ſich der Verkehr im Geheimen fort, indem das Amtsgewiſſen bei dem theuren Manne in dieſem Falle den ſonſtigen Reſpekt gegen ſeine Principalität überwog. In einem Briefe vom 20. Oktober 1606 äußert er ſich: „Obwohl ausdrückliches Verbot geſchehn, überdies ferner nichts weder ſchriftlich, weder mündlich hierinnen vorzunehmen, jedoch erkenne ich mich ſchuldig, ohne Anſehn einiger Gefahr oder Ungnad', ja auch mit Verzeihung meines Lebens vor jedermann, zuförderſt vor hohen Perſonen, denen die Erfahrung der Wahrheit ein Ernſt, zu bekennen was ich im Herzen für wahr und göttliches Wort gemäß erachte und iſt ferner der allgemeinen chriſtlichen Kirche, ja einem jeden Chriſten freizuſtellen, nach der Richtſchnur göttliches Worts daſſelbe zu urtheilen. Zweifle aber auch nicht, E. F. G. werde geſchehener gnädiger Vertröſtung nach dieſes und was ich künftig überſchicken möchte, beibehalten und dieſen und meine folgenden Briefe verbrennen. Denn da es ſeyn kann, will ich gern zugleich Gottes und meines gnädigen Fürſten und Herrn, auch meinen Stand, darin mich Gott geſetzt, erhalten.“ —

Wie ſehr auch Gerhard ſchon in Heldburg, wo er doch eine ganze Anzahl gelehrter Arbeiten zu vollenden im Stande geweſen, über die Arbeitslaſt geſeufzt hatte, ſo wurde ſie doch noch größer, als ihm um 1615 von ſeinem Herzoge das Amt des coburgiſchen Generalſuperintendenten trotz alles Widerſtrebens aufgenöthiget wurde. Ein ganzes Jahr lang hatte Gerhard Gegenvorſtellungen gemacht. Seine marburger Gönner, die Profeſſoren Mentzer und Winkelmann, hatten bei dem Herzog Interceſſion gethan theils mit Hinweis auf die großen Dienſte, welche von dieſem Manne in einer

akademiſchen Thätigkeit ſich erwarten ließen, theils auf ſeine ſchwache Geſundheit. Alles vergebens. Abermals mußte er unter das auferlegte Joch ſich beugen. Nach Beendigung der großen Generalviſitation, welche die kirchlichen Gebrechen aufgedeckt hatte, machte ſich Gerhard in dieſem Amte beſonders verdient durch die Ausarbeitung der coburgiſchen Kirchenordnung, welche ſich an die churfürſtlich ſächſiſche anlehnt, wie ſpäter die Erneſtiniſchen Verordnungen auf dieſelbe zurückgehn.

An Gelegenheit, das Ziel ſeiner Wünſche, nämlich die akademiſche Würkſamkeit zu erlangen, hatte es während dieſer Zeit nicht gefehlt. Als nicht lange nach ſeiner Anſtellung in Heldburg der jenaiſche Profeſſor Piscator ihn aufforderte, ſchriftlich der Fakultät ſeinen Wunſch zu offenbaren, damit ſie zur Erfüllung deſſelben das Nöthige thun könnte, hatte Gerhard's Beſcheidenheit dies abgelehnt, weil er den Wegen der Vorſehung nicht in den Weg treten wollte. Als jedoch in Jena 1611 zwei Profeſſoren der Theologie auf einmal mit Tode abgingen, erfolgte ein eigentlicher Antrag an ihn, auf welchen er ſofort die Zuſtimmung erklärt mit dem Beifügen, nur die unterſte der drei Stellen annehmen zu wollen. Der Herzog verweigert indeß ſeine Zuſtimmung, ebenſo als zwei Jahr ſpäter 1613 von dem Churfürſten das Anſuchen an den Herzog ergeht, zu einer wittenberger Stelle Gerhard zu entlaſſen. Im Jahre 1615 wird auf's neue eine jenaer Stelle vakant und es erfolgt vom Churfürſten, als dem damaligen Vormunde der altenburger Nutritoren, ein noch dringenderes Anſuchen, Gerhard zu entlaſſen. Abermals weigert ſich der Herzog, indem er die Unentbehrlichkeit dieſes Mannes für ſein Land geltend macht, und wie es nicht recht ſei, den Einen Altar zu berauben, um einen andern zu bekleiden. Endlich, endlich dringen die Vorſtellungen des Churfürſten, mit Gerhards Bitten vereint, dennoch durch, indem dieſer letztere zu bedenken giebt, wie viel er in Jena zum Beſten der coburgiſchen Stipendiaten zu würken vermöge, und wie ja auch von dort aus eine Berathung der coburgiſchen Kirche möglich ſei. Nun erhält er als coburgiſcher Kirchenrath unter der Bedingung ſeine Entlaſſung, ſich ſo oft in Coburg einzuſtellen, als irgend eine Berathung der dortigen Kirche es erheiſchen werde. — Bei allen dieſen ſchweren Geduldsproben durch die rückſichtsloſe Zähigkeit ſeines Fürſten — dennoch, auch in den Briefen gegen die vertrauteren Freunde, nicht die leiſeſte bittere Aeußerung

gegen seinen Herrn und die geduldige Ergebung in die Resultate der Verhandlungen! Ja von ihm selbst wird hervorgehoben, daß die Nähe der katholischen würzburger Lande allerdings auch dem Herzoge die Pflicht auferlege, für eine ernste und tüchtige Verwaltung des obersten kirchlichen Amtes Sorge zu tragen. Auch in der späteren Zeit beim Rückblick auf diese Periode gegen seinen Herzog nur Gefühle der Dankbarkeit. Im Jahre 1633 starb derselbe und Gerhard schreibt bei dieser Veranlassung an Keßler: „Ich habe mich entschlossen, unserm Durchlauchtigsten Herzog die Parentation zu thun, und konnte dies, ohne mich der Undankbarkeit schuldig zu machen, nicht unterlassen. Zwar erkenne ich, wie wenig ich fähig bin, einen solchen Helden nach Gebühr zu preisen, dennoch wollte ich lieber unberedt als undankbar erscheinen."

Im Mai 1616 erfolgt seine Einführung in Jena. Hier erst findet er sich in seiner Heimath. Nicht nur, daß er sich erst auf dem Katheder an seiner rechten Stelle weiß: auch die Gesinnung, mit der ihm hier entgegengekommen wird, ist eine ganz andere, als die in Coburg. An den vorher erwähnten Keßler schreibt er 1631: „Es ist mir allein um das öffentliche Wohl zu thun, wie ich denn mit Rücksicht darauf von dem hohen Bischofsstuhl auf das Schulkatheder herabgestiegen bin. Und auch jetzt noch gereut mich dieses Entschlusses nicht. Den reichlichsten Segen Gottes und ganz besondere Liebe von den Menschen habe ich an diesem Orte erfahren, während ich in Coburg unter Neid, Nachrede und Verstellung frühzeitig hätte altern müssen. Was sage ich altern? — vor der bestimmten Zeit mein Leben endigen! Wie außer der Kirche kein Heil ist, so kein wahres Leben außerhalb der Akademie." Den Pflichten seines akademischen Lehramts widmet er sich nach allen Seiten desselben mit der unbedingtesten Hingabe — als Rektor, als Dekan, als Präses der Disputationen, als akademischer Lehrer: er liest mehr als alle seine Collegen, als Hausfreund der Studirenden: er hat so viele Kostgänger, daß sie semesterlang auf einen Tisch in seinem Hause warten, er besucht die Erkrankten, um ihnen Trost und Arzenei zu bringen. Und bei dem Gewicht seiner Persönlichkeit gehen die Ansprüche an ihn noch um vieles hierüber hinaus. Er wird zu sechs großen, theologischen Conventen gezogen, wird von den Fürsten zu Gesandtschaften gebraucht, vom Churfürsten von Sachsen, vom Landgrafen von Hessen in politischen Fragen zu

Rathe gezogen, hat unzählige Gutachten auszustellen, Correspondenz zu führen mit Reichsfürsten und -Fürstinnen in äußern und innern Angelegenheiten. Die Menge der äußerlichen Geschäfte wird ihm auch zuweilen fast unerträglich. Vom 24. November 1623 schreibt er an seinen Freund Meisner: „Der Tod meines einzigen leiblichen Bruders, des schwarzburgischen Kanzlers, hat meine Kräfte nicht wenig gelähmt. Ich unterwerfe mich indeß ehrfurchtsvoll dem göttlichen Willen, und hole meinen Trost aus den Quellen Israels, vorzüglich aus dem Artikel von der Auferstehung. Zuweilen überfällt mich noch der Ueberdruß an einem längeren Leben, welcher verstärkt wird durch die gefährlichen und traurigen Zeiten, für die wir aufbehalten sind. Doch müssen wir auch dies der Leitung und dem Willen unsres Gottes unterwerfen. Ich werde jetzt von der Last des Rektorats bedrückt, welches mir kaum so viel Zeit von Geschäften frei läßt, als ich derselben für das Gebet bedarf. Meine Studien liegen für jetzt begraben, doch hoffe ich, innerhalb dreier Monate von dieser Last befreit zu werden, um den Musen — fast möchte ich sagen der Frömmigkeit — mich wieder widmen zu können. Die Sitten der Menschen sind gar zu verderbt, so daß wir schon deshalb, so viel uns nur möglich in Predigten und Schriften auf die Frömmigkeit dringen müssen. Daß ihr das mit so viel Erfolg thut, dafür gebührt euch der wärmste Dank der Kirche.“ Es ist ein liebliches Friedensbild, welches mitten unter den Stürmen des Kriegs die damalige jenaische Fakultät, — ein Blüthezustand, welchen die Universität darstellt. Die trias Johannea pflegte man die in Liebe eng verbundenen drei jenaischen Professoren, Johannes Major, Johannes Gerhard, Johannes Himmel zu nennen. Der Primarius Major, bereits altersschwach, eigensinnig und auf sein Primariat eifersüchtig, wurde mit kindlicher Pietät von Gerhard geschont und geliebt; der Gehalt des dritten jenaischen Professors Himmel war geringer als der Gerhards, welcher die zweite Professur inne hatte: Gerhard theilte mit ihm seinen Gehalt, und als dem dritten Professor später ein Legat zufiel, theilte dieser es wiederum mit seinem älteren Collegen. Von der Akademie schreibt Gerhard in mehreren Briefen: „Floret academia nostra, sicut rosa in spinis.“ Im Jahre 1626 giebt er die Zahl der Studirenden auf 7—800 an. Keine der vielen auswärtigen Berufungen, deren sein Biograph 24 aufzählt, worunter auch eine nach Sorö in Däne-

mark und eine nach Upsala, vermochte ihn daher von seinem geliebten Jena abwendig zu machen.

Durch welche unsterbliche wissenschaftliche Werke der große Theologe der Kirche gedient hat, ist dieses Ortes nicht ausführlicher zu erwähnen. Die vornehmsten derselben sind seine loci theologici und seine confessio catholica, von denen das erstere die umfassendste, gelehrteste und einsichtigste Dogmatik der Zeit, das letztere die höchst lehrreiche Nachweisung der Zeugnisse für die Artikel des evangelischen Glaubens unter den Schriftstellern der römischen Kirche. Bei dem unglaublichen Umfange seiner Gelehrsamkeit und bei allem Scharfsinn, welchen diese seine gelehrten Werke bezeugen, verliert sich der Verfasser doch niemals in logischen Formalismus. Sie tragen überwiegend nur das biblische Gepräge und jeder größere Abschnitt seines dogmatischen Werkes schließt mit frommen Nutzanwendungen. — Er hat aber auch durch praktisch-asketische Schriften der Kirche gedient. Vor allem durch jenes jugendliche Erbauungsbüchlein, auf welches er in den angeführten Testamentsworten Bezug nimmt. Es sind Betrachtungen, zur eignen Erbauung niedergeschrieben: meditationes sacrae 1606. Noch war die evangelische Kirche, wenn auch an Predigten und Postillen reich, doch arm an eignen Erbauungsbüchern — das erste Buch von Arndts wahrem Christenthum war eben erst erschienen. Noch immer wurde daher die Erbauung aus den asketischen Schriften eines Augustin, Bernhard, Tauler, auch Thomas a Kempis geschöpft. Auch Gerhard verdankt diesen Lichtern der Kirche Sinn und Ton, zum Theil auch den Inhalt seiner meditationes. Die Sprache ist fließend, zart und innig, wie in jenen Vorgängern, man hört die Liebesklänge eines Jesu dulcis memoria und ähnlicher mittelalterlicher Andachtsstimmen darin hindurchklingen; man vgl. z. B. die Betrachtungen über die Leiden Jesu als Motiv der Buße, die über den Namen Jesu u. a. Einen ganz verschiedenen Charakter hievon trägt die 1622 von ihm erschienene schola pietatis. Er erklärt selbst, daß sie die Bestimmung haben solle, demselben Zwecke, wie Arndt's wahres Christenthum zu dienen, nur in strenger bemessenen Lehrformen. So tritt denn nun aber auch hier an die Stelle der warmen Herzenssprache des Christen die didaktisch-reflektirende des Theologen und der logische Formalismus sammt der lateinischen und griechischen Terminologie: während die meditationes nebst ihren Uebersetzungen bis in die neueste Zeit

unzählbare Auflagen erlebt, erlebte die schola pietatis nur sieben. Diesem und Jenem gewährte sie indeß auch schon zur Zeit ihrer Herausgabe Erbauung. Ein Adliger, von Rottleben, schreibt damals an Gerhard: „Diese schola ist hoch zu rühmen und Ew. Ehrwürden tausendmal immerwährender Dank zu sagen wegen dem darinnen überaus schönen methodum; mein gnädiger Herr Graf Anton Heinrich von Schwarzburg hat dieselbe dermaßen commendiret, daß er betheuerte, es wäre ihm sein Leben lang kein dergleichen beweglich Buch vorgekommen." Dasselbe günstige Urtheil wurde von Herzog Wilhelm von Weimar über das Buch gefällt. Der allgemeinen Erbauung hat Gerhard überdies durch seine Beiträge zum Ernestinischen Bibelwerke, dessen Oberleitung ihm übertragen war, durch seine Erklärung der Genesis, des Daniel und der Apokalypse gedient. — Er äußerte einigemal die Absicht, eine Schrift über den Verfall der Frömmigkeit zu schreiben, doch ist er dazu nicht gekommen. „Mein Gesundheitszustand, schreibt er 1622 an Schmid, ist jetzt ziemlich leidend, da ich an einem trocknen Husten und Kopfschmerz leide. Ich fühle, daß meine Kräfte mehr und mehr abnehmen und die Zustände der Mattigkeit öfter eintreten, daher ich jetzt mehr an praktischen Uebungen als an theoretischen Arbeiten Gefallen finde und mich allmählich auf ein seliges Ende vorbereite. Ich habe einen deutschen Traktat unter Händen „über den fast gänzlichen Verfall der Frömmigkeit," aber theils durch öffentliche Arbeiten, theils durch die häufigen Abspannungen werde ich verhindert, ihn zu vollenden."

Zu Gerhard blicken die evangelischer Gesinnten als zu ihrem geistlichen Horte auf, der übrigen theologischen Welt gilt er als Orakel. Nicht zu viel sagen seine Leichenredner: „Sein Haus war wie ein Orakel, wo über jede Dunkelheit Belehrung geholt werden konnte. Kaum gab es in der deutsch-evangelischen Kirche eine Akademie, oder in irgend einer deutschen Stadt eine Kirche, welche nicht begehrt hätte, von dem Lichte dieser Saalakademie erleuchtet zu werden." Zwar klagt auch er darüber, von den Vorwürfen des Weigelianismus und Rosenkreuzerianismus nicht verschont zu bleiben — selbst wegen seiner schola pietatis: „Ich muß wegen dieser schola mich Weigelianer und Rosenkreuzer schelten lassen, ich, der ich so sehr als irgend einer gegen diese Irrthümer gekämpft habe. Zum Beweise führen sie an, daß die Weigelianer, Rosenkreuzer und

Irndtianer (denn auch dieſe Sekte haben ſie erfunden) Freude daran haben, ſie zu leſen.“ Doch verſtummen ſolche Verdächtigungen im Fortſchritt der Zeit. Mit allzugroßer Aengſtlichkeit geht ein Bemühen dahin, von dieſer Seite auch jeden Schatten des Verdachtes von ſich abzuwenden. Jedes nur etwas freiere Wort über Fürſten, kirchliche Behörden und Verordnungen, auch über Freunde und Collegen, vermeidet er in ſeinem Briefwechſel — er wiſſe, wie er ſagt, daß er von Spüraugen umgeben ſei. Als er, wiewohl mit äußerſter Schonung in einem Briefe an Meisner einen Tadel gegen ſeinen älteren Collegen Major ausgeſprochen hat, bittet er den Brief zu verbrennen, was indeſſen nicht geſchehen. Mehrmals äußert er: „unter vier Augen mehr!“ Nur Einmal tritt er gegen einen Fürſten, und zwar gegen ſeinen eignen Herzog Wilhelm etwas ſtärker auf: „Der weimarſche Fürſt, ſchreibt er 1635, hat zwar den prager Frieden angenommen, will aber dennoch zum großen Verderben der Unterthanen noch drei Regimenter Soldaten unterhalten. Ich kann in dieſem Fürſten mich nicht genug verwundern, ja nicht genug verabſcheuen ſeine erotopolemomanian, ſein Beſeſſenſeyn von der Kriegsluſt, indeß dergleichen kann beklagt, aber nicht abgeändert werden!“ Ueber den ungeiſtlichen Sinn der Fürſten und Vornehmen läßt er ſich in den uns vorliegenden Briefen nur an zwei Stellen vernehmen: „Hätte man, ſchreibt er an Keßler 1630, über die Anwendung des Kirchengutes die Theologen um Rath gefragt und ihnen auch gefolgt, ſo wären ſie beſſer angewendet worden. Jetzt werden die Fürſten für ihre ſchlechte Anwendung büßen müſſen. Die Univerſitäten hätten dotirt werden müſſen, während jetzt ihre Lehrer hungern müſſen und wohl vier Jahre lang keinen Gehalt bekommen. Noch ſoll man strenue laboriren, die Zurückhaltung dieſer Güter zu vertheidigen!“ Und nachdem er von einem der leipziger Theologenconvente zurückgekommen, äußert er ſich gegen denſelben Freund mit Zurückhaltung: „In vielen Vornehmen vermiſſe ich den Ernſt der Frömmigkeit und den Eifer für die Religion, worüber ich lieber mündlich als brieflich mit dir mich beſprechen möchte.“ Sein früherer Landesherr Fürſt Caſimir ſcheint ein freies Wort von Seiten der Geiſtlichen nicht ungern vernommen zu haben, wenigſtens berichtet Gerhard den Ausſpruch von ihm: „Wenn Ihr nicht ſtraft, was zu ſtrafen iſt, wird Gott Euch ſtrafen.“ Dennoch, wo Gerhard in

ſeiner Leichenrede auf den Fürſten deſſen Schwächen berührt, wie fährt er mit der Sammtbürſte darüber hin! „Quid, heißt es, si princeps noster paululum plus adbibit! Hilaritatis hos fuit poculum, quo curas ex administratione reipublicae collectas, dissipavit. Quid si ad iram fuit pronior? Ingenuae animae est.“

In einigen Fällen bringt er der furchtſamen Bedächtigkeit ſelbſt die Freundestreue und Conſequenz des Charakters zum Opfer. Er bleibt zu Arndt in einem ehrerbietigen Verhältniß und ſchreibt demſelben noch 1620, ein Jahr vor deſſen Tode: „Trotz der Angriffe, die du erfährſt, geht deinen heiligen Arbeiten ihr Lob und Lohn nicht ab, über welche alle Guten jubeln und dieſelben zur Ehre Gottes und zum Ausbau des innern Menſchen dankbar anwenden.“ Noch in den Vorreden zu deſſen Poſtille und Pſalmen, wie auch in mehreren Stellen der loci thut er ſeiner ehrfurchtsvoll Erwähnung, und erklärt ſich 1624 in einem Briefe gegen J. Schmid gegen die Oſiander'ſche Schmähſchrift: „Fromme Gelehrte mißbilligen dieſelbe. Wie viele Mängel tragen wir an Kirchenvätern und leſen ſie ohne Anſtoß, warum ſollen wir dieſelbe Milde nicht auch gegen Arndt erzeigen, da deſſen Orthodoxie aus ſeinen feierlichen Proteſten bekannt iſt? Bei ſolchen Schriften muß der Zweck in's Auge gefaßt werden, nicht genaue Disputationen zu geben, ſondern ernſte Exhortationen zur Frömmigkeit.“ Nachdem jedoch Arndt geſtorben und die Angriffe auf ihn ſich gemehrt, weigert er — als Herzog Chriſtian von Braunſchweig der jenaiſchen Fakultät die lateiniſche Ausgabe des ganzen Werkes „vom wahren Chriſtenthum“ vorlegt — als Mitglied der jenaiſchen Fakultät dem dritten Buche die Approbation, und äußert ſich in dem bekannten Briefe an Hunnius von demſelben Jahre keineswegs über ſeinen „geiſtlichen Vater“ mit der ſchuldigen Pietät und Wärme. Ebenſo zieht er das freie Wort, welches er gegen Joh. Tarnov zu Gunſten einer unabhängigen Schriftauslegung ausgeſprochen, wieder zurück, als Höe und andre Eifrer die Freiheit, welche ſich der Mann genommen, bedenklich finden (ſ. Joh. Tarnov). Ueber die Exceſſe des Studentenlebens hatte Gerhard ſich ſelbſt in einer Rektoratsrede ausſprechen müſſen. Als aber Meyfart mit ſeiner derben Anklageſchrift dagegen auftritt, ſcheut er ſich nicht, ſelbſt eine Geiſtesſtörung bei demſelben anzunehmen (ſ. Meyfart)! Mehrfach erklärt er ſich über die Noth-

wendigkeit ſtrenger Kirchenzucht, billigt, was V. Andreä und Saubert dafür thun. Als aber der letztere ihn „bei dem Blute Chriſti beſchwört, ihn in dieſem Kampfe nicht allein zu laſſen, da man, was er ſelbſt geſchrieben, lauter Abſurditäten nenne," geht er darauf nicht ein.

Wie hoch ihn daher auch die Gläubigen halten, zu den rechten, muthigen Lebenszeugen rechnen ſie ihn nicht. Andreä preiſt ſich glücklich, ſeit dem Jahre 1628 mit Gerhard in Briefwechſel gekommen zu ſeyn und deſſen Billigung für ſeine disciplinariſchen Beſtrebungen erhalten zu haben; aber wo er die Hauptzeugen der Zeit aufführt, iſt Gerhard nicht darunter. In ſeiner Schrift domus Augustana (II. ep. 263), giebt er als das Kriterium der rechten Zeugen die Verfolgung und das Kreuz an, und nachdem er dieſes ſchon an dem verſtorbenen Saubert nachgewieſen, fügt er noch folgende Geiſtesgenoſſen deſſelben hinzu: 1) Joh. Arndt, dieſe Poſaune unſres Jahrhunderts, welche die Welt von leeren Worten zu ernſten Thaten rief, der erſt nach ſeinem Tode zur gebührenden Anerkennung gekommen; 2) Matth. Meyfart, dieſer ſtrenge Cenſor des akademiſchen Schmutzes, der wie Aktäon von ſeinen Hunden angebellt worden; 3) Sigismund Evenius, der dem Schulweſen die Larve abzog und von Schmerzensgram über ſeine vergebliche Arbeit hingerafft wurde; 4) Chriſtoph Leibnitz, ein andrer Herkules in Reinigung des väterlichen Augiasſtalles, nach härteſtem Widerſtande endlich ſieggekrönt; 5) noch iſt Joh. Schmid übrig, der ſtarke aber unter ſeiner Laſt ſchwitzende Kämpfer, dem zuerſt ſeine Amtsgenoſſen entgegenſtehn, eines ſchlechten Glaubens und eines loſen Lebens ſich bewußt, dann die Vornehmen, welche den chriſtlichen Zügel nicht vertragen können, dann der ſchlechtberathne große Haufe, der bis jetzt mehr an das evangelium vocale als morale gewöhnt war. Ebenſo Saubert — wie hoch er auch Gerhard ſtellt, ſpricht er doch in einem Briefe an Schmid 1635 aus: „Bisher ſind vier Männer geweſen, auf deren Erhaltung, wie meine Zuhörer und meine Familie weiß, meine Gebete ſich beſonders gerichtet haben: Schleupner, Meyfart, du ſelbſt und V. Andreä." — Es war auch noch ein Umſtand, an welchem mancher treue Mann, vorzüglich in Süddeutſchland, damals Anſtoß nahm — die unbedingte Parteinahme Gerhards für die kaiſerlichen Waffen und für den von ſeinem verdächtigen Freunde Höe bewürkten prager

Frieden. Es war im Grunde ein edler Sinn, ein Pietäts- und Loyalitätsgefühl gegen das angeſtammte kaiſerliche Oberhaupt, aus welchem bei den niederdeutſchen Lutheranern dieſe Stellung hervorging (ſ. Georg von Heſſen). Aber hatte nicht — wie Luther, Bugenhagen, Balduin — auch Gerhard in Betreff des ſchmalkaldiſchen Krieges den Grundſatz vertheidigt, daß — zwar nicht den mere subditis, aber doch den Reichsfürſten das Recht zukomme, auch gegen den Kaiſer die Religionsfreiheit ihrer Völker mit den Waffen zu ſchirmen?*) Schmerzlich iſt es jedenfalls, ihn ſogar nicht ohne Schadenfreude und Bitterkeit von der Niederlage der Calviniſten in Böhmen ſprechen zu hören: „Die Niederlage der Calviniſten, ſchreibt er 1620, wird viele von der Gemeinſchaft mit dieſen Häretikern abziehn, denn das iſt dieſer calviniſtiſche Geiſt, im Unglück feig und im Glück übermüthig zu ſeyn!“ Auch fühlt Gerhard ſelbſt den peinlichen Widerſpruch, in welchen die lutheriſchen Proteſtanten durch jene Stellung verſetzt werden, obwohl er ſich darüber zu beruhigen wußte: in einem Briefe an Meisner von 1620 äußert er ſich: „Es iſt freilich zu bedauern, daß wir mit unſern Waffen die Religion derjenigen zu vertheidigen genöthigt ſind, die wir in unſern Schriften bekämpfen, aber in dieſe Difficultäten haben uns auf der einen Seite die Jeſuiten, auf der andern die Calviniſten (?) getrieben, daß wir nun nicht wiſſen, wohin wir uns wenden ſollen.“

Was von ſeiner Frömmigkeit einer ſeiner Lobredner ausſagt: „Frömmigkeit durchdrang jede Faſer ſeines Herzens,“ mag wohl mit Recht geſagt werden. In dem Briefe vom Mai 1608, worin Arndt ihm die folgenden 3 Bücher des wahren Chriſtenthums zum Geſchenk macht und ihm den Plan des Werkes darlegt, ertheilt er ihm das Zeugniß: „Außer dir habe ich ja niemand, der hierin mit mir gleichgeſinnt und ſich um die Erneuerung des neuen Menſchen rechtſchaffen bekümmere.“ Als einen von denjenigen Theologen betrachtet ihn dieſer ſein väterlicher Freund, welcher namentlich die Kreuzesſchule als weſentliches Mittel der Erneuerung kennen gelernt, in welchem Sinne er beim Tode der Gattin 1611 einen vortrefflichen Troſtbrief an ihn erläßt, aus dem wir die Worte ausheben: „Dich aber, mein lieber theurer Sohn, zieht Gott zu ſich durch den feſten Faden des

*) Dedekenn, Thesaurus consiliorum T. II. 1761. 2. A. sect. XII.

ızes, wie aus einem Labyrinth; folge dem der dich führt und du
t nicht irre gehn. Für den Himmel hat Gott deinen Geiſt und
e Liebe beſtimmt. Er beneidet der Welt deine Liebe, um ſie
ganz rein zu erhalten. So groß iſt die Herrlichkeit des Kreuzes,
Gott gar nicht will, daß irgend einer ſeiner Freunde ohne
uz ſei. Unwürdig ſind dieſer Herrlichkeit, die ihr Herz nur an das
iſche hängen. Niemand gefällt Gott mehr, als wer den Willen
tes in ſich nicht nur geduldig vollbracht werden läſſet, ſondern
auch wünſcht. Je näher wir der Gleichförmigkeit des Bildes
Sohnes Gottes treten, deſto werther ſind wir Gott und den
jeln. Alle wahren Gaben Gottes ſind unreif und unſchmackhaft,
n ſie nicht mit dem Kreuze zu uns herabſteigen. Wenn du mit
en Gaben die Kirche willſt weiden, ſo gieb zu, daß ſie durch das
er des Kreuzes gekocht werden, damit ſie den rechten Wohlgeſchmack
alten. Die Trübſale werden daher immer nach dem beſten Rath-
uß Gottes aus überſchwenglicher Liebe zu uns geſandt, damit
Früchte unſres Amtes verſüßt werden. Ein keuchender Hirſch
kt begieriger und ſüßer aus dem lebendigen Waſſer und wird
der erquickt. Endlich, zeige mir Einen auf dieſem ganzen Schau-
ß der Welt, dem das heilige Kreuz zum Verderben und Schaden
eſen wäre!“

So iſt denn nun auch, wie dies ſich uns ſchon bisher bewährt
, unerſchütterliches Vertrauen in die göttliche Vor-
ung und die daraus folgende Ergebung in alle ihre Verhäng-
e der Zug in Gerhards Frömmigkeit, worin ſie ſich am vereh-
swürdigſten zeigt. Auf die ernſteſten Proben wurde dieſe Ergebung
ch die Kriegsdrangſale geſtellt. Wegen ſeiner bekannt gewordenen
twürkung zum prager Frieden wurde von den Schweden — wie
ch Herzog Ernſt ihm warnend Anzeige davon macht — ſeine Freiheit
d ſein Leben bedroht. Bei einer dreimaligen Plünderung verliert
den größten Theil ſeiner Habe. Ungeachtet ſein Gehalt in der
eiten Profeſſur nicht mehr als 350 Gulden beträgt, war er dennoch
ch ſeine Schriften, durch Geſchenke der Fürſten, durch Honorare
d Koſtgeld der Studirenden ein reicher Mann geworden. Er hat
bſt berechnet, daß er außer ſeinem Landſitze Roßla in 16 Jah-
n ein Vermögen von 4372 Thalern, dazu 68 vergoldete und
rſilberte Becher, 17 Ringe und 3 Ketten erworben. Zuerſt
n wird von den Schweden ſein Landgut in Brand geſteckt —

wie er in seinem Tagebuch bemerkt, gerade an dem Tage, wo er das letzte Kapitel Hiobs für die Ernestinische Bibel revidirt hatte: seinen Verlust schlägt er hier auf 5000 Gulden an. Bei der Plünderung von Jena durch die Kaiserlichen werden ihm seine Kleinodien geraubt — ein Verlust, den er auf 5000 Dukaten anschlägt. Eine dritte Plünderung betraf den Viehstand seines Gutes. Er trägt dies alles mit Gleichmuth als göttliche Schickung und schreibt seinem Glassius 1637, nachdem er seine Verluste ihm berichtet: „Ich trage aber dies alles geduldig und spreche mit Hiob: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Der Herr wird doch für mich und die Meinigen fürsorgen, so lange ihm gefällt, mein Leben zu erhalten. Wie es mir scheint, ist das Ziel nicht fern." Kurz vor seinem Ende äußert er gegen Major, daß Gott ihm noch mehr als das Verlorene wiedergeschenkt. — Unter seinen Tugenden nimmt auch, wie bemerkt, eine vorzügliche Stelle seine Anspruchslosigkeit und Demuth ein: „Wer bin ich, ruft er an einem Orte aus, daß ich mit Männern wie Höe und Meisner mich vergleichen könnte!" Seinem ehemaligen Lehrer in der Physik Mehlführer übersendet er 1613 von Coburg aus den dritten Band seiner loci mit den Worten: „Niemals wird mir jene väterliche Unterweisung in den philosophischen Studien aus dem Sinne kommen, deren ich mich einst sammt andern in der wittenberger Universität erfreuen durfte. Vermöchte ich doch eine reifere Frucht jenes ausgestreuten Samens dir darzubringen! Da ich mich indeß auf andre Weise nicht dankbar erzeigen kann, so höre ich wenigstens nicht auf, mit frommen Gebeten den göttlichen Segen auf dich herabzurufen, und will dir als Zeichen meiner Verehrung den dritten Band meiner loci überreichen." So bei allen andern Gelegenheiten.

Auch seine Wohlthätigkeit wird gerühmt. Wir wollen nicht verschweigen, daß sich hier ein peinlicher Verdacht regen könnte. Wer wird es für möglich halten, daß der mit der Ausarbeitung der umfassendsten gelehrten Werke beschäftigte und dabei von Amtsgeschäften fast erdrückte Mann über jeden Hasen und jeden Schinken, jedes Schock Krebse und jede Citrone ebenso wie über alle von den Fürsten ihm verehrten Pretiosen ein eignes Buch hält! ja daß er eigenhändig seine Küchenrechnungen schreibt: „Für 2 Mandel Eier 7 ggr., Sonnabends für Fische 8 ggr.,

der Milchfrau 10 ggr.“*) u. ſ. w. Fürſten und Städte leihen bei ihm auf Zinſen Geld: Graf Heinrich der Jüngere von Gera, die Grafen von Schwarzburg, die Räthe von Neuſtadt an der Orla, von Plauen. Ja er macht merkantile Geſchäfte! Der Rath zu Weimar ſchreibt ihm: „Wenn der Herr Magnifikus den Eimer Firnen-Wein, davon uns unlängſt Koſtwein überſchickt, pro 5¼ fl. dem Rath gönnen wollen, ſollte derſelbe förderlichſt abgeholt, und ſobald er ausgeſchenkt, ehrlich bezahlt werden.“ Gerhard ſchreibt den Ueberſchlag darunter: „Das Gebot iſt geweſen 4 Rthl. 18 ggr., darauf bieten ſie 5 fl. 5 ggr. 3 pf. — iſt der Abſchlag 3 fl. 3 pf.“**) — Sehr auffällig erſcheint auch das Verhalten in Geldſachen im Verkehr mit einem ſo nahen Freunde wie Keßler. Der Churfürſt hat demſelben durch Vermittelung Gerhards für eine von ihm verfaßte polemiſche Schrift eine verſiegelte Rolle als Remuneration geſchickt. Gerhard wünſcht ſie zu öffnen, wofür er den Grund angiebt: um zu ſehen, *ob es ein würdiges Honorar ſei.* Er thut dieſes in Gegenwart eines Notars und Zeugen und hält es überdies noch für nöthig, dem Freunde die Verſicherung zu geben: „*ich rufe über Gott zum Zeugen an, daß ich dieſe Dukaten bloß angeſehn und keinen davon berührt habe!*“

Und bei alledem kann Gerhard nicht der geldgierige Pfennigklauber geweſen ſeyn, als welchen dieſe Züge ihn erſcheinen laſſen! „Er beſuchte die Kranken, berichten ſeine Leichenredner, tröſtete ſie, brachte ihnen Arzenei und unterſtützte ſie mit Kleidung und Almoſen.“ Durch ihn kam in Jena eine ſtädtiſche Armenpflege zu Stande. Zu ſeinem Collegen Major äußert er: „Ehe ich den Armen nicht geben wollte, wollte ich lieber alles verkaufen,“ und gegen Dilherr: „Lieber wollte ich meine Weinberge, Gärten und Aecker verkaufen, als einen Armen hart anlaſſen oder unbegabt von dannen ſchicken.“ Dilherr, ſein nachmaliger College, erzählt: „Als ich mich 1636 in die Stromerſchen Gärten wegen der Peſt zurückgezogen hatte, ließ ſich Gerhard aus der Apotheke den Brief (einen Erlaubnißſchein?) geben, beſuchte und tröſtete mich und bereitete mir ſelbſt ein Pulver, welches ihm als Antidoton gegen die Peſt gegeben worden, beſchenkte mich überdies

*) Ueber das erſtere ſ. Fiſcher vita S. 157. Eine ſolche Rechnung findet ſich bei den Briefen an Meisner.

**) Cod. ms. Goth. 600 Epp. Ernesti Pii.

mit einem Dukaten und ſandte mir Speiſe.“ Bei dem Ableben ſeines Freundes Meisner erläßt er an die Wittwe ein allerdings ſehr ruhig gehaltenes und doch gewiß wohlgemeintes Condolenzſchreiben, worin es unter anderm heißt: „An meinem wenigen Ort wollte ich mich ſelig achten, wenn mir einige Gelegenheit an die Hand ſollte gegeben werden, im Werk zu beweiſen, wie große und vertrauliche Freundſchaft zwiſchen uns eine geraume Zeit gepflogen.“ Als der Superintendent und der Amtmann des fränkiſchen Ortes Königsberg ſich an ihn wenden, antwortete er ihnen (1635): „Ich trage mit euch ein herzliches, chriſtliches Mitleiden wegen bewußter Beſchaffenheit des jetzigen betrübten Zuſtandes und bitte, daß das kaiſerliche Volk das Frankenland eheſten Tages quittiren möge. Die Verſetzung eines Stückes Geldes betreffend, iſt zwar an dem, daß die Beſoldungen zurückbleiben, daß ich den aus dem Fürſtenthum Coburg und Eiſenach allhier verſtrenden Studioſis allbereit ein Ehrliches geliehn, daß ich wegen der einquartierten Soldaten alle 10 Tage 10 Gulden geben muß, auch weil ein Pferd von den Soldaten mir abgenommen und die andern beiden geſtorben, jetzo drei Pferde kaufen muß, von den Gütern nichts zu nehmen und von verliehenem Gelde nichts zu erlangen: jedoch, weil die chriſtliche Liebe und mein Gewiſſen mich erinnert, in ſolchen Fällen auch nach äußerſtem Vermögen dem Nächſten auszuhelfen, als will ich entweder mit vergüldetem Geſchirr, oder gedoppelten, gekrümmten Dukaten (welche zum letzten Nothpfennig und auf befahrende Flucht bis anhero aufgehoben worden) dem Gotteskaſten zu Königsberg vor meine Wenigkeit zu Statten kommen und ſo viel zuſammenſuchen, daß es auf 100 Thaler kommen ſoll.“ Nimmt man nun noch jene Ergebung bei den Verluſten, die wiederholte Verzichtung auf beſſer ſalarirte Stellungen hinzu: kann jene Pfennigdrückerei etwas anderes geweſen ſeyn, als eine pedantiſch ſkrupulöſe Sparſamkeit, die ſpart, um nach Umſtänden auch mittheilen zu können? Der zuletzt erwähnte anſtößige Zug will freilich hierauf ſich nicht zurückführen laſſen.

Seine unermeßliche, aufreibende Thätigkeit hatte die ohnehin ſchwache Körperkraft ſchon früh untergraben. Schon im J. 1620 ſchreibt er an Höe: „Schon bin ich 39 Jahr alt, in welchem Alter in dieſer altersſchwachen Weltperiode die Kräfte ſchon abzunehmen anfangen, vorzüglich bei ſolchen, welche ihr ganzes früheres Leben in anhaltenden, anſtrengenden Arbeiten zugebracht.“ Mit Todesgedanken

g er ſich überhaupt umher und verfaßte ſchon 1611 ein Hand-
hlein zum Troſte in den Anfechtungen des Todes. Am 11. Mai
17 wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen, am 15. Auguſt
er ſeine Collegen Major und Himmel zu ſich und nahm in tief
eglichem Gebete Abſchied von ihnen. Er befahl ſeine noch un-
ndigen Kinder Gott, der — wie es ihm gefiele — ſie reich werden
en möchte oder arm, hoch oder niedrig, der auch die Herzen edler
nſchen rühren würde, ſich derſelben anzunehmen. Nachdem er
nn die aufrichtige Einigkeit gerühmt, welche 20 Jahre hindurch
dem collegialiſchen Bande geherrſcht, ermahnte er, dieſelbe auch
) ſeinem Tode zu erhalten. Hierauf betheuert er, in ſeinem ſein
en lang vertheidigten Bekenntniſſe zu beharren, mit Verwerfung
Irrthümer der Papiſten wie der Calviniſten und aller andern
lehrer. Nachdem er ſeinen zu Thränen bewegten Collegen die
nd gereicht, genoß er das heilige Abendmahl. Zwei Tage lag
noch faſt ſprachlos, darauf entſchlief er ſanft in ſeinem Herrn
dem Ausruf: „Komm, komm Herr, komm! Amen!“ am
. Auguſt 1637.

Hauptquellen: Rudolph Fiſcher: Vita Johannis Ger-
rdi 1723. — Der Artikel Gerhard in Herzogs Encyclopädie.
Tholuck, Wittenberger Theologen. S. 143.

Johann Quiſtorp der Aeltere, Profeſſor der Theologie in Roſtock.

(Geb. 1584, geſt. 1648.)

Der erſte eines alten gelehrten Geſchlechts, welches ſeinem
terlande 200 Jahre hindurch in allen Fakultäten berühmte
änner geſchenkt hat. Joh. Quiſtorp wurde 1584 in Roſtock
boren. Nachdem er am Anfange des Jahrhunderts drei Jahre
: Univerſität Frankfurt beſucht, ſetzte er nach dem Tode ſeines
ters ſeit 1604 ſeine Studien in Roſtock fort, begab ſich zwei
hre lang mit einem jungen Lübecker auf Reiſen und erhielt bei
ner Rückkehr 1614 eine theologiſche Profeſſur, 1616 das Amt
s Archidiakonus, 1644 die Anſtellung als Paſtor und Superinten-
nt. Er ſtarb 1648.

Die ſchöne praktiſch-chriſtliche Geſinnung der Tarnove ſetzt ſich in dieſem roſtockiſchen Theologen fort. Entſchieden im Bekenntniſſe erſcheint Quiſtorp zugleich mild im Verhalten gegen die Irrenden, praktiſch in der Predigt, ſittlich ſtreng gegen das Laſter, männlich in der Vertretung der akademiſchen Rechte, eifrig beſorgt für die Erziehung der Jugend, unermüdlich in ſeiner amtlichen Thätigkeit. Als die aus Holſtein vertriebenen Anabaptiſten ſich nach Mecklenburg flüchten, giebt Quiſtorp ein Gutachten über ihre Behandlung ab, welches ſeiner Beſonnenheit wie ſeinem Herzen Ehre macht. Er unterſcheidet verſchiedene Klaſſen von Irrenden, darunter „ſolche, welche in der Lehre irren, aber durch ihr Leben niemand Anſtoß geben" und ſolche, „welche in der Lehre irren, aber ganz überzeugt ſind, das Rechte zu haben, entweder weil es ihnen ſo durch Erziehung oder durch Umgang mit irrigen Menſchen eingeprägt worden." „In Anſehung dieſer beiden Klaſſen, fährt er fort, ſcheide ich mich erſtens von denen, welche die Ketzer mit Feuer und Schwert vertilgen wollen, zweitens von denen, welche die Abweichenden durch Drohungen und Schmähungen zu dem bringen wollen, was ſie ſelbſt für wahr halten, drittens auch von denen, welche ſie aus dem Lande ſtoßen wollen." Auch er giebt zwar als endliche Entſcheidung die: die abſolut Hartnäckigen der Obrigkeit zu übergeben — doch nur nach allen möglichen Verſuchen, durch Ueberzeugung und Milde ſie zu gewinnen. „Man ſoll nur aus dem Wort Gottes mit ihnen handeln und, wenn ſie das zweite und dritte Mal ſich nicht überzeugen, rufe man ſie zum vierten Mal — der Tag hat zwölf Stunden."

Mit ausgeſuchter Härte war damals von dem lübecker und hamburger Miniſterium ein frommer und redlicher Prediger Raſelius behandelt worden, dem außer der Beſchuldigung, mit Weigelianern Umgang gehabt zu haben, nichts zur Laſt gelegt werden konnte, als mehrere nicht genug bemeſſene Ausdrücke in einer gegen die Sittenloſigkeit und Gottloſigkeit der Zeit verfaßten Schrift „die Bußpoſaune." Er war excommunicirt worden (1641) und konnte auch durch ein in den flehentlichſten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben an ſeine geiſtlichen Inquiſitoren deren Herz nicht erweichen. Da bewegt Quiſtorp die Fakultät zu einer Verwendung zum Erbarmen mit dem „alten armen, hülfloſen Manne." Quiſtorp hatte eine beſondre Zuneigung zu Calov von deſſen Studienzeit her in Roſtock gefaßt, ſo

daß auch sein Bemühen dahin gegangen war, ihm eine rostocker Professur auszuwürken, nichtsdestoweniger bleibt er selbst nach dem thorner Religionsgespräch noch in einem freundlichen Verhältnisse zu Calixt, wie seine zwei Schreiben an denselben vom Juni und August 1646 zeigen. — Selbst gegen den als Kryptokatholiken oder Neutralisten angesehenen Grotius erweist sich die Humanität des Mannes. Auf der Rückreise von Stockholm nach seinem Gesandtschaftsposten in Paris war derselbe 1645 durch Schiffbruch an die unwirthbare Küste von Kassuben verschlagen und auf elendem Gefährt nach Rostock gebracht worden. Hier läßt er den Vertreter lutherischer Orthodoxie als Beichtvater an sein Sterbebette rufen. Dieser theilt uns selbst in einem Briefe an den Mecklenburger Taddel in Amsterdam den Inhalt des letzten Gesprächs mit: „Ich drückte ihm aus, wie es mich gefreut haben würde, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, ihn als Gesunden zu begrüßen. Er antwortete: Ita deo visum fuit. Ich äußerte den Wunsch, daß Gott auf sein reumüthiges Gebet sich seiner erbarmen möge. Er antwortete: Ego sum ille publicanus. Ich hielt ihm vor, daß außer Christo kein Heil. Seine Antwort lautete: In solo Christo spes mea reposita est. Ich sprach ihm das deutsche Lied vor: „Herr Jesu Christ, wahrer Mensch und Gott." Mit gefalteten Händen und leiser Stimme wiederholte er es. Ich fragte ihn, ob er mich verstanden hätte: er bejahte es."

Daß er auch nach außen hin als ein Theologe milderer Gesinnung bekannt gewesen, wird man daraus schließen müssen, daß neben Calixt auch er vom Churfürsten von Brandenburg die Aufforderung erhielt, dem thorner Religionsgespräch beizuwohnen. Zwar schlug er diese Aufforderung mit Berufung auf sein vorgerücktes Alter und die Weite des Weges aus — wie man meint: aus tiefer liegenden Gründen. Es mag seyn, daß er den Absichten des Churfürsten nicht entsprechen und mit Calixt nicht Hand in Hand gehen zu können fürchtete. Seinen Sohn hatte er zwar dorthin gehen lassen, doch nur als Begleiter von Calov. Indeß blieb doch Quistorp, wie erwähnt, auch nach dem Gespräch noch in freundlichem Verhältnisse zu Calixt.

Sein energischer Charakter drückt sich schon in dem lakonischen Tone seines Briefstyles aus. Einen berühmt gewordenen praktischen Beleg für seine Energie giebt er während der Okkupation Rostocks

durch die kaiſerlichen Truppen im J. 1631. Ein der Univerſität angehöriges Mitglied, ein fanatiſirter juriſtiſcher Licentiat, hatte den feindlichen Feldherrn meuchelmörderiſch überfallen und getödtet. Der kaiſerliche Hauptmann erſcheint mit 50 Bewaffneten im Hauſe Quiſtorps, welcher das Rektorat verwaltete und fordert im Namen des Kaiſers die Ueberlieferung des Schuldigen an die militairiſche Behörde, widrigenfalls die Häuſer ſämmtlicher Univerſitätsangehörigen und das des Rektors zuerſt in Aſche gelegt werden ſollten. Muthig entgegnet Quiſtorp, als Rektor repräſentire er die Perſon des Kaiſers und des Papſtes, beruft ſich auf die Privilegien derſelben, verſpricht aber ſeiner Pflicht nicht zu verfehlen, wofern man ihn frei handeln laſſe. Die Hälfte der Soldaten behält er zu ſeiner eigenen Sicherheit, unter Begleitung der andern ſtellt er Hausſuchung an, um den Schuldigen aufzufinden. — Seine Predigten drücken zwar nicht die Innerlichkeit der Arndtiſchen Schule aus, aber einen ſchmuckloſen ſittlichen Ernſt, welcher eifrig, doch ohne zelotiſches Poltern, die Sünden der einzelnen Stände ſtraft. In ſeiner literariſchen Thätigkeit hat er ſich auch um die Schriftauslegung verdient gemacht. — Sieben Mal hat er das Rektoramt verwaltet und tritt es 1621 mit einer Rektoratsrede an, in welcher er — einer der früheſten Bekämpfer des Pennalismus — mit ſcharfem Ernſte die Mißbräuche deſſelben aufdeckt, wie denn auch unter ſeinem Einfluß in den folgenden Jahren ſtrenge Verbote gegen denſelben ergehn. — Seinen Bemühungen gelingt es, einen Fonds für Predigerwittwen und -Waiſen zu gründen und freie Wohnung für dieſelben zu vermitteln. Er iſt eifrig bemüht, die in Abgang gekommenen öffentlichen Katechiſationen zu erneuern und giebt zur Herſtellung des im Kriege verfallenen Schulweſens Luthers „treuherzige Vermahnung an Bürgermeiſter und Rathsherrn des deutſchen Landes, daß ſie chriſtliche Schulen aufrichten und halten wollen," mit einer herzlichen Vorrede neu heraus, worin die Bürger aufgefordert werden, ihre Kinder wieder den Schulen zuzuwenden.

Noch Eines wichtigen Aktenſtückes iſt hier am Schluſſe zu gedenken, einer Schrift von ganz derſelben Bedeutung wie Speners pia desideria, welche indeß faſt unbeachtet geblieben und an der unſerm Quiſtorp wenigſtens ein Antheil zukommt. Es ſind dies pia desideria, welche von Joh. Quiſtorp dem gleichgeſinnten Sohne 1659 mit einer epistola ad antistites Mecklenburgenses herausgegeben

worden (ſpäter deutſch 1665), die aber, nach dem Zeugniß der roſtockiſchen Fakultät, von welcher dieſe eingreifende Schrift mit einer energiſchen Empfehlung an alle Stände und Menſchenklaſſen begleitet worden iſt, großentheils auf Bemerkungen beruht, welche ſchon von Quiſtorp dem Vater niedergelegt und von dem Sohne nur weiter ausgearbeitet wurden. Wir widmen dieſer bemerkenswerthen Schrift daher hier noch einige Aufmerkſamkeit. Großentheils ſind die Gebrechen in Kirche, Schule und Haus, welche hier gerügt werden, dieſelben, welche Mengering, Meisner u. a. rügen, mit größerer Freiheit wird indeß hier in mancher Beziehung auch weiter gegriffen und über die herrſchende Tradition hinausgegangen. Mit Bezug auf die lateiniſchen Inſtrumental- und Figuralgeſänge heißt es: „Wir haben das meiſte aus dem Papſtthum Entſproſſene in unſern Ceremonien behalten, zum großen Schaden der Kirche. In England ſchlägt die Gemeinde alle Stellen nach, die der Prediger aus der Bibel anführt, und wer ſchreiben kann, Mann und Weib, ſchreibt nach. Dieſe werden als Zeugen gegen uns ſchläfrige Zuhörer auftreten. So oft wir in der Kirche das Vater unſer beten, ſollte ein Zeichen mit der Glocke gegeben werden, damit auch die außer der Kirche es mitbeten. Bei den allgemeinen Kirchengebeten murmelt man mit ohne Gedanken. Was aber am meiſten zu beklagen: die meiſten gehen aus den Kirchen in die Saufhäuſer bis in die ſinkende Nacht, als ob alles wohl ausgerichtet wäre. Die Predigten müſſen aber auch anders werden, von der Rednerkunſt, welche ihrer viele üben, kann das Volk nicht Nutzen haben, wie Luther ſpricht: „Der Prediger ſoll auf dem Predigtſtuhl die Zitzen heraufkriegen und das gemeine Volk mit Milch ſpeiſen.“ Es wäre gut, wenn jede Predigt mit zwei, drei Fragen ſchlöſſe, damit die Hausväter die Ihrigen zu Hauſe fragen können. Der Beichtpfennig macht unter den Geiſtlichen oft Mißgunſt. Am beſten, wenn, wie in Frankfurt a/M. alle Collegen ſich verſammeln und die Reichen ihnen allen insgemein ihre Gaben geben. Die Beichtkinder kommen alle gerade Sonnabends, wenn der Prediger ſich auf ſeine morgende Predigt vorbereitet, oder gar Sonntag Morgens: jede Pfarrei ſollte in zwölf Zirkel abgetheilt werden und die Eingepfarrten nicht alle zugleich an Einem Tage zum Abendmahl gehen. Da die meiſten ihre Beichtformel ohne Gedanken wiederholen, ſo ſollte ein benachbarter

Superintendent dieſe Formel überhören und aus dem Herzen ihre Beichte bekennen laſſen. Für die mündigen Kinder müßte ein beſondrer Akt eingeführt werden, wo ſie ſelbſt das Glaubensbekenntniß thäten. Die Pathen ſollten die Namen ihrer Pathkinder in ein Büchlein ſchreiben, um ſtets ihrer Pflicht zu gedenken, die Prediger ſollten im Kinderunterricht den Kindern nicht immer Milch mittheilen, ſondern ſie in Haufen theilen und einigen auch die Auguſtana vortragen. Obwohl wir kaum noch den Schatten der Kirchenzucht und Cenſur in Händen haben, ſind doch die Weltlichen hiemit noch nicht zufrieden, ſondern wollen, daß man in den Predigten nur insgemein die Sünden ſtrafe. Ich ſeufze und wünſche täglich, daß in jeglichen Städten und Dörfern Kirchencollegien möchten errichtet werden von Predigern und etlichen Aelteſten, von gemeinen Leuten, die wegen der Lehr' und Heiligkeit berühmt. Zu dieſen könnte ein Prediger in zweifelhaften Fällen ſeine Zuflucht nehmen, auch leichter erlangen, daß den Halsſtarrigen geſchähe, was Rechtens iſt." Quiſtorp ſcheut ſich nicht, die Calviniſten in der Kirchenzucht zum Muſter vorzuſtellen: „In etlichen Schweizer Städten iſt der Gebrauch, daß auf einer jeden Gaſſe etliche fromme Bürger von der Kirche zu Senioren gewählt werden, welchen erlaubt iſt, zum öfteren in ihrer Nachbaren Häuſer zu viſitiren und auf ihren Wandel Acht zu haben. So lange uns aber die Gemeinde der Heiligen nicht die Hand bietet, ſondern dieſe Laſt allein auf den Schultern der verachteten Prediger liegt, wird auch keine rechte Beſſerung der Zeiten zu erwarten ſeyn."

Hauptquellen: Roſtocker Etwas von gelehrten Sachen V, S. 399. — Krey, Andenken an roſtocker Gelehrte, 1816, 2. St. S. 44. — Tholuck, Akademiſches Leben, II, S. 106.

V. Balthaſar Meisner, Profeſſor in Wittenberg.

(Geb. 1587, geſt. 1626.)

Das hervorragendſte der Mitglieder der wittenberger Fakultät in jener ſchönen Compoſition, auf welche wir oben hindeuteten (ſ. Franz).

Meisner ist 1587 in Dresden geboren, wo sein Vater Archidiakonus war. 15 Jahr alt bezieht er 1602 die Universität Wittenberg, und darauf Gießen, Straßburg und Tübingen — diejenigen vier lutherischen Universitäten, deren theologische Lehrer sich damals vorzugsweise des Rufes der reinen Lehre und der gelehrten Tüchtigkeit erfreuten. Doch verlor sich diese lutherische Orthodoxie in jener frühern Periode noch nicht in die Schulstreitigkeiten, sondern hielt sich einfach in den Schranken der Concordienformel. Noch wurde als letzter Zweck der reinen Lehre die Reinheit des christlichen Lebens nicht nur ausgesprochen, sondern auch angestrebt. In der Leichenrede auf Hutter ruft Meisner 1617 mit einem Seitenblicke auf die damaligen Helmstädter aus: „Dahin ist es auf den Universitäten gekommen, daß Einige die scholastische Theologie wieder einführen zu müssen meinen, jene Theologie, die an subtilen Fragen und dunkeln Terminologien so reich ist, welche Luther und seine Anhänger mit so viel Mühe aus den Schulen vertrieben haben." Dieser alten mehr praktischen Schule gehört auch Meisner noch an. Er muß wie sein Freund Gerhard ein einnehmendes Wesen besessen haben: in Wittenberg wie in Gießen und Tübingen genießt er zärtliche Liebe von seinen Lehrern und auch ein Höe in Dresden hängt mit Bewunderung und Liebe an dem jungen Manne. Vermöge der Begünstigung des vielvermögenden Oberhofpredigers erfuhr der junge Mann eine ungewöhnlich schnelle Beförderung, 23 Jahr alt erhielt er eine philosophische Professur in Wittenberg und 3 Jahre später eine theologische (1613).

Meisners Persönlichkeit ist uns genauer bekannt als die anderer Männer dieser Zeit. Es existiren 4 Bände Folio seines Briefwechsels, der sich selbst bis in das ferne Island erstreckt. Von seiner Seite giebt sich, den Freunden gegenüber, die liebenswürdigste Bescheidenheit zu erkennen — von Seiten seiner Correspondenten, namentlich Gerhards, die größeste Ehrerbietung und Bewunderung. Viele Briefe früherer Zuhörer bezeugen auch, wie nahe er als Professor den Studirenden gestanden haben muß. Zu seinem Amte gehörten die schon von Melanchthon gehaltenen lateinischen Predigtvorträge für Ausländer. Daher auch unter den Briefschreibern namentlich viele dankbare Ungarn, worunter Graf Thurzo, Sohn des ungarischen Palatin, welcher sich als „seinen Sohn in Christo" unterschreibt. — Nur nach Einer Seite erweckt sein Cha-

rakter Bedenken, und dieſe wollen wir nicht mit Stillſchweigen übergehen. Er hat, nach den Zeugniſſen der Zeitgenoſſen, bei ſeiner nicht ſehr einträglichen Stelle ein beträchtliches Vermögen erworben und dem allgemeinen Rufe nach nicht durch ganz untadelhafte Mittel. Bei dem ſteten Steigen und Fallen des Münzwerthes in jener Zeit ſoll er ſich zu ſehr auf Geldſpekulationen gelegt haben, wie denn auch auffällig iſt, daß ſeine Darlehne an Studenten wie an ehemalige Studiengenoſſen nicht ohne Zinsforderung geſchehen, wofür mehrfache Beiſpiele ſprechen.

Uebrigens bezeugt ſein Leichenredner, daß „ſeine Frömmigkeit andern zum Muſter aufgeſtellt werden konnte. Nichts, weder im öffentlichen noch Privatleben fing er ohne Gebet an.“ Vor allem andern wird ſeine Sanftmuth und Friedensliebe gerühmt. Mit Anſpielung auf die erſten Buchſtaben ſeines Namens Balthasar Meisner hatte er ſich das Symbolum gewählt: Beati Mites, „ſelig ſind die Sanftmüthigen.“ „Wenn die unſeligen theologiſchen Streitigkeiten dieſer Zeit, ſchreibt der fromme Mann J. Schmid in Straßburg, gehoben werden könnten, ſo wäre keiner ſo der Mann dazu geweſen als Meisner.“ „Meisner, du Joſua der evangeliſchen Kirche!“ redet ihn der erfurter Prediger Wallenburger an. Er hat Theil genommen an dem friedfertigen Gutachten der Wittenberger in dem Streite über Arndts Rechtgläubigkeit und an der, wenigſtens verhältnißmäßigen milden, Cenſur der Wittenberger über Rahtmann.

Dieſe Sanftmuth bewährte er nun auch in einigen ſeiner Controverſen. Er wird in der Geſchichte als einer der Repräſentanten des fanatiſchen Lutherthums aufgeführt*) Der Fall, wo er dies beſonders gezeigt haben ſoll, iſt dieſer. Die Gemahlin Siegmunds von Brandenburg, Anna, Tochter des Herzogs von Preußen, war nämlich bei Uebertritt ihres Gemahls zur reformirten Confeſſion lutheriſch geblieben und nach Angabe der Geſchichtsſchreiber ſoll nun Meisner ſofort nach dem Tode des Churfürſten 1620 vor derſelben ſo aufreizende Predigten wider die „calviniſchen Heuſchrecken“ gehalten haben, daß ihm von dem damaligen Statthalter von Berlin die Stadt ſofort zu verlaſſen ge-

*) Menzel, Geſchichte der Deutſchen VI, 690. Stenzel, Geſchichte des preuß. Staats, I, S 425. Hering, Beiträge zur Geſchichte der ref. Kirche, 1784. I. Th. S. 9.

n wurde. Nun hat zwar Meisner in deutschen und lateinischen
ften eifrig gegen den Calvinismus gestritten, allein der Charakter
r damals gehaltenen Predigten kann keine Veranlassung zum
chreiten gegen ihn gegeben haben. Sie sind unter dem Titel
usgegeben: „Sieben Predigten über unterschiedliche Texte theils
dem churf. brand. Schlosse, theils auf der Reise gehalten 1620.
sind von jeder Polemik frei und in der Vorrede erklärt Meisner:
hon wegen der Trauerzeit, danach ich mich billig
chtet, ist keiner der streitigen Artikel erwähnt wor-
." In demselben Jahre, wie es scheint in derselben berliner An-
jenheit, hatte er eine anticalvinistische Schrift herausgegeben und
dem Titel die allerdings in jener leidenschaftlichen Zeit ungewöhn-
Bemerkung beigefügt: „ohne Bitterkeit und Persona-
t." Auch seinen Freunden gab eine solche Leidenschaftslosigkeit
oß. Sein Jugendfreund Leyser II. schreibt ihm von Leipzig
: „Wozu diese Worte auf dem Titel? entweder haben sie den
histischen Sinn, in welchem jene von uns behandelt zu
n wünschen, oder den orthodoxen. Wenn das letztere, so wird
Gegner damit nicht Genüge geschehen; wenn das erstere, so
)te ich, daß manche von den Unsrigen davon Gelegenheit nehmen
den, über Schriften, die mit wärmerem Eifer geschrieben sind, ein
ünstiges Urtheil zu fällen, da viele von den Unsrigen eine allzu
e Behandlung der Gegner verlangen." Derselbe Leyser hatte
h seinen Freund der wittenberger Fakultät folgende Thesen vor-
gt: 1) Wenn die Irrthümer der Calvinisten mit denen der Pa-
n verglichen werden, so erscheinen diese stärker als jene; 2) die
)der Dogmen, in denen sie von der Schrift abweichen, ist stärker
die der Abweichungen der Papisten; 3) sie haben keine unverän-
lichen Principien und gehen auch aus diesem Grunde weiter von uns
als die Papisten." Er erhielt diese Thesen indeß von Meisner mit
hen des Bedenkens zurück. Als im J. 1615 in Königsberg der
eifel entsteht, ob man einen gewissen Weiß, der sich gewei-
rt, die Concordienformel zu unterschreiben, eine theo-
ische Professur zu ertheilen, erklärt sich Meisner nicht dagegen,
zu einer philosophischen zu berufen.

Die Predigten Meisners sind bündig, exegetisch sorgfältig, hie
d da selbst volksmäßig. Er bekennt in der Dedikation seiner me-
tationes über die Evangelien: „Ich habe ein Volkspredi-

ger seyn wollen und daher Alles auf Erweckung der Frömmigkeit und der guten Werke, welche leider bei so vielen vernachlässigt werden und eines beständigen Antriebes bedürfen, hinzuleiten gesucht." Die begeisterte Gluth eines Andreä, die gemüthvolle Innigkeit eines Heermann vermissen wir freilich bei ihm, aber daß die Förderung des christlichen Lebens ihm am Herzen gelegen, ist nicht zu verkennen, wie er denn auch über die deshalb erfahrenen Verdächtigungen Klage führt. Er äußert sich darüber in der Dedikation zum zweiten Bande seiner Meditationen: „Wiewohl dieser Band keine subtilen Streitigkeiten enthält, so doch manches, was zur Erweckung und Erhaltung der Frömmigkeit dient und das ist doch das Heiligste in unserer Theologie. Endlich leben wir in einer Zeit, wo in vielen Herzen die Frömmigkeit und Liebe erkaltet ist, so daß beständig der Luftzug der Ermahnung und frommen Betrachtung nöthig, um jenes heilige Feuer in unseren Herzen zu entzünden oder wo es entzündet ist zu unterhalten. Die Gottlosigkeit dieser Zeit und die List Satans ist tief zu beklagen, die es dahin gebracht hat, daß man kaum mehr auf das Trachten der Frömmigkeit dringen darf, ohne in den Verdacht des Weigelianismus zu kommen und andrerseits kaum jene Sekte bekämpfen, ohne in den Verdacht der Unfrömmigkeit zu gerathen."

Wie könnte man auch bezweifeln, daß der Mann im Geiste Gottes die Kanzel betreten habe, welcher über den Geist, aus dem die Predigt kommen solle, sich so äußert, wie wir in einem Briefe Meisners von 1622 an einen oldenburgischen Prediger lesen: „Mit Freuden habe ich von Deinem bei uns studirenden Landsmanne gehört, daß Dir das oldenburgische Pastorat übertragen worden und daß Du es unter Gottes Beistand segensreich verwaltest. Ich darf daraus abnehmen, daß Du jenen Skrupel oder soll ich sagen, jene Klippe der Versuchung glücklich überwunden habest, über die wir, als Du bei uns warest, uns mehrfach zu besprechen pflegten. Du bist also bisher in der Schule des Gebets, der Meditation und Tentation geblieben, welches jene Mittel sind die den vollkommenen Theologen machen. Und immer sind mir Die größer erschienen, die sich zu wenig als die sich zu viel zutrauten; denn wir sollen ja unser Heil schaffen mit Furcht und Zittern. Doch soll jene Furcht eine kindliche nicht eine knechtische seyn, nicht uns selbst lasset uns vertrauen,

da wir aus unſern Kräften nichts vermögen, ſondern auf Gott, durch deſſen Kraft wir alles vermögen. Das iſt die beſtändige Art unſeres Jehovah, er iſt in den Schwachen ſtark; je ſchwächer Du alſo Dir ſelbſt in Dir vorkommſt, deſto ſtärker wird Gott in Deiner Schwachheit ſeyn. Sind wir es ſelbſt denn, die da reden? Gottes Geiſt iſt es, der durch uns redet. Sollen wir den für zu ohnmächtig halten, daß er nicht könne, oder zu böswillig, daß er nicht wolle, durch uns die wir rechtmäßig berufen die großen Thaten Gottes verkündigen? Nein ſolchen Makel dürfen wir auf Gott nicht bringen. Hat er aus Hirten Propheten, aus Fiſchern Apoſtel machen können, ſo wird er auch nicht verlaſſen die er zu ſeinem Dienſt erwählt, die wir ihn täglich in unſerm Gebete um die Gaben die wir bedürfen anrufen. . . Das iſt was ich mir ſelbſt in's Gedächtniß zu rufen pflege, wenn mir wegen meiner Schwachheit und Untüchtigkeit Bedenken aufſtoßen; ich weiß daß auch Du dich bisher damit aufgerichtet, richte Dich ferner damit auf und achte nicht auf die Verſuchungen Satans. Der Gott, der Dich in Oldenburg predigen geheißen, wird Dir auch Kraft verleihen, daß Du predigen könneſt. Auch wenn Du beim Hinaufſteigen auf die Kanzel nichts zu wiſſen meinſt, ſo wirſt Du doch muthig werden, wenn Du auf der Kanzel ſtehſt: da ſteheſt Du ja nicht in Deinem ſondern in Gottes Namen. Der Gott nun, der den Menſchen Sprache und Stimme anerſchaffen, ſollte der ſeine Diener nicht ausrüſten ohne Scheu zu reden und ſeine großen Thaten zu verkündigen? Doch ich ſchließe in der Gewißheit, daß Du das Alles ſchon ſelbſt erwogen. . . Lebe wohl Herr Johannes und ſo oft Du Deinen Namen hörſt, denke daran, daß Du Gottes Freund und des Teufels Beſieger biſt."

Mehr und mehr ſcheinen Meisner die praktiſchen Mißſtände der Kirche zu Herzen gegangen zu ſeyn. Gegen Ende ſeines Lebens wurde von ihm über die theoretiſchen und praktiſchen Gebrechen der Kirche eine eigene Vorleſung gehalten, deren Herausgabe er auch, wie wir erfahren, beabſichtigte. Der hamburger Theologe Joh. Müller ſchreibt 1631 darüber an Saubert: „Möchten nur die Diener der Kirche immer recht des Evangelii würdig wandeln, worin es heut zu Tage ſehr fehlt. Wie einſt ein Luther zur Reformation der Lehre nöthig war, ſo jetzt des Lebens. Der ſ. Meisner, einſt mein theurer Lehrer und ſpäterer College, beabſichtigte ein Werk zu ſchreiben über die Lebensreformation in

allen Ständen, aber durch ſeinen frühzeitigen Tod wurde er an der Ausführung gehindert.“*) Indeß erſchien im Jahre 1674, in der Periode, in welcher man manches ſchöne ältere Zeugniß wieder hervorſuchte, in Frankfurt von einem nur mit den Anfangsbuchſtaben bezeichneten Herausgeber eine Schrift jenes Inhalts, in der ein ehemaliger Zuhörer Meisners das Vorleſungsheft wieder erkannte, welches ihm einſt vom Katheder in die Feder diktirt worden. Die Spener gewidmete Schrift führt den Titel B. Meisneri pia desideria paulo ante beatum obitum ab ipso manifestata et delineata ac simul consilia theologica de quibusdam defectibus in et ab ecclesia evangelicorum tollendis. Erinnert man ſich, mit welcher Behutſamkeit damals die Eiterbeulen der Kirche von Gerhard und andern nur leiſe berührt werden, ſo bewundert man die Freimüthigkeit, mit welcher Meisner in jenem Aufſatze mit der Sprache herausgeht. Als theoretiſche Mängel des geiſtlichen Amtes führt er folgende an: 1) eine correkte lateiniſche Bibelüberſetzung; 2) genau erklärende Anmerkungen zur ganzen Bibel; 3) eine Auslegung der ganzen Bibel aus den Kirchenvätern — 5) ein kurz Traktätlein, was ein jeder Chriſt zu ſeiner Seligkeit nöthig habe — 16) ein Ermahnungsbüchlein gegen die herrſchenden Sünden der Zeit; 17) die zu große Bitterkeit in den Streitigkeiten dieſer Zeit; 18) ein zu großes Gewichtlegen auf Nebenfragen und nicht fundamentale Artikel. Als praktiſche Mängel bezeichnet er: 1) die Unfrömmigkeit und das anſtößige Leben der meiſten Geiſtlichen; 2) ihre zu große Sorge für das Oekonomiſche — 4) der Mangel an Zuſammenkünften und gemeinſchaftlichen Colloquien; 5) der Mangel an einer praktiſch-kirchlichen Diſciplinarbehörde, zu der Geiſtliche und Juriſten gehören ſollen, auch ſollen observatores angeſtellt werden, die die offenbar Laſterhaften anzeigen, um ſie zu Geldſtrafen zu verurtheilen oder zum zeitweiligen Ausſchluß vom Abendmahl; 6) ſolenne Faſten bei außerordentlichen Begebenheiten; 7) an manchen Orten ſind zu viel Predigten, ſo daß ſie das Anſehen verlieren; 8) Mangel an Miſſionen unter Juden, Türken und Heiden;*) 9) die Ungeſchicktheit ſo

*) Epp. ad Saubertum cod. Hamb. Ep. 200.

*) Dies die erſte Stimme in der lutheriſchen Kirche, welche die Verpflichtung der Kirche zur Miſſionsthätigkeit anerkennt! In der reformirten waren bekanntlich ſchon von Calvin Miſſionare in die Heiden-

nicht im Predigtamt, entweder keine Meditation oder keine Andacht oder sie geben sich mit Fremdartigem ab; — 13) daß man sich nicht genug bemüht die Unsittlichkeit des Volks zu bessern. Als Mängel des obrigkeitlichen Standes giebt er an: 1) zu große Bedrückung der Unterthanen — auch dies für einen wittenberger Professor ein kühnes Wort! 2) zu viel Luxus; 3) zu langwierige Prozesse; 5) das Unheil der Monopole! 8) der Mangel an Zuchthäusern; 10) zu kostspielige Hochzeiten. Noch eine andere Abhandlung Meisners wurde wegen ihres tieferen christlichen Gehaltes am Ende des Jahrhunderts neu abgedruckt: de vero christiano, ejusque natura, praestantia et unione cum Christo. Straßburg 1697.*)

Meisner war so glücklich, vorzüglich in Wolfgang Franz und Jakob Martini gleichgesinnte Collegen zu besitzen. Kein Wunder daher, daß die in den Streitigkeiten der zwanziger Jahre, den Arndtischen und Rahtmannschen, von der wittenberger Fakultät ausgegangenen Gutachten jenen Geist der Milde und Mäßigung athmen, dessen wir schon anerkennend gedachten. — Meisner stirbt in der Blüthe seiner Jahre, erst 40 Jahr alt, am 29. December 1626.

Hauptquelle: Meine Schrift „der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs" 1852. S. 14.

VI. Johann Matthäus Meyfart, Professor in Erfurt.

(Geb. 1590, gest. 1642.)

Meyfart, geboren 1590 in Walswinkel bei Waltershausen im Gothaischen, hatte seine Studien in Wittenberg und Jena gemacht, wo er Adjunkt der philosophischen Fakultät geworden. Gerade gleichzeitig mit dem Abgange J. Gerhard's von der Superintendentur Heldburg im Coburg'schen, welche mit der Inspektion über das dortige Casimirianum verbunden war, erhielt Meyfart 1616 eine Berufung als Professor an jenes, mit einer Vorbereitungsanstalt für die akademischen Fakultätswissenschaften verbundene, Gymnasium. 1623

---

welt ausgesandt worden. Das Bedürfniß für Bibelübersetzungen für die Heiden wurde von dem Schottländer Duräus etwa gleichzeitig mit Meisner ausgesprochen.

*) In Wittens memoriae wird sie nicht mit aufgeführt.

wurde er Direktor dieſer Lehranſtalt. Mit Eifer ließ er ſich in d
ſer Stellung die Förderung des geiſtlichen Lebens ſeiner Schü
angelegen ſeyn. Er verfaßte ein akademiſches lateiniſches Gebeth
für alle Fakultäten und Arten der Studien. Mit den Schüle
unterhielt er einen liebreichen Umgang und blieb mit den beſſe
unter ihnen auch noch nach der Studienzeit in brieflicher Verbindu
Er ſchützte ſeine Caſimirianer vor den Zumuthungen und Inſult
der von den größeren Univerſitäten dorthin gekommenen roher
Studenten, beſtrafte gröbere Verbrechen ſtreng und führte bei gerin
ren eine ſchriftliche Abbitte ein. — Unter der Geiſtlichkeit und
Lehrerſtande fand er jedoch Oppoſition. Wegen einer Diſſertati
de disciplina ecclesiastica war er 1633 von ſeinem ganzen Le
rerkollegium — nur mit Ausnahme eines einzigen — bei der R
gierung angeklagt worden, welche ihn mit Arreſt bedrohte und zu
Widerruf nöthigen wollte, als er eben einen Ruf nach Erfurt
hielt an die durch Guſtav Adolph neu gegründete evangeliſche Un
verſität. Nur mit großer Mühe gelang es ihm nun vom Herzoge
Dimiſſion zu erhalten.

Auch in Erfurt fand er unter ſeinen Collegen Oppoſitio
Hier hatte er nämlich zum Collegen den zelotiſchen Zapf (ſ. Herz
Ernſt), dem wir ſchon früher als einem ſtreitſüchtigen Eiferer b
gegnet ſind. Jedoch auch eine Anzahl Freunde und Geiſtesgenoſſ
traten ihm hier zur Seite. Zu dieſen gehörte in der Fakultät ſe
College Großhain, unter den Stadtpredigern der Prediger Wa
lenburger und der 1639 als Paſtor an der Brüderkirche angeſtel
Bartolomäus Elsner, der ihm auch bei ſeinem Ableben im Am
folgte. Eine Nachricht ſagt uns, daß Rath und Bürgerſchaft
Erfurt bei den Beſtrebungen von Meyfart und Elsner eine ſtrenge
Kirchen- und Sittenzucht einzuführen, mit rühmlichem Eifer dieſ
Männern zur Seite traten.*) — Das nahe Gotha nebſt dem d
tigen Kreiſe frommer Männer lud zu einer Verbindung ein und w

*) Vgl. das Programm von Bockerodt: Erfurtensis Theologus Bu
Elsner adhibitus a pio principe ad opus biblicum illustrandum, welch
jedoch, wie alle Programme dieſes pietiſtiſchen gothaiſchen Schulmannes — au
das über Meyfart: Rei scholasticae consiliarius idoneus J. M. Meyfa
1723 — äußerſt unklar und rhapſodiſch geſchrieben ſind. Die obige Nachricht üb
die wohlgeneigten Geſinnungen des erfurtiſchen Raths finden aber auch in de
Mittheilungen Sauberts an V. Andreä Beſtätigung.

ſſtus wurden auch die beiden erwähnten Theologen zur Bear-
ung des Erneſtiniſchen Bibelwerkes mit herbeigezogen. Auch ſonſt
:de — nach der Angabe von Vockerodt — Meyfarts Beirath in
ıulangelegenheiten vom Fürſten begehrt, wie denn die Berufung
vortrefflichen gothaiſchen Rektors Reyher auf ſeine Veranlaſſung
hehen ſeyn ſoll.

Schon in Coburg hatte Meyfart eine Anzahl Schriften, größ-
theils pädagogiſchen Inhalts, herausgegeben. Was ſeine kirchli-
ı Schriften betrifft, ſo ſind dieſelben nur ein einziger ſtarker
ichterruf an die ſchlummernde Chriſtenheit. Dieſem Zwecke war
: Anzahl eschatologiſch asketiſcher Schriften gewidmet, von denen
erſte 1626 erſchien: „Tuba novissima d. i. von den vier letz-
Dingen des Menſchen, vom Tode, jüngſten Gericht, ewigen Le-
: und Verdammniß, vier Predigten gehalten zu Coburg.“ Die
te von dieſen, im Ausblick auf die jenſeitige Herrlichkeit, ſchließt
: dem berühmten Meyfartiſchen Liede: „Jeruſalem, du hoch-
baute Stadt.“ Seiner Erklärung des dritten Kapitels Jonae
te er „Wach auf, wach auf vom tiefen Schlaf der Sünden“ bei.*)
ı Jahre 1627 ließ er die größere Schrift folgen: „von dem himm-
hen Jeruſalem auf hiſtoriſche Weiſe ohne alle Streitſachen aus
ı holdſeligſten und fröhlichſten Contemplationen gelehrter Väter
) Männer beſchrieben;“ im Jahre 1630: „das hölliſche Sodoma,
x die ewige Verdammniß auf hiſtoriſche Weiſe ohne alle Streit-
hen;“ im Jahre 1632: „das jüngſte Gericht auf hiſtoriſche Weiſe
te alle Streitſachen.“ — Schon dieſe Schriften enthalten geiſtes-
liche Zeugniſſe wider das Verderben der Kirche, welche ihm einige
Verſacher, aber — wie ſchon die wiederholten Auflagen zeigen
ı mehr Freunde verſchafften. — Nun gab er aber auch eine Reihe
formatoriſcher Schriften heraus, die ihm unter den Stimmfüh-
rern der evangeliſchen Theologie nicht wenige Feinde erweckten.
her kann ſchon ſeine eindringliche Warnung vor den Mißbräuchen
den Hexenproceſſen gerechnet werden, welche 1636 erſchien.
hriſtliche Erinnerung an gewaltige Regenten und [illegible]
dikanten, wie das abſcheuliche Laſter der Hexerei mit Ernſt aus-
wotten, aber in Verfolgung deſſelben auf Kanzeln und in [illegible]
uſern ſehr beſcheidentlich zu handeln ſei.“ Auf die [illegible]

*) So nach Koch, Geſchichte des Kirchenliedes I, 266

Schäden richtete ſich aber vorzüglich ſein Blick. Seine akademiſche Laufbahn in Erfurt eröffnet er 1634 mit einer ächt akademiſchen Rede: „Bildniß eines wahren Studenten der heiligen Schrift, genommen aus dem ehrlichen Leben des Propheten Daniel auf der königlichen Akademie zu Babylon.“ Hierauf folgte ſeine Hauptſchrift auf dieſem Gebiete, die „Chriſtliche Erinnerung von denen aus den evangeliſchen hohen Schulen in Deutſchland an manchem Ort entwichenen Ordnungen und ehrbaren Sitten und bei dieſen elenden Zeiten eingeſchlichenen Barbareien“ 1636.

Schon in ſeinem Caſimirianum war ihm die Roheit der deutſchen Studentenſitten und vor allem der Pennalismus, d. h. der mit den ſchmählichſten Inſulten verbundene Despotismus der älteren Studenten gegen die jüngeren, zu Herzen gegangen. Nachdem er einige Jahre hindurch Mittheilungen über dieſes Unweſen von ehemaligen Schülern des Caſimirianum geſammelt, auch Proben ſeiner Schrift manchen Freunden vorgelegt hatte, und von denſelben auf die Schmach und Anfechtung, die er mit dieſer Schrift ſich bereiten würde aufmerkſam gemacht worden, hielt er es dennoch für nothwendig, mit dieſem Zeugniſſe gegen ein ſo weit verbreitetes und ſo tief gewurzeltes Uebel nicht zurückzuhalten. In einem Briefe an Saubert drückt er das klare Bewußtſeyn darüber aus, welches Ungewitter durch Herausgabe derſelben von ihm herauf beſchworen würde.

Es war nicht bloß die Studentenwelt, welche er durch dieſe Schauſtellung ihrer Laſter gegen ſich aufbrachte, ſondern in noch viel höherem Grade die akademiſchen Lehrer, deren Gewiſſenloſigkeit gleich ſchonungslos aufgedeckt wurden, ja auch die evangeliſchen Obrigkeiten, welche, vermöge ihres Amtes als Nutritoren der Akademien, ihre eigene Ehre angetaſtet glaubten. Manche unter den ernſter geſinnten Männern der Zeit, ein Saubert, V. Andreä, Joh. Schmid, Forſtner ſahen in ihm einen ehrwürdigen Martyrer der Wahrheit, Andere, wie die helmſtädter Profeſſoren Calixt und Hornejus, denen von Herzog Auguſt von Braunſchweig ein Gutachten abgefordert worden, bekannten zwar nicht einzuſehen, was es nützen ſollte, die Ehre der evangeliſchen Lehranſtalten vor den Gegnern ſo zu proſtituiren, ſtellten jedoch die Wahrheit der Vorwürfe nicht in Abrede. Aber manche auch ſelbſt unter den Beſſeren, welche gerade bei den tiefergehenden Schäden der Kirche und Schule vor dra-

ſtiſchen Heilmitteln am meiſten zurückſchreckten, wurden durch eine ſo rückſichtsloſe Bloßſtellung der ihnen ſo theuren Anſtalten tief entrüſtet. Ein Gerhard urtheilt in einem Briefe an Höe über Meyfart: „Er leidet an Melancholie und verehrt ſeine Träume als Orakel," ja ſelbſt, „eine gewiſſe Verſtandsverwirrung" meint er bei dem Manne annehmen zu müſſen. Ebenſo glaubte auch der brave und chriſtliche Profeſſor Höpffner in Leipzig, daß von den deutſchen Regierungen der Verbreitung Einhalt gethan werden müſſe. Höe ließ denn auch nicht auf ſich warten und in Churſachſen erfolgte ein Conſiskationsedikt.

Auch kündigte Höe dem Gerhard an, daß von den churſächſiſchen Theologen demnächſt eine öffentliche Schrift gegen Meyfart herausgegeben werden würde. Dies war doch auch für Gerhard zu viel, welcher, indem er dieſe Nachricht Saubert mittheilt, hinzufügt: non sine horrore se istud accepisse. Dem ſetzt auch Saubert in einem Briefe von 1636 hinzu: „Auch ich, der Geringſten einer, erſchrecke vor dieſem unſerm Verderben, wenn diejenigen ſich gegen die Frömmigkeit verſchworen zu haben ſcheinen, welche am meiſten ſie befördern ſollten. Wie ganz anders iſt der Sinn dieſer Theologen, als der jener Fürſten (er meint Herzog Ernſt und Auguſt von Braunſchweig)." Auch von einigen Früchten der Meyfartſchen Schrift fährt Saubert fort zu berichten. „Das Buch Meyfart's hat bewürkt, daß wenigſtens einige unter uns an eine Reformation der Univerſität denken, wiewohl einer der Profeſſoren eifrig dagegen iſt. Wie mir Evenius neulich ſchrieb, ſo iſt auch dort von dem Magiſtrat befohlen worden, daß die Geiſtlichkeit über gewiſſe Reformationspunkte eine Berathung halten ſollte. Stimmt die Geiſtlichkeit bei, ſo würde, wie Evenius ſchreibt, der Rath an's Werk gehn." —

Wie von Herzog Ernſt, welchem Meyfart das Werk dedicirt und damit unter ſeinen Schutz geſtellt hatte, darüber geurtheilt worden, iſt nicht bekannt. Der modus wird von dem bedächtigen Fürſten kaum gebilligt worden ſeyn. Denn daß es an Uebertreibungen leidet, namentlich durch die Generaliſirungen deſſen, was am Ende ſich doch nur unter Limitationen nach Orten, Zeiten und Individuen ſagen ließ, lehrt das Detail-Studium der akademiſchen Zuſtände jener Zeiten. Der leipziger Profeſſor Hülſemann, ein Mann, der es mit der akademiſchen Zucht nicht lax zu nehmen pflegte, äußerte, als bei

einem Gastmahl von Weller in Dresden ein Kapitel aus dem Meyfartschen Buche vorgelesen wurde, „er schwöre jede Gemeinschaft mit Studenten ab, wenn er wüßte, daß in seiner Universität nur Einer sich verborgen hielte, der so gesinnt sei“: mag nun auch an dieser Aeußerung das Selbstgefühl des Professors einigen Antheil haben, aber eine Unterlage hatte sie gewiß, wie dies auch Meyfart selbst einräumt. Spricht er von der „an einigen Orten“ gefallnen Disciplin, so macht dies im Zusammenhange des Ganzen nur den Eindruck einer rhetorischen Figur, aber am Schlusse verwahrt er sich zuerst dagegen, daß er irgend eine Universität insbesondere im Auge gehabt, namentlich nicht sein liebes Casimirianum, und fügt dann hinzu: „Zum dritten muß ich dankbarlich und fröhlich bekennen, daß Gott bei den evangelischen Universitäten viel Studiosos der heiligen Schrift für diesem abscheulichen Laster gnädig behütet und auf andächtiges Gebet und angewandten Fleiß sie in ihren studiis reichlich gesegnet hat, daß sie fürnehme Bischöfe und nützliche Lehrer der christlichen Kirchen geworden. Derer lobwürdigen Exempeln treulich nachzufolgen noch heutiges Tages gottselige und ehrliebende Gemüther und Studenten der heiligen Schrift ihnen nicht unbillig zum höchsten angelegen seyn lassen. Ich muß dankbarlich und fröhlich bekennen, daß die redlichen Studenten der Rechte und Arznei, so weit meine Erfahrung gehet, sich gar selten zu dieser Barbarei gebrauchen lassen.“ — Der Eindruck der Uebertreibung kommt zum Theil nur auf Rechnung des Styls des Mannes, welcher nicht nur an Wiederholung und Weitschweifigkeit leidet, sondern auch, in seinen deutschen wie in seinen lateinischen Schriften, an einem widerlich aufgedunsenen Pathos, wie denn auch sein Beitrag zum weimarschen Bibelwerke über die Sprüchwörter Salomonis von Glassius wegen dieses Pathos zurückgewiesen wurde. — Wie faul ihm auch die akademischen Zustände erscheinen, so ist er übrigens doch fern davon, sie als rettungslos anzusehn, oder — wie in der Spenerschen Periode ein G. Arnold und andre — das theologische Studium von den Universitäten ablösen zu wollen. Er verschickt seine Schrift an die angesehensten Theologen und an solche Fürsten, von denen er Bereitwilligkeit zur Heilung der Schäden erwartete, wie an den literarisch gebildeten Herzog August von Braunschweig, welcher nach der Versicherung von Saubert der Sache auch ein besonderes Interesse schenkte, und — wie

oben erwähnt — die Gutachten ſeiner Theologen einforderte. Wie ſpäter Seckendorf, dringt ſchon Meyfart auf die Errichtung von Seminarien, doch nur neben den Univerſitäten, „worin die ſtudirende Jugend, von der Prieſterſchaft unterrichtet, in Künſten, Sprachen, Biblien wohl geübt und bald in einen Anfang zum heiligen Leben, zu einem unerſchrocknen Gemüth wider Armuth, Schmach, Verfolgung, Gefahr und den Tod gewöhnt werden."

Es war nicht möglich, von dem Verderben auf den Akademien zu ſprechen, ohne auch das kirchliche zu berühren. So fügt denn Meyfart noch ein zwölftes Kapitel hinzu: „Wie noch eine wichtigere und weit nothwendigere, doch chriſtlichere Erinnerung vorhanden wäre an die evangeliſchen Kirchen in Deutſchland, welchergeſtalt gute Zucht und heilſame Ordnung erhalten und wieder aufgerichtet würde." Hier faßt er in 40 Theſen die Hauptgebrechen der Kirche zuſammen. Darunter lautet die ſechſte: „Weil an manchem Ort die Pfarreien um das Geld verkauft, in die Freundſchaft verſchenkt und um Heirath von den hohen Prieſtern, Prälaten, Doktoren, Räthen, Sekretarien, Rentmeiſtern, Jägern, Balbierern, Hofſchranzen, Pritſchern (o Schande!) vertauſcht und ausgebettelt werden, muß ſolches abgethan werden." Die dritte: „Weil an manchen Orten den Gemeinden keine freie Wahl gelaſſen wird, werden aber gezwungen und mit ſcharfer Drohung gereizt, dieſen oder jenen anzunehmen, muß ſolches abgethan werden"; die vierte: „Weil viele Gemeinden, zumal auf Dörfern und Flecken, trachten nach keinen gelehrten und frommen Männern, ſondern begehren Einfältige, wie ſie reden, das iſt ungeſchickte Eſel und loſe Geſellen, nur daß ſie ſolche behalten, nicht neu annehmen, zu derſelben Abholung, Einweihung, oder ſonſt etwas aufwenden dürfen, muß ſolches abgethan werden." Er fühlt auch das Bedürfniß einer Betheiligung der Gemeinde und fragt in der ſechzehnten Theſis: „Ob das evangeliſche Volk nicht in gewiſſe Ordnungen zu vertheilen und denſelbigen etliche vorzuſetzen." Ein ſo ganz auf das Praktiſche gerichteter Mann konnte auch die Lehrdifferenzen nicht ſo hoch anſchlagen, als es von andern Theologen geſchah. Er iſt geneigt, die meiſten theologiſchen Streitigkeiten bloß als Schulgezänk anzuſehen und findet daher die Urſachen des Verfalls auch darin, daß die Melanchthonſche Theologie ſo ganz verdammt worden: „Sobald der Krieg zwiſchen der evangeliſchen Kirche überall ausgebrochen, iſt die akademiſche Jugend gegen einan-

der verhetzet, ſie huben an, mit Schmähgedichten ihren Gegentheil anzutaſten, jene von der Formula Concordiae zu klügeln, dieſe von dem pfälziſchen Katechismus zu meiſtern . . endlich kam hinzu, daß die Theologen ſich wagten, den Philipp Melanchthonem nicht allein zu tadeln, ſondern auch gar in die tiefſte Hölle zu verdammen." Er wagte es auch 1636 eine Abhandlung „de concilianda pace inter ecclesias per Germaniam evangelicas" herauszugeben. Wie er in der Vorrede erklärt, will er davon nicht handeln, ob der Friede hergeſtellt werden könne, ſondern welche Theologen es ſeyn müſſen, die ihn herſtellen können. Er will die diſſentirenden Kirchen reformatae nennen, obwohl er ſagen könnte evangelicae, wie auch Hutterus ſie genannt habe. Die früheren gegenſeitigen Beſchuldigungen müſſen vergeſſen werden, weil daraus Controverſen hervorgehen, die nicht de fide, ſondern de schola ſind. Es dürfen nicht Theologen herbeigezogen werden, die vom Ehrgeiz geleitet ſind, die ſich auf ihre Sprachen und logiſche Kenntniß allzu Gute thun, die aus jedem Hügel einen Aetna machen, welche die Schulfragen zur Hauptſache und die Seligkeitsfragen zur Nebenſache. Es muß nicht auf die Fragen Gewicht gelegt werden, die zur Seligkeit nicht nöthig, wie ſchon Hilarius ſagt: Non per difficiles nos deus ad beatam vitam quaestiones vocat, nicht ex pomposo rationis discursu et longa temporum vetustate muß argumentirt werden, ſondern e clara scripturae litera.

Die Anfechtungen wegen ſeiner Schrift gegen die Akademien waren ſchon genug, dem treuen Manne das Ende ſeines Lebens zu verbittern. Auch in ſeinem Erfurt verſtärkte ſich durch die Verdächtigungen von Zapf ſeine Gegenpartei. Ein Jahr vor Meyfarts Tode 1641 ſchreibt Saubert an V. Andreä: „Dem Zapf iſt es gelungen, auch einige vom Rath gegen Meyfart einzunehmen, ich ſtärke ihn bei der Erfahrung ſolcher Undankbarkeit: er wünſcht eine andere Stelle." Nicht lange darauf wurde ihm eine ſolche da zu Theil, wo des Kämpfers die Krone wartet: er ſtarb im 51. Jahre 1642. —

Hauptquellen: Henke, Calixt II, 1. Abth. S. 82. — Von demſelben der Artikel Meyfart in Herzog's Encyclopädie. — Ludwig, die Ehre des Casimiriani in Coburg 1725. I. S. 234. II. S. 261.

4. Johann Schmid, Profeſſor der Theologie in Straßburg.

(Geb. 1594, geſt. 1658.)

Nur durch harte Kämpfe hindurch war in Straßburg der Calvinismus durch das Lutherthum überwunden worden. Geheim gehegte Sympathien für denſelben hatten ſich auch noch im 17ten Jahrhundert in manchen Kreiſen, namentlich unter den Humaniſten, erhalten, die älteren Cultusformen und die Laienmitwürkung bei der Kirchenzucht waren auch von der lutheriſchen Kirche beibehalten worden: in ihrer Geſammtheit war jedoch die ſtraßburger Kirche in der Zeit, wo die genannte treffliche Theologe in ihr würkte, entſchieden lutheriſch und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ſelbſt mit Hinneigung zu einer engherzigeren Orthodoxie. Während Spener's pia desideria bei ihrem Erſcheinen 1676 ſelbſt von einem Calov mit Beifall aufgenommen werden, theilt Spener mit, daß ſie gerade in ſeiner Vaterſtadt rigidiores censores gefunden und nur von dem Bürgermeiſter von Straßburg wohl aufgenommen worden. Als Calov in ſeiner ſpäteren Zeit ſeiner Kämpfe ſich vereinſamt auf ſeinem Kampfplatze findet, tröſtet er ſich damit, daß noch Gießen und Straßburg als Bollwerk der reinen Orthodoxie übrig geblieben ſei.

Schmid, in Bautzen 1594 geboren, erhält zuerſt auf dem Gymnaſium in Halle ſeine Bildung, wendet ſich dann auswärts, um die ungte Schulbildung zu vervollkommnen und findet in Speyer eine Lehrerſtelle, welche ihm dazu die Gelegenheit bietet. Von dort bezieht er 1621 die Univerſität Straßburg, wo er ſich indeß Jahre lang kümmerlich meiſt durch Correkturen ernähren muß, bis er mit Senatoren in Bekanntſchaft kommt. Als Reiſebegleiter Sohnes eines ſeiner Gönner beſucht er Frankreich, England und Niederlande. In Begleitung einiger andrer vornehmen Jünge wird es ihm vergönnt, nach Tübingen zu gehn, wo er ſich ein r lang im Hauſe des Streittheologen Thummius aufhält, ſich wird ihm auch das noch zu Theil, die Hauptſitze der ſächſ. Orthodoxie, Jena und Wittenberg, beſuchen zu können, welches ihm den Gewinn der näheren Verbindung mit Gerhard und ſeiner verſchafft. Seine dortigen Studien ſieht er ſich indeß her als er es wünſchte, abbrechen genöthigt. Im Jahre 1622 ſſt ihn in Wittenberg die Berufung zu einer theologiſchen Profeſ, welcher er auch Folge leiſtet. Sein Briefwechſel enthält ſein

damaliges Dankſchreiben an den Senat — der liebenswürdigſte Ausdruck eines anſpruchloſen Charakters. Im Jahre 1629 wird er vom Senat zum Präſes des Kirchenconvents ernannt, 1633 wird er Vorſteher des Thomaskapitels und ſtirbt, weithin in Deutſchland wie im nächſten Vaterlande beklagt, im Jahre 1658.

Alle Stimmen vereinigen ſich, dieſen Theologen als einen ſolchen zu preiſen, in deſſen Leben der ſeltenſte und vollkommenſte Zuſammenklang von Wort und That, in deſſen Antlitz ſich ſchon das Bild einer lauteren und frommen Seele ausgeprägt. Mehrere Ergüſſe der innigſten und kindlichſten Verehrung über ihn haben wir bereits vernommen und werden ſie noch vernehmen (ſ. Moſcheroſch, Andreä, Lütkemann). „Abermals ſage ich's, ruft Saubert, und mein Gewiſſen bezeugt es mir: dich hochwürdiger Mann, ſchätze, liebe, hochachte und verehre ich vor allen Theologen als den Einzigen.“ In einem Empfehlungsſchreiben, welches der leipziger Hülſemann, ein Mann, der ſonſt in der Geſchichte nur als Streittheologe bekannt iſt, dem Sohn des wittenberger Arztes Sennert 1634 an Schmid mitgiebt, bittet er, daß der verehrte Mann ihn zu ſeinem Haus- und Tiſchgenoſſen machen möge, „damit er ſchon an deinem Antlitz und an deinem Umgange zur chriſtlichen Sanftmuth und Demuth erzogen werde,“ und in einem kurz darauf geſchriebenen Briefe äußert derſelbe Hülſemann: „Durch den jungen Sennert bin ich mit dem theuren Haupt in Verbindung geſetzt, welches ich einſt nur flüchtig mit dem leiblichen Auge ſehen konnte, aber mit dem Auge des Geiſtes und einem tiefen Gefühl ſtets verehrt habe.“ „Die ſächſiſche Taube, die aus Sachſen nach Straßburg geflogen,“ nennt ihn Beiel. Selbſt der ſcholaſtiſche Hitzkopf Feuerborn kann der Aeußerung ſich nicht enthalten: „Seines Geſichtes erinnere ich mich nicht mehr, aber aus ſeinen Briefen und Schriften ſehe ich, daß er ein warmes Herz iſt.“*)

Demuth muß der Grundton ſeines Weſens geweſen ſeyn. Auf herzgewinnende Weiſe ſpricht ſich dieſelbe in einem Schreiben an ſeinen ihm engverbundenen B. Andreä aus, als dieſer in ihn gedrungen hatte nähere Beziehungen zu ſeinem Herzog Auguſt zu ſuchen, in deſſen Strahlen der Liberalität er ſich ſelbſt ſo gern zu ſonnen pflegte.

*) In einem Briefe von Menno Hannecken. Epp. ad Schmidium I, S. 613.

las du, erwiedert er ihm unter dem 6. Januar 1643, in deinen den Briefen freundſchaftlich wünſcheſt, dem Fürſten Auguſt, dem u Name bereits bekannt ſei, durch Briefe oder Zuſendung von riften mich noch mehr zu empfehlen, darin erkenne ich ein Zeichen ter großen Liebe gegen mich, indeß (ich ſchütte gegen dich aus, s ich empfinde) ſcheint mir dies doch eine ſchwierigere Sache, als ich ſogleich darauf eingehen könnte. Bei den Höfen und Fürſten n Namen haben, danach hat nie mein Sinn geſtanden: ich fliehe, ich mit Aufrichtigkeit ſagen kann, den Pomp, Glanz und Ruhm Welt; wenn mir Gottes Finger den Weg zeigte, würde ich ſelbſt meiner jetzigen Stelle gern zurücktreten und ein geringeres Amt nem glänzenden vorziehn. Ich wünſche lieber unbekannt bleiben, als geprieſen zu werden, da ich mir wohl wußt bin, hohen Erwartungen nicht genügen zu kön- n. Könnte ich jedoch einſehn, daß durch eine ſolche Annäherung jenen Fürſten die Ehre Gottes und das Heil der Kirche gefördert den möchte, ſo wollte ich auch nicht zu ſehr widerſtreben. Ich die ganze Sache deiner Einſicht anheimſtellen, muß indeß hinzu- n, daß ich den Anfang damit nicht machen möchte, an jene durch- chtige Thür zu klopfen, da ich den Anſchein nicht haben will, s Mangels an Ehrerbietung und unerlaubter Dreiſtigkeit mich dig zu machen. Die Großen ziehen das Eiſen an, welches nicht eigner Bewegung ihnen entgegenkommt: ſo iſt es ſichrer von Großen ſich ziehn zu laſſen, als aus eignem Antriebe zu kom- n. Was ich bis jetzt in deutſcher Sprache von Pre- ſten herausgegeben, das iſt mir von meinem Ma- krat ſelbſt zum Druck abgefordert worden, indem r der Buchdrucker geradezu in's Haus geſandt wurde: e es auf mich angekommen, ich hätte ſie in meinem Pult in ger Finſterniß begraben, da ich ſie nicht für werth halte, an's geslicht gezogen zu werden. Aus eben dieſem Grunde kann ich auch nicht über mich gewinnen, irgend etwas von denſelben dem hrten und frommen Fürſten darzubringen."

Schmid iſt ein treuer Anhänger der Konkordienformel. In theologiſchen Schulen, welche am Anfange ſeiner Studienzeit feindlich gegenüberſtanden, hatte er ſeine Unterweiſung erhalten, den tübinger und bei den darmſtädtiſch-ſächſiſchen Theologen. war das rechte Verſtändniß der communicatio idiomatum,

worüber beide Schulen leidenſchaftlich mit einander ſtritten. D perſönliche Verhältniß zu den Stimmführern auf beiden Seiten m dem gemüthvollen Manne, wie ſeine Briefe zeigen, die Entſcheidu ſchwer gemacht haben, doch bleibt er der ſächſiſchen Richtung getr welche im praktiſchen Intereſſe lieber zu wenig als zu viel beſtimm will. In den Calixtiniſchen Streitigkeiten wird er beſchuldigt, Irrthümer der Calixtiner „wenigſtens zu attemuiren.“ Wohl m er mit weniger Leidenſchaftlichkeit bei dieſen Streitigkeiten vorgeſch ten ſeyn als ſeine ſächſiſchen Freunde, auch giebt Hülſemann, mit Wärme ihm ſeines Schutzes verſichert, ſelbſt die Auskunft, d jenes Gerücht wohl nur von jungen Leuten hergekommen ſeyn mi welche „ſich brüſten wollten, mit großen Männern in Briefwechſel ſtehn.“ Es könnte auch die Veranlaſſung darin gelegen haben, d Schmid einige Studirende aus Helmſtädt an ſeinen Tiſch und in ſ Haus aufgenommen hatte. — Daß er bei allem Eifer für die r Lehre das Intereſſe des Volksunterrichts von dem der Schule unterſcheiden wußte, zeigt folgendes Datum. In den ſtraßb ger Dekanatsprotokollen von 1636 findet ſich eine Anordnung, welcher Schmid als Präſes des Kirchenconvents jedenfalls mit wirkt haben muß. Es war berathen worden, ob das Compend von Hutterus ferner auf dem Gymnaſium zu gebrauchen ſei: wird nun zwar beibehalten, doch mit der Beſtimmung, daß „d auf die Controverſen gehenden quaestiones nicht f ner zu recitiren ſeien.“

Viel tieferen Schmerz als die Verdächtigung ſeiner Rechtgl bigkeit verurſachten ihm die Anfeindungen von entgegengeſetzter Se von Seiten derer, welchen entweder gerade ſein Eifer für das lu riſche Bekenntniß zum Anſtoß gereichte, oder ſein Eifer für kirchl Disciplin. Wir werden noch die Aeußerungen von Andreä darü vernehmen (ſ. Andreä). Noch aus der früheren Sturmſ Periode hatte ſich in Straßburg, beſonders unter den Philolo eine Hinneigung zum Calvinismus und Latitudinarismus for pflanzt. Es huldigten dieſer Richtung die genialen Männer Berne ger und Gloner, die Freunde Andreä's. Ueber das was Sch von ihnen und überhaupt von mehreren Seiten her erlitten, ſchüttet gegen Andreä in einem Briefe vom 15. Mai 1644 ſein Herz a „Die Excerpten, die du mir aus den Glonerſchen Briefen geſchickt h bezeugen deine Sorge für meinen Ruf, doch bitte ich dich, du wo

Sorge fahren laſſen, denn ſeine Schmähungen habe ich alle verdankt, um denen andrer Raum zu machen. Glaube mir, : allen, welche hier, ſei es in der Kirche, im Staat oder an der emie in öffentlichen Aemtern ſtehn, giebt es keinen, welcher mir r Ertragung der Schmähungen übelwollender Verleumder gleich . Aus allen Ständen, keinen ausgenommen, richten ſich Schmä- en auf mich, welche indeß wider Erwarten der Schmähenden den Segen bringen, daß ich ernſtlicher in meinen Gebeten werde, ſamer in meinem öffentlichen und Privatleben und endlich, in- meine Unſchuld offenbar wird, in meinem Gotte herrliche aphe feiere. . Bernegger, ein Menſch, ich weiß nicht, von er Religion, iſt bis an's Ende ſeines Lebens mir eine Geißel ſen, ich zweifle, ob weniger als Gloner. Gleich vom erſten e meines Amtes an wurde er, weil er den Calviniſten gewogen, Feind, und brauchte ſeine Zunge und ſeine Feder wo er konnte i mich, während ich ihn auf's leutſeligſte trug. Einſt ſchrieb nen mit Schmähungen gegen mich erfüllten Brief an Baron gen, der ihn mir mittheilte. Ich hätte ihn veröffentlichen n, zog indeß vor, ihn nur dem Rektor zu zeigen. Nachdem ich ſein Unrecht vorgehalten, ermahnte ich ihn, mit ſeinem Läſtern hören und zerriß den Brief zum Zeichen, daß ich keine Rache i ihn hege. Doch behielt er das Gift in ſeinem Buſen, wie er bei mehr als einer Gelegenheit zu erkennen gab." — Von andern Seite her berichtet von einem feindſeligen Angriff auf Charakter des Mannes das Dekanatsprotokoll von 1656. Der iſche Profeſſor Tabor, welcher einem Rufe nach Mecklenburg bezeichnet den Präſes des Kirchenconvents unter mannichfachen uldigungen als den Grund, warum er Straßburg verlaſſe. Senat jedoch giebt Schmid das Zeugniß, daß er „fern davon, ialixtiner zu ſeyn, auch ebenſo ein Politikus, wenn man darun- inen zweideutigen Weltmenſchen verſtehe. Nicht allein hat Dr. id, als ein privatus, niemalen mit einigen Menſchen um Geld Gut Streit oder dergleichen was zu traktiren gehabt, ſondern ſeinem Amt und Pflichten nachzuleben und, ohne Anſehen eini- erſonen, deren Anſehn und Recht zu behaupten gehabt. Viel- hat er ſich jedermänniglich, beſonders aber Wittwen und Wai- treulich angenommen. Sollte auch irgend aus menſchlicher achheit in etwas Widriges geſchehen ſeyn, davon ihnen jedoch

nichts wiſſend, ſo ſei es kein Wunder, daß ein ſolcher Mann, deſſen Willigkeit und Gunſt ſo oft mißbraucht worden, hernach bei einem und anderem ſich ſchwerer erweiſe."

Gegen das Ende ſeines Lebens mußte der würdige Mann ſelbſt die Erfahrung machen, daß ein Mitglied der ſtraßburger Geiſtlichkeit ſich nicht entblödete, mit den gröbſten Beſchuldigungen gegen ihn aufzutreten. Hören wir ihn ſelbſt, wie er hierüber ſich äußert*): „Bei gegebener Gelegenheit habe ich vermeldet, daß ich ein ſehr ruhiges Rektorat gehabt, wenn nicht M. Martin Groß mit ſeinen unerhörten, gräulichen und abſcheulichen calumniis mir daſſelbe ſauer gemacht, und beide Leibes- und Gemüthskräfte geſchlagen, zu Tag und Nacht mich betrübt: hätte auch müſſen untergehen, da nicht nächſt Gott bonae conscientiae praesidium mich erhalten. Dann ich mit freudigem Gemüthe in dieſer Sache, da M. Groß mich gräulicher Laſter, in specie der begangenen Blutſchande mit zwei Schweſtern beſchuldigt, vor Gottes Angeſicht ſtehen und ſagen könnte: „Herr, ſchaffe mir Recht, denn ich bin unſchuldig!" Da Groß ſeine ehrenrührigen Anklagen auch auf die Kanzel brachte, ſo wurde ihm das Predigen unterſagt, und als er nichts deſto weniger es wagte, am Chriſtabende abermals die Kanzel zu betreten, wurde er in ſeinem Hauſe unter Aufſicht geſtellt und ſeines Amtes entſetzt.**) —

Tief eingreifend, wie wohl bei keinem andern der damaligen theologiſchen Lehrer, war die Würkſamkeit von Schmid als Lehrer der Theologie. Es muß ein väterlich ſeelſorgerliches Verhältniß geweſen ſeyn, in welchem er zu den Studirenden und insbeſondere zu ſeinen Hausgenoſſen ſtand, wie es uns bei keinem der damaligen Profeſſoren vorgekommen iſt: mehrere ſind, welche ihn dankbar als ihren „Vater in Chriſto" bezeichnen, ja ausdrücklich ausſprechen, ihm die Erweckung zum geiſtlichen Leben zu verdanken. Wir haben dies bei Moſcheroſch geſehn, wir werden es von Schübel bezeugt finden. Auch Spener nennt zwar hochachtend Dannhauer mehrfach ſeinen Präceptor, aber Schmid bezeichnet er als ſeinen „Vater in Chriſto." Vernehmen wir den hochbegabten Lütkemann, welcher in einem Briefe an Schmid von 1644 in die be-

*) Dekanatsprotokolle 1653—68 in der ſtraßburger Bibliothek von St. Thomä.

**) Briefe, Neue vaterländiſche Geſchichte von Straßburg 1792. III. S. 171.

geiſterten Worte ausbricht: „Tief in meinem Herzen ſteht dein Bild mir eingegraben, mein Vater, der du mich wo nicht von neuem gezeugt, doch wenigſtens weſentlich zur Erzeugung meines neuen Menſchen beigetragen haſt. Ich preiſe den Tag glücklich, wo ich nach Straßburg kam, um zwei Führer zu finden, den einen, der mich zum Philoſophen gebildet, den andern, der mich zum Knechte Gottes gemacht. Ich könnte ein Geheimniß aufdecken, wenn es nicht ziemlich wäre, von ſich und von eben dem, zu dem man ſpricht, viel zu reden; ich würde indeß nicht die Unwahrheit ſagen, wenn ich Gott loben wollte und dir eine gewiſſe Einheit des Geiſtes zwiſchen uns offenbaren. Es kommt mir nicht darauf an, die Ohren zu kitzeln. Ich darf es aber nicht verleugnen: wenn die Frömmigkeit durch meinen Dienſt hier dazu kommt ihr Zelt aufzuſchlagen und auf andre ſich fortzupflanzen, ſo gebührt nach Gott dir der Ruhm, der du mir den Samen der Frömmigkeit in die Hand gegeben.“

Sein Eifer, alle diejenigen Inſtitute zu erhalten und auszubilden, welche zur Pflanzung des chriſtlichen Lebens dienen, erhellt namentlich aus dem Berichte über eine ſeiner Landviſitationen, welche im Jahre 1692 unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten aus einer im Jahre 1638 in den ſtraßburger Landkirchen gehaltenen Viſitation“ von Jakob Richard in Leipzig herausgegeben worden. Welche dringende und hohe Aufgabe es für die Kirche ſei, der Erziehung der Kinder zum Chriſtenthum ſich anzunehmen, belegt er hier zuerſt durch ein ſchönes Wort aus Gerſon (de pueris ad Christum tradendis II, 34.): „So unwürdig erſcheint es vielen, wenn einer von den Theologen, Gelehrten oder Prälaten mit dem Werk der Katecheſe ſich abgiebt, zumal der zarten Kinder, daß er zum Gehött der Leute wird: ein Vorbild iſt uns indeß an dem gelaſſen, welcher geſprochen hat: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer iſt das Himmelreich.“ Schmid erwürkt von dem Rathe eine Verordnung, durch welche, gemäß der ſächſiſchen Kirchenordnung und andrer, auch die Erwachſenen zur Katecheſe mit herbeigezogen werden ſollen, doch — wie er hinzuſetzt — nicht ſo, daß ſie vor den Kindern beſchämt werden, ſondern ſo, daß man ſie daheim näher unterrichte. Er empfiehlt als Hülfsmittel den Katechismus von Dietrich in Ulm und Joachim Schröder „Nützlicher in Gottes Wort gegründeter Unterricht, wie die angehende Jugend in der chriſtlichen Lehre des

Katechismus fruchtbar zunehmen könne." Die straßburger Kirchenordnung hatte aus früherer Zeit die Verpflichtung der Pfarrer zu Hausbesuchen beibehalten. Schmid legt sie an's Herz: „daß der Pfarrer bisweilen unverhofft zu seinen Pfarrkindern gehe, am allermeisten zu denen, die noch roh und unberichtet, die in übler Ehe leben" und dergleichen. Er giebt den Predigern heilsame Vorschläge theils aus Sarcerius Pastorale, theils aus seiner eignen Erfahrung. Es war die Zeit, wo jene Predigtmißbräuche aufkamen, welche uns jetzt bei den Predigten aus dem 17ten Jahrhundert so tief verletzen. Er ermahnt, die theologische Gravität mit Sanftmuth und Lindigkeit zu temperiren, die gelehrten Citate aus den patres wegzulassen, mit deutschen Leuten nur deutsch zu reden, sich zu der Einfalt der Zuhörer zu accommodiren und dazu auch einer accurata meditatio sich zu befleißigen. Auf den eindringlichen Charakter seiner eignen Predigten läßt schon das schließen, was wir aus Moscherosch vernommen haben. Eine ergreifende Schilderung davon giebt Spizel: „Niemals kam jemand ihn zu hören, der nicht mit einem Segen wieder davon gegangen, daher auch jener straßburger Chrysostomus des ungeheuersten Zulaufs sich erfreut. Der Beredtsamkeit von Schmid sind zu keiner Zeit seine Zuhörer überdrüssig geworden, sondern bis zur letzten Predigt umgab ihn eine fast zahllose Zuhörerschaft, von welcher viele bekannten, durch seine Bestrafung wie durch seinen Trost seien sie so im Innersten ergriffen worden, als habe er in die Tiefen ihres Herzens und ihrer Gedanken hineingeschaut. Wie mit einem weithin leuchtenden Blitze schien er das ganze Auditorium zu erleuchten, wenn er die Geheimnisse der göttlichen Majestät und des menschlichen Seelenheils vor den Zuhörern darlegte!" „O wie viele, ruft auch sein Leichenprediger aus, hat er auf den Weg der Gerechtigkeit, der Gnade und Liebe hineingepredigt!"

Welche Mittel Schmid als die geeignetsten ansah, das kirchliche Leben zu heben und zu reinigen, giebt sich auch in einem für Herzog Ernst ausgestellten Gutachten zu erkennen. Bei dem frommen Fürsten stand Schmid in solchem Ansehn, daß derselbe auf Mittel gedacht hatte, ihn in sein eignes Land zu ziehn. Wenigstens bediente er sich in mehreren Fällen seines Rathes. So hatte er auch 1636 sich von der straßburger Fakultät ein Gutachten ausgebeten, „wie das tief gefallne Christenthum wieder aufzurichten?" In

chiv von St. Thomä zu Straßburg findet ſich das Fakultätsbe-
ten, welches — entſprechend den ſpätern Anordnungen des Für-
n — vorzüglich auf folgende Stücke hinweiſt: „1) Bußpredigten,
ſchneidung der Controverſen, weil man nicht mit widerwärtiger
hre, ſondern mit Legung eines guten Fundamentes zu thun habe,
t Sanftmuth, nicht durch ſonderbare Texterklärung oder neue An-
ten, 2) öffentliche Katechismuslehre, der die Alten beiwohnen
len, 3) häusliche Einübung des Katechismus, 4) Hausbeſuche,
e ſie Chriſtus auch gemacht hat, 5) daß die Chriſten gelehrt wer-
, auch in Abweſenheit ihres Pfarrers ſich mit chriſtlichen Uebun-
n zu beſchäftigen, 6) Verhör der Communikanten.“ Andrerſeits
tte ſich die straßburger Univerſität durch Vermittlung von Schmid
demſelben Jahre mit der Bitte an den Herzog gewandt, ſeinen
gen Einfluß zur Abſchaffung des Pennalismus aufzubieten.

Nachdem Schmid ſchon früher jenen lebensgefährlichen Krank-
sanfall gehabt, deſſen Moſcheroſch als eines Ereigniſſes gedenkt,
ches Stadt und Land in die ſchmerzlichſte Aufregung ſetzte, wurde
im Jahre 1658 auf's neue auf's Krankenbett geworfen. Als
er ſeiner Collegen ihm äußerte: „Wir wollen um die funfzehn
hre Hiskiä bitten,“ antwortete er: „Ja mein lieber Gevatter, das
be ich ſchon erlangt. Denn da ich Hiskiä Alter bereits hatte und
ine gefährliche Krankheit ausſtehen mußte, erinnerte ich mich deſſen
d bat, ob Gott mir noch funfzehn Jahre ſchenken wollte. Ich er-
gte es und noch mehr, da es nun 16 Jahre ſind.“ Ich entgeg-
te: „Gott hat noch andre 15 Jahre,“ er ſprach: „Ach die hoffe
nicht, cupio dissolvi.“ Mit dieſen Worten verſchied er.

Hauptquellen: Nur ſehr unzureichend iſt das Rektorats-
gramm von Salzmann in Wittens Memoriae S. 1266, wie
ch die Leichenrede von Chriſtoph Algeier.

Juriſten.

Johann Brunnemann, Profeſſor und Geheimer Rath.

(Geb. 1608, geſt. 1672.)

„Juriſten ſind böſe Chriſten und außer-Doktor Brück ſind alle gottlos.“ So hatte ſich einſt Luther vernehmen laſſen. Aber es darf nicht überſehen werden, daß Luthers heftiger Zorn gegen die Juriſten ſeine ſpeciellen Motive hatte, welche noch neuerlich in dem Vortrage eines Juriſten dargelegt worden.*) Ehrenwerthen chriſtlichen Perſönlichkeiten begegnen wir in jenen älteren Zeiten der Kirche, ſpäter in der pietiſtiſchen Periode und bis auf die Gegenwart herab unter den Juriſten ſelbſt häufiger als in andern Ständen. Wir haben eine Anzahl derſelben unter den Staatsmännern unſrer Periode kennen lernen, wir machen jetzt unſre Leſer mit einem gelehrten Juriſten bekannt, welchem wir noch einige andre aus derſelben Zeit zur Seite ſetzen könnten.

Brunnemann wurde 1608 in Berlin geboren, begann in Wittenberg als Theologe ſeine Studien, welche, wie damals üblich, auch zugleich die Philoſophie, das Völkerrecht und andre Disciplinen umfaßten, erlangte 1628 die Magiſterwürde, mußte bei Einbruch der Peſt 1630 Wittenberg verlaſſen, worauf er ſich nach Frankfurt begab. Auf eine Zeit lang vertrieben ihn auch dort ſeit 1633 die Kriegsunruhen, doch kehrte er 1635 zurück und hatte ſich durch die bis dahin als magister legens gehaltenen Vorleſungen ſo ausgezeichnet, daß ihm 1636 das Amt eines ordentlichen Profeſſors der philoſophiſchen Fakultät übertragen wurde. In dieſer Stellung zeichnete er ſich durch ein geſchätztes Handbuch der Logik aus und wurde ſelbſt von Theologen bei ihren Disputationen zu Rathe gezogen. Seiner urſprünglichen Abſicht nach in den praktiſchen Dienſt der Kirche zu treten, ſah er

*) Muther, Der Reformationsjuriſt Hieronymus Schürpf. Erlangen 1858.

ſich durch Schwäche der Stimme verhindert, wandte ſich nun aber der ſchon früher ihm nicht fremd gebliebenen Rechtswiſſenſchaft zu und erlangte 1640 eine Profeſſur des Rechtes und 1664 das Prädikat als churfürſtlicher Rath. Er ſtarb 1672.

Frömmigkeit war der Odem ſeines öffentlichen wie ſeines Privatlebens: er erhielt von ſeinen Zeitgenoſſen vorzugsweiſe den Namen des Ictus religiosus. Täglich eröffnete er mit Bibel und Gesang den Gottesdienſt in ſeiner Familie, verfaßte auch ſelbſt zu ſeinem Privatgebrauch meditationes sacrae über die Evangelien. Unbeugſam in Sachen des Rechts war er der Gunſt und praktiſchen Rückſichten unzugänglich, zugleich aber auch bemüht, der Proceßſucht Schranken zu ſetzen. Als Mitglied des Collegiums und als Kirchenrechtslehrer vertrat er die Rechte der Kirche und einer ernſten kirchlichen Disciplin. Als die erſte Bedingung des Staatswohls wie des Heils der Kirche galt ihm die Gottesfurcht. Sein Wahlſpruch war: devota precatio optima status ratio. — Von Seiten ſeiner chriſtlichen Geſinnung iſt er zuerſt durch das nach ſeinem Tode von ſeinem Schwiegerſohne Samuel Stryk 1686 herausgegebene Jus ecclesiasticum bekannt geworden. Ein ſo frommer Geiſt, ein ſo praktiſcher Ernſt und eine ſolche Friedensliebe geht durch dieſes Werk hindurch, daß man darin den Einfluß des Spener'ſchen Geiſtes zu erkennen glaubt, doch ſind die Spener'ſchen pia desideria erſt 3 Jahre nach dem Tode des Verfaſſers erſchienen. Vielmehr giebt jenes Werk einen neuen Beweis, wie wenig Spener als eine vereinzelte Erſcheinung angeſehen werden darf, wie ſich vielmehr ſchon gegen Ende des Krieges weithin durch die lutheriſche Kirche ein neuer Lebensodem ſpüren ließ. Auf Brunnemanns Geſinnung insbeſondre konnte auch ſeine frankfurter Umgebung von Einfluß geweſen ſeyn. Die reformirte theologiſche Fakultät in Frankfurt verfolgte eine mehr praktiſche und, wenn man will, ſynkretiſtiſche Richtung; auf den lutheriſchen Kanzeln und Kathedern lag die ſtrenge Hand des Churfürſten — und hielt die Polemik nieder; der lutheriſche Hauptpfarrer an der Marienkirche Heinſius (ſeit 1646) war ein bekenntnißtreuer, aber friedliebender und praktiſcher Theologe.

Das Werk, welches Brunnemanns Ruf mehr als ſeine übrigen Leiſtungen begründet hat, iſt ſein Kirchenrecht, welches jedoch von den neueren Kirchenrechtslehrern, von Theologen wie Juriſten, höchſtens genannt, aber — wie es ſcheint — nicht gekannt wird. Und doch erthei-

len seiner juristischen Tüchtigkeit große juristische Autoritäten unter den Aelteren die ausgezeichnetsten Lobsprüche: sie finden sich den meditationes vorgedruckt. Immer wird, auch von christlichen Juristen und Theologen, nur auf Reinkingk und Carpzov zurückgegangen, zu denen sich Brunnemann verhält wie das grüne Reis zum dürren Aste. Oder soll es die genuine Lehrreinheit seyn, um deretwillen jene Alten vorgezogen werden? Aber von Carpzov war Brunnemann Zeitgenosse und im kirchlichen Bekenntniß steht er mit demselben auf gleichem Boden. Was die Orthodoxie anlangt, so war der damalige Prüfstein die Stellung in den calixtinischen Streitigkeiten. Brunnemann lehnt den Synkretismus ganz ab (S. 119.), wiewohl von dem brandenburgischen Hofe dafür Partei genommen wurde.

Zur Charakteristik dieses Lehrbuchs folgende Mittheilungen. In Betreff des landesherrlichen Episkopats folgt dasselbe fast mit noch größerer Hinneigung zur Cäsaropapie als seine Vorgänger der Restitutionstheorie. Ist auch der Fürst nicht infallibel, — lehrt Brunnemann — so muß dennoch zur endlichen Entscheidung von Streitigkeiten eine höchste Autorität in der evangelischen Kirche da seyn, welche unter Umständen auch selbst im Widerspruch mit der Geistlichkeit entscheiden kann. „Man wird nämlich zugestehn, daß es Fälle giebt, wo wegen Erbitterung der Gemüther der Theologen es dem Landesfürsten unmöglich wird, an ihre Gutachten sich zu binden.“ (l. 1, c. 2, §. 29.) Freilich aber wächst dadurch ihre Pflicht, sich selbst genau in der heiligen Schrift zu unterrichten. Auch die Verschiedenheit der Religion und Confession beweist noch nicht für das Gegentheil: der heidnische Kaiser Aurelian entsetzte den häretischen Paul von Samosata und verordnete, sich nur an die gemeinsame Lehre der christlichen Bischöfe zu halten. Selbst sündliche Gebote des Fürsten berechtigen noch nicht zum Widerstande, wofern der Gehorsam nicht für den Unterthan zur Sünde wird. David that Unrecht vor dem Herrn, als er sein Volk zu zählen befahl: Joab widerrieth es, unterwarf sich aber dennoch (§. 30.) Wohl ist der Elenchus der Irrlehrer Pflicht der Geistlichen, dennoch muß es dem Fürsten kraft seines bischöflichen Rechts zustehn, denselben, wo er zur gegenseitigen Aufreizung der Confessionen dient, auf ein gebührendes Maß zurückzuführen (§. 31.); man sollte nämlich eingedenk seyn, daß

bei Ausübung deſſelben nicht bloß die Verpflichtung zur Wahrheit, ſondern auch zur Liebe ſtattfindet (c. 6, §. 27.).

Wollten wir die Beweiſe von chriſtlicher Wärme und Weisheit, von praktiſcher Einſicht und gereiftem Urtheil, welche das Werk enthält, ſämmtlich ausziehn, ſo würde jeder Abſchnitt Beiträge hiezu geben. Wir beſchränken uns daher nur auf einige dieſer Erweiſe aus den Abſchnitten über die vornehmſten Materien. Das 6. Kapitel behandelt die Pflicht der Geiſtlichen überhaupt und beginnt: „Ein ſehr gefährlicher Irrthum iſt die Meinung, daß das Amt der Diener des göttlichen Wortes ſich auf die öffentliche Predigt derſelben und die Verwaltung der Sakramente beſchränke. Hirten und Wächter der Gemeinde ſollen ſie auch ſeyn. Das erſte iſt allerdings die öffentliche Predigt des Wortes: was hiezu erforderlich, will ich den Theologen zu beſtimmen überlaſſen, doch will ich hier nur einige Gebrechen mit gebührender Beſcheidenheit flüchtig andeuten. Wie groß in unſrer Zeit die Verderbniß der Sitten, läßt ſich mit Worten nicht genug ausdrücken, mit Thränen nicht genug beweinen. Hat jemand hierüber Zweifel, der vergleiche nur ſein eignes und andrer Leben mit dem Dekalogus und dem Leben Chriſti, mit ſolchen Schriften, in denen der Ernſt der Frömmigkeit dargeſtellt wird. Was iſt heute die Kirche Chriſti anders als ein Haufe von Menſchen, die zwar äußerlich den wahren Gott verehren, unter ſich aber ohne Glauben über den wahren Glauben ſtreiten? . . Die eigentliche Urſache davon iſt, daß gerade von dem Ernſt der Frömmigkeit ſo wenig gehandelt wird, ſo daß die, welche vor andern auf den Ernſt der Frömmigkeit dringen, wie ein Arndt, nur verleumdet werden." Hier führt er zum Zeugniß, daß es in der katholiſchen Kirche nicht anders ſtehe, den Bellarmin de ascensione mentis ad deum, gradus 6. c. 4. an: „Viele Prediger des Wortes Gottes gibt es heute und ſind immer in der Kirche geweſen: was iſt der Grund, daß auf ſo viele Ermahnungen ſich doch ſo wenige bekehren? . . Ich finde keinen andern Grund als weil die Predigten meiſtens gelehrt und rhetoriſch geſchmückt ſind, aber die Seele fehlt, das Leben, das Feuer, kurz die innige Liebe fehlt, welche allein die Worte der Prediger entzünden und damit auch die Zuhörer entflammen und umwandeln kann." — „Darauf ſollten die kirchlichen Obern ſehen, daß in keiner Weiſe die Glaubensartikel ſo gelehrt würden, daß ſie zu Mißbrauch führen. Gegen die römiſche

Kirche wird von vielen nur ſo geſtritten, als ob jeder Zweifel an Gottes Gnade Werk des Fleiſches ſei, ſo zieht nun das Fleiſch den Schluß: folglich brauche ich gar nicht daran zu zweifeln, ob ich in der Gnade Gottes ſtehe, wenn ich auch noch in dieſen und jenen Sünden ſtecke — während dies Vorrecht, evangeliſch verſtanden, doch nur von dem gilt, der ſich täglich nach Gottes Wort prüft, ein wahrhaftes Vertrauen auf Chriſtum ſetzt, ein ernſtes Streben beſitzt, in allen Stücken Gott zu gefallen, die Sünde verabſcheut und den in der Liebe thätigen Glauben hat." (l. 1, c. 6, m. 1, §. 6.)

„Unſre Lehre von der Rechtfertigung iſt gewiß klar im Worte Gottes begründet, aber wie ſchon Gerhard und Arndt darüber klagen, ſo wird ſie zum Ruhepolſter gemacht. So ganz leicht iſt der Weg zum ewigen Heil doch nicht, Chriſtus ſelbſt nennt die Pforte eng und den Weg ſchmal und ſagt, daß ihn wenige finden, denn wer ſelig werden will, muß ſeinem eigenen Willen und dem eigenen Leben entſagen, ein Kind werden und ſtets über ſich wachen." (§. 9.) — Was die Obrigkeit beſonders den Geiſtlichen einſchärfen ſollte, das iſt, nicht bloß über allgemeine, ſondern über ſpecielle Sünden zu predigen, von denen unter andern in den Reichsreceſſen das Laſter der Blasphemie und des Zutrinkens beſonders hervorgehoben werden. „Wie muß ich mich wundern, daß man an den Höfen der Fürſten den Reichsreceß wegen des Zutrinkens nicht durchführt. Wollte nur die Geiſtlichkeit recht ernſtlich darauf dringen, vielleicht würde es auch zu Stande kommen. O wie viel ernſtlicher würden wir die Durchſetzung von dergleichen betreiben, wenn es ſich um unſern eigenen Vortheil und nicht um die Ehre Gottes handelte!" (§. 14.) — „So gehört auch unter die Gebrechen, daß die Unterlaſſungsſünden nicht genug urgirt werden. Aber Geiſtliche und vornehme Laien, die durch ihr Beiſpiel ſo viel würken könnten, wollen nicht zur Ehre Chriſti Schmach auf ſich nehmen. Die Geiſtlichen ſollen die Obrigkeit zurechtweiſen, aber dieſe auch wieder die Geiſtlichkeit. Wenn die Paſtoren hitzig ſind in ihren Disputationen, aber lau, wo es gilt, auf die Frömmigkeit zu dringen, ſollte die Obrigkeit die Paſtoren anhalten." — „Sehr betrübend iſt es überhaupt, daß auf den Akademien und in den Kirchen das Studium der theologia moralis und der casus conscientiae gar nicht wie es ſollte betrieben wird. Selten werden auf den Akademien ſolche Gewiſſens-

fälle behandelt. Sane stupenda est apud nostros ignorantia theologiae moralis!“ (§. 21.)

Was er ſchon am Anfange dieſes Kapitels geſagt, daß es mit der öffentlichen Predigt nicht genug ſei, führt er m. 2. aus, indem er von der Nothwendigkeit der Hausbeſuche nach 1 Theſſ. 2, 11. ſpricht, worin er auch den reformirten Theologen Marloratus zu dieſer Stelle anführt und den katholiſchen Ausleger Cornelius a Lapide, desgleichen die Wächterſtimme des feurigen Großgebauer in Roſtock. Gegen den Einwurf, „von ſolchem Gebote ſteht nichts in meiner Vokation,“ entgegnet er: „Biſt du dem Diener nicht ähnlich, der als ſein Herr in den Fluß gefallen, erſt glaubte überlegen zu müſſen, ob es auch zu ſeinem Dienſtgeſchäft gehöre? Deine erſte Berufung haſt du nicht von deinem Patron, ſondern von deinem Gotte, und der mußt du zuerſt gehorchen!“ (§. 10.) — Wie man es von einem ſolchen Manne erwarten muß, ſo dringt auch er auf die Kirchendisciplin; er verlangt Presbyterien aus Geiſtlichen und Laien, welche, wo die öffentliche oder private Ermahnung der Geiſtlichen nichts vermocht hat, ihre Bemühungen anwenden ſollen, ſo daß erſt, wenn auch dieſe vergeblich ſind, die Sachen an die Conſiſtorien gehn. (l. 1, c. 6, m. 9. §. 4—6.) Was die Art der Kirchenbuße betrifft, ſo beklagt er, daß an die Stelle der öffentlichen würklichen Bußen, wie ſie in der reineren alten Kirche ſtattgefunden, die vom Paſtor vorgeleſenen Abbitten getreten, welche kaum noch als Buße angeſehn werden können, noch weniger darf zugelaſſen werden, was Carpzov für zuläſſig hält, dieſe Abbitten ſelbſt wieder in Geldſtrafen zu verwandeln, was von der Simonie wenig verſchieden wäre und die Reichen überall würde durchkommen laſſen. „Eben ſo wenig bin ich der Meinung Carpzov's, ſetzt er hinzu, welcher glaubt, daß um die Ehehälfte nicht zu beſchämen, die Abbitte erlaſſen werden könne: iſt doch dieſe Abbitte keine Strafe (wofür allerdings die älteren Rechtslehrer ſie halten), ſondern ein Heilungsmittel.“ (l. 2, c. 19, §. 25. 26.) „Bei der großen Verderbniß dieſes Geſchlechts muß jedoch, wo das geiſtliche Schwert den Knoten nicht zerhauen kann, das obrigkeitliche angerufen werden, bei der gegenwärtigen großen Verderbniß geht es kaum ohne Zwang. Als die Biſchöfe nicht vermocht, die gemeinſchaftlichen Bäder abzuſtellen, that es ein einziges kaiſerliches Mandat! Gezwungen muß die Welt heut zu Tage werden, nicht zwar

zum Glauben, aber zum Halten der Gebote, damit nicht durch die Strafloſigkeit der Sünden auch die Frommen ein Aergerniß nehmen und in die Gemeinſchaft derſelben gezogen werden." (§. 30.)

Unter den Erforderniſſen zum geiſtlichen Amt ſtellt er an die Spitze von allen — nicht wie es ſonſt geſchieht, die theologiſche Wiſſenſchaft, ſondern die Frömmigkeit. „Die Erfahrung beweiſt es, daß fromme Diener der Kirche die Kirche mehr bauen, als halbfromme Gelehrte." Dazu verlangt er ein Zeugniß über die ſittliche Lebensführung auf Univerſitäten, ſei es von Profeſſoren oder von den Geiſtlichen. „Auch wäre zu wünſchen, daß in den einzelnen Ländern ein Kloſter eingerichtet würde, worin emeritirte Theologen darauf angewieſen würden, die Candidaten in der Praxis zu unterrichten und zur rechten Buße anzuhalten, wenn ſie Verlockungen von den Akademien mitbringen, oder wenn denn dies nicht zu erreichen, daß Candidaten im Haus und am Tiſch frommer Paſtoren ein Jahr lang ſich aufhielten, um in die Praxis eingeweiht zu werden, keinem Patronus aber geſtattet würde, einen andern als einen ſolchen zu nehmen. (l. 1, c. 4, §. 10.)

Wie ſehr diejenigen Geſinnungen und Beſtrebungen, welche der ehrwürdige Mann in dieſem gelehrten Werke für die Kirche geltend gemacht, auch perſönlich die ſeines eigenen Herzens und ſeines täglichen Lebens geweſen, laſſen uns ſeine Evangelien-Meditationen erkennen. Nicht für die Oeffentlichkeit wurden ſie von ihm niedergeſchrieben, ſondern zur täglichen Selbſterbauung. Sie kamen mit dem Nachlaß an ſeinen Schwiegerſohn Stryk und von dieſem wurden ſie an Francke zum Abdruck überlaſſen (1700). Es ſind emanationes scripturarum, Schriftwahrheiten und deren praktiſche Anwendung zum eigenen inneren Ausbau unter der dreifachen Rubrik: göttliche Wohlthaten, menſchliches Leben, menſchliche Pflichten. An jede Betrachtung ſchließen ſich pia suspiria, welche ſich zum Theil den Bitten des Vater Unſers anſchließen. Der Geiſt iſt der der patriſtiſchen und katholiſchen edleren Asketik: eines Auguſtin, Gregor, Bernhard, Bonaventura — ſelbſt der Jeſuit Drexel wird öfter angeführt. Ein Theil der Meditationen ſind Abendmahlsbetrachtungen. — In welche edle chriſtliche Seele laſſen die hier vorkommenden Selbſtprüfungen und die pia suspiria blicken! Welche Tiefe der Selbſterkenntniß, welche Innigkeit der Liebe Gottes, welcher Durſt nach Heiligung!

Vernehmen wir eines der Selbſtgeſtändniſſe in der Betrachtung
r das Evangelium Matth. 20, 1—16 (S. 147.) „Wie viele
ner Arbeiten habe ich um der Menſchen willen unternommen!
: oft habe ich es bei meinen Beſtrebungen nur auf Menſchenbei-
abgeſehn! Wie oft für das Gold des ewigen Lebens die Scheide-
nze der gemeinen Unterhaltung aufgeſucht! Wie viele Arbeiten
e ich für vergängliche Dinge unternommen! mit wie viel Ver-
gen habe ich begehrt, mit wie viel Arbeit erſtrebt, mit wie viel
weiß und Sorge errungen menſchliches Lob und Ehre, Geld und
ſche Wohlfahrt! O wenn ich nur die Hälfte dieſer Arbeit für
Ehre Gottes unternommen hätte! . . In mannichfachen Sorgen
e ich mich abgemüht, aber in dem, was zum Heile dient, bin ich
ig geweſen, mit eitlen Sorgen habe ich mich abgemüht, aber die
ren und pflichtſchuldigen Arbeiten habe ich nicht mit dem Eifer
eben wie ich geſollt hätte, und nicht mit dem rechten Ziel vor
gen. Ich habe viel in meinem Leben erlitten, aber faſt nichts oder
h nur wenig für die Ehre Chriſti und aus Gehorſam gegen ſeine
bote. Hüte dich, meine Seele, daß du nicht unter denen gefun-
werdeſt, die in dieſer Zeit um zeitliches Gut ſich abmühen und
jenem Leben für ihre Hoffahrt zu ewiger Qual verdammt werden!"
zu die pia suspiria: „Herr, den keiner genug liebt, der noch
as anders liebt, außer dir! mein Gott, was ich an dieſem Tage
chen, thun und denken werde, das ſei dir geweiht. Jedes meiner
bete, jede meiner Arbeiten weihe ich dir und wünſche nichts mehr,
daß alles, was ich heut in allen Stunden vornehmen werde,
r Ehre diene, mein Gott — dir zur Ehre Herr, will ich arbei-
dir zur Ehre ſchweigen, dir zur Ehre ſprechen. Laß dir meine
e wohlgefallen! Um deinetwillen Herr will ich auch Unrecht lei-
— gieb Herr, daß ich mit Eſther mich in keinem andern freue,
in dir! — Herr für dich will ich arbeiten, von dir meinen Gna-
lohn erwarten, du biſt der reiche Hausvater, deſſen Lohn für die
eiten ſeiner Diener immer größer iſt als ihre Arbeit. — O
ter, die Handlungen dieſes ganzen Tages widme ich dir im Na-
n deines Sohnes durch deinen heiligen Geiſt! O guter Jeſu,
ahre mich vor allen ſündlichen Anſchlägen und erhalte mich um
nes Leidens willen. Amen." —

Quellen: Becmann, Notitia universitatis Francofurta-
s 1676. — Ge. Peter Schultz de claris Marchicis S. 16.

Mediciner.

I. Caspar Bartholinus, Professor der Medicin und Theologie in Kopenhagen.

(Geb. 1585, gest. 1629.)

Aus der Zahl der Mediciner sind wir im Stande unter den Lebenszeugen der Zeit zwei Autoritäten des ersten Ranges in der medicinischen Wissenschaft aufzuführen.

Der Eine derselben, Caspar Bertelsen Bartholin, Sohn eines Geistlichen in Malmö, war 1585 geboren. Nachdem er zunächst in Kopenhagen sich der Philosophie und Theologie gewidmet, unternahm er, wie es damals namentlich bei den jungen Dänen der Fall war, mehrjährige Reisen durch Frankreich, England, Deutschland, Italien, Sicilien, Ungarn. In Holland fühlte er sich bewogen, das Studium der Theologie mit dem der Medicin zu vertauschen. Mehrfache Anträge, die ihn an das Ausland fesseln wollten, lehnte er ab und kehrte in seine Heimath zurück, „sowohl um seinem Vaterlande zu dienen, als wegen der reinen Religion, welche er hier vorfand." Im Jahre 1613 erhielt er in Kopenhagen eine Professur der Medicin und legte in Dänemark durch seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer und durch zahlreiche Schriften den Grund zu einem wissenschaftlichen Studium der Arzeneikunst. Auch die physikalischen, geologischen und astronomischen Wissenschaften suchte er als Lehrer wie als Schriftsteller zu fördern. Die Religion war auch in seiner medicinischen Laufbahn ihm theuer geblieben und gemäß der theologischen Ansichten seiner Zeit galt die heilige Schrift ihm nicht minder in der Sphäre seiner eignen Wissenschaft als in Glaubenssachen als unumstößliche Norm. Obwohl Schüler Tycho de Brahe's glaubte er doch um der bekannten Schriftstelle in Josua willen das Copernikanische System nur als Hypothese ansehn zu dürfen, und in einer

Schrift über die Astrologie vertheidigte er, wie dies am Anfange des Jahrhunderts noch die herrschende Ansicht, den Einfluß der Gestirne auf die irdischen Geschicke. Aber nicht bloß eine todte Orthodoxie war es, die ihn an dem überlieferten Glauben festhalten ließ. Es war die Zeit, wo durch den Einfluß von Bischof Resen und von O. Rosenkrands in manchen kopenhagener Kreisen sich ein ernsterer Geist verbreitete. Auch Bartholin theilte denselben. Es wird gerühmt, daß er seine Einnahmen als Arzt unter die Armen vertheilt, wie er denn auch für 50 arme Schüler ein Stipendium gründete, aus welchem dieselben wöchentlich einmal mit warmer Speise versorgt wurden.

Im Jahre 1623 trat in seinem Leben ein ähnlicher Wendepunkt ein, wie in dem von Rosenkrands. Er fiel in eine schwere Krankheit, und wie sein Leichenredner berichtet, „entschlug er sich aller Eitelkeiten der Welt und erwartete geduldig seinen Heimgang. Doch gegen alles Erwarten nahm die Krankheit eine günstigere Wendung, so daß er wieder zu Kräften kam, und nun das Gelübde ablegte, wenn Gott sein Leben verlängerte, auch ihm allein alles Denken und Trachten zum Opfer zu bringen.“ Da nun damals zur Gründlichkeit der Heilserkenntniß auch theologische Einsicht als erforderlich angesehn wurde, so beschloß er nach seiner Herstellung anstatt seiner medicinischen Studien sich aufs Neue ausschließlich den theologischen zu widmen. Es war damals soeben eine Stelle in der theologischen Fakultät erledigt und bei der sonstigen ausgebreiteten Belehrsamkeit des Mannes und dem Ansehn, in welchem er bei dem Könige stand, wurde kein Bedenken getragen, ihn aus der medicinischen Fakultät seinem Wunsche nach in die theologische zu versetzen. Die theologische Richtung, welche er hier vertrat, war die, wie sie von einem Rosenkrands und Brochmann vertreten wurde, eines entschieden lutherischen Bekenntnisses mit praktischem Lebensernste gepaart. Zwei kleine theologische Schriften, von denen die eine nach seinem Tode erschien, geben von dieser Richtung Zeugniß. Sie sind gegen den Calvinismus geschrieben, die eine „Unterricht über das Nachtmahl des Herrn,“ die andre „Unterricht über die persönliche Vereinigung der beiden Naturen des Herrn.“ Er starb i. J. 1629.

Quellen: Pontoppidan, dänische Kirchenhistorie III. S. 794. — Helweg, den Danske Kirkeshistorie I. 271. 297. 319.

II. Daniel Sennert, Professor der Medicin in Wittenberg.

(Geb. 1572, gest. 1637.)

Daniel Sennert, geboren 1572 in Breslau, Sohn eines Schuhmachers, studirte in Wittenberg, Leipzig, Jena, Frankfurt a/O. und erhielt 1602 eine Professur der Medicin, im Jahre 1628 nach einer glücklich an dem Churfürsten vollbrachten Cur, den Charakter eines Churfürstlichen Leibmedicus. Er starb 1637.

In seiner Wissenschaft ist er epochemachend — nicht als Stifter eines neuen Systems, aber als organisirendes Talent. Es wird ihm das Verdienst zugeschrieben, die medicinische Wissenschaft zuerst in ein System gebracht und ein methodisches Studium derselben eingeführt zu haben. Durch ihn erhielten die medicinischen Studirenden zuerst eine methodologische Anweisung über das Studium ihrer Wissenschaft. Insbesondere hatte er sich Verdienste um die Chemie erworben und deren Wichtigkeit für medicinische Präparate zur Anerkennung gebracht. Im In- und Auslande galt sein Name in seiner Wissenschaft als einer der ersten. In Lyon erschien eine Ausgabe seiner Werke in 6 Foliobänden und italiänische Aerzte pflegten, wie berichtet wird, bei Nennung seines Namens das Haupt zu entblößen. Fürst Sapieha von Lithauen hatte in einem schweren Krankheitsleiden sich an die medicinische Fakultät von Padua um Hülfe gewandt und war von ihr nach Wittenberg an Sennert, den deutschen Aeskulap, verwiesen worden. Der Fürst unternahm die Reise dahin, und kehrte genesen zurück. Sennert war in seiner Wissenschaft nicht abergläubisch, dem Paracelsus und seinen Schwärmereien war er abhold. Er hielt sich noch an die Schule von Galen, wies indeß seine Schüler vorzugsweise auf die eigne Erfahrung und Selbstbeobachtung.

Als unfehlbare Voraussetzung galt ihm auch in seiner eignen Wissenschaft das Wort der heiligen Schrift. Durch beides, durch Schrift und Erfahrung, ergab sich ihm der Ursprung gewisser Krankheitszustände aus dämonischen Einflüssen. Er bestimmt die besonderen Grade der Magie, die direkten und die indirekten Teufelsbündnisse und die Kennzeichen, woran diese Magie zu erkennen. Ja, wie berichtet wird, führt er darüber Klage, daß von dem gemeinen Manne noch viel zu oft natürliche Ursachen von Krankheiten angenommen würden, welche in Wahrheit auf übernatürliche, dämonische zurückzuführen seien. Der Astrologie sprach er zwar als Wissenschaft der Vorbedeutungen

ihr Recht ab, verkannte jedoch nicht — auch hier auf die Erfahrung ſich berufend — die phyſiſchen Einflüſſe der Geſtirnwelt auf die ſublunariſche. — Weder ſeine Rechtgläubigkeit, noch ſein hohes Anſehn vermochte ihn vor Angriffen auf ſeine Orthodoxie ganz ſicher zu ſtellen. Er hatte in einem Buche de generatione viventium die Anſicht ausgeſprochen, daß die Thierſeelen nicht, wie die damals gangbare Anſicht war, aus der Materie entſtünden, daß ſie vielmehr aus nichts erſchaffen würden. Da hieraus die Unſterblichkeit der Thierſeelen zu folgen ſchien, ſo fand ſich ein Profeſſor der Phyſik in Gröningen, Freitag, aufgefordert, hiergegen aufzutreten, die theologiſche Fakultät Wittenbergs wegen ihres Schweigens zu ſolchem enormen Irrthume der Servilität zu zeihen und alle deutſchen Fakultäten dagegen in Harniſch zu rufen. Die 1637 in Amſterdam erſchienene Schrift trägt den Titel: Novae sectae Sennerto-Paracelsicae recens in Philosophiam et Medicinam introductae, qua antiquae veritatis oracula, et Aristotelicae ac Galenicae doctrinae fundamenta convellere et stirpitus eraderare moliuntur novatores, detectio et solida refutatio. Die von Sennert mit Maß und Haltung geſchriebene Vertheidigungsſchrift will dem Gegner nachweiſen, daß er nur gegen Conſequenzen eifere, welche von dem Verfaſſer ſelbſt nicht zugeſtanden würden.

Die Data über die religiöſe Geſinnung dieſes ausgezeichneten Mediciners ſind nur ſehr unvollkommen. Am deutlichſten zeichnet ſeinen religiöſen Charakter die Erbauungsſchrift, welche er hinterlaſſen: de bene vivendi beateque moriendi ratione 1636. Auch abgeſehn von dieſer Schrift erhellt indeß ſeine tiefere Frömmigkeit aus Mehrerem, was wir über ihn wiſſen. Aus dem Briefwechſel J. Schmid's geht hervor, daß der fromme Vater ſeinen nachher als Orientaliſten berühmt gewordenen Sohn, den nachmaligen wittenberger Profeſſor Andreas Sennert, zu jenem ſtraßburger Theologen ausdrücklich um des Rufes ſeiner perſönlichen Frömmigkeit willen entſandt und auf dieſer Reiſe ihn begleitet hat, um ihn ſelbſt bei ſeinem Lehrer einzuführen. In einem Briefe von 1634*) ſchreibt Hülſemann, damals noch in Wittenberg, an Schmid, er hoffe bei deſſen Rückkunft von Straßburg, daß er ihm das Bild der Schmid'ſchen Frömmigkeit und Milde wieder vor Augen

*) Epp. ad Schmidium, cod. ms. I, S. 668.

halten werde." Schon vor dieſer Zeit muß zu V. Andreä die Kunde der chriſtlichen Geſinnung des Mannes gelangt ſeyn, denn unter den 24 Männern, welchen er im Jahre 1620 die dextera porrecta zu einem chriſtlichen Bruderbunde zuſendet, befindet ſich neben Gerhard und andern kirchlichen Notabilitäten auch der Name von Sennert. — Das Wenige, was wir aus ſeinem praktiſchen Leben erfahren, beſtätigt die günſtige Vorausſetzung für ſeinen praktiſch-chriſtlichen Charakter. Wie uns berichtet wird, ſo war es nicht ſeine Gewohnheit, von ſeinen Kranken ſelbſt ein Honorar zu fordern: er nahm, was man ihm gab, und wo ganz Arme ihm ein Honorar darboten, wies er es zurück. Siebenmal während ſeines Lebens in Wittenberg herrſchte dort die Peſt, und auch bei dieſen anſteckenden Krankheiten verſagte er nirgends ſeine Hülfe.

Seine meditationes sacrae — ſie wurden in demſelben Jahre 1636 durch ſeinen Sohn Andreas auch deutſch herausgegeben und der damaligen Churfürſtin Hedwig gewidmet — ſind, wie die von Reinkingk, Brunnemann und andern, nicht für den Druck, ſondern für ſein eigenes Bedürfniß aufgeſetzt und erſt auf Bitten der Freunde gedruckt worden.

Sie haben nicht ſowohl den Charakter von Selbſtbetrachtungen als den von paränetiſch-didaktiſcher Anſprachen. Sie handeln von der Nothwendigkeit zu ſterben, alles Weltliche zu verlaſſen, nach dem Tode in ein ewiges Leben einzugehn, vor Gottes ernſtes Gericht geſtellt zu werden — zum ewigen Leben oder zum ewigen Tode, von der Pflicht einer allgemeinen und täglichen und einer beſondern Vorbereitung auf den Tod u. ſ. w. Die einzelnen Betrachtungen ſchließen mit herzlichen Gebeten. Zur täglichen Vorbereitung auf den Tod wird die fortgeſetzte Erwägung, wie kurz das Leben und wie gewiß der Tod, gefordert, die herzliche Reue über die Sünde und die Zuflucht zur Barmherzigkeit Gottes. Es wird dann aber auch mit allem Ernſt auf die Bethätigung dieſes Glaubens gedrungen, durch Liebe Gottes über alles und des Nächſten als unſerer ſelbſt. Insbeſondere wird eine tägliche Selbſtprüfung vor Gott am Morgen und am Abende zur Pflicht gemacht, und zur Beſchämung der in dieſer Gewiſſensprüfung ſäumigen Chriſten auf das Beiſpiel der alten Pythagoräer und des Seneca verwieſen. Bei jedem Erwachen vom Schlaf ſoll der Gedanke an Gott der erſte ſeyn, der durch die Sinne geht, jeder Tag mit dem neuen Vorſatz

innen, Gott dem Herrn allein und keinem andern zu dienen, alle
sgaben des Tages sollen in diesem Sinne im Voraus erwogen
den. Auf das Gebet soll die Lesung der heiligen Schrift folgen
um alles in der Welt willen nicht oberflächlich, sondern mit
rtiefung in die hohen Materien von den Eigenschaften Gottes,
r der verderbten Natur des Menschen, von der Menschwerdung
) von dem jenseitigen Gerichte! Erst nach solchen Betrachtungen
der Christ an sein Tagewerk gehn, immer und in allen Dingen
: seinen Gedanken darauf gerichtet, daß er Gott nicht erzürne
) seinem Nächsten nicht wehe thue. Oft auch soll das Tage-
k durch herzliche Seufzer und Gebete unterbrochen und dadurch
) Aufsehn zu Gott gestärkt werden.

Ist aber der Abend gekommen, dann gebührt sich eine Prüfung
' zurückgelegten Tages und eine Erwägung der Aufgaben des
hsten. Und obwohl alle andern Uebertretungen und Vergehungen
Tages uns am Schlusse desselben vor Augen treten sollen, so
h vor allem diejenigen, welche gegen die Liebe geschehen sind,
r Unmuth und alle Bitterkeit gegen den Nächsten. Ist jedoch
e Selbstprüfung geschlossen, so soll auch der Christ dafür sorgen,
i er mit keinem kranken Gewissen sich zur Ruhe begebe, denn
e Süßigkeit der Nachtruhe für einen Christen, so lange das Ge-
th nicht erst für alles, was hinter ihm liegt, die Vergebung
rer Sünden erlangt habe! —

So wird das tägliche Leben zu einer Vorbereitung auf den Tod
nacht. Nähert sich aber der Tod, sei es durch Schwachheit des
ers oder durch zugestoßene Krankheit, dann gebührt sich wohl zu
bgen, was einem Christen für seine eigene Person das Unentbehr-
ste: die Versöhnung mit seinem Gotte, dann was er seinem
chsten schulde: die Versöhnung mit demselben, die christliche Bestellung
nes Hauses, die christliche Verwendung seines Habes und Gutes
d die christliche Ermahnung der Seinigen zum treuen Festhalten
n Glauben und an der Liebe. —

Hauptquellen: Buchners Parentation in Witten Me-
morias medicorum — eine bloße Prunkrede. — Bayle s. v.
Bennert.

II. Daniel Sennert, Professor der Medicin in Wittenberg.

(Geb. 1572, gest. 1637.)

Daniel Sennert, geboren 1572 in Breslau, Sohn eines Schuhmachers, studirte in Wittenberg, Leipzig, Jena, Frankfurt a/O. und erhielt 1602 eine Professur der Medicin, im Jahre 1628 nach einer glücklich an dem Churfürsten vollbrachten Cur, den Charakter eines Churfürstlichen Leibmedicus. Er starb 1637.

In seiner Wissenschaft ist er epochemachend — nicht als Stifter eines neuen Systems, aber als organisirendes Talent. Es wird ihm das Verdienst zugeschrieben, die medicinische Wissenschaft zuerst in ein System gebracht und ein methodisches Studium derselben eingeführt zu haben. Durch ihn erhielten die medicinischen Studirenden zuerst eine methodologische Anweisung über das Studium ihrer Wissenschaft. Insbesondere hatte er sich Verdienste um die Chemie erworben und deren Wichtigkeit für medicinische Präparate zur Anerkennung gebracht. Im In- und Auslande galt sein Name in seiner Wissenschaft als einer der ersten. In Lyon erschien eine Ausgabe seiner Werke in 6 Foliobänden und italiänische Aerzte pflegten, wie berichtet wird, bei Nennung seines Namens das Haupt zu entblößen. Fürst Sapieha von Lithauen hatte in einem schweren Krankheitsleiden sich an die medicinische Fakultät von Padua um Hülfe gewandt und war von ihr nach Wittenberg an Sennert, den deutschen Aeskulap, verwiesen worden. Der Fürst unternahm die Reise dahin, und kehrte genesen zurück. Sennert war in seiner Wissenschaft nicht abergläubisch, dem Paracelsus und seinen Schwärmereien war er abhold. Er hielt sich noch an die Schule von Galen, wies indeß seine Schüler vorzugsweise auf die eigne Erfahrung und Selbstbeobachtung.

Als unfehlbare Voraussetzung galt ihm auch in seiner eignen Wissenschaft das Wort der heiligen Schrift. Durch beides, durch Schrift und Erfahrung, ergab sich ihm der Ursprung gewisser Krankheitszustände aus dämonischen Einflüssen. Er bestimmt die besonderen Grade der Magie, die direkten und die indirekten Teufelsbündnisse und die Kennzeichen, woran diese Magie zu erkennen. Ja, wie berichtet wird, führt er darüber Klage, daß von dem gemeinen Manne noch viel zu oft natürliche Ursachen von Krankheiten angenommen würden, welche in Wahrheit auf übernatürliche, dämonische zurückzuführen seien. Der Astrologie sprach er zwar als Wissenschaft der Vorbedeutungen

ihr Recht ab, verkannte jedoch nicht — auch hier auf die Erfahrung ſich berufend — die phyſiſchen Einflüſſe der Geſtirnwelt auf die ſublunariſche. — Weder ſeine Rechtgläubigkeit, noch ſein hohes Anſehn vermochte ihn vor Angriffen auf ſeine Orthodoxie ganz ſicher zu ſtellen. Er hatte in einem Buche de generatione viventium die Anſicht ausgeſprochen, daß die Thierſeelen nicht, wie die damals gangbare Anſicht war, aus der Materie entſtünden, daß ſie vielmehr aus nichts erſchaffen würden. Da hieraus die Unſterblichkeit der Thierſeelen zu folgen ſchien, ſo fand ſich ein Profeſſor der Phyſik in Gröningen, Freitag, aufgefordert, hiergegen aufzutreten, die theologiſche Fakultät Wittenbergs wegen ihres Schweigens zu ſolchem enormen Irrthume der Servilität zu zeihen und alle deutſchen Fakultäten dagegen in Harniſch zu rufen. Die 1637 in Amſterdam erſchienene Schrift trägt den Titel: Novae sectae Sennerto-Paracelsicae recens in Philosophiam et Medicinam introductae, qua antiquae veritatis oracula, et Aristotelicae ac Galenicae doctrinae fundamenta convellere et stirpitus eraderare moliuntur novatores, detectio et solida refutatio. Die von Sennert mit Maß und Haltung geſchriebene Vertheidigungsſchrift will dem Gegner nachweiſen, daß er nur gegen Conſequenzen eifere, welche von dem Verfaſſer ſelbſt nicht zugeſtanden würden.

Die Data über die religiöſe Geſinnung dieſes ausgezeichneten Mediciners ſind nur ſehr unvollkommen. Am deutlichſten zeichnet einen religiöſen Charakter die Erbauungsſchrift, welche er hinterlaſſen: de bene vivendi beateque moriendi ratione 1636. Auch abgeſehn von dieſer Schrift erhellt indeß ſeine tiefere Frömmigkeit aus Mehrerem, was wir über ihn wiſſen. Aus dem Briefwechſel J. Schmid's geht hervor, daß der fromme Vater ſeinen nachher als Orientaliſten berühmt gewordenen Sohn, den nachmaligen wittenberger Profeſſor Andreas Sennert, zu jenem ſtraßburger Theologen ausdrücklich um des Rufes ſeiner perſönlichen Frömmigkeit willen entſandt und auf dieſer Reiſe ihn begleitet hat, um ihn ſelbſt bei ſeinem Lehrer einzuführen. In einem Briefe von 1634*) ſchreibt Hülſemann, damals noch in Wittenberg, an Schmid, er hoffe bei deſſen Rückkunft von Straßburg, daß er ihm das Bild der Schmid'ſchen Frömmigkeit und Milde wieder vor Augen

*) Epp. ad Schmidium, cod. ms. I, S. 668.

halten werde." Schon vor dieſer Zeit muß zu V. Andreä die Kunde der chriſtlichen Geſinnung des Mannes gelangt ſeyn, denn unter den 24 Männern, welchen er im Jahre 1620 die dextera porrecta zu einem chriſtlichen Bruderbunde zuſendet, befindet ſich neben Gerhard und andern kirchlichen Notabilitäten auch der Name von Sennert. — Das Wenige, was wir aus ſeinem praktiſchen Leben erfahren, beſtätigt die günſtige Vorausſetzung für ſeinen praktiſch-chriſtlichen Charakter. Wie uns berichtet wird, ſo war es nicht ſeine Gewohnheit, von ſeinen Kranken ſelbſt ein Honorar zu fordern: er nahm, was man ihm gab, und wo ganz Arme ihm ein Honorar darboten, wies er es zurück. Siebenmal während ſeines Lebens in Wittenberg herrſchte dort die Peſt, und auch bei dieſen anſteckenden Krankheiten verſagte er nirgends ſeine Hülfe.

Seine meditationes sacrae — ſie wurden in demſelben Jahre 1636 durch ſeinen Sohn Andreas auch deutſch herausgegeben und der damaligen Churfürſtin Hedwig gewidmet — ſind, wie die von Reinkingk, Brunnemann und andern, nicht für den Druck, ſondern für ſein eigenes Bedürfniß aufgeſetzt und erſt auf Bitten der Freunde gedruckt worden.

Sie haben nicht ſowohl den Charakter von Selbſtbetrachtungen als den von paränetiſch-didaktiſcher Anſprachen. Sie handeln von der Nothwendigkeit zu ſterben, alles Weltliche zu verlaſſen, nach dem Tode in ein ewiges Leben einzugehn, vor Gottes ernſtes Gericht geſtellt zu werden — zum ewigen Leben oder zum ewigen Tode, von der Pflicht einer allgemeinen und täglichen und einer beſondern Vorbereitung auf den Tod u. ſ. w. Die einzelnen Betrachtungen ſchließen mit herzlichen Gebeten. Zur täglichen Vorbereitung auf den Tod wird die fortgeſetzte Erwägung, wie kurz das Leben und wie gewiß der Tod, gefordert, die herzliche Reue über die Sünde und die Zuflucht zur Barmherzigkeit Gottes. Es wird dann aber auch mit allem Ernſt auf die Bethätigung dieſes Glaubens gedrungen, durch Liebe Gottes über alles und des Nächſten als unſerer ſelbſt. Insbeſondere wird eine tägliche Selbſtprüfung vor Gott am Morgen und am Abende zur Pflicht gemacht, und zur Beſchämung der in dieſer Gewiſſensprüfung ſäumigen Chriſten auf das Beiſpiel der alten Pythagoräer und des Seneca verwieſen. Bei jedem Erwachen vom Schlaf ſoll der Gedanke an Gott der erſte ſeyn, der durch die Sinne geht, jeder Tag mit dem neuen Vorſatz

beginnen, Gott dem Herrn allein und keinem andern zu dienen, alle Aufgaben des Tages ſollen in dieſem Sinne im Voraus erwogen werden. Auf das Gebet ſoll die Leſung der heiligen Schrift folgen — um alles in der Welt willen nicht oberflächlich, ſondern mit Vertiefung in die hohen Materien von den Eigenſchaften Gottes, von der verderbten Natur des Menſchen, von der Menſchwerdung und von dem jenſeitigen Gerichte! Erſt nach ſolchen Betrachtungen ſoll der Chriſt an ſein Tagewerk gehn, immer und in allen Dingen mit ſeinen Gedanken darauf gerichtet, daß er Gott nicht erzürne und ſeinem Nächſten nicht wehe thue. Oft auch ſoll das Tagewerk durch herzliche Seufzer und Gebete unterbrochen und dadurch als Aufſehn zu Gott geſtärkt werden.

Iſt aber der Abend gekommen, dann gebührt ſich eine Prüfung des zurückgelegten Tages und eine Erwägung der Aufgaben des nächſten. Und obwohl alle andern Uebertretungen und Vergehungen des Tages uns am Schluſſe deſſelben vor Augen treten ſollen, ſo ſoll vor allem diejenigen, welche gegen die Liebe geſchehen ſind, der Unmuth und alle Bitterkeit gegen den Nächſten. Iſt jedoch dieſe Selbſtprüfung geſchloſſen, ſo ſoll auch der Chriſt dafür ſorgen, daß er mit keinem kranken Gewiſſen ſich zur Ruhe begebe, denn die Süßigkeit der Nachtruhe für einen Chriſten, ſo lange das Gemüth nicht erſt für alles, was hinter ihm liegt, die Vergebung ſeiner Sünden erlangt habe! —

So wird das tägliche Leben zu einer Vorbereitung auf den Tod gemacht. Nähert ſich aber der Tod, ſei es durch Schwachheit des Alters oder durch zugeſtoßene Krankheit, dann gebührt ſich wohl zu erwägen, was einem Chriſten für ſeine eigene Perſon das Unentbehrlichſte: die Verſöhnung mit ſeinem Gotte, dann was er ſeinem Nächſten ſchulde: die Verſöhnung mit demſelben, die chriſtliche Beſtellung ſeines Hauſes, die chriſtliche Verwendung ſeines Habes und Gutes und die chriſtliche Ermahnung der Seinigen zum treuen Feſthalten im Glauben und an der Liebe. —

Hauptquellen: Buchners Parentation in Witten Memoriae medicorum — eine bloße Prunkrede. — Bayle s. v. Sennert.

Philologen.

I. Caspar von Barth.

(Geb. 1587, geſt. 1658.)

Eine Bekehrung im vorgerückten Alter aus dem Weltlel zu Gott findet ſich in keinem der hier vorliegenden Lebensläufe a dieſem Jahrhundert. Immer hatte ſchon die Erziehung einen chr lichen Grund gelegt, den das ſpätere Leben nur entwickelte. einem gewiſſen Maße läßt ſich auch von Caspar Barth, d hochberühmten Kritiker, dieſes ſagen. Doch bezeichnet er ſelbſt da Selbſtgeſtändniſſe im Geiſte Auguſtins den Abſchluß einer Lebe periode, worin er der Welt und dem Ehrgeiz gedient und ei neuen, welche Gott gewidmet ſeyn ſollte.

Einem alten adligen Geſchlechte entſproſſen wurde er 15 in Küſtrin geboren, wo ſein Vater brandenburgiſcher Rath u Kanzler war. Sorgſam wurden von dem Vater die ausgezeichne Anlagen des Knaben gepflegt, auch entwickelten ſie ſich mit wund barer Zeitigung. Schon unter ſeinen Umgebungen wurde ſeine Fr reife angeſtaunt und von den Literatoren wurde er ſpäter unter Zahl der Wunderkinder aufgenommen. Er giebt ſelbſt von ner frühzeitigen Geiſtesentwicklung einige Andeutungen. „Mit Jahren, ſagt er, lernten ich und mein drei Jahr älterer Brud den ganzen Terenz auswendig und recitirten ihn vor einem erſtau ten Zuhörerkreiſe. Im 10ten Jahre wurde ich von Horaz ganz l geiſtert, ſo daß ich mich ſtets mit ſeinen Ideen herumtrug. A indeß ein Jahr ſpäter der Sänger Chriſti Prudentius in mei Hände kam, wurde ich ganz hingeriſſen und begierig, einmal etw Aehnliches zu ſchreiben. Damals erwähnte jemand bei Tiſche, w wie vielen eine lateiniſche Uebertragung der Pſalmen verſucht wo den und ſogleich vereinigte ich mich mit meinem Bruder, das Glei zu verſuchen. In wenigen Monaten verfertigte ich dann auch ei

ſalmenüberſetzung in verſchiedenem Versmaß. So beſchäftigte ich
ch anfangs faſt bloß mit religiöſer Poeſie, nach einiger Zeit aber
ch mit weltlicher und mit anakreontiſchen Liedern.“ Dieſe Kna-
verſuche in der Poeſie gab er 1606 heraus. —

Nach dem Tode des Vaters 1597 begab ſich die Mutter mit
m Sohne nach Halle, wo zwei Brüder des Vaters lebten. Von
r aus wurde er auf die Gymnaſien von Gotha und Eiſenach
ſchickt. Im Jahre 1605 bezog er die Univerſität Wittenberg und
g von dort nach Jena. Nachdem er in dieſer Zeit noch einen
n den Gelehrten geſchätzten Commentar zu Virgils Ciris her-
gegeben, trat er ſeine gelehrten Reiſen an. Vom Jahre 1610
hielt er ſich längere oder kürzere Zeit bis 1623 in Mainz, Mar-
g, Heidelberg, Mailand, Straßburg, Genua, Padua, Leyden,
ſterdam, Paris, Rom und Baſel auf — zum Theil von berühm-
Männern, wie Godofredus in Heidelberg, Meurſius in Leyden,
Tiſch und Haus aufgenommen.

Ueber dieſe Zeit ſeines Aufenthaltes im Auslande ſind anſtö-
e Gerüchte von Liebeshändeln und ſchimpflicher Rache, die er an
en Nebenbuhlern genommen, verbreitet. Sein 15jähriger, gelehr-
Freund, Rektor Daum in Zwickau, erklärte dieſelben für unbe-
undet. Doch ſcheint ſchon der Charakter ſeiner literariſchen Thä-
keit in dieſer Zeit dafür zu ſprechen. Sie verirrte zum Theil in
en frivolen und ſchmutzigen Gebiete. Er gab 1620 eine Ueber-
ung der ſpaniſchen Tragikomödie La Celeſtina von Cota her-
s, deren Inhalt folgender Titel bezeichnet: Pornoboscodidasca-
s latinus. De lenonum, lenarum, conciliatricum, servitio-
m dolis, veneficiis, machinis plusquam diabolicis, de mise-
s juvenum incautorum, qui florem aetatis amoribus incon-
ssis addicunt, de miserabili singulorum periculo et omnium
teritu. Einen Schäferroman des Spaniers Gil Polo giebt er 1625
ter dem Titel: Erotodidascalus sive Nemoralia heraus und
bſt eine lateiniſche Ueberſetzung der berüchtigten Raggionamenti
s ſchmutzigen Italiäners Aretin. Auch dem Petronius hatte er
ſondre Studien zugewendet. Freilich laſſen ſich die Beweiſe aus
ſen Produktionen zweifelhaft machen. Was die Celeſtina betrifft,
will Cota dieſelbe nur zur Warnung der unerfahrnen Jugend
ausgegeben haben, und ein Kenner der ſpaniſchen Literatur be-

richtet über den Eindruck derſelben auf die Zeitgenoſſen: „Würklich nahmen viele das Buch, ſo ſeltſam dies jetzt ſcheinen mag, als zu einem guten Zwecke geſchrieben auf. Es wurde ehrwürdigen Geiſtlichen, ſo wie Frauen von Stand und Züchtigkeit, in Spanien und außerhalb zugeeignet und ſcheint allgemein, ja vielleicht ſelbſt von weiſen, milden und guten Leuten ohne Erröthen geleſen worden zu ſeyn.“*) Das Buch des ſchmutzigen Aretin aber iſt von Barth nicht aus dem Italiäniſchen, ſondern aus dem Spaniſchen überſetzt worden: „weil in der ſpaniſchen Ueberſetzung die Obſcönitäten expurgirt ſeien.“ Vielmehr hat der ſpaniſche Ueberſetzer aus dem Buch etwas ganz anderes gemacht, als es an ſich iſt.**) Es liegen uns indeß von Barth ſelbſt Geſtändniſſe vor, welche, wenn auch einige rhetoriſche Uebertreibung in Abzug gebracht wird, doch auf ein keineswegs unbeflecktes Jugendleben hinweiſen. „Wie große Meeresfluthen haben mich zahlloſe Vergehungen, unermeßliche Thorheiten vom rechten Wege abgebracht und die Eitelkeiten der Welt mich mit ihrem Gewichte zur Erde gezogen. Mein Leben lang habe ich an dieſer Weltliebe gehangen und von dem elenden Verlangen nach ſolchen Genüſſen berauſcht habe ich den rechten Weg verlaſſen und mich in unſägliche Laſter geſtürzt, die ungeheuren und abſcheulichen Vergehungen meiner Jugend gehn mir über das Haupt.“ (Soliloquia I, 115.) „Ich erbarmte mich nicht meiner eignen Seele, ſondern vergaß ſie gänzlich und dachte deiner, o Gott, nicht, der du ſie mir gegeben. Die Knechtſchaft unter mein Fleiſch machte mich thieriſch, ſtumpf und in Folge derſelben ekelte mich alles Ewige und Himmliſche an.“ (ib. S. 116.) Und ſolcher Confeſſionen finden ſich mehrere.

Gegen das Jahr 1630 kehrte er nach ſeinem Vaterlande zurück und trat darauf ſofort in den Eheſtand. Er beſaß bei Leipzig ein Landgut Sillersdorf und in Halle ein eigenes Haus. Das

---

*) Georg Ticknor, Schöne Literatur in Spanien 1852. I. S. 218.

**) Die Raggionamenti von Aretin 1584 (ohne Druckort), ein von den Regierungen wegen ſeiner Unfläthereien verbotenes und daher ſehr ſelten gewordnes Buch, enthält Geſpräche, welche aus dem Leben der Nonne, der Verheiratheten und der Hure licentiöſe Mittheilungen machen, während die von Barth überſetzte und von Daum auf's Neue herausgegebene Schrift Pornodidascalus in einem Geſpräche die Mittheilungen einer Buhlerin enthalten, welche ihre bei jungen Leuten angewandten Verführungskünſte darlegt — immerhin alſo, wie Barth ſie angeſehn wiſſen will, eine Warnungsſchrift für junge Leute, welche in's Ausland reiſen.

idgut übergiebt er seinen Verwandten zur Verwaltung und über-
t die hallische Haushaltung seiner Frau. Schon auf seinen Rei-
hatte er, wie begreiflich, manche von den Kriegesschrecken ertragen
sen. Bei Gelegenheit einer Stelle in dem Dichter Statius, wo
Belagerung erwähnt wird, erinnert auch er daran, wie er in
em Leben mehrmals die Bedrängnisse einer belagerten Stadt
ten gelernt, und einmal der Gefahr nur unter Zurücklassung von
dern und Waffen mit dem bloßen Leben entgangen sei. Er war
zurückgekommen, um die Bedrängnisse, welche der Krieg über
noch immer sich einer gewissen Blüthe erfreuende Leipzig brachte
erst durch die kaiserlichen Heere, später durch die Schweden, mit
hzuleben. Zweimal erfuhr seine Bibliothek eine Plünderung, einmal
sie in Flammen auf. Seit dem Jahre 1640 zieht er sich nach
zig zurück, wo er im Paulinergebäude eine Wohnung bezieht. Den
bbaren Angaben über sein Familienleben nach möchte man glau-
, daß er in Leipzig, von Frau und Kindern getrennt, nur ein
hrtes Klausnerleben geführt habe. Doch kann dem nicht so seyn,
r 1645 zum zweiten mal in einen mit Familie gesegneten Ehe-
d trat, auch in seinen Soliloquiis von seinem engen Hauswesen
ht, in dem er mit seiner „theuren Gattin" und seinen Büchern
rt lebe. Daß sein Umgang sich nur auf wenige Auserwählte
nkt habe und selbst die freundschaftliche Correspondenz von
vermieden worden, wird ausdrücklich bezeugt; der wittenberger
rator Buchner nennt ihn ein mirabile caput, welches man ver-
, wenn man sich ihm am meisten gefällig zu seyn bemühe. Auch
dies nicht bloß von den letzten Jahren. Schon 1629 schreibt
hner an Opitz, er habe dem trefflichen Barth kürzlich das Exem-
einer Schrift von Heinsius übersandt und der Bote nur als
wort einen Zettel zurückgebracht des Inhalts: „Daß Junker
par Barthen ein Schreiben von etlichen überbracht, ist dem Bo-
dieses zum Zeugniß ertheilet." Dieselbe Antwort erfolgte auch
eine spätere Zuschrift von Buchner.

Der Sünden seiner Jugend ungeachtet hatte Barth keine Zeit
es Lebens gehabt, wo der Geist Gottes ihm nicht nachgegangen
r. „Ich muß bekennen, spricht er, daß du Gott, nach deiner
derbaren Gnade und Liebe, niemals ganz meine Heiligung auf-
eben hast, vielmehr in meiner innersten Brust stets
ten Funken der Sehnsucht nach dem rechten Wege

erhalten. . Du haſt mich dir innerlich durch deine reine Gäte bewahrt und dir wenigſtens ſo viel Treue in mir erhalten, daß ſeiner Zeit eine heilige Flamme daraus hervorbrechen konnte." (Soliloquia I, 91.) Er betrachtet als einen dieſer Gnadenzüge, daß ihn ſchon als Knabe der chriſtliche Dichter Prudentius ſo begeiſtert, daß dieſem gegenüber ihm alles andre gering erſchienen ſei (II, S. 19.). Eine gewiſſe Glaubenswärme ſpricht ſich auch in den während ſeiner Reiſezeit herausgegebenen Schriften aus. Seinem Zodiacus vitae christianae 1623 ſchickt er die Erklärung voran: „Daß das, was ich in dieſer Schrift geſchrieben, ſich ſo verhalte und von den Schaafen der Heerde Chriſti geglaubt werden müſſe, iſt meine aufrichtige Meinung. Wäre jemand der Meinung, daß anders geglaubt und gelehrt werden müſſe, ſo erwäge er ſeinen eignen Glauben und meint er, daß wir anders glauben müßten, ſo gebe er uns Beweiſe für ſeinen Glauben, und wir werden nicht unterlaſſen, wenn er uns anders überzeugen kann, die Wahrheit genauer zu erforſchen." Auch in ſeinen Epidorpides (Nachtiſch) aus demſelben Jahre 1623 findet ſich eine ſchöne Confessio. — Wie es ſcheint, ſo iſt bereits von der Mutter, welche ihn unter ihren neun Kindern am meiſten geliebt, eine Hinneigung zu göttlichen Dingen in ſein Herz gepflanzt worden. Er ſchildert dieſelbe als eine Frau, welche das Bekenntniß thun konnte — in einem Leben voll Anfechtungen: „in allen Drangſalen ihres Lebens auch nicht eine Viertelſtunde das Vertrauen auf Gott verloren zu haben." Auch erzählt er uns von der merkwürdigen Divinationsgabe der Mutter, mit welcher ſie — obwohl bis drei Tage vor ihrem Ende vollkommen geſund — ſchon 3 Jahr vor ihrem Tode denſelben mit Beſtimmtheit vorausgeſagt. Er war 25 Jahr alt, als ſie ſtarb (1622). Wie wenig ſein nachfolgendes Bücherleben ihn ausgetrocknet hatte, zeigt die empfindungsvolle Beſchreibung der Todesſtunde ſeiner Mutter, welche er 18 Jahre ſpäter ſeinem Commentar über Statius eingefügt hat. (T. II. 826.) Hier ſpricht ſich auch das immer lebhafter gewordene Bedürfniß aus, ſich den gelehrten Studien gänzlich zu entziehn, um ſich ausſchließlich der Religion zu widmen. „Ich wünſche, ſchreibt er, endlich einmal mit meinen angefangenen Schriften fertig zu werden, um mich gänzlich Chriſto zu widmen. Oefter ſchon habe ich im Begriff geſtanden dieſes zu thun, und bin nur durch den nicht

endenden Krieg und die mit demſelben verbundenen Bedrängniſſe davon bis jetzt zurückgehalten worden."

Dies ſchrieb er im Jahre 1640, und wie es ſcheint hat er dieſen Entſchluß bald darauf zur Ausführung gebracht. Als Frucht deſſelben ſind nämlich ſeine Soliloquia anzuſehn, welche zwar erſt 1655 erſchienen, aber ſchon viel früher wenigſtens theilweiſe müſſen ausgearbeitet worden ſeyn. Im Jahre 1646 gab nämlich ſein Freund Daum, der erwähnte zwickauer Rektor, welchem er alle ſeine Manuſkripte anvertraute, soliloquia quinque Casparis Barthii heraus mit der Erklärung, daß er dieſes auf dringenden Wunſch einer Anzahl Freunde thue, welche von jenem Werke gehört und nach einer Mittheilung daraus verlangt hätten. 1649 veröffentlichte dann derſelbe aus den dieſen Soliloquien eine Anzahl Feſthymnen.*) Die Soliloquia ſelbſt zeigen, daß ſie Aufzeichnungen aus mehreren vorhergegangenen Jahren enthalten: es thun dies die Betrachtungen an verſchiedenen Oſter- und Weihnachtsfeſten dar. Sie füllen einen ſtarken Quartband von 1868 Seiten — theils Morgen- Abend- und Feſtbetrachtungen, theils Selbſtgeſtändniſſe und Gebete, auch eine bibliſche Auslegung der 10 Gebote und eine Anzahl lateiniſcher Poeſien. Es iſt auffallend, wie wenig dieſes Buch bekannt geworden zu ſeyn ſcheint. Während ſich ſonſt den geiſtlichen Selbſtbekenntniſſen berühmter Männer, wie Auguſtin, Petrarka, Caſaubonus, Junius, Comenius, die Aufmerkſamkeit ſo theilnehmend zugewandt hat, haben wir — mit einer Ausnahme**) — dieſe Schrift nirgends erwähnt gefunden als in den biographiſchen Skizzen von Barths Leben, und auch hier eben nur erwähnt. Die andern genannten Selbſtbekenntniſſe ſind auch mehrfach überſetzt worden, wozu ſich indeß die Barth'ſchen wegen ihrer Weitſchweifigkeit und Wiederholungen allerdings nicht eigneten. Die edle, herzgewinnende Simplicität, durch welche die neuerlich bekannt

*) Die Hülſemannſche Leichenrede erwähnt auch die „vor wenig Jahren in Druck gegebene deutſche Confeſſion" und den „deutſchen Phönix" als Zeichen der religiöſen Geſinnung Barth's. Dieſe zwei Schriften finden ſich indeß nicht in der leipziger Univerſitätsbibliothek, durch deren Bibliothekar, den hochverehrten Herrn Hofrath Gersdorf, mir die übrigen Barth betreffenden Schriften gütigſt mitgetheilt worden ſind.

**) Spizel im Templum honoris reseratum, wo er auch Barth eine Stelle widmet, wogegen der leipziger Theologe Pipping in ſeinen Biographien theologischer Gelehrten und Philologen ihn unbeachtet läßt.

gewordenen Tagebücher eines Caſaubonus ſich ſo viel Anklang verſchafft, findet ſich hier freilich nicht. Die Sprache Barth's iſt vielfach überladen, leidet an Weitſchweifigkeit und unreiner Diktion. Dennoch läßt ſich nicht verkennen, daß die Barth'ſchen Selbſtgeſtändniſſe von tiefer Ueberzeugung ausgehen: ſie tragen unverkennbar den Stempel einer bußfertigen Seele, welche nach langer Verirrung in der Welt mit ihrem Heile Ernſt macht. Hie und da giebt ſich im Ausdruck die Reminiſcenz an Auguſtin zu erkennen.

Was zunächſt die Lehre betrifft, ſo drücken dieſe Bekenntniſſe einfach den Glauben der lutheriſchen Kirche aus, wie hierüber auch Hülſemann das Zeugniß ablegt: „Der reinen ungeänderten augsburgiſchen Confeſſion hat er jederzeit mit Mund und Herzen eifrig angehangen, und ſich darin durch niemanden, was auch die Jeſuiten zuweilen an ihm verſucht, irre machen laſſen.“ Zwar ſpricht er mit Abſcheu von den Schulſtreitigkeiten und Zänkereien der Theologen, aber von dem Lehrbegriffe ſeiner Kirche weicht er nicht ab, ſchätzt auch die Gnadenmittel der Kirche nicht gering, ſondern ſpricht mit Ehrfurcht und in lutheriſchem Sinne vom Abendmahl und der Abſolution. Zwar rühmt er auch, ähnlich wie Calixt, den kirchlichen Conſenſus des Alterthums, doch ohne ſynkretiſtiſche Folgerungen hieraus zu ziehn. — Mit tiefſter Zerknirſchung legt er wiederholt ſein Sündenbekenntniß ab. So äußert er ſich unter anderem in einer ſeiner Confessiones: „Wenn ich mir mein zurückgelegtes Leben in's Gedächtniß zurückrufe, ſo wage ich nicht, vor dein Antlitz zu treten, noch zu dir zu reden, mein Herr und mein Gott. Dennoch — wenn ich deine Befehle und das Vorbild deiner Gerechten mir vergegenwärtige, fühle ich mich dazu verpflichtet. Da ich nun nicht ohne Sünde unterlaſſen darf, was meine Unwürdigkeit zu unterlaſſen mir gebietet, ſo will ich lieber meinen eignen Willen daran geben, als dein Gebot verachten. Du kannſt und du willſt auch von den Sünden mich losſprechen, welche ich mir ſelbſt nicht vergeben kann. O mein Herr und Gott, iſt von Anfang der Welt an je ein dreiſterer, verwerflicherer und abſcheulicherer Sünder als ich geweſen? Deine Gebote habe ich allzumal verachtet, habe den Lüſten meines verderbten Fleiſches und den Eingebungen Satans den Zügel ſchießen laſſen. Dein Gebot zu hören, nach deinen Befehlen zu handeln habe ich nicht einmal den Willen gehabt. Tauſende von Sterblichen, welche deinen Willen zu befolgen ſich be-

ſtreben, werden kaum gerettet: ſo groß iſt die Uebermacht des Feindes über das Beſtreben der Frömmigkeit. Ich, der ich ſo lange in der Irre gegangen, daß meine Hürde das verirrte Schaf nicht mehr wiedererkannt hat — ich, der ich meinen Gelüſten überall nachgegeben, wie werde ich Rettung finden?" (II. S. 17.) Es ſind ſolche Bekenntniſſe indeß bei ihm nicht unfruchtbare Gefühlsergüſſe. Auf das Lebendigſte drückt er das ſittliche Verlangen aus von ſeinen vorherrſchenden Sünden, von Ehrgeiz, Eitelkeit, Jähzorn, Anhänglichkeit an das irdiſche Gut frei zu werden: bei einzelnen vorkommenden Fällen klagt er ſich in dieſem ſeinem Tagebuche an, ſeiner Schwachheit unterlegen zu ſeyn und fleht um Kraft zur Beſſerung. Trefflich ſpricht er namentlich im Sinne der Kirchenväter von der Tugend der Keuſchheit, ohne indeß die proteſtantiſche Einſicht zu verleugnen, daß auch die Ehe mit gottgefälliger Keuſchheit geführt werden könne. Auch hält er nicht die öfter wiederholten Geſtändniſſe zurück, daß der Ehrgeiz der Stachel ſeiner Schriftſtellerei geweſen, obgleich er auch von einem ihm angebornen Triebe zu leſen und zu ſchreiben ſpricht, bei deſſen Befriedigung ihm oft Raum und Zeit vergangen. Er beklagt im Einzelnen — das eine mal, daß er nicht verſöhnlich genug geweſen, ein anderes mal, daß ihn die Sorge der Zeitlichkeit zu ſehr quäle — obwohl er ſo augenſcheinliche Beweiſe der göttlichen Aushülfe erfahren, oder auch, daß der eitle Antrieb nach Ehre ihn noch nicht ganz verlaſſen wolle. In der früheren Periode ſeines Lebens wurde in der That ſein Dünkel und ſeine Rechthaberei vielfach angeklagt und noch der Leichenredner Hülſemann kann darüber nicht gänzlich ſchweigen. Namentlich hatte ſein früherer Jugendfreund, der Mediciner und Philologe Reineſius in Altenburg vielfach mit ihm in Streit gelegen und noch bei der Nachricht, welche ihm Daum vom Tode des Mannes gab, ſchreibt ihm derſelbe zurück: „Mit Einem Worte: ich habe den übermäßigen Hochmuth des Mannes nicht tragen können und er nicht meine männliche Freimüthigkeit, und in der That iſt das nicht meine Art, vor irgend einem übermüthigen Literator zurückzuſchrecken."*) — Auch darf man ſich nicht vorſtellen, daß der Verfaſſer es in ſeinem chriſtlichen Leben nicht weiter als bis zur Buße gebracht. Seine Bekenntniſſe ſind nicht bloße Jeremiaden. Es iſt rührend zu leſen, wie er auch von einem Fort-

*) Epp. Reinesii 1670, ep. 88.

ſchritte in der Herrſchaft des Geiſtes ſpricht, und wie er, je länger, je mehr, die Seligkeit des Glaubens inne werde. — Je mehr er beklagt, daß ſein bisheriges Leben nur der Selbſtſucht gedient habe, deſto ernſter ſpricht er den Entſchluß aus, was von demſelben ihm noch übrig ſei, allein zum Seelenheil ſeiner Nächſten anzuwenden. Dieſen Entſchluß auszuführen wurde ihm indeß nicht mehr vergönnt. Bald nachdem er die Soliloquia herausgegeben, traf ihn eine Lähmung auf der einen Seite, und nun, wie Daum berichtet, waren die letzten drei Jahre ſeines Lebens nur göttlichen Dingen und der Vorbereitung auf ſein Ende gewidmet. Er ſtarb 1658. Der große Theologe Hülſemann ehrte ihn durch eine Leichenrede und im Namen der Univerſität Jak. Thomaſius durch eine Parentation.

Quellen: Joh. Hülſemann, Leichenrede über das Thema: Der größeſten Sünder Wappen und Helm nach 1 Tim. 1, 15. — Seidel, Bilderſammlung berühmter Brandenburger, herausgegeben von Küſter 1751. — Bayle, Dictionaire s. v. Barth.

H. Simon Dach, Profeſſor in Königsberg.

(Geb. 1605, geſt. 1659.)

Einerſeits durch Eccard, den Componiſten, andrerſeits durch Opitz, den Dichter, angeregt, hatte ſich gegen Ende des Jahrhunderts auch in Königsberg ein Dichter- und Componiſtenbund gebildet — von dem Nürnberger unterſchieden als kunſtliebender Freundesbund und durch den harmloſeren und zugleich ernſteren Charakter. Weder die Tändeleien mit dem Heiligen, noch die eiteln Selbſtbeſpiegelungen, wie ſie in Nürnberg heimiſch waren, ließ er ſich zu Schulden kommen. In dieſem königsberger Bunde nahm Dach die erſte Stelle ein.

Dach war 1605 in Memel geboren, wo ſein Vater Dolmetſcher der lithauiſchen Sprache war. Von Kindheit an zeigte er Begabung für die Muſik, beſonders für die Violine. Den erſten Unterricht hatte er in der königsberger Kathedralſchule empfangen. 15 Jahr alt begleitete er indeß einen jungen Königsberger auf die wittenberger Schule, wo er drei Jahre blieb, darauf ſich zu einem Verwandten nach Magdeburg begab und unter Evenius ſeine Schulſtudien fortſetzte, bis ihn 1626 der Krieg von dort vertrieb. Unter

ßen Gefahren begab er ſich durch die wallenſteinſchen und mans-
ldiſchen Truppen hindurch in ſein Vaterland zurück.

Er beſuchte nun die Univerſität Königsberg, wo er ſeine theo-
giſchen Studien unter dem jugendlichen Calov, damals Extraordi-
rius, begann. Nach Beendigung derſelben erhielt er 1633 eine
ſtellung als Collaborator, 1636 als Conrektor an der Stadt-
ule. In dieſen Stellungen wurde die ohnehin ſchwächliche Geſund-
t des Mannes ſowohl durch übermäßige Arbeit als durch erfahrene
ränkungen zerrüttet und der Grund zu einem Krankheitsleiden bei ihm
egt, von welchem er nie mehr ganz frei wurde. In der Freund-
aft ſuchte er Aufheiterung und in der Poeſie. Er fand Herzen,
ſich in beidem mit ihm zuſammenſchloſſen. Aus Eccard's Schule
ß Königsberg damals die zwei großen Tonkünſtler und zugleich
hter, die beiden Cantoren Stobäus und Alberti, für die geiſt-
Liederdichtung hatte der treffliche Weiſſel die Bahn eröffnet, der
nger von „Macht hoch die Thür, das Thor macht weit" und
ch wer da will." Man war ſich's bewußt, daß eine neue Pe-
e für Königsberg angebrochen und Wilkau, der Prorektor der
ule zu Königsberg-Löbenicht, ſingt:

Wo ſonſt vor dieſer Zeit die wilden Püffel ſaßen
Und an des Pregels Rand die Wölf' und Bären fraßen
Ohn' alle Jägerfurcht; da grünet jetzt der Ort
Und Wohnhaus freier Kunſt, da ſchallet Gottes Wort.
Hier höret man mit Luſt Stobäum künſtlich ſingen,
Manch tauſendſchönes Lied nach Melodeyen zwingen.

Zu der von Stobäus unternommenen neuen Ausgabe von
rd's Compoſitionen mit Beigabe ſeiner eigenen Feſtgeſänge hatte
für Eccard begeiſterte Churfürſt Friedrich Wilhelm die bedeutende
mme von 420 Dukaten ausgeſetzt. Durch ſeine Freunde, die
en Cantoren, wurde nun der bedrückte Collaborator bei einem
nne eingeführt, welcher damals als der Mäcenas der preußiſchen
ſe angeſehen werden konnte. Es war dies der Oberſecretair Ro-
rthin, naher Freund von Opitz und ſelbſt begabter Dichter. Von
ſem wurde der menſchenſcheue, kränkliche Schulmann zu Tiſch und
us aufgenommen und in dem kunſtliebenden Freundſchaftskreiſe dieſer
d einiger gleichſtrebender Männer fing der niedergedrückte Geiſt des
hters neu aufzuleben an. Auch die Verbeſſerung ſeiner äußeren Lage
dankte er ſeinem einflußreichen Freunde. Dieſer hatte ihn näm-
) an den preußiſchen Oberburggrafen von Königseck empfohlen

und in Folge dieſer Empfehlung wurde ihm 1639 die erledigte Profeſſur der Poeſie übertragen.

Seine freudige Dankbarkeit war übergroß. Bei jeder Gelegenheit beſang er nun ſeinen Churfürſten — nicht mit Pomp und Schwulſt, ſondern naiv und treuherzig, wie er ſich denn auch einſt herausnahm, in ſehr naiven Verſen ſich ein Stücklein eignen Landes von ſeinem Fürſten auszubitten, welche Bitte er auch wirklich durch das Geſchenk eines Gütchens von 2000 Thaler Werth erfüllt ſah. — Mit Freudigkeit wandte er ſich ſeiner akademiſchen Aufgabe zu, welche in der Erklärung lateiniſcher Dichter beſtand. Die moraliſche Geſinnung, welche er mit der Kunſt verbunden wiſſen wollte, bezeugen die zwei Theſen ſeiner Magiſterdiſputation: daß die Fabeln der Poeten nicht als Lügen zu verwerfen ſeien, daß unzüchtige Dichter den Namen der Dichter nicht verdienten. In eine ſorgenfreiere Lage verſetzt trat er nunmehr auch in den Eheſtand 1641, nachdem eine frühere Liebe, die Tochter des Pfarrers von Tharau, ihm durch einen glücklicheren Nebenbuhler abwendig gemacht worden, welches Mißgeſchick er dann in ſeinem in preußiſchem Volksdialekt gedichteten: „Aennchen von Tharau“ beklagt. Die Freuden der Freundſchaft genoß er in einem theils muſikaliſchen, theils dichteriſchen Vereine, zu welchem außer Roberthin, Stobäus, Alberti, auch Thilo, Zamelius, Caldenbach und andere gehörten. Man verſammelte ſich abwechſelnd bei den Theilnehmern: hier wurden dichteriſche Verſuche kritiſirt, muſicirt, auch über Welt und Natur und die „Bewahrungen der Vorſehung“ geſprochen. Wie ſehr in dieſen Zuſammenkünften bei Scherz und Heiterkeit doch auch eine ernſtere Stimmung als Hintergrund erhalten wurde, zeigt Folgendes. Der Domorganiſt Alberti hatte ſich vor dem Thor ein dürftiges Gärtlein angelegt — „nicht ohne ſpöttliches Bereden der Leute“ — worin eine Laube, an der Kürbiſſe ſich hinaufrankten. Als die Freunde einſt bei ihm verſammelt waren, meinte Alberti, es werde zur Ergötzung gereichen, wenn er ihre Namen mit einigen Reimen auf die Kürbiſſe ſchriebe. Die Freunde ließen ſich dieſe „kurze und ſommerliche Erinnerung ihrer Namen“ nicht mißfallen. Unter dieſen Reimen befinden ſich ernſte Erinnerungen an die Vergänglichkeit, ſo in dem folgenden:

Ich und meine Blätter wiſſen,
Daß wir dann erſt fallen müſſen,
Wann der rauhe Herbſt nun kömmt,

Aber du, Menſch, weißt ja nicht
Ob's nicht heute noch geſchicht,
Daß dir Gott das Leben nimmt.

Einige dieſer Reime wurden auch von Alberti componirt und
Ort und Stelle muſicirt. Aus dieſen Spielen ging das viel-
tig aufgelegte Sammelwerk hervor: „Muſikaliſche Kürbishütte oder
en etlicher theils geiſtlicher, theils weltlicher zur Andacht, gu-
n Sitten, keuſcher Liebe und Ehrenluſt dienender Lieder.
40—1650.“ — Die Beſchwerden eines ſiechen Körpers hörten
ch bei Dach nicht auf. Schon 1641 brachte ihn ein Krankheits-
en an den Rand des Grabes und 1659 ſtarb er an Schwindſucht
) hypochondriſchem Leiden.

Auch eine reiſe Fruchtbarkeit an würklich erbaulichen Liedern
noch kein ausreichendes Zeugniß für einen chriſtlichen Charakter
Dichter — ebenſowenig als die Chriſtusköpfe für die Maler oder
Oratorien für die Componiſten. Sobald die Kunſt Schulen
det, fehlt das Geſchlecht der Mitläufer nicht, und ſelbſt bei den
ginalen vermag künſtleriſche Phantaſie und die Erregtheit des
enblicks hervorzubringen, was bei weitem noch nicht Eigenthum
ſittlichen Perſönlichkeit geworden iſt. Wie fromm auch die Poeſien
s Riſt und wie ſchön manche ſeiner Aeußerungen über praktiſches
iſtenthum: in mehr als Einer Hinſicht iſt er doch kein chriſtlicher
rakter, weshalb auch, ihn unter die Lebenszeugen dieſer Zeit auf-
ehmen, bedenklich erſcheinen mußte.*) Bei Dach ſind ſolche Be-
en nicht zu erheben. Auch er ſingt Liebeslieder und klagt in dem
e „der Ungeliebte:“

Soll denn mein junges Leben,
Da alles liebt und freit,
Alleine ſich ergeben
Der langen Einſamkeit?
Bleibt denn die Freud' und Luſt
Der ſchleierweißen Bruſt (Venus),
Nach der wir alle ſtreben,
Mir ewig unbewußt?

Aber der „keuſchen Liebe und Ehrenluſt,“ welcher die Lieder
Kürbishütte dienen ſollen, ſind auch die ſeinigen gewidmet. Er

*) Die maßloſe Eitelkeit, die Gewinnſucht und die unchriſtliche Leidenſchaft-
keit des Mannes hat v. Winterfeld nachgewieſen.

hat seinem Beichtvater einst geklagt, er wünsche „unschuldiger“ gelebt zu haben; aber in welchem Sinne dies gemeint sei, zeigt die Aeußerung, die er einst bei einem Unfall gethan: dies sei für Aennchen von Tharau — obwohl die Anverwandten allerdings aus eben dieser Aeußerung Veranlassung zu einem Injurienproceß nahmen! — Die Heiterkeit und harmlose Lebensluſt dieses Kreises hatte, wie wir bemerkten, einen ernsten, ja schwermüthigen Hintergrund. Georg Mylius, einer aus diesem Kreise, dichtete sich selbst sein Sterbelied, Dach dichtete es auf Roberthin, bei jedem Todesfall im Freundeskreise wurde aufs neue die Vergänglichkeit geschildert, zugleich aber auch das Vertrauen nicht bloß auf Gott, sondern auch auf „den, der die Handschrift zerrissen, die wider uns zeugt“:

Der Teufel hat nicht Macht an mir
Ich habe bloß gesündigt dir,
Dir, der du Missethat vergiebst!
Was maßt sich Satan dessen an?
Der kein Gesetz mir geben kann,
Nichts hat an dem, was du Herr liebest?
Er nehme das, was sein ist hin,
Ich weiß, daß ich des Herren bin!

Winterfeld glaubt, die über diesem Kreise verbreitete Schwermuth aus den Zeitumständen erklären zu müssen, der Pest und dem schwedisch-polnischen Kriege, aber wir haben auch sonst wahrgenommen, wie die Frömmigkeit jener Zeit sich auf Sterbe- und Todesgedanken richtet (s. v. Kottwitz). Bei Dach selbst ist auch die fortgehende hypochondrische Kränklichkeit in Anschlag zu bringen.

Neben der Liebe, deren Klänge im späteren Leben bei ihm verhallen, brachte er der Freundschaft seine poetischen Spenden, — dem lieben Kreise, der sich in der Kürbishütte zu versammeln pflegte. Ein anderer Ton ist es indeß, der hier angeschlagen wird, als der in einem ähnlichen dichterischen Freundeskreise, den Vertrauten des halberstädtischen „Hüttchens“ um Vater Gleim. Es ist die Heiterkeit einer sittlichen Herzensgemeinschaft vor Gott, wie Dach an einem Orte singt:

Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich giebt.

Unsterblich gemacht haben ihn seine geistlichen Lieder, deren Zahl sich auf 150 beläuft. Die Charakteristik bei Gervinus spendet

nen das Lob: „In seinen geistlichen Liedern steht er dicht bei Paul rhard, redet wie dieser die alte Sprache des Herzens, die wieder n geraden Weg zum Herzen findet, hält wie dieser mit dem Tone innerer Empfindung ein Gegengewicht gegen den Schwulst und Trockenheit so vieler Kirchendichter dieser Zeit gleichmäßig; theilt dieser keine der extremen christlichen oder theologischen Denkungs-n." Aus Dach's Liedern spricht noch der unverfälschte, kirch-e Glaube, und das Vertrauen auf „Christi Blut und Gerechtig-t," während bei seinem Freunde Roberthin allerdings schon mo-ne Töne anklingen:

Auch des Herzen Unglückswüthen,
Thut euch, Sel'gen, keinen Trutz,
Eurer Tugend hoher Schutz
Wird euch nach wie vor behüten.
Was dem Pöbel schaden kann,
Rührt den Himmel gar nicht an. *)

Leider ist uns über die Geschichte von Dach's innerem Leben ts Näheres berichtet. Die Zeit, in welche seine Blüthe fällt, eine für Königsberg theologisch sehr bewegte. Um dem luthe-en Eifer ein Gleichgewicht zu geben, hatte der Churfürst für gut nden, der dortigen Universität den helmstädter Synkretismus pflanzen, gegen welchen der feurige Myslenta sein Schwert ang. An diesen Streitigkeiten scheint der sanftmüthige Dach en Antheil gehabt zu haben, es heißt, daß er allen Parteien Eherbietung begegnet sei und das Wohlwollen aller seiner Col-n genossen habe. Aus der katholisirenden Richtung jener Syn-ten erwuchs ihm übrigens noch die bittre Frucht, daß einer seiner hne zur römischen Kirche übertrat. Es werden uns diejenigen ologischen Schriftsteller angegeben, die er am liebsten las, und er diesen sind nur die Vertreter einer ernsteren, praktischen Fröm-keit und kirchlicher Gesinnung, Thomas a Kempis, Arndt, rhard, Meyfarth, Saubert, Nicolaus Hunnius, Phi-p Nicolai, außerdem der praktisch-ernste, obwohl in der Lehre dächtigte Hohburg.

Quellen: Baier in Lilienthal erläutertes Preußen, 1724, Theil. — v. Winterfeld, der evangelische Kirchengesang, II, 1845. 109.

*) Wilhelm Müller, Bibliothek deutscher Dichter V. S. 170.

Geiſtliche und Schulmänner.

I. Polycarp Leyſer I.

(Geb. 1552, geſt. 1610.)

Eine durchaus ehrwürdige und fleckenloſe theologiſche Perſönlichkeit aus den Zeiten der Entſtehung der Konkordienformel.

Zu Winnenden in Würtemberg 1552 geboren bezieht er im 15. Jahre die Univerſität Tübingen. Schon 1573 wird er, 23 Jahr alt, zur Pfarrei Göllersdorf in dem damals meiſt proteſtantiſchen Niederöſterreich berufen und von dort auch öfter nach Wien zur Predigt gefordert. Im J. 1576 erhält er einen Ruf als Paſtor und Profeſſor in Wittenberg. Schon hiebei macht ſich die Anſpruchsloſigkeit ſeines Charakters geltend, indem der erſt 25jährige Jüngling die volle Beſoldung ſeines Amtsvorgängers ablehnt, bis er ſich vor der Akademie bewährt haben würde. Es wird ihm das Glück zu Theil, Mitglied einer der anſehnlichſten altväterlich-chriſtlichen Familien Wittenbergs zu werden: er verehelicht ſich mit einer Tochter des Malers und Bürgermeiſters Lukas Kranach II. — Eben war damals die Konkordienformel zu Stande gekommen und Leyſer wurde ein Mitglied der Commiſſion, welche den Auftrag erhielt, in den ſächſiſchen Landen die Verpflichtung darauf abzunehmen. Nur kurz dauerte indeß dieſe Periode ſeiner wittenberger akademiſchen und geiſtlichen Würkſamkeit. Nach dem Tode Churfürſt Auguſt's 1586 und dem Regierungsantritt Chriſtian I. drängte ſich der Calvinismus aufs Neue hervor und ernſte Anhänger der lutheriſchen Lehre wie Leyſer wurden mißliebig und unbequem. Als daher 1587 von der Stadt Braunſchweig an denſelben der Ruf zum Amt eines Coadjutors oder Viceſuperintendenten ergeht, wird er, der dringenden Gegenvorſtellungen von Akademie und Bürgerſchaft unge-

ɔtet, vom ſächſiſchen Hofe dorthin entlaſſen. So groß iſt die ıhänglichkeit der Studirenden, daß zwei öſterreichiſche Grafen, ı Freiherr und ein Edelmann ihm in den neuen Würkungskreis gen.

Schon nach drei Jahren erfolgt indeß in Sachſen ein Umſchlag. ı 25. Sept. 1591 ſtirbt Chriſtian I. und ſogleich eilen witten- ɛger Abgeordnete nach Braunſchweig, um den geliebten Lehrer im ımen des Adminiſtrators von Churſachſen ſeine wittenberger Stelle ſ's Neue anzutragen oder ihn ſich wenigſtens — wie dies damals hrſach vorkam — auf die Zeit von 2 Jahren von dem braun- weiger Magiſtrate leihweiſe zu erbitten. Das letztere geneh- ɣte der Rath. Aber ſo außerordentlich iſt die Anhänglichkeit der rgerſchaft, daß ſie dieſe Genehmigung auf Rechnung des Ein- ſes zweier philippiſtiſch geſinnter Mitglieder ſetzen und von Mor- s 8 Uhr bis Abends um 6 das Verſammlungslokal umlagern, die Entlaſſung dieſer verdächtigten Mitglieder und die Rücknahme s Beſchluſſes zu bewürken. So ſehr ſteigert ſich der Fanatismus Volkshaufens gegen die angeblichen Kryptocalviniſten, daß die egenheit ergriffen wird, denſelben an einem unglücklichen nieder- diſchen Trippmacher reformirter Confeſſion, der ſich unter den ufen gemiſcht hat, auszulaſſen. Er wird mit Steinwürfen ver- ɣt und flüchtet ſich in das Haus einer Wittwe, welches nun mit der ſtörung bedroht wird. Da zeigt ſich der imponirende Charakter ſers. Vom Bürgermeiſter zu Hülfe gerufen, erſcheint er unter ı Volk, ſchreitet unangetaſtet durch die gedrängte Menge mit ner Vorhaltung der unchriſtlichen Ungebühr, und bewürkt, daß ſich ruhig nach Hauſe begeben und — nachdem er das Verſprechen eben, alle halbe Jahr zur Katechismuspredigt und Schulviſitation ihnen zu kommen — auch ſeinen zeitweiligen Abgang nach Witten- g ſich gefallen laſſen. Unterdeß war die Hofpredigerſtelle in Dresden digt worden und Leyſer wurde nach der Hauptſtadt begehrt. Die tenberger Bürgerſchaft mußte ſich zur Abtretung des eben erwor- ten theuren Mannes bequemen: mit ungleich größerer Schwierig- ı und nur durch die Vermittlung zweier fürſtlichen Höfe wurde die rbindung mit Braunſchweig gelöſt.

So war nun Leyſer in eine ſchwierige und verantwortliche tellung verſetzt, von welcher er ſeiner Neigung nach lieber fern blieben wäre. Er ſpricht: „In meinem ministerio habe ich

Bürgern und Bauern, Edlen und Unedlen, bei Universitäten und bei Städten, an verschiedentlichen Orten nach dem Willen Gottes gedient und an jedem Ort meine Beschwerde gefunden, bis ich endlich durch ordentliche Berufung nach jenem Hofe gefordert. Wie ungern ich gefolget, das weiß mein Gott und Herr, bei welchem gewiß unvergessen ist, was mit seiner göttlichen Güte ich für ein demüthig Gespräch gehalten und wie fleißig ich gebeten habe am 12. Okt. 1593 draußen auf der Haide, da ich Dresden wieder ansichtig worden und wußte, daß man mit mir darin von dieser Vocation, darin ich noch zu Tage bin, handeln würde." Er war aber auch für seine Stellung der Mann. Schon seine äußere Erscheinung war imponirend, er heißt unter den damaligen dresdner Hofpredigern formosissimus. „Sein Anblick auf der Kanzel war der eines Engels" sagt ein Zeitgenosse. Ebensofern war seine Beredtsamkeit von der gelehrten Ostentation jener Zeit als von der rhetorischen Phraseologie; aus der Schrift predigte er einfach, fruchtlos, wahrhaft praktisch, mit treffendster Anwendung auf das Leben. Der besonderen Anforderungen und Versuchungen als Hofprediger ist er sich deutlich bewußt. In der Vorrede zu seinen 1605 unter dem Titel „Regentenspiegel aus Ps. 101"*) herausgegebenen Landtagspredigten, stellt er diesem Regentenspiegel einen Regenten-Hofpredigerspiegel voran, worin er sich die Regeln vorhält, welche er sich zur Bewahrung eines guten Gewissens selbst gemacht. Darunter finden sich folgende: 1) Das Wort Gottes rein und unverfälscht nach dem Konkordienbuche mit Fleiß zu lehren; 2) sein Lehramt mit ehrlich-christlichem Wandel zu zieren; 3) sich an seinem Solde genügen zu lassen und weder nach den ungewissen Accidentien noch andern Gefällen zu streben, wie auch seine gnädigste Herrschaft ihm das Zeugniß geben werde, daß er niemals weder für sich noch für die Seinigen sich etwas ausgebettelt, wohl aber für die Armuth und den Kirchenkasten sonderlich gebeten; 4) sich zu seiner Herrschaft nicht herzu zu nöthigen und zu drängen außer bei Amtsgeschäften, ungeachtet ihm in seiner Bestallung

*) Es sind diese vortrefflichen Predigten, welche auch zu unserer Zeit noch gelesen zu werden verdienen, im vorigen Jahre von Past. Friedrich bei dem Regierungsantritt von Graf Otto von Stolberg-Wernigerode wieder herausgegeben worden.

zu seiner Herrschaft zu Hause und auf der Reise ein freier Zutritt bewilligt, habe er sich dessen doch nicht bedient; 5) seines Berufs allein abzuwarten und in fremde Händel sich nicht zu stecken, zumal ein hohes Amt, so ihm aufgetragen, so wichtig sei, daß wer es nach Würden verrichten wolle, alle Gedanken darauf richten müsse; 7) in Kirchen- und Schulsachen über der ihm überantworteten Kirchenordnung genau zu halten und ihr ohne Neuerung nachzugehen. Da er nun darauf gedrungen, sich an die vernachlässigten Ordnungen streng zu halten, wie z. B. über der, nicht mehr als drei Gevattern zur Tauf zu nehmen, habe er einen großen Theil des Adels auf dem Lande erzürnt, die ihn den dresdner Pabst gescholten; 7) sich jeglicher Geschenke und Gabe bei Hof zu enthalten und wo er einem dienen könne, es aus christlicher Liebe und treuem Herzen ohne Hoffnung einiger Vergeltung zu thun: wie ihm zu Wittenberg und Braunschweig werde niemand nachsagen können, daß er Geschenke gesucht; 8) jedem seine gebührliche Ehre zu geben, keinen zu hofmeistern, ausgenommen, wo Gottes Wort strafe. Seine letzte Regel aber sei, sich mit Geduld in sein Leiden zu schicken und auf einen Abschied vorzubereiten. „Von 50 Jahren und fort soll man sagen: geh in Gottes Namen deinen Weg und nimm allgemach deinen Urlaub. . Gott gebe, wenn die Stunde herzurückt, daß es im wahren Glauben an Christum mit Geduld und Anrufung seines heiligen Namens geschehe, denn fürwahr, ist mir viel an meinem Leben gelegen, so ist mir noch vielmehr an einem guten Abschied und Hinfahrt gelegen: danach mag die Welt lügen und lästern wie sie will, Gott wird sie schon finden."

Wie schwer war auch für einen Mann von wahrhaftigem Herzen die Hofpredigeraufgabe am Hofe eines solchen Fürsten wie Sachsens Christian II., eines Regenten, der, bei allem Eifer für die Kirche und ihre Lehre und bei manchen guten Eigenschaften des Gemüths, doch fast nie nüchtern gesehen wurde! Wie fern zeigt sich nun Leyser diesem Laster gegenüber von dem vertuschenden Hofschranzentone eines Höe und Weller! In der Leichenpredigt auf den Erstgeborenen des damaligen Herzogs Johann Georg I. 1608 spricht er: „Wir haben nun durch Gottes Gnade und Segen zu einem regierenden Churfürsten Herzog Christian den Anderen, einen wohlfrommen Herrn, von welchem ich mit Wahrheit sagen mag,

daß wir keinen beſſern zu wünſchen hätten, wenn er ohne ein Gebrechen, von dem wir leider faſt alle wiſſen, wäre. Wir wollen aber hoffen, daß Sr. Ch. Gn. daſſelbe noch wird ablegen." Ehre der Kirche der Zeit, in welcher das Strafamt des Wortes noch ſo geübt wurde, Ehre dem Hofprediger, der auch gegen die Schooßſünde eines gekrönten Hauptes es ſo auszuüben den Muth hatte, Ehre aber auch dem Fürſten, der das Wort, das ihn ſtrafte, ſich wenigſtens gefallen ließ! — trotz ſeiner Freimüthigkeit ſtand nämlich Leyſer bei ſeinem Fürſten in hohen Ehren. — Auch bei der kaiſerlichen Majeſtät Rudolph II. ſetzte er ſich in Gunſt und Anſehen und conferirte, als er 1607 in Begleitung ſeines Fürſten am kaiſerlichen Hoflager in Prag anweſend, Stundenlang mit demſelben über die Duldung der Evangeliſchen in Böhmen und den kaiſerlichen Erblanden. Er wurde hernachmals von dem Kaiſer durch das Adelsdiplom ausgezeichnet, von dem er jedoch nie Gebrauch gemacht.

Die Enge und Härte des confeſſionellen Standpunkts ſeiner Zeit iſt auch die ſeinige, doch mit Bemeſſenheit des Urtheils und in den meiſten Fällen ohne perſönliche Leidenſchaft. Zahlreich ſind ſeine polemiſchen Schriften, namentlich gegen Papismus und Calvinismus. Selbſt den Katechismusunterricht macht er dieſem polemiſchen Intereſſe dienſtbar und giebt 1602 ſeine „dreifache Erklärung des Katechismus Lutheri" heraus, wovon die erſte Abtheilung „die Lehrſtreitigkeiten mit den Calviniſten," die zweite „die mit den Papiſten" behandelt, die dritte „wie in der evangeliſchen Kirche die Lehre zur täglichen Buße nützlich zu gebrauchen." Die Dedikation an Churfürſt Chriſtian II. behandelt die Frage: „Ob, wie und warum man lieber mit den Papiſten Gemeinſchaft haben und gleichſam mehr Vertrauen zu ihnen tragen ſoll, denn mit und zu den Calviniſten?" Zur Begründung dienen die Behauptungen: 1) wie wir mit den Papiſten in ſo vielen wichtigen Artikeln übereinſtimmen, wovon die Calviniſten das Widerſpiel lehren; 2) wie, wenn Rom der occidentaliſche Antichriſt, der Calvinismus ein Stück des orientaliſchen, d. h. des Muhammedanismus ſei, „inſofern durch ſeine Anfechtung der Einigeit der Perſonen in Chriſto der Calvinismus ſehr viel zur Erhebung des Türken beigetragen!" Wie beklagenswerth ſtellt ſich in ſolchen Aeußerungen eines Mannes von

Leyſers Geiſt und Herz die Macht der Verblendung dar, mit welcher der Zeitgeiſt den Einzelnen beherrſcht!

Tröſtlich iſt es indeß wahrzunehmen, wie die Limitation der Konkordienformel, welche das Gewicht des Anathema eigentlich nur auf die Lehrer und Halsſtarrigen irriger Confeſſionen fallen läßt, auch bei Leyſer die Praxis in milderem Lichte erſcheinen läßt. Zunächſt weiß Leyſer zwiſchen Verfehlungen in der Form der Lehre und im Inhalt zu unterſcheiden. Mit Arndt, der unter ihm in Wittenberg ſtudirt hatte, war er von jener Zeit her in freundſchaftlichem Verhältniſſe geblieben. Als deſſen „wahres Chriſtenthum“ von Eisleben aus bei ihm angeklagt wird, erwiedert er: „das Buch iſt gut, wenn nur der Leſer gut iſt.“ — Leyſer iſt aber auch bereit, die allgemeinen kirchlichen Forderungen in concreto nach den Rückſichten der Billigkeit und Menſchlichkeit zu temperiren. Der weitberühmte, innigfromme Niederländer Weſenbeck, Profeſſor juris in Wittenberg, war zur Zeit von Churfürſt Auguſt mit der Unterſchrift der Konkordienformel verſchont worden, damit dieſer vorzügliche Mann „nicht in Unmuth geſetzt und veranlaßt werde, ſich auf und davon zu machen.“ Weſenbeck hatte ſich auch nicht geweigert, an dem lutheriſchen Gottesdienſt und Sakrament Theil zu nehmen, ſieben Jahre vor ſeinem Tode jedoch angefangen, ſich deſſen zu enthalten. Auf dem dresdner Synodus hatte Leyſer den Auftrag empfangen, „in ſäuberlicher Weiſe“ mit ihm darüber zu verhandeln. Es war dies geſchehen und Weſenbeck verſprach, darüber weiteres nachzudenken. Unterdeſſen nahte 1586 Weſenbecks Ende herbei und er begehrte das Sterbeſakrament. Auf die Anforderung Leyſers an ihn, das Bekenntniß abzulegen: er wolle glauben, daß der wahre weſentliche Leib und Blut im Abendmahle mit Brot und Wein ausgetheilt, auch von uns mit dem Munde empfangen werde, erwiedert derſelbe — nach Leyſers eigener Angabe —: „daß er noch ſchwach ſei, der Herr aber werde den glimmenden Docht nicht auslöſchen laſſen.“ Gemäß der Nachſicht, welche die Konkordienformel mit dem Schwachen zu haben befiehlt, iſt hierauf Leyſer, ohne ein ausdrücklicheres Bekenntniß zu verlangen, bereit, ihm das Sakrament zu reichen. Er iſt ſich bewußt, daß Andere anders gehandelt haben würden. „Ich zweifle nicht, ſetzt er hinzu, daß etliche unſern Herrn Doctor gedrungen haben würden, ſich über etliche Punkte deutlicher zu erklären, desgleichen daß er die Calvi-

niſten mit Namen verdammen und Kirchenbuße thun ſolle; dieſen laſſen wir ihre Meinung und mögen ſie zuſehen, wie viel ſie mit ihrem ſtrengen Proceß in der Kirche Gottes erbauen." In der Leichenrede kein eitles Frohlocken über den Triumph, durch die Bekehrung des Verewigten der lutheriſchen Kirche einen Convertiten erworben zu haben! Auch nicht darauf, daß der Verewigte Mitglied der lutheriſchen Kirche geworden, ſtützt der Leichenredner die Hoffnung, „daß er, der ein berühmter Profeſſor auf Erden geweſen, jetzt gewiß auch ein Gliedmaß der himmliſchen Akademie worden ſei," ſondern „auf deſſen aufrichtigen Glauben an den Vater, Sohn und Geiſt und auf deſſen chriſtliche Tugenden."

Noch manche fromme Mitglieder der lutheriſchen Kirche gab es damals, denen die Einſicht in die Conſequenz fehlte, aus welcher die lutheriſche Kirche das Bekenntniß zu der mündlichen Nießung des Leibes Chriſti forderte, welche ſich daher weigerten, zu einer Beſtimmung ſich zu bekennen, welche in dem einfachen Schriftworte keinen Ausdruck habe. Von einem Adligen dieſer Art in Celle hatte der dortige Superintendent Chriſt. Fiſcher Leyſern Meldung gethan. Derſelbe antwortet 1582 aus Braunſchweig, es ſei dies zwar eine Liſt Satans, nichts annehmen zu wollen, als was mit denſelbigen Worten in der Schrift geſchrieben ſtehe: „übrigens aber, ſetzt er hinzu, denke ich von jenem Adligen nicht ſchlecht und verhoffe nichts ſchlimmes. Denn es iſt ein Zeichen der Frömmigkeit, daß er in dieſen Geheimniſſen Gottes ernſtlich forſcht, darüber bekümmert ſich ja ſonſt der große Haufe der Adligen nicht ſehr. Ich bitte Gott, daß er ſolcher Adligen der Kirche viele ſchenke, die ſein Wort lieben und es nicht für unter ihrer Würde halten, in der Schrift zu forſchen und daß er jenen Adligen durch ſeinen h. Geiſt leiten wolle."

Noch größer erſcheint die Duldſamkeit des ſtrengen lutheriſchen Theologen — nicht gegen einen Calviniſten, gegen einen Neutraliſten, welcher keiner der unter ſich ſtreitigen proteſtantiſchen Confeſſionen ſich anzuſchließen vermocht, ſondern im Schooße der Socinianer ſich niedergelaſſen hatte und dieſelben vorzugsweiſe begünſtigte. Es iſt dies der ehemalige ungariſche Biſchof Dudith, welcher, mit der römiſchen Kirche zerfallen, im J. 1565 ſein Biſchofsamt niedergelegt hatte. Derſelbe hatte ſich an Leyſer mit einer Frage über die Aus-

egung der zwiſchen den Reformirten und Lutheranern ſtreitigen Schriftſtelle Phil. 2, 6 ff. gewendet, und im Tone ehrerbietiger Freundlichkeit wird ihm in einem Schreiben s. d. et a., von dem wir nur die Einleitung ausheben, ausführliche Antwort gegeben: „Gnade im Herrn, ehrwürdiger Herr! Wie ſehr freut es mich, daß ihr ſo viel Mühe und Fleiß auf die Erforſchung des rechten Schriftſinnes wendet, denn das will unſer Herr nach dem Ausſpruche Joh. 5, 39. Und ich meine, aus Einem richtig verſtandenen Schriftworte können wir mehr Gewinn ziehen, als aus vielen ſcholaſtiſchen Subtilitäten.“

Zu Ende des Jahres 1609 erkrankte er ernſtlicher. Seine letzte Bitte war: „O daß der Herr Jeſus mir einen Schlaf verleihen wolle!“ Nach dieſer Bitte wandte er ſich auf die Seite und ſchlief Stunden eines ſanften Schlafes. Als er aus demſelben wieder erwachte, nahm er mit ſeinen Augen noch von den Umſtehenden Abſchied und entſchlief darauf zum ewigen Leben am 22. Febr. 1622. — Er war zuletzt noch mit dem für die Kirche ſo verdienſtlichen Werke, das von M. Chemnitz begonnenen Harmonia evangeliorum, einer der reichhaltigſten Auslegungen der vier Evangelien beſchäftigt geweſen und war bei den Worten Joh. 11: „Lazarus, unſer Freund, ſchläft“ ſtehn geblieben. —

Hauptquellen: Gleich, Annales ecclesiastici 1730. 2. Th. S. 499. — Mein „Geiſt der lutheriſchen Theologen Wittenbergs“ S. 4. 71. 127 ff.

II. Johann Arndt, Generalſuperintendent in Zelle.

(Geb. 1550, geſt. 1621.)

„Der Vater der Gläubigen“ in dieſer Zeit iſt es, von welchem wir hier handeln. „Ich ſetze Lutherum, ſpricht Spener, billig voran, nachdem Gott durch ihn ein noch größeres Werk, ſo mehr in die Augen gefallen, ausgerichtet hat, als durch Arndium, laſſe ihm auch darin ſeinen Vorzug; aber dieſer ſtreicht ihm nahe und weiß ich nicht, ob er nicht in ſeinen Schriften zu einem nicht geringern Werk als Lutherus mag von Gott beſtimmt ſeyn.“

Arndt wurde 1555 zu Ballenſtedt in Anhalt-Bernburg ge-

boren. Als Knabe zum Studium der Medicin geneigt, beſtimmte er ſich zur Theologie, als Gott ihn aus einer ſchweren Krankheit gerettet hatte. Schon damals ſuchte er ſeine Erbauung in den katholiſchen Asketen Bernhard, Tauler, Thomas a Kempis. Im J. 1576 bezieht er zuerſt die eben geſtiftete, damals in der Lehre unverdächtige, Univerſität Helmſtädt, begiebt ſich von dort nach Wittenberg, wo der vortreffliche Leyſer (ſ. Leyſer) ihm als väterlicher Freund nahe tritt, durch ihn veranlaßt begiebt er ſich zu dem mit Leyſer eng befreundeten Pappus in Straßburg, wo damals das lutheriſche Bekenntniß eben angefangen hatte, den Calvinismus zu verdrängen, von dort aber nach Baſel zu dem mit Pappus eng verbundenen lutheriſch-geſinnten Sulcer, einem wahrhaft chriſtlichen Theologen. Zugleich nimmt er dort auch an den Vorleſungen eines berühmten Arztes Theil, welcher mit ſeinem mediciniſchen Rufe den des Chriſten verband, Theodor Zwinger. Im J. 1583 kommt er in ſeine Heimath zurück, wo er zunächſt in Ballenſtedt das Rektorat übernimmt, nach einem Jahre jedoch nach dem Dorfe Badeborn als Prediger berufen wird. Wie ſehr er ſich hier die Liebe der Gemeinde zu erwerben wußte, wurde bei der Kataſtrophe offenbar, welche ihn nach ſiebenjährigem Kirchendienſt in ſeinem Vaterlande aus demſelben vertreibt. Johann Georg I., welcher nach dem Tode von Joachim Ernſt als Vormund die Regierung über die anhaltiſchen Geſammtlande übernommen und durch die aus dem nahen Wittenberg gekommenen Kryptocalviniſten für das calviniſtiſche Bekenntniß eingenommen worden war, begann ſeine veränderte Glaubensrichtung damit zu manifeſtiren, daß er den ſchon in der letzten Lebenszeit unter Joachim Ernſt in Zerbſt abgeſchafften Exorcismus im ganzen Lande unterſagte. Arndt, welcher darin nur das Vorſpiel der Einführung des Calvinismus erkannte, leiſtete nebſt einigen andern anhaltiniſchen Predigern Widerſtand. Eine entſchiedene Erklärung gegen den Fürſten führte am 21. Sept. 1590 ſeine Abſetzung herbei. Er war nun brotlos, doch hatte die Vorſehung ſofort für ihn geſorgt: gleichzeitig erging an ihn ein Ruf der Grafen von Mansfeld und ein anderer nach Quedlinburg. Er entſchied ſich, um der Nähe willen, für den letzteren und erhielt im Oktober ſeine Beſtallung als Prädikant, nach zwei Jahren als Paſtor an der neuſtädtiſchen Kirche. Zweimal hatte ſeine Gemeinde ſich bei dem Fürſten vergeblich um ſeine Beibehaltung bemüht: nun gab ſie ihre

Anhänglichkeit dadurch zu erkennen, daß ſie von dem nur etwa eine Stunde entfernten Badeborn aus ſeine quedlinburger Predigten beſuchte, ſo daß er ſich in einem Briefe äußert, wie er nun eigentlich zwei Gemeinden zu dienen habe. Auch zeigt er, wie ſehr ihm ſeine vaterländiſche Kirche am Herzen gelegen, noch 1596. Als die Reformation in calviniſtiſchem Sinne fortgeführt wird und die Bilder abgeſchafft werden, giebt er eine Schrift, genannt Iconographia, heraus für Beibehaltung der Bilder.

Die Stelle in ſeiner neuen Heimath brachte ihm wenig Freuden, dagegen ſchwere Aufgaben und ſchnöden Undank. Er hielt indeß aus, obwohl ein Ruf nach Nordhauſen 1594 und ein anderer nach Schwarzburg 1597 ihm Gelegenheit zur Veränderung boten. Endlich jedoch, nach neunjähriger faſt fruchtloſer Arbeit, als 1599 ihm eine Stelle an der Martinikirche in Braunſchweig angetragen wurde, trug er kein Bedenken, augenblicklich auf den Vorſchlag einzugehen. Nach gehaltener Probepredigt erbat er ſofort — und zwar ohne ſeiner Gemeinde davon eine Anzeige zu machen — bei ſeiner oberſten Behörde, der Aebtiſſin, die Entlaſſung. Aufs äußerſte wurde ihm dieſes raſche und rückſichtsloſe Vorgehen von ſeiner Gemeinde verdacht, er habe, hieß es, durch geheime Kunſtgriffe die Berufung ſich verſchafft, er gehöre zu jenen Propheten, von denen geſchrieben ſteht: „Sie liefen, ohne daß ich ſie geſandt habe," er vergeſſe undankbar, wie er als brotloſer Exulant von der Stadt Quedlinburg aufgenommen ſei. Gegen den Vorwurf, heimlich ſeine Berufung betrieben zu haben, rechtfertigt er ſich in ſeinem Schreiben an die Aebtiſſin damit, daß er in Quedlinburg „faſt keinen vertrauten Menſchen habe," gegen den Vorwurf der Undankbarkeit, daß er ja damals gleichzeitig den Beruf nach Mansfeld erhalten und ausgeſchlagen, daß ihm ſeine Berufung auch nicht als einem Bettler dargereicht worden, der keiner Gegenleiſtung fähig geweſen. Nun führt er die Roheit aus, mit der man ihm begegnet und die Opfer, welche er für ſeine Gemeinde gebracht. „Ich habe nichts ohne Urſach geredet, ſie haben mich freilich oft des Predigens müde gemacht mit ihren groben moribus, in der Kirche habe oft um Gottes willen gebeten, ſtille zu ſeyn: ich bin des Predigens müde, ſo es Gottes Wille wäre, nicht allein hie, ſondern auch anderswo. In der nächſten Peſt habe ich gethan, ſoviel menſchlich und möglich geweſen, habe niemanden abgeſchlagen zu beſuchen, der mich darum

gebeten, habe ihm Rath und That gegeben, und dem Vornehmſten meiner Verkläger geſchrieben, weß er ſich in ſeiner Krankheit ſolle verhalten und da er es begehrete, wollte ich zu ihm kommen, darauf er mir geſchrieben, er wollte mich, weil ich ſonſt viel zu thun, damit verſchonen, dergleichen noch viel Leute mir ſagen laſſen, die ſich meiner erbarmet, und iſt ſonderlich in den kleinen Häuſerlein ſo ein übel Stank geweſen, daß die Einwohner ſelbſt kaum dafür bleiben mögen, haben ſelbſt bekennen müſſen, weil ich den ganzen Tag in der großen Hitze auf der Gaſſen in allen Winkeln kriechen und die Todten holen und drauf predigen müſſen, es ſei mir unmöglich, alle Kranken zu beſuchen, habe ihnen derowegen ein Gebetlein geſtellet, täglich nach der Predigt recitiret, ihnen kurze Troſtſprüchlein eingebildet, die ſie in ihrem letzten Stündlein beten ſollten, habe ſie täglich in allen Leichpredigten getröſtet, und ſie auf einen gewiſſen Spruch gewieſen, mit welchem ſie einſchlafen ſollten, habe von Trinitatis bis Michaelis alle Tag gepredigt, N. B. und den ganzen Pſalter durch und durch kurz erkläret, habe ſie häufig zum h. Abendmahl getrieben, habe ſie alle beſten Vermögens in der Beichte getröſtet — was ich da allein für Mühe und für einen übeln Geruch ausgeſtanden von denen, die die Peſt am Halſe gehabt, weiß Gott. In der Alten Stadt iſt's nichts geweſen gegen das Sterben in der Neuſtadt."

Er ſoll den Bürgern zur Schande geſagt haben, daß nach jenem göttlichen Strafgerichte keine Beſſerung eingetreten, ſondern nur fortgeſetztes Saufen, Freſſen und Gotteslästern. Hierauf entgegnet er: „Daß ſich gar keiner im neuen Jahre ſollte gebeſſert haben, das hat mir nie geträumt und wäre eine große Leichtfertigkeit, alſo zu gedenken, geſchweige denn zu reden — wäre mir auch nicht lieb.. Ich weiß, daß noch mancher an meine Predigten gedenken wird, und hat der Oberſten einer in der Neuſtadt neulich geſagt: „er hätte zuvor nie gewußt, was beten wäre." Sie halten ihm die Wohlthaten vor, die er genoſſen; wie übel es ihm jedoch im Aeußern gegangen, ſchildert er im Folgenden: „Sie rühmen ſich großer Wohlthat, aber wahrlich, man hat mir den Biſſen in's Maul gezählt, außer H. B. Werter, (dieſer) hat mir niemalen viel zuwider gewußt, iſt auch niemand, der die Nothwendigkeit der Strafpredigten alſo bedenket als derſelbe. Die Ackerleute haben mit der Miſtfuhre das beſte gethan, das iſt es alles und iſt großen Dankes

rth; haben ſie aber allbereit vergeſſen, was ich dargegen für
ße Arbeit in meinem Amte gethan, wie ich alle hohe und andre
ſttage täglich zweimal gepredigt, alle und jede hohe Feſttage 5 Pre-
ten gethan, da ich zwar wohl viel Zuhörer gehabt, aber keiner
t mir einen Biſſen Brot geboten, dankbare Herzen wären mir
ber geweſen als die Gaben. Ich bin in dieſen 9 Jahren keinem
enſchen beſchwerlich geweſen, habe von niemand Heller oder Pfen-
) begehret oder genommen, ſondern mich an meiner Beſoldung
ügen laſſen, habe ich etwas erſpart, dank ich Gott. Ich habe
ttes Wort lauter und rein mit großem Fleiß und Ernſt fürge-
gen, keinen einzigen Sonn- oder Feſttag oder andern Predigttag
ſäumet ohne den nächſten, deſſen ich mich genugſam entſchuldigt.
be meinen Pfarrkindern über 200 fl. verehrt an dem accidente,
über die Leiche gehöret, dafür ich in der Peſt nichts genommen,
e die in Grund verdorbnen Pfarräcker, Haus und Kirche ange-
tet, ihnen die groben mores in der Kirche abgewöhnet, darüber
mich bis auf den Tod geeifert, Leib und Leben zugeſetzt. Nun
e ich den Dank. In meinem Anzuge habe ich zwei ganzer
hre warten müſſen, ehe ich etwas eingeerndtet, habe in 3 oder
Jahren die Aecker nicht genießen können, ſo waren ſie verderbet,
e meinen mit hergebrachten Vorrath hineingewandt, und wenn
. andrer mit leerer Hand dieſe Pfarre hätte bedienen ſollen, wäre
in große Schulden gerathen, habe auch kaum 3 mal die ganze
ſtändige Beſoldung recht bekommen, wer nun kommt, wird zu
iner Ernte kommen. Dauert mich derowegen in meinem Herzen,
ß mir mit ſo großer Schmach und Läſterung gelohnet wird."

Endlich gelang es ihm noch, von dem Rath und von dem
iniſterium eine anerkennende und ehrenvolle Entlaſſung zu erhalten
Juni 1599.

Aus Einer Kreuzſchule war Arndt erlöſt, nur um in eine
dre geführt zu werden. Was jedoch die Feindſchaft gegen die
ndigt des Wortes leichter ertragen läßt — wenn daſſelbe nur im
ande iſt, ſich auch Freunde zu erwerben, das gereichte ihm in
aunſchweig zur Aufrichtung. Seine Predigten ſammelten um ihn
e Anzahl dankbarer Verehrer, worunter auch der Bürgermeiſter
d mehrere Perſonen vom Rathe, unter ſeinen Collegen fanden
) wenigſtens einige, die ihm wohlwollten. Die Theilnahme, mit
ſcher ſeine Predigten aufgenommen wurden, erweckte ihm indeß

auch Neider, worunter namentlich einer ſeiner nächſten Collegen an ſeiner eigenen Kirche, Denecke. Offen brach dieſe Feindſchaft aus, als 1605 das aus Wochenpredigten entſtandene erſte Buch „vom wahren Chriſtenthum“ an das Licht trat. Nun wurde auf den Kanzeln gegen ihn gepredigt als Enthuſiaſten und Synergiſten, im Beichtſtuhl vor ihm gewarnt. In Folge einer von der Kanzel herab von ihm gegebenen Rechtfertigung vereinigte ſich zwar das Miniſterium, die öffentlichen Angriffe aufzuheben, nur fuhr Denecke nichtsdeſtoweniger öffentlich und privatim mit ſeinen beſchimpfenden Verleumdungen in einer Weiſe fort, daß Arndt bekennen muß: „Wo Gott und mein gutes Gewiſſen mich nicht getröſtet hätten, wäre ich des Todes geweſen oder in ſchwere Krankheit gerathen.“ Bei dieſer Bewandtniß der Umſtände ließ denn auch die angekündigte und bereits im Druck angefangene Herausgabe des zweiten Bandes ſeines „wahren Chriſtenthums“ auf ſich warten: „Die Ausfertigung meiner übrigen Bücher verhindern meine Collegen, bedienen ſich einer gar zu bittern Cenſur und verachten meine Schreibart. Nach Herausgebung meines erſten Buchs vom wahren Chriſtenthum bin ich genug gedrückt und habe viele Verfolgungen und Verleumdungen zu ertragen.“ Einen wiederholten dringenden Ruf nach Halberſtadt, welcher ihn dieſen Anfechtungen entriſſen hätte, mußte er auf Verlangen des Rathes ablehnen.

Obwohl die Hitze der Anfechtung ihm immer unerträglicher wurde, mußte er dennoch im Feuerofen der Prüfung aushalten: „Ich werde, ſchreibt er 1607 an Gerhard, heimlich und öffentlich ehrenrührig angegriffen und bei dem rohen Volke verdächtigt und halte dafür, man wolle mich gern hinaus haben. Sie wollen aber gern, ſie hätten Gelegenheit. Siehe, alſo geht es mir und habe, ſeit Du vor zwei Jahren bei mir geweſen, keinen guten Tag gehabt. Muß mich noch wohl, will ich Frieden haben, wenn ich keinen andern Beruf bekomme, etwa nach einem andern Ort hinbegeben, vielleicht nach Eisleben und ein Privatleben anfangen. Denn die Welt wird gar zu heillos. Ich hätte es nimmer gemeint, daß unter den Theologen ſo giftige böſe Leute wären. Dieſe nämlich ſollen ſeyn Wiedergeborne, Geſalbte und des heiligen Geiſtes Werkzeuge, und muß dann alles um der reinen Lehre willen gethan ſeyn.“

Unterdeß häuften ſich die Beweiſe des Segens, in welchem

t erſtes Buch an ſehr verſchiedenen Orten gewürkt hatte. Von pzig aus wird gemeldet, daß 200 Exemplare hätten verkauft wer- t können, wären ſie vorhanden geweſen. Es waren indeß nur 0 gedruckt worden, und vertrieben wurden in der erſten Hälfte Jahrhunderts die Bücher noch häufig nur durch Zuſendung an reundete Perſonen zum Verkauf. Schon 1607 wurde daher eine e Auflage nöthig, in welcher der Verfaſſer willig änderte, was nd auch nur einen ſcheinbaren Anſtoß erregen konnte. Aus weit legenen Orten, aus Straßburg, Mühlhauſen in Thüringen, aus reslau, erhielt Arndt Briefe von dankbaren Leſern, deren einige ſich ſt auf ihre eigenen Koſten wenigſtens die Abſchriften der noch gedruckten drei letzten Bücher ausbaten. „Viele Gelehrte und e Leute, meldet ihm auch Gerhard 1608, von denen ich Dir ein ges Regiſter aufzählen könnte, worunter vornehmlich der alten- ger Kanzler Gerſtenberger, erwarten mit Sehnſucht die übrigen cher.“ In eben dieſem Schreiben äußert Gerhard ſelbſt ein ſo tes Verlangen, auch dieſe übrigen Bücher gedruckt zu ſehn, daß idt ſich bewogen fühlt, das Manuſkript derſelben unter der Be- zung, es nicht zu veröffentlichen, dem von ihm ſo hoch- ehrten theologiſchen Meiſter zum Geſchenke zu machen.

Gebeugt, doch nicht gebrochen, hielt der Gottesmann in ſeiner ellung aus — „als die Sterbenden, und ſiehe, ſie leben.“ — die ſehr, ruft er in einem Briefe an Gerhard 1607 aus, wünſche mit dir aus dieſem irdiſchen Arbeitshauſe befreit zu werden, doch ſſen wir in der Fremde wandeln, bis man uns in die Heimath t, und unterdeß durch Gottes Gnade die Gaben des heiligen ſtes zum Ausbau der Seele und Natur und zum Wohl der lichen Hütte gebrauchen, bis wir nach Ablegung des irdiſchen tes den verklärten und unvergänglichen Leib anlegen, den eine llkommene, verklärte Seele bewohnen wird. O wie gern möchte von dieſer geiſtlichen Verwandlung ſchreiben, die ſchon in dieſem en anfängt, wenn wir aus Liebe in Liebe verklärt werden als ch den Geiſt des Herrn: aber ſo wie ich von ſolchen Dingen in t Predigten zu ſprechen anfange, oder in meinen Büchern etwas von hören laſſe, ſo heißt es: das iſt ein Enthuſiaſt und Synergiſt.“

Die erſte Gelegenheit jedoch, welche ſich ihm darbot, ſich auf rwolle Weiſe einer ſo bedrängten Lage zu entziehn, war er er- ſen zu dürfen überzeugt. Wie erwähnt, ſo hatte ſich die Auf-

merkſamkeit der mansfeldiſchen Grafen ſchon bei ſeiner Entſetzung in Badeborn auf ihn gerichtet, jetzt im Oktober 1608 erhielt er durch ſie einen Ruf zu dem Hauptpaſtorat in Eisleben mit Sitz und Stimme im Conſiſtorium. Nun ließ er auch durch keine Gegenvorſtellungen des Bürgermeiſters und andrer Freunde ſich zurückhalten. „Ich gebe E. E. W. freundlich zu betrachten, erwiedert er demſelben, was das ſei, einen öffentlich vor der ganzen Gemeinde zu verketzern, zu verſchwärmern, all ſein Thun und Predigen für Jökelei, für Hudelei zu ſchelten, einen nicht allein als den ungelehrteſten Eſel, als der die Theologie nie gelernet, auch nicht verſtehe, zu beſchreien, ſondern auch der Lehre halben verdächtig zu machen und die Leute vor einem zu warnen, da ich doch die reine Lehre in öffentlichen Verfolgungen ungeſparten Leibes und Gutes, ohne unziemlichen Ruhm bekannt, und vertheidigt habe, und muß vor Gott und E. E. W. bekennen, daß mir niemals meine öffentliche, harte Verfolgung und Verſtoßung aus meinem lieben Vaterlande, dem Fürſtenthum Anhalt, ſo wehe gethan als dieſe.“ In Eisleben erwartet ihn nun endlich eine friedlichere und erfreulichere Stellung, theils durch die Wohlgeneigtheit ſeiner zwei regierenden Grafen, theils durch die Geiſtesgemeinſchaft mit dem ſeit 1607 nach Eisleben verſetzten Generalſuperintendenten Schleuppner, dem innigen Freunde eines Saubert, den auch V. Andreä der Aufnahme unter die 24 Mitglieder ſeiner unio-christiana werth hielt. Wie innig das Band zwiſchen den beiden eislebner Collegen, ſpricht ſich in dem Zeugniſſe aus, welches ihm Schleuppner bei ſeinem Abgange giebt, worin es unter anderm heißt: „Wiewohl es ſcheinen mag, daß ein ſolcher Mann, deſſen Vorzüge und außerordentliche Lehrgabe ſchon längſt ihm die innigſte Zuneigung ſo vieler und großer Männer erworben, meiner Lobſprüche nicht bedürfe, ſo habe ich doch dieſe geringe Empfehlung einem ſo guten, ſo innig theuren, ſo wohlverdienten Collegen unter keinen Umſtänden verſagen zu dürfen geglaubt, ſchon um der Dankbarkeit willen, welche jede Gelegenheit zu ergreifen ſucht, alle empfangenen Wohlthaten zu erſtatten.“ Seine Anrede in einem an Arndt gerichteten Briefe lautet: „Verehrungswürdiger, leutſeliger und gelehrteſter Mann, mein Gönner und freundlichſter College!“ Im Jahre 1610 — oder, wie andre meinen, ſchon 1609 — erſchien nun auch die Geſammtausgabe ſeiner vier Bücher in Magdeburg —

durch ihn ſelbſt, wie anzunehmen iſt, nachdem ihn die Feſſeln nicht länger beengten, welche ihm die Feindſchaft ſeiner braunſchweiger Collegen angelegt hatte. Von der großen Anhänglichkeit, welche er ſich in ſeiner eislebener Gemeinde zu erwerben gewußt, geben die Briefe ſeines Grafen Bruno Zeugniß. Sein Ruf war indeß durch ſein Werk ſchon weiter verbreitet, ſo daß bereits 1609 von Weißenfels ein Ruf zur dortigen Superintendentur an ihn erging, den er jedoch ablehnte, und 1611 der bedeutendere zur Generalſuperintendentur in Zelle. Dem lüneburgiſchen Herzog Chriſtian waren auf ſeine Anfrage bei Gerhard wegen eines würdigen Theologen für jene Stelle die beiden Doktoren der Theologie und Generalſuperintendenten Schröder und Schleuppner und dritten Orts Arndt vorgeſchlagen worden: unter dieſen dreien wurde von dem Herzog Arndt der Vorzug gegeben. Wie wohl ſich nun auch Arndt in Eisleben befand, ſo hielt er es dennoch, worin auch ſein Freund Schleuppner ihm beiſtimmte, für Gottes Willen, einem Rufe zu folgen, welcher ihm eine ſo viel größere Würkſamkeit in Ausſicht ſtellte. Allein als eine Unmöglichkeit erſchien es, die Grafen, welche ſeine Verdienſte ſo ſehr zu ſchätzen wußten, zur Ertheilung der Dimiſſion zu bewegen. Lange Verhandlungen traten ein. Ein Gutachten, welches Arndt ſich von der wittenberger Fakultät erbeten, hatte ſich für das Bleiben in Eisleben entſchieden, ſchien ihm aber die von ihm für den Abgang aufgeſtellten Gründe zu wenig erwogen zu haben, ſo daß er ſich dadurch nicht beſtimmen ließ. Wiederholt ſtellte der lüneburger Hof den mansfeldiſchen Grafen die Stärke der Beweggründe vor, welche zu Gunſten der Generalſuperintendentur entſcheiden müßten und ſah denn doch endlich ſeinen dringenden Wunſch erfüllt.

Die Herrſchaft der lüneburgiſchen Lande hatte mittlerweile Herzog Chriſtian angetreten, ein altlutheriſcher Regent, eifrig im Bekenntniß, eifrig in der Fürſorge für Kirche und Schule und fromm in ſeinem Wandel. In der Ausübung ſeines wichtigen Amtes durfte ſich alſo Arndt auch von oben her einer Unterſtützung verſichert halten. Was im 17ten Jahrhundert dem Amt eines Generalſuperintendenten einen beſondern Einfluß verlieh, das waren die in beſtimmten Friſten zu haltenden Generalviſitationen, durch welche die vorhandenen kirchlichen Uebelſtände zur Kenntniß der oberſten Kirchenbehörde gelangten und Erlaſſe zur Abſtellung zur

Folge hatten — in einigen Fällen, wo es erforderlich ſchien, auch neue Kirchenordnungen. Die Unterbrechung, welche dieſes ſo heilſame disciplinariſche Inſtitut während des dreißigjährigen Krieges in faſt allen deutſchen Ländern erlitt, wird ſchon von den damaligen Zeitgenoſſen als eine der vornehmſten Urſachen des kirchlichen Verfalles angeſehn. Im Lüneburgiſchen war ſchon 1610 von dem Amtsvorgänger Arndts in der Grafſchaft Hoya und Diepholz mit einer allgemeinen Viſitation der Anfang gemacht worden. Das durch das ſchnelle Ableben des damaligen Generalſuperintendenten in's Stocken gekommene Werk wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen, betrachtete Arndt als ſeine nächſte wichtigſte Aufgabe. 1615 fing er damit an: und ſo lebhaft war die daran von ſeinem Herzoge bezeugte Theilnahme, daß derſelbe die eingeſendeten Protokolle ſelbſt zur Hand nahm und die nöthigen Verfügungen dekretirte. Die gemachten Beobachtungen ließen auch eine Ueberarbeitung der Kirchenordnung von 1564 wünſchenswerth erſcheinen, und auch dieſe ſo wichtige Arbeit wurde Arndt im Jahre 1618 von ſeinem Fürſten übertragen.

Nachdem ſein „wahres Chriſtenthum" vollſtändig der Erbauung dargeboten worden und auch ſeine übrigen Hauptſchriften, welche in dieſe Periode fallen, ſein Paradiesgärtlein und die beiden mit rühmlichen Vorreden von Gerhard ausgeſtatteten Werke, die Evangelienpoſtille und die Pſalmenauslegung, erſchienen waren, verbreitete ſich nun auch Arndts Ruf in immer weiteren Kreiſen. Von allen Seiten ergehen briefliche Zeugniſſe über den auf ſeine Schriften gelegten Segen. Ein Prediger Cnopius aus dem fernen Reval ſchrieb ihm ſchon 1617: „Ich leugne nicht, daß ich ſelbſt unter denjenigen geweſen, die dafür halten, daß es beim chriſtlichen Glauben allein oder doch vornehmlich auf das bloße Wiſſen ankomme, daher ich mich nach allem Vermögen bemüht, mir die religiöſen Controverſe bekannt zu machen. Als die Summa der Religion iſt früher angeſehen worden, zu wiſſen, wie man ſich über die Religion geſtritten habe. Aus dieſem höchſt ſchädlichen Irrthum haſt Du mich durch Deine Schriften, in denen Du ſo ſcharf und nachdrücklich dagegen gezeugt, herausgeriſſen und mich gelehrt, daß die Gottſeligkeit viel mehr in einem heiligen Leben als in großer Wiſſenſchaft beſtehe." Derſelbe giebt Arndt auch Nachricht von dem Eindrucke, den ſeine Schriften auf einige ſchwediſche Großen gemacht; er zeigt ihm an, daß der eſthländiſche Statthalter

af de la Garde, die Gemahlin des ſchwediſchen Statthalters
na Bauer und der Statthalter Gabriel Oxenſtierna die Schriften
: höchſter Erbauung geleſen und ſich ausbäten, ſich unter ſeine
:unde rechnen zu dürfen. Mit liebenswürdiger Einfalt ſchreibt der
tſelige Herzog von Liegnitz, Georg Rudolph, 1620 eigenhändig
ihn: „Wohlwürdiger, beſonders guter Freund. Des Herrn
ttſeligkeit iſt aus ſeinen Schriften genugſam bekannt, ſein Büch-
ı vom wahren Chriſtenthum iſt eine rechte Uebung und Richt-
ıur, das höchſte Gut zu erlangen. Ich habe nicht ſchlafen wol-
, ſondern gleichſam aufzuwachen, munter zu werden, die Zeit recht
uwenden, mit demſelben mich durch dieſes Brieflein bekannt zu
chen, bittend, der Herr wolle ſolches zum beſten aufnehmen, er ſei
ıß verſichert, daß ſolches treulich und wohlgemeint geſchehen, denn
: obgenanntes Büchlein vom wahren Chriſtenthum iſt mein höch-
Schatz und Troſt neben dem göttlichen Worte, mich auch in
ſelben in meinem Erlöſer tröſte und erfreue. Hiemit den Herrn
des Höchſten Gnaden-Schirm ganz treulich empfehlende.“ Als
Danzig die Verketzerungen Arndts beginnen und man gegen ihn
predigen anfängt, ruft die Schweſter Sigismund des III. von
len, des katholiſchen Convertiten, die ſchwediſche Prinzeſſin Anna,
Beſchützerin der Lutheraner, aus: „Ach können die lutheriſchen
ediger auch unter ſich nicht einig ſeyn und verwerfen die Bücher,
mir ſo manchen Troſt in meinem Elende gegeben!“

Allein auch der Kampf gegen ihn, welcher in Braunſchweig
r einen lokalen Charakter gehabt, wird nun öffentlich, und mit ſtei-
ıder Heftigkeit an den entgegengeſetzten Enden Deutſchlands ge-
ırt. Den vornehmſten Anlaß dazu gab die Entdeckung, daß im
itten Buch des „wahren Chriſtenthums“ 12 Kapitel aus einer
hrift von V. Weigels Betbüchlein „Unterricht für die Einfältigen“
lehnt waren. Schon daran war — wiewohl erſt nach dem Tode
s Verfaſſers und nachdem bereits von andern Seiten aus der
mpf entbrannt — von Einigen Anſtoß genommen worden, daß das
ndt'ſche Werk ſo häufig Stellen aus Tauler, der deutſchen Theo-
gie und Kempis entlehnt; Oſiander machte ihm zum Vorwurf,
ſ Männer ſich zu ſtützen, welche „im dicken, dunklen Bapſt-
um geſtanden, und wohl ſelbſten mehr Licht bedurft
ıd ſich gewünſcht.“ Gegen die Beſchuldigung von dieſer
ite fand er in Luther's Lobpreiſungen jener Schriften und in

dem Vorgange andrer lutherischer Asketen hinlänglichen Schutz. Anders verhielt es sich mit Weigel, dessen totale Heterodoxie unzweifelhaft geworden, nachdem nach seinem Tode durch die 1617 und 18 von seinen Verehrern bekannt gemachten Traktate seine Lehre hinlänglich zur Kenntniß gekommen. In einem Buche, welches aus einem solchen Irrlehrer größere Auszüge entlehnt, wurden nun von Manchen auch andre Abschnitte und einzelne Ausdrücke wenigstens mit mißtrauischem Auge angesehn, denn aus der Mystik der deutschen Theologie, welcher sich Arndt in Sache und Sprache vielfach annähert, war auch Weigels Lehre geboren worden. Was die Aufnahme des Excerpts betrifft, so war darüber Arndt allerdings vor jedem Unparteiischen gerechtfertigt, denn nicht als Druckschrift eines bekannten Verfassers war jener Traktat in Arndts Hände gekommen, sondern als namenloses Manuskript zu einer Zeit, wo jene Gebetsanweisung noch nicht gedruckt war (1606), überdies hat er sie nicht unverändert wiedergegeben: er sagt selbst, er habe sie „gesäubert." Er erklärt, daß er Weigels Schriften wenig kenne, schreibt schon vor Ausbruch der danziger Streitigkeiten (1619) an Buscher in Stade: „Was Weigels Schriften betrifft, so ist nach meinem Bedünken viel Ungereimtes in denselben enthalten, und, wenn ich nicht irre, der Schrift Widersprechendes, besonders über die Auferstehung und Verklärung unsers Fleisches und über das Fleisch Christi und viele andre Dinge mehr. Indessen habe ich sie darum nicht ganz und gar verworfen, sondern vielmehr an die Worte Pauli gedacht: Prüfet alles und das Gute behaltet." Auch widerlegt Arndt in einem eigenen Aufsatze die in Weigels 1615 erschienenem dialogus de Christianismo enthaltenen Irrthümer.*)

Es kam jedoch dazu, daß, je mehr alle vier Bücher des wahren Christenthums bekannt wurden, desto mehr die Anhänger verdächtiger Geistesrichtungen auf ihn sich beriefen und sein Buch empfahlen. So schreibt Mentzer von den Schwenkfeldianern, Saubert von den damals an nicht einigen Orten auftretenden Separatisten, von denen manche Verehrer der Weigelschen Schriften waren, ferner fühlten auch fromme, alchymistische Rosenkreutzer, wie der erwähnte Oxenstierna, Verwandtes bei ihm. In Danzig hielt sich um das Jahr 1620 ein gewisser Gaul auf, welcher, ursprünglich Lutheraner, darauf Socinianer,

*) Apologetica Arndiana. S. 135.

ßt Verehrer von Weigel und Meth. Dieſer Mann, dem es ſeinen
nen Aeußerungen nach nur darum zu thun war, daß „der ganze
iſtus und nicht bloß ſein Verdienſt gepredigt werde“ hatte eben-
i das „wahre Chriſtenthum“ lebhaft empfohlen. Hiedurch wurde
danziger roher Zelot, deſſen nomen ſein omen war, Corvinus
be) veranlaßt, Arndt auch auf der Kanzel anzugreifen und um
ſbe Zeit traten unter Vorgang eines Predigers Büuting in
rgard Weigelianer auf, welche mit der Lehre der nothwendigen
ſkommenheit des Lebens chiliaſtiſche Erwartungen verbanden: auch
mpfahlen Arndt und beriefen ſich auf ihn. Nun wurden die dan-
: Gemeinden unruhig und befragten ſich bei denjenigen Paſto-
welche das „wahre Chriſtenthum“ und namentlich das „Para-
gärtlein“ zu empfehlen pflegten — Blanck, Daniel Dilger, Raht-
n — über die Reinheit der Arndtiſchen Lehre. Dieſe erholten
von den Fakultäten in Königsberg und Wittenberg Gutachten.
:r dieſen Verhältniſſen trat Corvin immer rückhaltsloſer gegen
dt auf. Obwohl er in einem Privatgeſpräch ſelbſt geſtanden,
er die Schriften des von ihm verketzerten Mannes nicht ganz
'en, ließ er ſich doch zu ſo fürchterlichen Aeußerungen wie dieſe
ißen: „der Teufel werde Arndt für ſeine irrigen
ren den Lohn geben.“ Er bezeichnete ihn auf der Kanzel
den Manuduktor zu Weigel. Zwei andre Prediger folgten ſeinem
ſpiel und auch er erholte ſich ein Gutachten von Wittenberg. Des
ıtlichen Rumors ungeachtet, welchen dieſe Streitigkeiten machten,
d Arndt's Sache nun doch nicht mehr ſo ſchlimm als früher in
unſchweig. Hochangeſehene Theologen, wie B. Mentzer in Gie-
, Franz in Wittenberg und Gerhard äußerten ihm brieflich ihren
merz über dieſe Angelegenheit, verſicherten ihn ihres Vertrauens
forderten ihn nur zu einer öffentlichen Rechtfertigung und Wie-
olung ſeines ſymboliſchen Bekenntniſſes auf; daſſelbe that Dilger
Danzig aus, worauf „Arndt ſeine kurze Wiederholung und Ver-
vortung der Lehre vom wahren Chriſtenthum“ ſchrieb, durch welche
hard und Mentzer in einem ſolchen Maße befriedigt wurden, daß
ihm den lebhafteſten Beifall ausſprachen. Auch die Gutach-
fanden die Anklage nur in Betreff der Terminologie, nicht in
reff der Lehre ſelbſt begründet. Ein lüneburger Hofnotar, wel-
beim Ausbruch der Streitigkeiten in Danzig anweſend war,
erte im Namen ſeines Fürſten von Corvin eine genauere Moti-

virung ſo ſchwerer Anklagen gegen den erſten Landesgeiſtlichen Lüneburgs: der Ankläger verſprach ſie, blieb ſie jedoch ſchuldig. Durch dies alles wurde dann auch die Perſon Arndts ſo vollkommen vom Verdacht irriger Lehre gerechtfertigt, daß, bei der bald erfolgten hitzigen Anklage der Irrlehre in ſeinen Schriften, doch ſelbſt ein L. Oſiander nicht umhin konnte zu erklären: „Ich will rund und lauter proteſtirt haben, daß ich mit Arndtens Perſon nicht will zu thun haben, ſondern mit der Lehre.“

Bei dem außerordentlichen Segen, der ſeit drittehalb Jahrhunderten auf den beiden Hauptſchriften Arndts, dem „wahren Chriſtenthum“ und dem „Paradiesgärtlein“ geruht hat, dürfen wir uns einer Charakteriſtik derſelben nicht entziehen. An Originalität und Tiefe des Geiſtes, an Schwung der Sprache und an Gluth der Innigkeit kommt Arndts wahres Chriſtenthum den asketiſchen Schriften eines Auguſtin, Bernhard, Tauler, bei weitem nicht gleich: der voller und tiefergehende Strom mittelalterlicher Myſtik iſt in das engere Bett proteſtantiſcher Schrift- und Kirchenlehre eingedämmt. Es iſt keine der Erbauungsſchriften, welche den Leſer unmittelbar in die Tiefen der Andacht hineinziehn, es trägt nicht den Charakter der Contemplation, ſondern überwiegend den der didaktiſchen Reflexion an ſich, welche nur am Schluſſe der einzelnen Kapitel ſich zu einem kurzen Gebet erhebt. Den Ausgangspunkt bilden auch nicht die ſubjektiven Erfahrungen und Ergüſſe der gläubigen Seele, ſondern das Schriftwort, welches mit ſeinen leitenden Gedanken auch jedesmal an die Spitze tritt. — Was den dogmatiſchen Standpunkt anlangt, ſo wird das Fundament des Glaubens an die Rechtfertigung aus Gnaden und der Troſt des Kreuzes Chriſti mehr vorausgeſetzt, als gelehrt und entwickelt, — er giebt als Grund an: weil er nicht für unbekehrte Heiden, „welche die Salbung des Geiſtes nicht empfangen, ſondern für Chriſten geſchrieben habe, bei welchen die Bekehrung ihr tägliches Wachsthum haben müſſe,“ und an einer andern Stelle: „Ich ſchreibe nicht ſowohl denen, die noch ſtehen im Stande vor der Bekehrung, als denen, welche Chriſtum ſchon durch den Glauben erkannt haben und doch heidniſch leben.“ Wie der chriſtlichen Myſtik — im Unterſchiede von der platoniſch-orientaliſchen — überhaupt eigen, nicht ſowohl auf Gefühl und Phantaſie zu würken, als auf den ſittlichen Willen, ſo geht auch die Arndt'ſche Myſtik allein hierauf, und dies

iſt es, worin ſeine Segenskraft liegt. „Denn die Vollkommenheit, heißt es in der Vorrede zum dritten Buche, iſt nicht, wie etliche meinen, eine hohe, große, geiſtliche, himmliſche Freude und Andacht, ſondern ſie iſt die Verleugnung deines eignen Willens, Liebe, Ehre, und Erkenntniß deiner eigenen Nichtigkeit.“ Wie es ferner die Eigenthümlichkeit tieferer Gefühlsmyſtik iſt, den ſpekulativen Faden, welcher durch das chriſtliche Glaubensſyſtem ſich hindurchzieht, herauszuſpüren und ſich um denſelben herumzuranken, ſo zieht ſich auch — unter dem Einfluſſe patriſtiſcher Theologie und katholiſcher Myſtiker — dieſer Faden durch das Arndt'ſche Chriſtenthum hindurch: der Adel der Menſchenſeele, des Mikrokosmos und Spiegels des Univerſums, ihre Beſtimmung zur Vermählung, ja — wie er an einer Stelle mit Tauler ſagt — Verſchmelzung mit Gott, die Sünde als Fall der Seele aus der abſoluten Gottesliebe in die Kreaturliebe und den eignen Willen, der Zweck der Menſchwerdung Gottes, daß — wie auch Irenäus und Auguſtin lehren — die Menſchheit Gottes würde in der Rückkehr zu dem durch die Erlöſung verherrlichteren Urbilde. — Es hatte ſich damals von Paracelſus aus eine theoſophiſche Naturphiloſophie, für welche die Gemeinſchaft mit Gott nur den Ausgangspunkt bildete, um im göttlichen Lichte das Weſen der Dinge zu erkennen, gebildet. Faſt von allen religiös-geſinnten Aerzten ward ſie betrieben, ſie richtete ſich theils in philoſophiſchem Intereſſe auf das Verſtändniß des Univerſums, theils in ſuperſtitiös-magiſchem auf Aſtrologie, Alchymie, Theurgie und herrſchte im Kreiſe der Roſenkreuzer. Durch ſein fortgeſetztes mediciniſches Studium und ſeinen in Paracelſus eingeweihten Lehrer Zwinger war auch Arndt mit dieſer Naturphiloſophie bekannt geworden, ſpricht in Briefen an Gerhard (1601) mit Liebe davon und beſchäftigte ſich im Laboratorium mit chemiſchen Experimenten. In ſolchen Anſichten, welche das Fundament nicht berührten, mögen von dieſer Seite auch einige heterodoxe Einflüſſe auf ihn übergegangen ſeyn. So iſt die Ausdehnung, welche er der Würkung des heiligen Geiſtes auf die Heiden giebt, keine lutheriſche, wenn er 1604 an Gerhard ſchreibt: „Unter allen Philoſophen kenne ich keinen, der aus dem Geiſte (der da wehet, wo er will) geſchrieben habe, als Seneca allein.“ Indem er Gerhard, dem Jünglinge, jene Studien empfiehlt, ſagt er: Ex metaphysica quandam theolo-

giam naturalem cognosces, qua et ego delector. Doch bedient er ſich ihrer nur ſparſam: im vierten Buche finden ſich einige Spuren derſelben. Vielmehr warnt er in einem trefflichen Sendſchreiben an einen jungen Paſtor, ſich durch die Geheimnißkrämerei auf jenem Gebiete nicht imponiren zu laſſen: „Ihr verſprecht, eine Poſtille der Natur zu ſchreiben. Ich verwundre mich über eure Kühnheit. Ihr ſcheint mir zu leichtgläubig zu ſeyn, und alles für wahr zu halten, was hin und wieder von den Steinen, Edelſteinen, Metallen und Thieren geleſen wird. Glaubet mir, ich bin von meiner Jugend an ein fleißiger Forſcher der Natur geweſen und habe mir immer ein Vergnügen daraus gemacht, das Licht der Gnade und Natur mit einander zu verbinden: ich habe aber erfahren, daß das meiſte, was ich in den allerälteſten und auch neueſten Büchern von der eigentlichen Beſchaffenheit der Sachen geleſen, zweifelhaft, wo nicht gar falſch geweſen iſt."

Seine myſtiſchen Studien hatten ſich vorzugsweiſe auf Tauler, Kempis und die deutſche Theologie gerichtet, welche er 1605 mit Staupitz „von der holdſeligen Liebe Gottes" und „vom chriſtlichen Glauben" herausgab.*) Auch ließ er Taulers Poſtille, mit einer Vorrede verſehen, drucken und Thomas a Kempis, von welchem ſchon ſeit 1486 eine in Augsburg erſchienene deutſche Ueberſetzung exiſtirte. Auch von gemäßigteren Theologen der neuern Zeit, von Friedrich Arndt und Theremin, wird dem „wahren Chriſtenthum" zum Vorwurf gemacht, daß es zu ſparſam den Troſt der Rechtfertigung aus Gnaden predige. Nun darf freilich nicht überſehen werden, was Arndt in den angeführten Stellen über die Beſtimmung ſeines Buches ausſpricht, doch mag geſagt werden, daß allerdings auf die Wurzel, welche die chriſtliche Heiligung in der Rechtfertigung hat, öfter hätte hingewieſen werden müſſen. Daß das Bewußtſeyn dieſes Zuſammenhanges ihn nicht hinlänglich durchdrungen, muß wohl auch daraus geſchloſſen werden, daß er weder in ſeiner Vorrede zur deutſchen Theologie und

*) Er ſagt in der Vorrede, das Büchlein ſei ſeit anno 84 nicht mehr gedruckt worden, und klagt auch in einem Briefe an Gerhard von 1606, daß er es ihm leider nicht zum Geſchenk machen könne, ſein eigenes Exemplar habe er ſich von Cöln verſchafft, wiſſe aber kein anderes zu erlangen. Und doch hat „die deutſche Theologie" (vgl. die Vorrede von Pfeifer S. IV.) ſchon 22 Ausgaben vor der Arndtſchen erlebt.

zu Tauler, noch auch in dem für Herzog August über den letzteren ausgestellten Gutachten in dieser Hinsicht eine Ausstellung zu machen hat. Wie es scheint, hat er das, was diese Schriften, wie die Mystik überhaupt, von dem Glauben als Mittel der Vereinigung mit Gott aussprechen, vom speciellen Glauben an die Rechtfertigung des Sünders verstanden. Wo er sich ausdrücklich erklärt, gründet er allerdings nur auf diesen und nicht auf den durch den Glauben inwohnenden Christus die Beruhigung des Sünders, wie er in dem Briefe des rendsburger Probstes Colemann 1617, an Andreas Osiander rügt, daß er „die Anrechnung und die Vergebung der Sünden vernachlässige und unsre Gerechtigkeit in die wesentliche Einwohnung der Gerechtigkeit Christi setze, statt in die Aneignung des Verdienstes Christi, worin die Eigenthümlichkeit des Glaubens und unser höchster Trost besteht.“ Dennoch heißt es, ohne die rechte Unterscheidung von Objektivem und Subjektivem, in der Vorrede zur deutschen Theologie: „Die Vereinigung mit Gott ist die neue Kreatur, die neue Geburt, der Glaube... Hat ein Mensch von Christi Leben nichts, so hat er nichts von Christo, vom Glauben und von der neuen Geburt.“

Auch an der Tauler'schen Lehre von der Einwohnung des ewigen Wortes im Menschen, „als Grund seiner eignen Natur,“ hat er keinen Anstoß genommen und darauf nicht weiter reflektirt, wie diese Lehre in consequenter Ausbildung die übernatürlichen Gnadenmittel überflüssig macht. Ist doch selbst von Weigel die Consequenz nicht vollkommen gezogen worden, wiewohl er lehrt, „es ist in unserm irdischen Leib ein Same gesät, der ist das Wort Gottes, derselbe wächset heraus, wie eine Rose aus dem Samen, wie ein Stengel aus dem Korn.“ Arglos geht Arndt auch an der Lehre der älteren wie der späteren Mystik von dem amour désinteressé oder amor purus vorüber und nimmt unbefangen eine Stelle der Angela Foligni in das zwanzigste Kapitel des zweiten Buchs auf, worin dieselbe ausdrücklich vorgetragen wird. Sein praktisch-besonnener Geist scheut sich indeß, den Mystikern in ihre abstrusen Tiefen zu folgen. „Auch ich bin, schreibt er an Gerhard, noch nicht so weit gekommen, daß ich die „Tiefe der Seele,“ wie sie Tauler nennt, sollte begriffen haben, andere nennen es das göttliche Dunkel, welches durch jenes Dunkel, in das sich Moses hinzugemacht, sei vorgebildet worden.“

Ein allgemein an dem Werke gefühlter Mangel, welchen auch Spener hervorhebt, iſt der einer beſtimmten Reihenfolge der Kapitel, ja ſelbſt der vier Bücher. Zwar giebt er in dem Briefe an Gerhard von 1609 die Eintheilung ſo an: „Das erſte Büchlein lehrt und öffnet den Weg zum innern Menſchen; das zweite führt näher zu demſelben, nämlich zum Geſchmack der chriſtlichen Dinge durch die Erduldung des Kreuzes; das dritte lehrt den Menſchen ganz in ſich und ſein Innerſtes hinein und lehrt, daß das Reich Gottes in uns verborgen ſei; das vierte will durch die große Welt und das Buch der Natur Gott den Urheber und Schöpfer der Natur in das menſchliche Herz einführen.“ Allein anderwärts nennt er andre leitende Principe der Eintheilung, und es läßt ſich am Ende nur ſagen, daß, wie in der Nachfolge Chriſti von Kempis, der Leſer von Buch zu Buch tiefer in das Geheimniß der Gottſeligkeit hineingeführt werde. Eine Folge des Mangels an ſtrenger Oekonomie ſind die mehrfachen Wiederholungen.

Auch das Paradiesgärtlein verdankt den Reichthum ſeiner Segenswürkungen mehr ſeiner Zeit als dem Charakter ſeiner Gebete. Wir laſſen hierüber einen geiſtreichen und urtheilsfähigen Beobachter ſich ausſprechen*): „Bei dem Paradiesgärtlein iſt der zum Grunde liegende Plan ein äußerer Schematismus; dies zeigt ſich beſonders bei den Tugendgebetlein, welche die Sammlung eröffnen, denn dieſe ſind nach den zehn Geboten geordnet. Die Gebete ſelbſt ſind größtentheils nicht entſtanden, ſondern gemacht. Der Verfaſſer giebt nicht wieder, was er ſelbſt mit Gott geredet hat; ſondern er trägt für ſeinen Leſer, den er ſich mit gewiſſen Bedürfniſſen denkt, paſſende Betrachtungen und Bibelſtellen zuſammen. Anſtatt ihm nun dieſes an's Herz zu legen, legt er es ihm in den Mund; anſtatt zu ihm zu ſprechen, läßt er ihn zu Gott reden. Aber die Form des Gebetes iſt nur loſe aufgeheftet, es iſt eigentlich eine ganz gewöhnliche Belehrung und Ermahnung. Die Gedanken gehen wohlbedächtig ihren ſchon in Voraus beſtimmten Gang; und dieſer Gang iſt in den Tugendgebetlein noch obenein, mit wenigen Ausnahmen, derſelbe. Dabei kommen nicht ſelten weitläuftige Reflexionen und Entwickelungen vor, die der Verfaſſer immerhin an

*) Theremin's Abendſtunden 3. A. S. 446.

ſeinen Leſer richten mochte, die aber, wenn dieſer ſie an Gott richten ſoll, höchſt unangemeſſen erſcheinen. Durch das Leſen ſolcher Gebete wird man ſich ſchwerlich zum eignen Beten erweckt fühlen, was die ſchönſte Würkung eines Gebetbuchs ſeyn würde; man wird wahrſcheinlich Beſchwerung, Ermüdung und Verdroſſenheit zum Gebete davontragen. Es finden ſich jedoch in dieſer Sammlung, wie ſich dies auch bei der Gottſeligkeit des Verfaſſers nicht anders erwarten läßt, viele Gebete, die von dieſen Mängeln frei ſind, und die man nur mit wahrer Erbauung leſen kann. Auch muß es dem Paradiesgärtlein nachgerühmt werden, daß der eigentliche Grundtypus evangeliſcher Frömmigkeit, das freudige, herzliche Vertrauen auf Chriſtum und auf ſein Verdienſt, darin bei weitem mehr, als in dem wahren Chriſtenthum hervortritt."

Den überwiegenden Charakter der Reflexion tragen auch die Predigten an ſich, die Poſtille und die Auslegung des Pſalters. Weder ſind ſie ſo ſaftig, ſo gefühlsinnig als der gleichzeitige V. Herberger, noch ſo geiſtreich. Seine Art iſt etwa die von Joh. Gerhard. Die Predigten ſind bündig und ſehr kurz. Exegetiſche Texterklärung wird vermißt. Nach dem aus dem alten Teſtamente entnommenen Exordium folgt gewöhnlich ohne Thema eine homilienartige Texteintheilung, nach deſſen vorzüglichſten „Stücken." Eine Predigt mit Thema iſt die zum erſten Advent, worin erſt von Salomo als Vorbild Chriſti gehandelt wird, dann aus dem Text gezeigt, „wie unter den demüthigen Worten und Werken des Herrn eine göttliche Kraft verborgen ſei." Und zwar erhellt dieſes 1) aus 5 Eigenſchaften, welche Chriſtum als geiſtlichen, ewigen König darthun, 2) aus dem göttlichen Eifer, damit Chriſtus ſeinen Tempel reinigt. In einer Predigt am ſtillen Freitage, welche durch Betrachtung von Zacharias 3. eingeleitet wird, werden aus dem Text die vier Oerter herausgenommen, da Chriſtus gelitten: der Oelberg, der Palaſt des Kaiphas, das Richthaus Pilati, die Schädelſtätte, darauf dann hier in einigermaßen redneriſcher Form die Theile angegeben werden: Chriſtus als Sündenſpiegel, als Zornſpiegel, als Gnadenſpiegel und als Tugendſpiegel. Die Anwendung zum Ausbau des innern Lebens behält Arndt immer im Auge. Wie aber der wärmere Gefühlsausdruck fehlt, ſo auch alle rhetoriſche Kunſt, alle lumina orationis. Die Rede verläuft ruhig lehrhaft, nur hie und da ein Verslein, eine Geſchichte, ein Citat aus einem Kirchenvater, ſeltener ein Sprüchwort.

Auf dem Wandel des Mannes haftet kein wahrnehmbarer Flecken. Als Muſter der Seelſorgertreue haben ihn die Mittheilungen über ſeine Amtsführung in Quedlinburg erkennen laſſen. Wie wenig er auf den eignen Vortheil bedacht geweſen, zeigt der Grund, welcher zur Beſtätigung ſeiner Goldmacherkunſt angeführt wurde, daß er mehr auf Wohlthaten verwendet habe, als er eingenommen. Den Beichtpfennig nahm er gar nicht, ſondern pflegte noch vor dem Hinausgehn aus der Kirche ihn in die Armenkaſſe zu legen. Auffallend iſt bei dieſer ſeiner Wohlthätigkeit die Beträchtlichkeit ſeines Vermögens, indem von einem Kapitale von 3000 Thalern berichtet wird, welches er in Magdeburg verlor. Mag er auch väterliches Vermögen beſeſſen haben, ſo ſagt er doch, daß er in Quedlinburg „den hergebrachten Vorrath in ſeinen Acker hineingewendet.“ Indeß hat er ſehr haushälteriſch gelebt — ſeine Ehefrau geſtattete ſich nicht einmal gleiche Koſt mit ihrem Eheherrn —, ſeine Aecker in Quedlinburg ſelbſt bewirthſchaftet, und nimmt ſogar aus jener ganz kümmerlichen äußerlichen Stellung noch ein Erſparniß mit: „Habe ich etwas erſpart, ſo danke ich's Gott.“

Als ſeine Haupttugend hebt Spener ſeine Sanftmuth hervor. Den Grad der Spenerſchen erreichte ſie zwar nicht, er kann wohl auch einmal ſeine calviniſtiſchen Gegner „Otterngezücht“ nennen, wie er an ſeinen Freund Leyſer in der Frage über den Exorcismus ſchreibt: „Unice te orans, ut ne, si quid resibilaverint viperae illae, patrocinium veritatis abjicias.“ — Männlich und nachdrucksvoll tritt er überhaupt ſtets auf, wo es um Kapitalfragen ſich handelt, dem Gegner nicht einen Schritt breit nachgebend, doch zugleich beſſerem Rathe offen, wo es ſich um Form und Ausdruck handelte und den chriſtlichen Ton in ſeiner Haltung kaum irgend verletzend: als er Braunſchweig verließ, ſprach er in dem Abſchiedsſchreiben an den Bürgermeiſter: „Und wenn ich in Braunſchweig einen Hund beleidigt hätte, wollte ich friedlich von ihm ſcheiden.“

Am 3ten November 1621 hielt er die letzte Predigt über die Worte: „die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ärnten.“ An demſelben Tage wurde er bettlägerig, und ohne ſich weiter den Amtsſorgen hinzugeben, richtete er ſein Gemüth nur auf ſein Seelenheil. Während ſeiner ganzen Krankheit zeigte er keine Ungeduld, ſondern nur Demuth und Ergebung. Am 11ten Mai, ſeinem Sterbetage,

betete er gegen Abend aus dem 143. Pſalm: Domine ne intres in judicium cum servo tuo, worauf ihm geantwortet wurde, es ſtehe geſchrieben: „Wer Chriſti Wort höret und glaubet dem, der ihn geſandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in's Gericht.“ Darauf ſchlief er ein wenig ein, erwachte aber bald wieder, ſchlug ſeine Augen auf und brach in die Worte aus: „Wir ſahen ſeine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.“ Als ſeine Frau ihn fragte, wann er die Herrlichkeit geſehn, antwortete er: „Jetzt habe ich ſie geſehn, ei, welche Herrlichkeit iſt das! Die Herrlichkeit iſt es, die kein Auge geſehn, kein Ohr gehört, und die in keines Menſchen Herz gekommen iſt: dieſe Herrlichkeit habe ich geſehn!“ Um 8 Uhr fragte er, wie viel es ſchlage, und als es 9 Uhr ſchlug, fragte er abermals nach der Uhr. Man antwortete ihm, es ſchlage neun, darauf ſagte er: „Nun habe ich überwunden!“ Dies waren ſeine letzten Worte. Bis halb zwölf Uhr des Nachts lag er noch ſtill und entſchlief dann ſanft und ſelig unter den Gebeten der Umſtehenden.

Die ihm ſpäter geſetzte lateiniſche Grabſchrift lautete: „Hier liege ich Arndt, der ich ein wahrer Liebhaber Jeſu geweſen und immer die innere Frömmigkeit geliebt habe. Ich habe Viele gebeſſert, Verirrte oft zurückgeführt. Mein Sinn war keuſch, meine Stimme durchdringend. Durch das nach meinem ſeligen Tode in den Flammen erhaltene Buch hat Gott die Wahrheit meiner Lehre beſtätigt. Sei gegrüßt, mein Jeſu, allerſeligſte Schaar: unreine Welt leb wohl. Gütiger Jeſu, ſei mir gnädig.“ —

Hauptquellen: G. Arnold, Leben der Gläubigen S. 536. — Balthaſar Scharff, Supplementum historiae litisque Arndianae aliquot inclitorum superioris saeculi theologorum epistolis constans. Wittenberg 1727. — Joh. Arndt, ein biographiſcher Verſuch von Friedrich Arndt 1838. — De Joanne Arndio ejusque libris de vero christianismo von H. L. Pertz. Hannover 1852. — Der Artikel Arndt in Herzog's Encyklopädie.

III. Valerius Herberger, Prediger in Fraustadt.

(Geb. 1562, gest. 1627.)

Die evangelische Posaune vom „Kripplein Christi" ist im ganzen evangelischen Deutschland bekannt. Herberger erblickte 1562 das Licht der Welt in Fraustadt, einem dicht an den Grenzen Schlesiens gelegenen polnischen Städtlein. Den Geist des Glaubens, in dem er so herzandringend zu predigen gewußt, verdankte er schon dem elterlichen Hause. Sein Vater, Martin Herberger, war, wie der Heermanns, Kürschner von Profession und zugleich ein kunstfertiger Mann, er war ein „gefreieter Sänger und Fechter." Das Meistersängerinstitut, dessen letzter Schößling erst 1839 in Ulm abgeblüht, war eines jener sittlich-religiösen Zunftinstitute des Mittelalters. Die kunstliebenden Handwerksgenossen eines Ortes versammeln sich in der „Zeche," um nach gethaner Arbeit des Spieles, des Sanges und der Dichtkunst zu pflegen. Durch Gesetze von sittlichem wie von religiösem Charakter war ihre Kunst vor Profanation sichergestellt: so durfte z. B. kein Meisterlied auf öffentlichen Gassen, bei üppigen Zusammenkünften oder bezecht gesungen werden. Ihre in der Zeche gesungenen Lieder haben nur religiöse Themata, meist biblische Geschichten: noch am Anfange des 18ten Jahrhunderts singen sie in der nürnbergischen Katharinenkirche nach dem Mittagsgottesdienst. Der Sänger, dessen Gesang mit allgemeinem Beifall gekrönt, und dessen Leben sittlich untadelhaft, wurde in öffentlicher Schule „gefreit," d. i. zum Meister gesprochen.*) Ein ähnliches Institut, nur nicht von religiösem Charakter, war das der Fechterzunft.

Vater Martin besaß bei seiner Kunstfertigkeit auch einige Kenntniß des Lateinischen und war ein Mann von der Feder, von dem sich noch jetzt einige gedruckte Lieder erhalten haben. Dabei war er noch einer von jenen Alten, die auf ihr Handwerk stolz, und so oft er mit andern seines Gewerbes zusammenkam, pflegte er auszurufen: „Gott ehre das Handwerk!" — Martin Herberger war ein gottesfürchtiger Mann. Als der Sohn zum ersten Male zur Schule gebracht und den Lehrern empfohlen werden sollte, begab sich der Vater mit dem Knaben zuvor in die Kirche, kniete in seinem

*) Wagenseil. Von der Meistersingerkunst. S. 547.

Geſtühl nieder und bat mit dem Sohne und für ihn, daß Gott ein rechtes Werkzeug des Geiſtes aus ihm machen möge. Dieſen Vater verlor er aber ſchon im 9ten Jahre. Die geiſtlichen Melodien, an denen ſich der fromme Meiſterſänger auf ſeinem irdiſchen Lebenswege ſo oft erhoben hatte, geleiteten ihn auch auf ſeinem letzten Wege in ein beſſeres hinüber. Er rief, als er auf ſeinem Sterbebette lag, einen der Umſtehenden heran, forderte ihn auf, das Ohr an das ſeinige zu legen und fragte, ob er nicht höre, wie die ganze Kirchengemeinde andächtig ihr „Wir glauben all' an Einen Gott," ſinge.

Herbergers Mutter, von welcher der Sohn ſagt, ſie ſei „kleinefſig wie eine Nachtigall" geweſen, ſuchte ihre Kinder durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren, um die hinterlaſſene Baarſchaft des Vaters nicht antaſten zu dürfen, wurde indeß der Sorge für den Knaben bald erledigt, indem derſelbe bei ihrer Schweſter Verſorgung fand. Der Vater von Valerius hatte immer einen Pfarrer aus dem Knaben zu machen gewünſcht, aber die Mutter hatte ſich zum zweitenmal verheirathet und nach dem Willen des Stiefvaters wurde er dazu beſtimmt, das Schuhmacherhandwerk zu erlernen. Schon war der Tag feſtgeſetzt, wo er in das Handwerk aufgenommen werden ſollte, da rief ihn der wackre Geiſtliche Arnold, ſein Pathe, heran und ſprach: „Höre, mein Pathe, du willſt ein Handwerk lernen. Du denkeſt, es ſoll's niemand erfahren. Es hat mir's gleichwohl der kleine Finger geſagt. Auf den Sonntag willſt du dich laſſen aufnehmen. Niemand ſoll's wiſſen, aber Gott weiß wohl deinen Fürſatz. Lieber Pathe, laß mit dir reden. Dein Vater pflegte von dir zu ſagen: Dieſer Sohn muß mir ſtudiren, und wenn ich's ſoll erbetteln. Wenn man dich aufwindelte, ſo reckteſt du die drei Fingerlein in die Höhe, wie der Salvator, wenn er den Weltapfel trägt. Da ſagte dein Vater: Ihr werdet ſehen, das wird gewiß ein Prediger werden, er wird auf den Herrn Jeſum mit Fingern weiſen, wie Johannes der Täufer. Mich aber hat er auf ſeinem Todbette gebeten, könnte ich dich nicht zum Studiren fördern, wie denn alles in Gottes Hand ſtünde, ſollte ich doch mit Händen und Füßen wehren, daß du kein Handwerk möchteſt lernen; denn alſo würdeſt du gezwungen müſſen ſtudiren. So groß war deines Vaters Glaube, du würdeſt ein gelehrt Mann werden. Nun iſt er in den Gedanken geſtorben, du ſeiſt nach ihm ein gelehrt Mann

worden. Weil er aber im Propheten Daniel hat geleſen: Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, ſo viel zur Gerechtigkeit weiſen, wie die Sternen immer und ewiglich, ſo wird er ſich am jüngſten Tage bald umſehn, wo denn ſein Sohn ſei, das große, glänzende Licht. Da wirſt du für alle Gottes Heiligen, ich weiß nicht, in welchem Winkel ſtecken und mit des Handwerkes Wachs beſchmieret ſeyn. Lieber Pathe, bedenke dich!"

Das machte auf Valerius einen ſolchen Eindruck, daß, als er nach Hauſe kam, er ſeiner Mutter erklärte: „Nun lerne ein Handwerk dieſer und jener, ich aber nun und nimmermehr. Soll ich vor meinem Vater beſudelt ſtehen? das thu' ich nicht." Von ſeinem geiſtlichen Pathen und Gönner wurde er nun auch nach Freiſtadt zu dem gelehrten Rektor Ludovicus in die Schule gebracht, und, nach der aus der katholiſchen Zeit ererbten ſchönen Sitte, „der armen Schülerlein ſich treulich anzunehmen," boten ſich auch bald Wohlthäter an, welche den Unterhalt gewährten. Im J. 1582 bezog er die Univerſität Frankfurt, wurde indeß — wahrſcheinlich durch ein unterdeß in Leipzig in Ausſicht geſtelltes Stipendium — nach kurzer Friſt bewogen, dorthin abzugehen. In Leipzig erhielt er ein Stipendium ſeiner Vaterſtadt, an welches die Bedingung geknüpft war, jeden Sonntag die ſieben Bußpſalmen zu leſen — auch noch eine Reliquie der katholiſchen Zeit. In Leipzig würkte damals der fromme Selnecker, in deſſen Unterricht die Herzensfrömmigkeit des Jünglings nur noch mehr angefacht werden konnte. Nach zwei Jahren erging indeß aus ſeiner Vaterſtadt der Ruf zu einer Schulſtelle an ihn. Nachdem er in derſelben treulich gearbeitet, ward ihm 1590 das Diakonat übertragen, aus welchem er 1599 in das Paſtoramt vorrückte.

Es war ein arbeitsvolles Amt, in welches er eingetreten war. Es beſtanden drei ſonntägliche Predigten, „damit die Leute nicht am Sonntage auf ſchlechte Gedanken kämen," daneben, wie damals in den meiſten Orten, Montags und Freitags Wochenpredigt, an den andern Tagen Bibellektion, überdies Leichenpredigten und wöchentlich nach der Freitagspredigt Communion. „Wir Prediger, ſagt er, predigen uns faſt zu Tode in dieſer Stadt." „In ſeinem Amte — berichtet ſein Lebenslauf — hat er ihm viel Dinge ſelber ſauer gemacht, welches er gar wohl hätte unterlaſſen können. Jedoch hat er alles mit Luſt verrichtet. Hilf Gott! welch

eine Freude war es ihm, wenn er predigen ſollte, ob er auch ſchon oftmals die Woche über ſchwach und matt, dennoch, wenn der Sonntag herbeikommen und er die Kanzel betreten, iſt ſein Geiſt wieder lebendig geworden. Er führet auch ſeinen Zuhörern zu Gemüthe: „Es predigt ſich mächtig übel, wenn man den leeren Stühlen und Bänken Gottes Wort vorſagen muß, hingegen lacht einem Prediger das Herz im Leibe, wenn er eine volle Kirche hat.“ Die Predigt iſt es ja indeß nicht allein, in der ſich die Treue des Seelſorgers bewährt. Dies Seelſorgeramt aber in der lutheriſchen Kirche beſtand noch in etwas anderem, als in bloß zufälligen Hausbeſuchen. Es war im beichtväterlichen Verhältniſſe einbegriffen, der Beichtvater aber war auch der Rathgeber in allen Familienangelegenheiten und hatte ſo mit dem Zugang zu den Herzen auch den Zugang zu den Häuſern. Wo nun der Geiſtliche der rechte Mann war, übertrug ſich von der kirchlichen Weiheſtunde auch eine Weihe auf die Familienbeſuche. Ferner war der Geiſtliche auch der Armenvater der Gemeinde: durch Herberger kam eine neue Armenordnung in Praxis, welche beſonders auf die verſchämten Hausarmen, auch auf die armen Schulkinder, Rückſicht nahm. Seine ausgezeichneten Gaben erwarben ihm nah und fern Freunde und Zuhörer, doch fehlte es auch nicht an Uebelwollenden und Mißgönnern, namentlich nachdem er zu einiger Wohlhabenheit gelangt war.

Schwerere Anfechtung erlitt er, als die Unterdrückungsmaßregeln des bigotten Siegmund III., welcher bereits ſeinem katholiſchen Glauben die ſchwediſche Krone zum Opfer gebracht, auch Frauſtadt erreichten. Es war von ihm der Befehl ertheilt worden, die urſprünglich katholiſch geweſenen Kirchen den katholiſchen Glaubensgenoſſen zurückzugeben. Obwohl ſich in Frauſtadt nur wenige Katholiken befanden, welche überdieß eine eigene Kirche zum Gebrauch hatten, erging dennoch auch an die evangeliſchen Frauſtädter der Befehl, ihre Pfarrkirche abzugeben. Mit bewundernswürdiger Opferwilligkeit ſammelte die Gemeinde binnen Friſt von drei Monaten ſo viel an Beiträgen, um aus zwei zu dieſem Zwecke angekauften Privathäuſern ſich ein neues Kirchlein zu errichten. In der Chriſtnacht des Jahres 1604, als die erſte katholiſche Meſſe in der Pfarrkirche geleſen wurde, wurde auch zum erſten mal von den Evangeliſchen ihr Gottesdienſt in ihrem neuerbauten Kirchlein gehalten. Große Betrübniß war unter den Verſammelten. Herberger gab in

dieſer erſten Predigt dem Gotteshauſe den Namen, der es von da an berühmt gemacht: „Praesepe domini oder Krippelein Chriſti, erklärte er, ſoll es heißen. Hat das Jeſulein nicht Raum in der Herberge, ſo hat es doch Raum im Krippelein.“ — Selbſt an Lebensnachſtellungen von Seiten der katholiſchen Widerſacher, welche ihn nur ſpottweiſe den kleinen Luther zu nennen pflegten, fehlte es nicht. Als 1620 eine Anzahl Koſacken in der Nähe des Ortes quartirten, war auf Anſtiften der katholiſchen Prieſter ein Angriff auf das Leben Herbergers bereits beſchloſſen und wurde nur durch die Freundlichkeit eines beſſer geſinnten Hauptmanns verhindert. — Eine andre ſchwere Erfahrung brachte die im Jahr 1613 mit furchtbarer Gewalt überhand nehmende Peſt. Von den ſchweren Aufgaben, welche ſie mit ſich führte, giebt er ſelbſt eine Nachricht: „Anno 1613 bald nach Pfingſten verjagte mich von dieſer Arbeit (von den magnalia Dei) die gräuliche Peſtilenz. Da mußte ich mich, weil wir den Tod alle Augenblick für Augen ſahen, in andre Gedanken richten und meine Peſtilenzpillen ausarbeiten, und geiſtliches, bewährtes Giftpulver aus der Bibel ſuchen. In dieſer ſchrecklichen Peſt bewahrte mein Herr Jeſus mich und mein ganzes Haus, daß uns nicht das kleinſte Unglück begegnete. Es war gleich als wenn ein Engel mit einem blanken Schwerte mein Haus belagert hätte, daß ihm kein Leid mußte widerfahren.“ Unter dieſem göttlichen Schutze arbeitete er unermüdet als Helfer für Seele und Leib. Der Glaube bewahrte ihn vor Furcht und Ekel. Oft winkten ihm die bereits Angeſteckten von Weitem mit den Händen, oder baten ihn auch zurückzubleiben. Aber er folgte ihnen nicht, wenigſtens trat er an die Fenſter der Häuſer und rief ihnen Troſtſprüche zu. Manche Leichen begrub er mit dem Todtengräber ganz allein. Er ging voran und ſang, der Todtengräber führte die Leiche auf einem Karren nach, an welchem ein Glöcklein hing, damit die Leute in den Häuſern bleiben ſollten. In dieſer täglichen Todesgefahr dichtete er ſein Lied: „Valet will ich dir geben,“ deſſen Verſe er mit den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens beginnen ließ.

Sonſt war Herbergers Amtsleben ein geruhiges und in mancher Hinſicht mit Freuden geſegnetes. Er war wohlhabend geworden theils durch das Erbe ſeiner Frau, der Tochter eines frauſtädter Rathmannes, theils durch ſeine Schriften. Während der Zeit ſeines Diakonats hatte der Magiſtrat den aus Liegnitz wegen ſeines Philippismus vertrie-

benen Crenzheim zum Paſtor in Fraustadt erwählt, einen Mann, der nach der allgemeinen Liebe, welche er ſich zu erwerben wußte, zu urtheilen, reich an chriſtlichen Tugenden geweſen ſeyn muß. Zwiſchen dieſem und Herberger bildete ſich ein Verhältniß des Vertrauens, wie zwiſchen Vater und Sohn. Auch befanden ſich chriſtlich befreundete Geiſtliche um Fraustadt herum in ſeiner Nähe, ſein Leichenredner der Paſtor Priebiſch in Glogau, Heermann in Köben u. a.

Herberger war ein kindlich gottſeliger Mann, deſſen Frömmigkeit ähnlich wie die jenes Kreiſes, den wir in Kopenhagen kennen gelernt, in einigen Stücken die katholiſche Färbung an ſich trug. „Jeſus," das war der Namenszug, in den all ſein Glauben, Lieben und Hoffen verſchlungen war, wie er auch ſeine erſte Predigt über „den ſüßen Namen Jeſu" hielt. In ſeinem Tagebuche fügte er bei jeder kleinen und großen Begebenheit, die er notirte — auch wenn er nur einen neuen Dienſtboten nahm — einen Gebetsſeufzer bei, wie bei der letzten Veranlaſſung: „Herr Jeſu, qui dominaris omnibus cordibus, rege nos spiritu tuo sancto, ut haec mutatio proficiat ad emolumentum familiae nostrae." Als ihm ſeine Magnalia dei in erſter Auflage von Leipzig geſendet werden, ſchreibt er in einem jener ſinnreichen Gedankenſpiele, wie ſie ihm eigen waren: „Ipso die nativitatis Jesu nascitur apud me liber meus de Jesu post concionem et nascitur de virgine, virgo enim mihi offerebat." Er legte ſich Gelübde auf, z. B. zu einem beſtimmten Almoſen, zum täglichen Leſen eines Pſalmes Morgens und Abends. Der Pſalter, ſpricht er, iſt mir das liebſte Buch in meiner Liberei, mein Kumpan, mein Vademecum und mein ſtetes Handbuch zu Hauſe und auf der Straßen. Kein Tag geht weg, ein Pſalm des Morgens ein Pſalm des Abends auf's wenigſte wird nun in die 25 Jahre nacheinander (auf beſonderes Gelübde im Jahr Chriſti 1598 am Tage Allerheiligen) von mir geleſen." — Er war dienſtfertig und wohlthätig nach ſeinem Vermögen, was nach Verhältniß nicht unbeträchtlich geweſen ſeyn kann. Zur Zeit ſeines Lebensbeſchreibers Lauterbach war noch ein Oekonomiebuch vorhanden mit dem Vermerke der Poſten, durch welche er andern zu Hülfe gekommen, der Stadt Sprottau leiht er 2000 Gulden, ſo auch einigen adligen Häuſern. — Eigenthümlich iſt ihm ein Ahnungsgefühl geweſen, von welchem mehrere merkwürdige Beiſpiele erzählt werden. Die beiden merkwürdigſten ſind

dieſe: Zwei Jahre vor der Beſitznahme ſeiner Kirche durch die Katholiken träumte er in der Neujahrsnacht, als ſei er in der Kirche und hörte die Worte: „Verleih uns Frieden gnädiglich.“ Bald darauf ſah er zu ſeiner Beſtürzung die ganze Orgel voller Mönche und darauf ſich ſelbſt in ein ſchönes Haus verſetzt, das aber ledig war. In dem Jahr wurde eine Commiſſion wegen Abtretung der Kirche verordnet. Da hielt er eine Predigt über Pſalm 83: „Gott ſchweige doch nicht alſo und ſei doch nicht ſo ſtille.“ Am Schluß derſelben rief er: „Kommt ihr Kinder, wir wollen eine Mauer um die Kirche bauen. Helft mir beten.“ Hierauf that er ein gewaltiges Gebet und — in dieſem Jahre blieb die Commiſſion noch aus. In einer Predigt am 2. Adventsſonntage 1598 hatte er von dem Feuer des jüngſten Tages geſprochen und ermahnt, „mit beiden Augeneimern Waſſer herbeizutragen.“ „Als ich an dieſe Worte kam, erzählt er, entfuhren mir über alle Gedanken ſolche Reden: was bedeuten die Feuerſtrahlen, die jetzund ſo häufig geſehen werden? Antwort. Sie ſind unſers Herrgottes Feuerglocken. Feuer, Feuer, Feuer iſt da, ihr Fraustädter. Wann wird's kommen? Um Mitternacht. Wer hat's geſagt? Der Herr Jeſus Matthäi 25, 6. „Zu Mitternacht kam der Bräutigam.“ — Ueber dieſe Reden erſchrak ich ſehr und ich ſelbſt ward neben euch darüber beſtürzt. Was geſchah? Bald folgenden Abend eben präciſe um Mitternacht ging ein Feuer an, verbrannten drei ganze Viertel der Stadt!“

Seine Rechtgläubigkeit betreffend, ſo iſt ſie nie angefochten worden. Als ein fraustädter Candidat in Wittenberg ordinirt werden ſollte, äußerte er, er wiſſe nicht, wie er ſein Vaterland zu bezeichnen habe, da er in Fraustadt geboren, aber früh nach Schleſien gekommen ſei. „Schreibt euch nur aus Fraustadt, ruft Calov, die iſt durch Herberger in der ganzen Welt bekannt.“ Ob nicht aber das Ohr eines wittenberger Zionswächters, wenn es in ſeine Nähe gekommen wäre, auch aus ſeiner Predigt eine heterodoxe Note herausgehört haben würde? Diejenige lutheriſche Theologie wenigſtens, welche der ihm innig befreundete Crenzheim lehrte, war von einem Hunnius und Ramphraſius für ſehr ſeelengefährlich erklärt worden. Auch hatte Herberger die bedeutungsvollen Worte in das Exemplar ſeines corpus doctrinae von Melanchthon eingeſchrieben: „Martinus Lutherus ſaget: Qui Philippum non agnoscit

praeceptorem, der muß ein grober Eſel und Bachant ſeyn, den das Dünkelhundel gebiſſen hat. Er iſt noch ein ſchlechter (ſchlichter) Magiſter, aber er iſt ein doctor in ecclesia super omnes doctores.“ Es iſt auf Erden keiner, den die Sonne beſcheinet, der ſolche dona und Gaben hat. Darum laßt uns den Mann groß achten; wer ihn verachtet, der muß eine verachtete Seele vor Gott ſeyn.“ So hat er ſich auch dem Exorcismus abgeneigt erklärt. Und es hängt gewiß mit einer Neigung für den Philippismus zuſammen, daß er niemals gegen die Calviniſten gepredigt, obwohl dieſelben zu ſeiner Zeit in Schleſien ſo mächtig wurden.

Im J. 1623 erhielt der treue Mann die erſte Mahnung, daß ein Abſchied nahe ſei durch einen Schlagfluß, der ihn den Abend vor ſeiner Sonntagspredigt traf. Dennoch war er im Stande, die Predigt am folgenden Morgen zu verrichten. „Gott Lob, ſprach er, Gott ſpielte mit mir das Evangelium vom Gichtbrüchigen.“ In der Dedikation ſeines Pſalterparadieſes an die ſchwediſche Prinzeſſin Anna unterſchreibt er ſich: „Val. Herberger, welcher ſich von Herzen nach dem Worte Jeſu ſehnt: Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſeyn.“ „Bei mir, ſo ſchloß er den dritten Theil des Pſalterparadieſes, iſt die Kraft ſehr gelähmt. Ich gehe daher wie ein baufällig wackelndes Haus, das bald wird in Haufen fallen. Ich webele wie ein ſchwacher Strohhalm. Hilf, o Herr Chriſt, dem Schwachen! Soll aber ich alter 65jähriger Vater ſchlafen gehen, ſo ſei das auch zu guter letzt mein Wort: Herr, erhebe dich in deiner Kraft, ſo will ich im Himmel ſingen und loben deine Macht. Amen!“ Zwölf Wochen lang lag er in großen Leiden mit bewunderungswürdiger großer Geduld und ließ nur die Worte wiederholt erſchallen: „O Jesus, Jesus, Jesus! O Jesu esto Jesus!“ und entſchlief am 18. Mai 1627.

Seine Schriften wurden ſchon zu ſeinen Lebzeiten überall mit Bewunderung geleſen. Im J. 1601 erſchien der erſte Theil ſeiner Magnalia dei und fand ſolchen Abſatz, daß der leipziger Verleger ihn mit Bitten um die Fortſetzung beſtürmte. Bis 1700 hatte das Buch 24 Auflagen erlebt, die 4te mit einer Vorrede des berühmten leipziger Theologen Scherzer. Er war 1611 mit dem Pentateuch fertig geworden und fügte Joſua, die Richter und Ruth hinzu, ging dann aber zu den Pſalmen über, weil das Alter und allerhand Schwachheiten ihn zweifelhaft gemacht, ob es ihm auch möglich ſeyn

werde, die übrigen hiſtoriſchen Bücher hindurchzuarbeiten. Auch unter Reformirten und Katholiken fanden ſeine Schriften Verehrer. Ein Geiſtlicher aus der Gegend von Worms meldet ihm, daß er ſeine Herzpoſtille bei einem reformirten Bürger gefunden, dem ſie ſein Pfarrer empfohlen habe, und der ſie ſo hoch halte, daß er ſie auch nicht auf kurze Zeit aus ſeinem Hauſe laſſe. Ein Adliger fand bei einem katholiſchen Prieſter ſeine „Trauerbinden“ auf dem Tiſche und fragte ihn: „Herr, was macht Ihr mit dieſem lutheriſchen Buche?“ Der Prieſter antwortete: „Es iſt eine gute Eintunke darin.“ Auch Churfürſt Johann Georg I. hatte die Magnalia dei mit ſolchem Wohlgefallen geleſen, daß er bei dem leipziger Superintendenten Weinrich anfragte, ob man den Mann nicht nach Leipzig ziehen könne. Dieſer Wunſch des Churfürſten kam nicht zur Ausführung. Dagegen erhielt er andere Vokationen nach Freiberg, Liegnitz, Troppau, Breslau, wollte ſich indeß von ſeinem Fraustadt nicht trennen.

Die Predigten Herbergers ſind ihrem Kerne nach Jeſuspredigten. „Ich hab' nur Eine Paſſion und die iſt Er und nur Er,“ ſo konnte auch er ſprechen. Darum geht ein ſolcher Hauch der Innigkeit durch ſeine Predigten hindurch. Das Wort: „Suchet in der Schrift, denn ſie iſt es, die von mir zeuget,“ gab ihm die Gewißheit, daß Jeſus überall in der Schrift zu finden ſei — in Moſe, in den Pſalmen und in den Propheten, denn es heißt, daß der Herr ſeinen Jüngern alle drei ausgelegt. Daher war auch ſein Grundſatz: „Beſſer Jeſum in einer Stelle ſuchen, wo er nicht iſt, als ihn da nicht finden, wo er iſt.“ Er fand, daß Herr Lutherus „mit hochbedachtem Rath und Fleiß, nicht mit den Worten: „im Anfang,“ die Bibel angefangen, ſondern „am Anfang,“ um gleich damit auf Den hinzuweiſen, der das A und das O der ganzen Schrift iſt.“ Doch iſt auch ein tüchtiger exegetiſcher Kern in den Predigten. Erſt nach einer geiſtreich-praktiſchen Textauslegung geht er daran, die Theile unmittelbar aus dem Text abzuleiten und ſummirt dieſelben bald, wie über Lucä 7, 7—17, in geiſtreicher Antitheſe: „1) Kein Glück, kein Leben iſt auf Erden ſo herrlich, es kann brechen; darum ſoll kein vernünftig Herz guten Tagen, dem blühenden Glück und unbeſtändigen Leben trauen. 2) Kein Glück, kein Leben iſt aber auch auf der Erde ſo beſchwerlich, es kann ſich beſſern; darum ſoll ein chriſtliches Herz in keinem Unglück, wenn

es gleich im Tode ſelbſt wäre, verzagen;" oder es werden die Theile auch in Verſe gefaßt. Er iſt didaktiſch, aber nicht dogmatiſch. Wider die Sitte der Zeit ſind ſeine Predigten durchaus nicht polemiſch. Er predigt in die Schrift hinein und immer wieder aus der Schrift hinaus in das Leben und in das Herz. Er iſt viel erbaulicher als Arndt, denn er redet nicht die Sprache der Reflexion, ſondern der Empfindung. Dabei iſt er gelehrt: in den Magnalia zeigt er große theologiſche Beleſenheit und wendet auch ſonſt trefflich Ausſprüche von Kirchenvätern, Luther u. a. an. Die Kirchen- und Weltgeſchichte iſt für ihn eine unerſchöpfliche Fundgrube, die ſich ihm aufthut, ſo oft er ihrer bedarf. Schon dadurch erhalten ſeine Predigten den Charakter der Volksmäßigkeit, er ſpricht aber auch die Sprache des Volks. Ermahnung, Warnung, Tröſtung erhalten bei ihm eine conkrete Geſtalt, meiſt mit Anlehnung an die Bibel. Die glückliche Wahl des Namens für ſein Kirchlein iſt ein Beiſpiel hiefür. Brauchte er Sprüchwörter, ſo quollen ſie haufenweiſe aus ihm hervor: „Beſſer allein, als bei böſer Gemeine. Unverworren iſt gut zu verrichten. Wer ſich unter die Träber mengt, den freſſen die Säue u. ſ. w." Hie und da ſtreut er zur rechten Zeit Liederverſe ein. So iſt denn auch unter uns der alte Prediger vom Krippplein Chriſti wieder auferſtanden. In mehreren Ausgaben ſind ſeine Magnalia wiedererſchienen, ſeine Herzpoſtille (2 B. 1852), auch ſein Paſſionszeiger (2 Aufl. 1858), „das himmliſche Jeruſalem" (1858) und ſeine Trauerbinden (1854).

Hauptquellen: Lauterbach, Prediger am Krippplein Chriſti, 1. Th. Leben Herbergers, 1708, 2. Th. Frauſtädtiſches Zion, 1711. — Klopſch, Leben Herbergers in der Ev. Kirchenzeitung, 1830.

IV. Dan. Dilger (geb. 1572, geſt. 1645) und Mich. Blanck (geb. 1586, geſt. 1637), Prediger in Danzig.

Der erſtere 1605 Paſtor zu St. Katharinen, ſeit 1626 an der Hauptkirche von St. Marien, der letztere ſeit 1614 ſein College an St. Katharinen — mit dieſen beiden innig im Glauben verbunden auch Rahtmann, geb. 1585, ſeit 1626 an St. Katha-

rinen, ſpäter — wenigſtens von den Stimmführern der Kirche — als unrein in der Lehre verurtheilt. Ein — zumal in jener Zeit — ſeltenes Beiſpiel der Einigkeit, würkte dieſes geiſtliche Kleeblatt in der damals überaus blühenden und volkreichen Handelsſtadt, welche im J. 1640 nicht weniger als 77,000 Einwohner zählte, mit ausgedehntem geſegneten Erfolge. Es gelang ihnen, unter der ſchon durch frühere kirchliche Streitigkeiten aufgeregten danziger Bürgerſchaft einen großen den Neid ihrer Collegen erweckenden Anhang zu erwerben. Ueber die Gewalt der Dilger'ſchen Predigten legt die lateiniſche Unterſchrift Zeugniß ab, welche von Joh. Mochinger, der noch 7 Jahre College Dilgers im Miniſterium geweſen, einem noch vorhandenen Portrait deſſelben untergeſetzt wurde. Sie lautet deutſch:

Siehe hier Danzigs heiligen Blitz und beglückenden Donner,
Mächtig erweckte durch ihn viele Gemüther der Herr.
Iſt auch ein Maler zu finden, uns unſern Dilger zu malen?
Wer kann malen den Blitz oder des Donners Gekrach!

In der That ſind die Predigten dieſer drei Männer evangeliſche Zeugniſſe, welche an Ernſt und praktiſcher Andringlichkeit denen von Arndt nicht nachſtehn. Auf ihren Charakter läßt auch folgendes Zeugniß eines danziger Bürgers Gaul ſchließen. Dieſer Mann, in verſchiedenen Confeſſionen umhergeſchleudert, hatte zuletzt in Weigels Schriften Befriedigung gefunden und war Separatiſt geworden — die Kirchen aber dieſer drei Männer fuhr er fort, zu beſuchen: „weil von dieſen der ganze Chriſtus und nicht bloß ſein Verdienſt gepredigt würde.“ Von Rahtmann erſchien 1620 im erbaulich-praktiſchen Intereſſe die Schrift: „Chriſtlicher Tugendſpiegel, in welchem ihre Art und Eigenſchaften zu göttlicher Uebung in Gottes Wort in 22 Predigten erklärt wird.“ Alle drei Männer galten eine Reihe von Jahren hindurch als durchaus unanſtößig in der Lehre. Dilger, welcher in Jena ſtudirt hatte, war im Verein mit ſeinem Schwiegervater Coletus, einem Theologen, welcher in ſeinem Eifer gegen den Calvinismus ſelbſt ein Gebetbuch gegen die Calviniſten verfaßt hatte, wider die am Anfange des Jahrhunderts in Danzig mächtig gewordenen Calviniſten in Kampf getreten, Rahtmann hatte gegen die Socinianer Streit geführt. Auch ſtanden ſie ſämmtlich mit den Häuptern der lutheriſchen Orthodoxie in freundſchaftlicher Correſpondenz: Rahtmann mit Meisner und Gerhard, Dilger mit Behm in Königsberg,

Blanck mit Franz in Wittenberg, Höppfner in Leipzig, Mentzer in Gießen.

Mit lebhafteſter Freude wurde dieſes edle Kleeblatt beim Erſcheinen des erſten Buches von Arndt's wahrem Chriſtenthum erfüllt, ſie verbreiteten es unter ihren Anhängern, namentlich auch das Paradiesgärtlein, und erwarben dieſen Schriften dankbar begeiſterte Anhänger. Für ihre eigene dankbare Anhänglichkeit an Arndt, wie für ihr praktiſches Chriſtenthum überhaupt, legen die an Arndt und über Arndt um jene Zeit geſchriebenen Briefe der drei Geiſtlichen Zeugniß ab. „Das iſt mir, ſchreibt Dilger an Arndt ſelbſt, das größeſte an Dir, daß Du in dieſem tief verderbten Zeitalter die Menſchen durch Deine Bücher vom wahren Chriſtenthum zur wahren Frömmigkeit gleichſam mit geiſtlich zwingender Gewalt erweckſt und ermunterſt. Soll ich mich ganz ausſchütten, ſo ſage ich Dir: mit vielen Thränen habe ich den Geiſt dieſer Zeit beklagt, in welchem nicht nur jeder ſeine Religion ſich ſelbſt zurecht macht und ſo oder ſo geſtaltet, ſondern auch die, welche ſich rühmen, Genoſſen der wahren Religion zu ſeyn, ſo leben, daß ſie von dem Leben unwiſſender Heiden ſich nicht unterſcheiden und am bloßen Namen ſich genügen laſſen, daß ſie Lutheraner, daß ſie Chriſten heißen, darum aber, dem Vorbilde Chriſti nachzufolgen, ſich nicht im geringſten bekümmern. Die Lehrer der Kirche, wenn nicht alle, doch die vornehmſten, überlaſſen ſich nur mehr als weibiſchen Streitereien und Verketzerungen und laſſen ſich begnügen, wenn ſie den ſeligmachenden Glauben an das Blut und Verdienſt Chriſti nur dem Buchſtaben nach den Zuhörern predigen, ohne das wahre Weſen des Glaubens zu erklären, ohne von den Zuhörern die vom heiligen Geiſt ſo dringend verlangten Früchte des Glaubens zu fordern, die Zuhörer aber laſſen ſich von demſelben Geiſte leiten und ſtürzen durch ihren eingebildeten Lippenglauben ſich ſelbſt in's Verderben" u. ſ. w. Von Rahtmann beſitzen wir aus derſelben Zeit einen Brief an Meisner, worin er in gleichem Sinne ſich ausſprechend ſagt: „Was mich betrifft, ſo bekenne ich gern, daß die Leſung der Arndtſchen Schriften mich erwärmt hat, und daß ich nichts mehr wünſche, als daß zur Erbauung der Gläubigen noch viele ſolcher Schriften in deutſcher Sprache herausgegeben würden. Dahin iſt es ja leider unter uns gekommen, daß der größte Theil der Chriſten Glaube! Glaube! ſchreit, ohne davon etwas hören zu wollen, welches die

Kennzeichen des wahren Glaubens und des neuen Menſchen ſind. Daher richten abſcheuliche Laſter faſt alle Stände zu Grunde und bringen eine neue Sündfluth über die Welt, während die Sonne des Evangeliums oben im Himmel ſtehn bleibt. Wenn nun ein ſolches Uebel den myſtiſchen Leib Chriſti wie ein Krebsſchaden zerfrißt, wer ſollte nicht wünſchen, daß mehr ſolche Schriften erſchienen! Wenn daher Gott auf den Univerſitäten und anderwärts Männer erweckt, welche die Sache Gottes fördern, ſo muß ihnen Dank für ihre fruchtbare Arbeit werden, nicht aber Schmähungen und Verdruß, wie dies in einem ſo ſchwer erkrankten, an Meinungen zwar aber nicht an Frömmigkeit ſo reichem Zeitalter an der Tagesordnung iſt, von allen denen jedoch, die eine modeſte Behandlung des Nächſten verlangen, mit Recht verworfen wird. Da nun auch Du unter dieſe gehörſt, ſo bitte ich Dich unterthänigſt, Du wolleſt doch auch über dieſe zur Beförderung der Frömmigkeit geſchriebenen Schriften Dein Urtheil laut werden laſſen!"

In demſelben Geiſte ſind die Briefe von Blanck abgefaßt, in denen er dem wittenberger Theologen Franz und dem leipziger Höppfner ausführliche Nachricht über die Geſchichte des Arndt'ſchen Streites ertheilt.

Von Corvinus jedoch, dem durch und durch fleiſchlichen Collegen Dilgers, welcher ſchon längſt auf den Anhang jener drei Geiſtlichen unter der Bürgerſchaft neidiſch geworden, wird von der Verbreitung der Arndt'ſchen Schriften unter den Gemeindegliedern Anlaß genommen, Arndt von der Kanzel als Irrlehrer anzuklagen. Die nunmehr irregewordenen Anhänger Arndts ſuchen theils bei ihren Geiſtlichen, theils auch auswärts Rath, wie noch der Brief eines danziger Bürgers Crineſius erhalten iſt, worin ſich derſelbe von dem ehrwürdigen rigaiſchen Generalſuperintendenten Samſon Belehrung über die Arndt'ſchen Schriften erbittet. Zur Beruhigung der Bürger und zugleich um dem Corvinus den Mund zu ſtopfen, welcher ſich nicht ſcheute, von der Kanzel herab ſeine Collegen fortgehend als „die neuen Werkheiligen" anzugreifen, erbaten ſich die Geiſtlichen Gutachten von der königsberger und wittenberger Fakultät, welche, ebenſo wie das Urtheil jenes rigaiſchen Superintendenten, durchaus zu Gunſten Arndts ausfielen und nur gegen mehrere der von ihm gebrauchten Terminologien Ausſtellungen machten. Von dem der frommen Partei nicht abgeneigten Rath, inſonderheit

dem Bürgermeiſter von Holten wurde nun auch in demſelben Jahre 1620 beiden Theilen Schweigen auferlegt. Mit Beſtimmtheit erklärt jedoch Corvinus, ſich durch dieſes Verbot von der Herausgabe einer Streitſchrift nicht abhalten zu laſſen, und ſo wurde nun auch Dilgern geſtattet, eine von ihm zu ſeiner und Arndts Rechtfertigung verfaßte und bereits gedruckte Schrift zu veröffentlichen. Es war dieſes die unter dem Titel: „Richtige und in Gottes Wort wohlbegründete Lehre in den vier Büchern vom wahren Chriſtenthum in etlichen Punkten aus dringenden nothwendigen Urſachen wiederholt" erſchienene Schutzſchrift.

Kaum hatte dieſer Streit ſich in etwas beruhigt, als ein neuer noch hitziger geführter hinzutrat. Den gegen Arndt erhobenen Vorwurf, daß von ihm das gepredigte Wort verworfen würde, zu widerlegen, hatte Rahtmann zuerſt in einer Predigt, ſodann in einer 1621 herausgegebenen Schrift „Jeſu Chriſti, des Königs aller Könige und Herrn aller Herrn Gnadenreich" ſich über die Art, wie die Schrift zur Bekehrung würke, einer Lehrweiſe bedient, welche an die von Schwenkfeld anzuſtreifen ſchien. Das Nähere des Hauptſtreitpunktes iſt an einem andern Orte mitgetheilt worden (ſ. Tarnov). Corvinus, nur auf eine Gelegenheit wartend, die ihm verhaßten Collegen zu ſtürzen, ergriff die ihm jetzt dargebotene, um Rahtmann grober Irrlehren zu bezüchtigen. „Ich will, ſo lautete ſeine chriſtliche Abſicht, den Rahtmann noch ſo ſchwärzen, daß er die Hände ringen ſoll." Trotz dieſer ſtärkeren Verirrungen des Collegen ließen weder Dilger noch Blanck in ihrer Freundſchaft für ihn ſich irre machen. In der Ueberzeugung, daß hier nur eine Differenz in Worten und nicht in der Sache vorliege, traten ſie vielmehr mit Entſchiedenheit zu ſeiner Vertheidigung auf. Auch unterzeichneten ſie nebſt einigen andern Geiſtlichen die Bitte an die roſtocker Fakultät, Rahtmanns Sache, gegen welche ſich auf Corvin's Betrieb die ſächſiſchen Fakultäten ausgeſprochen hatten, in Schutz zu nehmen. Noch war hierauf die Antwort von Roſtock nicht eingelaufen, als Corvinus (22. Aug. 1626) an Dilger folgende Propoſitionen gelangen ließ, unter denen er ihn als Bruder anerkennen wolle: er ſolle vor öffentlicher Gemeinde erklären, daß er mit Rahtmanns gräulicher Schwärmerei und Arndts gefährlichen und ſchädlichen Reden, die er in ſeiner loſen Scharteke vom wahren Chriſtenthum und in andern ſeiner gleißneriſchen Bücher vortrage,

nichts gemein habe; auch die Meinungen beider obgedachter trüglicher Arbeiten, wie ſie den Calviniſten, Schwenkfeldern, Wiedertäufern und zum Theil den Papiſten und Arianern dienen, bei Meidung deren Lehre mit verwerfe; daß er ſich zu der lutheriſchen Kirche und der Doktoren Lehre bekenne, die Beſchuldigungen gegen Letztere widerrufe und beſonders den Cenſuren ſich unterwerfe; daß er ferner die rechtgläubigen Glieder des Raths perſönlich bitte, „ihm das, was mit ſeiner unrichtigen Vokation vorgelaufen, nicht entgelten zu laſſen, ſondern nun dazu einzuſtimmen.“ Dieſe Brüderſchaft ſollte Dilgern aber bald um billigeren Preis zu Theil werden.

In dem von dem edeln Tarnov verfaßten roſtocker Gutachten wird Rahtmann nur wegen der „Unförmigkeit“ mehrerer ſeiner Terminologien getadelt, was die Sache ſelbſt betrifft, wird er von Irrlehre völlig freigeſprochen, und der Rath in einem eigenen Schreiben aufgefordert, dem Corvinus und ſeiner Partei Schweigen aufzulegen. Nicht lange war dieſes ihm günſtige Gutachten im Druck erſchienen, als Rahtmann vom Schauplatze irdiſcher Kämpfe abgerufen wurde (1628 den 30. Juni). Ihm hielt mit Freimüthigkeit und verehrender Liebe ſein Special-College Blanck die Leichenrede, welche in einer mehr als zweiſtündigen Ausführung nicht weniger einſichtsvoll und gelehrt die theologiſche Streitfrage behandelt, als nachdrucksvoll den Rath zur Friedensſtiftung ermahnt. „Noch kann ich nicht enden, meine Geliebte — ſo ſchließt er — denn mein Herz und Mund hat ſich weit aufgethan, die Liebe Chriſti und ſeiner Kirchen dringet mich noch Eines abzureden. Es iſt, erbarme es Gott und Menſchen, weltkundig die ärgerliche Zerrüttung der Kirchen und die daraus entſtandene Zertrennung aller Stände bei uns in Danzig. Faſt jedermann, oder ja die meiſten haben an Hinlegung ſolches Uebels gezweifelt, ſo lange der ſelige Rahtmannus lebt, und vermeinet, wenn er nur weg wäre, würde es ehe geſchehen: haben ihn oft zur Stadt hinaus oder gar todt gewünſchet, Summa ihn für ein Catharma, für ein Fluch- und Fegopfer gehalten. Nun, was ſie gewünſchet, und gerne, ſo es möglich, ihm und andern gethan hätten, das hat nun Gott gethan. Er hat ihn nach ſeinem heiligen Rath abgefordert, er iſt nun todt und begraben. Gott gebe, daß mit ihm alle bittre Wurzel und Same der Zwietracht in aller Einwohner Herzen erſtorben und mit ihm verſcharrt wäre! Nazianzenus, der alte fromme Kirchenlehrer ward um eines einigen

Wortes halben, wie auch Basilio geſchehen, von ſeinen liebſten Zuhörern und Collegen verketzert, und dadurch die ganze Kirche in zwei Haufen getrennet, das that ihm ſo wehe, daß er wünſchte, ein ſolch Fegopfer zu werden, ſaget ſehr ſchön: „Gern will ich Jonas ſeyn, und für des Schiffleins (der Kirche) Wohlfahrt hinausgeworfen werden, wiewohl ich zu dieſem Meeresſturm der Gemeinde keine Urſach gegeben. Iſt das Loos gefallen, verſenket mich in's Meer, Gott wird auch mir einen Wallfiſch ſchaffen, nur daß mein Abſchied ſei ein Anfang eurer Einigkeit.“ Wohlan, meine Geliebten, iſt denn Rahtmannus auch der vermeinte Jonas geweſen, ſo iſt er jetzund mit Jonas im Bauch des Wallfiſches, iſt mit Chriſto mitten in der Erde bis auf den Tag ſeiner Auferſtehung. Laßt uns nun mit Ernſt darnach trachten, daß unſer Meer ſtille werde . . Mit euch, mit euch, edle, ehrenfeſte, hochweiſe Herren will ich reden. Zu euch wendet ſich meine Predigt vor den Augen Gottes und dieſer großen Gemeinde. Höret mich doch, daß Gott euch wieder höre! Wie lange wollt ihr zuſehn dem großen Kirchenübel, das ſo lange gewährt hat?“

Auch hatte dieſe Anſprache bei dem Rathe einen tieferen Eindruck zurückgelaſſen. Mit Ernſt betrieb derſelbe nunmehr einen endlichen Friedensſchluß beider Parteien und, da ſchriftliche Expoſitionen nicht zum Ziel führten, wurde im März des folgenden Jahres eine mündliche Conferenz angeordnet, bei welcher der Bürgermeiſter ſelbſt zur Beſchwichtigung der Gemüther das ſeinige that. Das Unglaubliche geſchah: die Corvin'ſche Partei ließ ſich würklich überzeugen, daß Rahtmanns Lehrweiſe eine günſtigere Auffaſſung zulaſſe, und einer derſelben, welcher früher noch eine bittre Streitſchrift gegen Rahtmann geſchrieben, Jak. Cramer, bekannte nun am Schluſſe der Verhandlungen: „Ich wollte hundert Gulden aus meinem Beutel miſſen, daß wir gewußt hätten, daß ſie ſo gut gelehrt haben“. —

Corvinus verblieb noch bis 1643 in Danzig, in welchem Jahre er ſeine Entlaſſung eingab, um in Lübeck die Superintendentur zu ambiren, wiewohl ohne Erfolg. Blanck ſtarb 1637, Dilger 1645. Der letztere hatte die Freude gehabt, 1638 ſeinen Sohn Nathanael Dilger zum Collegen zu erhalten. In eben dieſem lernen wir einen Mann kennen, in welchem ſich die Geſinnungen jenes ehrwürdigen danziger Kleeblattes fortſetzten, einen Vertreter des lebendigen Lutherthums. Als einer der 5 zum thorner Colloquium abge-

ſandten danziger Geiſtlichen und als Verfaſſer einer antiſynkretiſtiſchen Schrift hat er ſeine lutheriſche Orthodoxie bewährt; es liegen aber auch Zeugniſſe ſeiner chriſtlichen Wärme vor. Durch J. Schmid hatte er in Straßburg tiefere Eindrücke empfangen. Er ſchreibt demſelben ſpäter, daß er an ihm „wie Jonathan an David" hange. Durch Schmid war er auch mit V. Andreä in Verbindung gekommen. In mehreren von ihm erhaltenen Briefen ſpricht ſich große Innigkeit und Verachtung der Welt und ihrer Ehren aus. In einem derſelben aus Danzig von 1641 an Andreä ſchreibt er: „Ich habe ſo viele Jahre höchſt angenehm am Hofe gelebt (als Hofprediger eines Grafen von Rappoltſtein), jetzt lebe ich in einer Stadt, und von wie vielen Leiden werde ich hier bedränget! Was ich über mich zu ſagen habe, faſſe ich in die wenigen Worte: Mein Vaterland iſt mir faſt mein Exil, die Welt mein Kerker, der Himmel mein Hafen, wohin ich mit allen Segeln ſtrebe!"*) Den am Anfange erwähnten Mochinger bezeichnet er als den einzigen Geiſtesverwandten unter den Collegen. —

Quellen ſind die Schriften über Arndt, namentlich Scharff, Supplementa apologetica Arndiana — Albinus, Presbyterologia Gedanensis ms. in der danziger Stadtbibliothek. — Blanck's Leichenpredigt auf Rahtmann über 1 Kor. 4, 9—13. — Engelhardt, der Rahtmannſche Streit in Niedner's hiſtor. Zeitſchr. 1854.

V. Chriſtoph Leibnitz, Pfarrer in Nürnberg.

(Geb. 1579, geſt. 1632.)

Er war zu Grimma in Sachſen 1579 geboren, ſtudirte 1601 in Altorf, wurde dort 1604 Inſpektor der Alumnen, 1610 in Nürnberg Diakonus an St. Sebald und ſtarb daſelbſt an der Peſt 1632.

Daß er zu den vornehmſten Streitern für Kirchenordnung und -Zucht zu zählen ſei, wird man ſchon aus Andreä's Lob abnehmen (ſ. J. Gerhard S. 191.), welcher in ſeiner Selbſtbiographie ſeiner öfter Erwähnung thut. Wie Saubert war er ein Mann der

*) Epp. variorum ad V. Andreae, cod. Guelph. — Epp. ad Schmidium, cod. Hamb. II. S. 268.

lutherischen Schule, ein Zögling des treu-lutherischen Schopper
Altorf. Die Lebensaufgaben Sauberts waren auch die seinigen:
s die Lehre betrifft, die Normalbücher nach Ausmerzung des
inistischen scriptum declaratorium wieder zum Ansehn zu brin-
, in praktischer Hinsicht, alle diejenigen lutherischen Institute
zustellen, welche zur Pflege des christlichen Lebens dienen und
n andre lutherische Kirchen mehr oder weniger sich erfreuten.
macht sich um die Sonntagskinderlehre verdient und hält auch
st Wochentagskinderlehre, er sucht ein gemeinsames kräftiges Zu-
menwürken des Ministeriums zu Stande zu bringen und veran-
tet vierteljährliche Zusammenkünfte, aus denen nachher die regel-
ßigen Kirchenconvente entstanden, er dringt auf Kirchenvisitatio-
und Kirchenzucht. Von 1560—1626 waren nämlich die Kir-
visitationen unterblieben. Das Bedürfniß derselben erweisen die
en jener Visitation von 1626, worin unter anderm folgender
icht: „Magister Weber hat die Mägdlein beten lassen (d. i. den
echismus recitiren), welche zwar die Hauptstücke und Auslegung
lich beten können, aber Mägdlein von 15—17 Jahren haben
die Frage, wie viel es Götter gebe, geantwortet: Drei,
e vier, andre fünf; Bauernknechte haben nicht gewußt, wer
ntius Pilatus sei.“*) Auch für den illusorischen Charakter der
gleitlichen Strafe durch das Substitut von Geldbußen findet
der Beleg: „In Gräfenberg klagt der Landpfleger über den
griff des Pfarrers in sein Amt. Als er neulich einen Ehebre-
gestraft, habe der Pfarrer auf der Kanzel gesagt: wenn einer
böse Sache hat, so soll er nur einen Beutel mit Geld nehmen,
Gräfenberg kommen, so werde dieselbe bald gut werden.“

Von diesem seinem Bestreben legt vorzüglich ein 1628 im Kir-
convent gehaltener Vortrag ein Zeugniß ab, den wir bruchstück-
se mittheilen.**) Zu den Vorschlägen gehört: „dem Ministerio
casibus animarum periculosis geschehenem Versprechen nach
lich und ersprießlich unter die Arme zu greifen. — Die remis-
res und segniores im ministerio, (die in und bei solchen See-

*) Fascikel über die nürnberger Landesvisitationen in der nürnberger
Stbibliothek.

**) Wir müssen bemerken, daß die Abschrift an zwei oder drei Stellen viel-
st inkorrekt ist.

leugefährlichkeiten obenhin fahren, allzu remiss und träg ſind, dem Satan mit Ernſt zu begegnen) pro materia subjecta zu excitiren. — Denen, ſo hierin das Ihre zu thun ſich befleißigen, oder die, wegen ihrer mehreren Sorge und Mühe in ſolchen Fällen und dergleichen Nothwendigkeiten ſich müſſen anfeinden laſſen, zu patrociniren und ſie wider allerhand Feindlichkeiten zu manuteriren. — Daß man ſich bei dem nächſten homagio politico merken laſſe, als wollte man den ſeelgefährlichen, hochverderblichen böſen Ehen ſo viel wie möglich abhelfen, chriſtlich in's Werk zu ſetzen oder im Werk zu erweiſen. — Unter anderem auch zu dieſem Ende die Visitationes ecclesiasticas ſowohl in der Stadt als auf dem Lande, wie man zwar wohl angefangen und gutes Vorhabens geweſt, auch alſo chriſtlich fortzuſetzen. — Wie die hochnöthige censura et disciplina ecclesiastica ins Werk zu ſetzen und zu practiciren ſei, gute Rathſchläge zu begehren und anzunehmen nicht allein von den Vörderſten, ſondern auch andern Predigern und Kirchendienern." —

Die Anfeindung wegen dieſer und ähnlicher Vorſchläge vorausſehend fügt er hinzu: „Bringen ſie es mit ihrer Bosheit wider mich durch Gottes Verhängniß ſo weit, daß ſie mich endlich gar hinaus beißen, wohlan, ſo kann es mit und nach dem Willen Gottes wohl geſchehen, daß nicht allein die remissiores und segniores? im ministerio deutlicher erkläret, ſondern auch diejenigen namhaft gemacht und für Gott und ſeiner Kirchen überzeugt werden, welche als rechte Wetterfahnen und Flattergeiſter in religionis et doctrinae professione ſich bei unſern Kirchen erwieſen, welches die desertores nicht allein, ſondern auch destructores salutis ecclesiae Christi bisher unter uns geweſen, damit denn das lange und vieljährige Elend hieſiger nürnbergiſchen Kirchen und die Gewiſſensmarter oder Gewiſſenstortur vieler getreuen Diener Chriſti an ſeinen hieſigen Kirchen einmal recht für Augen gelegt und zu erkennen gegeben werden könnte, mit angehängtem gründlichem Bericht, wie und mit was Gelegenheit und obrigkeitlichem Befehle dies große und hochheilſame von Vorfahren her erweckte und ſtark getriebene negotium ecclesiasticum um einen großen Theil auf mich geringen und verhaßten armen Kaplan kommen, und welche in dem ministerio primario bei und unter der Auswürkung meiner Deduction und anderer Erinnerungs- und Anhaltungsſchriften, mir oder vielmehr der Kirchen Gottes allhier durch mich in dieſem Stück

tröſtlich und behülflich, oder aber hinderlich und ſchädlich geweſen. Item welche dann in dem ministerio bei dem aufgehenden Heile der Kirchenbeſſerung, die größten und meiſten Aergerniſſe von ſich gegeben. Ob die nämlich ſo etwan einmal in Verheirathung eines gehorſamen Kindes (dafür Gott Lob ſei in Ewigkeit) aus Mangel des Raumes in ihrer Wohnung nach dem Exempel voriger Zeiten, auch mit Erlaubung des Predigers und Schaffers, der Tiſchjungfrauen und Jung-Geſellen hieſiger Gewohnheit nach, in der großen Pfarrhofsſtuben und in Beiſeyn und Zuſehn der Eltern, einen züchtigen Ehrentanz halten laſſen, und auch bei hochzeitlicher Ehrenfreude, in dem Hochzeitshauſe, nicht auf dem gemeinen Tanzplatz, ſondern in loco remotiore unter und mit fürnehmen Rathsperſonen auf Ermahnung ſelbſt einen Ehrenreihen oder zween züchtig und beſcheiden mitgetanzt, ſich auch etwa ſonſt an einem oder dem andern publico oder privato loco bei großen Gaſtverſammlungen — ohne leichtfertige Reden und ohne unbeſonnene Völlerei und Trunkenheit — über und wider ihren Willen haben müſſen aufhalten laſſen und aus menſchlicher Schwachheit etwan ſonſten mehr da oder dort mit unrechten Reden oder Thun übereilt worden, oder aber diejenigen, die bei vor wenig Jahren fürgegangener Schwelgerszeiten in allzu oft gepflogner Gartenwolluſt ihre prieſterliche Ehrbarkeit vergeſſen und mit ihren Zuhörern im Beiſeyn auch der Weibsperſonen des Blindenſtocks oder Gefäßſchlagens geſpielt, ſich auch wohl mit und unter den Bauern vor der Stadt ſo voll geſoffen, daß man einen ſolchen auf einem Bauernkarren als ein volles und tolles Maſtſchwein heimführen müſſen, daß es die großen Buben wahrgenommen und einander zugeſchrien: Siehe da fähret man auf dem Karren einen vollen Prieſter! oder auch, da einer bei ſonſt ehrlicher Hochzeitsfreud' an einem gewiſſen Ort auf dem Lande andern Tags etliche junge Regimentsperſonen und Junkern mit Poſſen und Schwänken fröhlich zu machen, nicht allein ſeinen prieſterlichen Habit ſondern auch zugleich *την σεμνότητα την ἱερατικήν* ganz abgelegt und in Beinkleidern mit groben Bauernzoten aufgezogen kommen und es alſo gemacht, daß hernach ein junger Rathsherr, ſo dabei geweſen, bei einem auch fröhlichen Weltkinde unter dem Geſchlechte und zweifelsohne an andern Orten mehr, vor ſolchem mit dieſen Worten herausgebrochen: Ich habe meinen Tag keinen fröhlicheren Prieſter geſehen noch geſehn können, als den N. N.

Ja da auch wohl einer, wenn er aus Lieb und Gunst seiner Possen lächerlichen Schwank und angenehmer Weltconversation, von etlichen Rathspersonen und -junkern — Gott weiß aus was für Küchen und Kellern — mit Zutragung Essens und Trinkens besucht wird, zu einem jungen lustigen Herrn und Regenten, so etwan des Trunks genug gehabt, und zu rechter Zeit heimgehen wollen, frei öffentlich sagen darf: ein loser Hudler, der ausreißt! und sich mit und bei ihnen so voll und toll angefüllt, daß er vor den Herrn des Rathes und andern Junkern mit der Rede nimmer fortkam, sondern sich von ihnen stehlen und verlieren müssen, also daß solches an andern Orten mit Verwunderung erzählt wird, andres dergleichen, so ich mehr zu erzählen wüßte, zu geschweigen. Welches sind nun allhier menschliche Schwachheiten, welches sind nun muthwillige, freche und grobe Aergernisse?!"

Leibnitz fürchtet am Ende noch, aus dem Convent ausgestoßen zu werden, denn zwei Geistliche sind seine entschiedenen Gegner: Vellhamer und Weber. „Die geistlichen Brüderlein, bemerkt er, sind allezeit die bittersten wider die, darin sich Christus erweist." —

Quelle: Christ. Hirsch nürnb. Geistlichkeit, 1. Thl. — Will, nürnb. Gelehrtenlexikon Thl. 2. s. v. Leibnitz.

V. Caspar Brochmand, Bischof von Seeland.

(Geb. 1583, gest. 1652.)

Die Phasen des kirchlichen Lebens Dänemarks folgen, wie oben gezeigt (s. Rosenkrands) denen in der deutschen Kirche. Es war die Regierungszeit Christian IV., worin die dänische Kirche nach völliger Ueberwindung des Philippismus, zur streng-lutherischen Orthodoxie zurückkehrte, zugleich aber auch — durch das Zusammenwürken des kirchlich-eifrigen Königs, einiger frommen Staatsmänner und zweier trefflicher Bischöfe, einen Anfang mit der Besserung der sittlichen Zustände unter Geistlichkeit und Volk machte. Der eine dieser Bischöfe ist Brochmand — bis zum Anfange des

gegenwärtigen Jahrhunderts die einzige theologiſche Celebrität Dänemarks, deren Ruf ſich auch ins Ausland erſtreckte.

Brochmand wurde 1583 zu Konge in Seeland geboren, er bezog 1601 die Univerſität Kopenhagen, von wo ſeine Mutter ihn 1603 zur ferneren Ausbildung nach den Niederlanden ſandte, deſſen Akademien damals — der verſchiedenen Confeſſion ungeachtet — namentlich im philoſophiſchen Intereſſe auch von lutheriſchen Theologen beſucht wurden. Unbeirrt im Bekenntniſſe ſeiner Kirche kehrte Brochmand von dort zurück, wurde 1610 in Kopenhagen Profeſſor der Beredtſamkeit, empfahl ſich dem Könige Chriſtian IV. durch den vierjährigen Unterricht des Erbprinzen und wurde hiefür nach dem Ableben von Biſchof Reſen 1638 durch Uebertragung des oberſten däniſchen Biſchofsamtes belohnt. Es war dies einer der Akte königlicher Willkürherrſchaft über die Kirche, wie die däniſchen Könige ſie vielfach übten: geſetzmäßigerweiſe mußte nämlich die Wahl durch die Geſammtſtimmen der Pröbſte vollzogen werden. In jener Demuth, welche, wie die bekannten Beiſpiele aus Speners und Scrivers Leben zeigen, beiBerufung zu wichtigen Aemtern ſich der Göttlichkeit derſelben durch ein mehrſtimmiges Urtheil zu vergewiſſern ſuchte, erbat ſich Brochmand von dem Könige den in der däniſchen Kirche ordnungsmäßigen Wahlmodus: nachdem nun der König dies zugeſtanden und das Geſammtvotum der Geiſtlichkeit für ihn entſchieden hatte, weigerte er ſich nicht länger und wurde 1639 zum Biſchof von Seeland ordinirt.

Seiner theologiſchen Ueberzeugung nach gehört Brochmand zu derjenigen dogmatiſchen Schule, in welcher das lutheriſche Dogma die ſchärfſte Zuſpitzung erfahren hatte. Obwohl von der däniſchen Kirche mit der Konkordienformel auch die Ubiquitätslehre als eine zu weit getriebene Subtilität verworfen worden war, ſo wurde dieſelbe dennoch von Brochmand nicht nur vertreten, ſondern, wie ſpäter auch von Calov, ſelbſt in der Conſequenz durchgeführt, welche ſie in der würtembergiſchen Kirche durch Brenz erhalten hatte. — Dieſe kirchliche Orthodoxie wird aber bei ihm von der wärmſten und innigſten Frömmigkeit belebt, es iſt ein werkthätiges Chriſtenthum, auf welches er dringt, er ſtellt ſeinen eignen Wandel unter eine gewiſſe asketiſche Zucht, mit dem Schmerz eines Jeremias trägt er ſeines Volkes ſittliche Verderbniß auf dem Herzen, und mit dem Liebeseifer eines Moſes trägt er ſie in ſeinen Fürbitten

ſeinem Gotte vor. Wir haben dieſe ſeine prieſterliche Geſinnung aus ſeinem Briefwechſel mit Roſenkrands kennen lernen. Selbſt ſeine gelehrten Werke ſind davon durchdrungen.

Auch im Auslande gehörte zu den geſchätzteſten dogmatiſchen Lehrbüchern ſein zuerſt 1633 in Dänemark und dann in ſechſter Ausgabe in Ulm erſchienenes Systema universae theologiae. Es iſt in der That ein Lehrbuch, wie man es noch jetzt in den Händen aller lutheriſchen Prediger ſehen möchte. Ohne Subtilität, ohne leidenſchaftliche Polemik, das Auge immer auf das praktiſche Intereſſe gerichtet erörtert er bei jedem Artikel mit Einfachheit und Klarheit 1) die lutheriſche Lehre, 2) die Gegenſätze gegen dieſelbe, 3) die casus conscientiae d. i. die praktiſchen Intereſſen der Lehre für das innere und äußere Leben. Mit Nachdruck dringt er auf gute Werke, auf Gebet, auf öffentliche und Privat-Faſten (loc. de jejunio). Es war das Intereſſe für das chriſtliche Leben, welches ihn unmittelbar nach ſeinem Amtsantritt (1640) auch einen den Pröbſten der ſeeländiſchen Kirche gewidmeten Commentar gerade zum Briefe Jakobi herausgeben ließ. „Wie mahnt euch, ruft er aus, ſchon die Ueberſchrift des Briefes: „den zwölf Stämmen in der Zerſtreuung“ eures Amtes! Denn wer iſt unter euch, der nicht, wenn er erwägt, wie die benachbarten Reiche gegenwärtig in Kriegesflammen ſtehn, die Religion danieder liegt, ihre Anhänger ins Exil getrieben werden und vor Hunger verſchmachten, während wir in dieſem Reiche der wahren Religion, des goldenen Friedens und aller ſeiner Güter genießen — wer iſt, ſage ich, der nicht bekennen müßte, daß wir doch ſolches göttlichen Segens ganz unwerth wären, wenn wir nicht unſere Sünden täglich bereuen, Jeſum allen andern Gütern vorziehen und uns mit allem was wir ſind und haben Gott hingeben wollten.“ Ferner ſtelle, fährt er fort, gerade dieſer Brief ein ſolches Chriſtengeſchlecht dar, wie es gegenwärtig ſei, wo keiner gefunden werde, der nicht mit Eifer behaupte, von Herzen an Chriſtum zu glauben, während doch keiner einen Ernſt damit mache, täglich der Sünde abzuſterben. Endlich will er aber dieſen Commentar den Häuptern der ſeeländiſchen Kirche widmen, damit die Nachwelt darüber nicht in Ungewißheit bleibe, wie von ihnen das Evangelium den Gemeinden gepredigt worden. „So predigen wir nämlich den Glauben, daß der ernſtlichen Uebung der guten Werke nicht das geringſte entzogen werde, und ſo

preiſen wir die guten Werke, daß dabei dem Glauben ſein voller Werth unverletzt bleibt."

Denſelben Ernſt wie hier ſprechen auch ſeine Synodalreden und Synodalſchreiben an die Geiſtlichen aus, wie auch ſeine Predigten vor der Gemeinde. Seine Poſtille, welche auch einen Fortſchritt in der däniſchen Sprache bezeichnet, erlebte mehrere Auflagen. Ob Brochmand auch ſeinem Könige und dem Hofe gegenüber mit demſelben Ernſte das Amt des Bußpredigers geübt wie vor der Geiſtlichkeit und der Gemeinde, kann in Frage geſtellt werden. Was daran zweifelhaft machen kann, iſt das ſo freundſchaftliche Verhältniß, welches zwiſchen ihm und ſeinem königlichen Gebieter beſteht. Die Anſtößigkeit des ſittlichen Lebens deſſelben iſt bekannt. Chriſtian IV. hatte ſich nach zwei früheren Maitreſſen 1615 mit der dritten, Jungfrau Munk, morganatiſch trauen laſſen, dieſelbe 1632, nachdem ſie ihm 11 Kinder geboren, des Ehebruchs vor dem Reichsrath angeklagt und ſie wiederum ihn, darauf hatte er ſie aus der Reſidenz verwieſen und in deren Kammerzofe ſich eine vierte Maitreſſe beigelegt! Zu dem Biſchofe aber ſtand dieſer König in ſo vertraulichem Verhältniſſe, daß er denſelben öfter als Hausfreund beſuchte und in ſeiner Familie verweilte. Freilich, Beichtvater des Königs war der Biſchof nicht, und dies erklärt ſchon einiges. Ferner, konnte nicht ein Mann von der Hochachtung für das Amt des Wortes wie Chriſtian IV. ſich wohl auch ernſtere gelegentliche Gewiſſensrügen gefallen laſſen, dabei aber Vorwände finden, wie ſie dem Fleiſche niemals fehlen, wenn es die Wahrheit nicht an ſich kommen laſſen will?

Der Biſchof war überhaupt ein Verehrer des Princips königlicher Machtvollkommenheit. In den innern politiſchen Kämpfen des Landes finden wir ihn ganz auf Seiten der königlichen Autokratie. Dieſer ſtand damals in Dänemark der Adel mit ſeinen bedeutenden Vorrechten gegenüber und da ſich derſelbe nicht ſelten der Uebergriffe auch in die kirchlichen Rechte ſchuldig machte, ſo konnte es allerdings wohlgeſinnten Geiſtlichen vorzüglicher erſcheinen, die Zügel des geiſtlichen wie des weltlichen Regimentes lieber der Alleinherrſchaft des Monarchen anzuvertrauen als einer ſelbſtſüchtigen Adelspartei. Aus Brochmands Schule ging ſein Nachfolger Biſchof Svane hervor, durch deſſen politiſche Betriebſamkeit das däniſche Königsgeſetz zu Stande kam, dieſes Dokument des unbeſchränkteſten königlichen Abſolutismus.

In dem Briefwechsel mit Rosenkrands trat uns bei Brochmand nur eine große asketische Strenge und ein fast allzutrüber Ernst entgegen. Doch wird in seinem Leichenprogramme von ihm berichtet, daß ihm auch der Scherz nicht gefehlt habe, wiewohl man ihn bei den Mahlzeiten „meist von himmlischen Dingen sprechen gehört — oftmals nicht ohne Thränen." Selbst ein ironischer Humor scheint ihm nicht fremd gewesen zu seyn. Als in einer Gesellschaft nach Mittheilungen aus dem Leben eines sittenlosen Predigers von einem Fräulein geäußert wurde: „Da haben wir's, so sind unsre Prediger," fing Brochmand die Unanständigkeiten einer adligen Dame mitzutheilen an und schloß dieselbe: „Daraus folgt indeß keineswegs, daß unsre Fräulein so sind." Als einer der ihm feindselig gesinnten Adligen seinen Bedienten angestiftet hatte, dem Bischofe mit beleidigenden Schimpfreden nachzugehn, ertrug dieser es geduldig und bat, am Hause angekommen, indem er dem Diener einen Speciesthaler für seine Bemühung gegeben, seinen Herrn zu grüßen. — Wie die andern Männer des damaligen christlichen Kreises in Dänemark machte auch Brochmand die Wohlthätigkeit zu seiner Hauptpflicht. In demselben Jahre 1638, welches ihn auf den Bischofsstuhl rief, war sein einziger hoffnungsvoller Sohn in London gestorben, und knieend gelobte der neu ernannte Bischof mit seiner Gattin, alles Einkommen seines bischöflichen Amtes keinen andern als geistlichen Zwecken zu widmen. Mehrere vornehme Familien hatten dem nun kinderlosen Ehepaare ihre Kinder zur Erziehung übergeben. Hiezu nahm Brochmand noch eine größere Zahl Kinder aus armen Familien an seinen Tisch; dem Hospital Wartov wurde von ihm bei seinem Tode ein Geschenk von 7000 Thalern gemacht, durch seine kostbare große Bibliothek die Grundlage zu der ansehnlichen Kopenhagener Universitätsbibliothek gelegt, für Professorenwittwen und arme Studirende Stipendien ausgesetzt.

Im Jahre 1652 nahm eine Krankheit, an welcher er schon früher gelitten, immer mehr zu. Eines Tages lag er sprachlos längere Zeit da, als man ihn fragte, ob er nicht sprechen wolle, war seine Antwort: „Ich halte ein heiliges und heimliches Gespräch mit meinem Gotte und Erlöser. Ich spreche mit ihm und empfange von ihm Antwort, und habe ich die Antwort empfangen, daß ich zuerst mit ihm durch einen traurigen

Charfreitag hindurchdringen muß, doch darauf ſoll ein herrliches Oſtern folgen, welches ich zuverſichtlich in ſeinem Reiche hoffen darf.“ Unter den heftigſten Schmerzen verzehrten ſich ſeine Kräfte, doch blieb ſein Herz voll Troſt und Hoffnung. Unter Thränen nahm er von ſeiner treuen Gattin und ſeinen nähern Freunden Abſchied und überließ ſich dann ſtillen Betrachtungen. Am Oſterſonntage zeigten ſich Anzeichen des nahe bevorſtehenden Todes; kurz vor ſeinem Ende ſchloß er ſich ſelbſt ſeine Augenlieder, ſegnete ſich mit dem Zeichen des Kreuzes und ſeufzte: „Komm o komm, Herr Jeſu,“ worauf er am Oſtermontag in der Frühe ſtill hinſchlummerte. — Er war das ſcheinendſte Licht unter den Biſchöfen der däniſchen Kirche geweſen.

Hauptquellen: Pontoppidan, Däniſche Kirchengeſchichte III, 76. — Hellweg, Den Danske kirkes historie I. an verſchiedenen Stellen.

VII. Heermann von Köben, Paſtor in Liſſa.

(Geb. 1585, geſt. 1647.)

Der hochbegabte geiſtliche Liederdichter, durch ſeine ſchwere Kreuzſchule der Kirche nicht weniger bekannt als durch ſeine geiſtlichen Lieder, wurde 1585 in Raudten im Fürſtenthum Wohlau geboren. In Folge der Errettung aus einer ſchweren Krankheit beſtimmte ihn ſeine Mutter dem geiſtlichen Stande. Bei der Bedürftigkeit ſeiner Eltern war es ein doppeltes Glück für den 17jährigen Jüngling, als Amanuenſis und Hauslehrer in das Haus von Valerius Herberger in Frauſtadt aufgenommen zu werden und ſo die dortige Schule beſuchen zu können. Eine gewiſſe Unſtätigkeit machte indeß, daß er die geiſtliche und leibliche Pflege, die er bei Herberger genoß, ſchon nach einem Jahre verließ und erſt das breslauer, dann das brieger Gymnaſium beſuchte. Hier begann er, von ſeinem Rektor aufgemuntert, mit poetiſchen Verſuchen in lateiniſcher Sprache, durch welche er ſich nicht nur eine ehrenvolle Bekanntſchaft verſchaffte, ſondern auch, in Folge einiger an den Kaiſer und deſſen Almoſenier und Pfalzgrafen eingeſandten Epigramme den von dem .iteln Jünglinge als Gunſtzeichen erbetenen Lorbeer eines poeta

laureatus errang. Hier gab er auch bereits im Jahre 1609 zwei erbauliche kleine Schriften in Druck: ein Gebetbuch und eine exegesis fidei christianae. In demſelben Jahre bezog er als Mentor einiger junger Schleſier von Adel die Univerſität Straßburg, wo ihm in mehreren Profeſſorenfamilien freundliche Aufnahme zu Theil wurde. Er hatte ernſte ſittliche Grundſätze zur Univerſität mitgebracht. Oefters hat er betheuert, von jedem Uebermaß im Trinken ſich freigehalten und Jedem widerſtanden zu haben, der ihn durch übermäßiges Zutrinken in Verſuchung führen wollen.

Er begann in Straßburg unter Pappus und Marbach, den dortigen Vorfechtern der lutheriſchen Lehre, ſeine theologiſchen Studien, doch nur, um bald ſie wieder abzubrechen. Ein Augenübel und wohl auch ſeine Unſtätigkeit ließ ihn auch hier nicht länger als ein Jahr ausharren. Nach Löſung ſeines Mentor-Verhältniſſes kehrte er in ſeine Heimath zurück und erhielt hier auch ſofort 1611 eine Anſtellung als Prediger in der kleinen Stadt Köben unweit Glogau. Von ſeiner geiſtlichen Amtsthätigkeit in dieſem ſeinem erſten Amte rühmt der damalige ihm innig befreundete Pfarrer Holfeld von Liſſa: „Was der liebe Mann gelehrt und geſchrieben, das hat er auch ſelbſt geübt, bei der Kirche, bei ſeinem Dienſte in gemeinem und im Hausleben, in Converſationen, jederzeit aufrichtig, nüchtern, mäßig, friedfertig, ſanftmüthig, gerecht, mitleidend, nicht Andern lehrend und ſelbſt ärgerlich und verwerflich, wiewohl nicht eben ganz engelrein und vollkommen — außer allen menſchlichen Gebrechen und Schwachheiten, die er auch in ſich empfunden, erkennet, und wie ſich's gebühret, bereuet.“ Wie er ſeiner Gemeinde das Evangelium gepredigt, darüber äußert er ſich ſelbſt: „Ich, als der geringſte Knecht Jeſu Chriſti, habe mich die Zeit meines Predigtamtes mit göttlicher Hülfe, ſo viel möglich dahin befliſſen, meiner anbefohlenen Kirchgemeine aus heiliger Schrift zu zeigen, nicht allein, was ſie glauben, ſondern auch zugleich, wie ſie chriſtlich leben und ihr Licht ſollen leuchten laſſen vor den Menſchen, auf daß ihre guten Werke jedermann ſehen möge, und bin in allen meinen Predigten ohne übriges Gezänke vornehmlich auf den Gebrauch deſſen, was der Text an die Hand gegeben und zur Erbauung dienlich, mit höchſtem Fleiße gegangen, wie aus meinen wenigen Schriften männiglich ſiehet, der ſie lieſet.“ Bei dieſer ſeiner evangeliſchen Wirkſamkeit erfreute er ſich, wie wir bereits ſahen, der Förderung

und Mitwürkung eines der chriſtlichſten Patrone (ſ. Leonhard von Kottwitz).

Schon wenige Jahre nach ſeinem Amtsantritt begann die Kreuzſchule dieſes vorzugsweiſe geprüften Kreuzträgers. Im Jahre 1617 ſtarb ihm die heißgeliebte Gattin. Wohl hatte ſie bei ihrem Sterben ermahnt, der Thränen zu ſchonen, doch wie er ſpricht, war ſein Leid nur Eine Thräne und Ein Schmerz. Sein Antlitz verfiel, und er glaubte, daß auch er bald „an ſeiner frommen Frauen Seite“ ruhen würde. Damals ſang er, was ſo manchmal ſeitdem ihm nachgeſungen worden:

„Ich glaub' und red' es ohne Scheu,
Die beſt' iſt doch getraute Treu.“

Im Jahre 1629 erfuhr ſein Ort den Anfang der Drangſale des Krieges. Er mußte ſich aus Köben flüchten und an einem ſichern Orte 17 Wochen lang Zuflucht ſuchen. Kaum war er zurück, ſo brach 1631 die damals Schleſien verheerende Peſt auch in Köben aus und raffte 550 Einwohner dahin. Kaum war dieſe Noth vorüber, ſo brach das Wallenſteinſche Heer in dieſe Gegenden ein und von 1632 bis 1634 wurde Köben dreimal geplündert, wobei auch Heermann jedesmal ſeine Baarſchaft, ſein Hausgeräth, ſein Vieh und Getreide einbüßte. Einſt ſchwebte ſchon der Säbel eines Kroaten über ſeinem Haupte, ein andres mal bedrohte ein Haufe wilder Soldaten mit entblößtem Degen ſein Leben. Wahrſcheinlich bei dieſer letzten Plünderung rettete er ſich mit einer Anzahl Volks auf das rechte Ufer der Oder, und nur wenig fehlte, ſo wäre der überladene Kahn untergeſunken. Kaum waren ſie auf dem Strome, als die verfolgenden Soldaten das linke Ufer erreichten und auf Heermann ſchoſſen, ſo daß zwei Kugeln vor ſeinem Haupte vorbeifuhren. Bei ſo ſchwerer Drangſal von außen fehlte es auch nicht an Prüfungen in der Gemeinde. Auch die treuſten Seelſorger, die in jener Zeit ſich ganz für ihre Gemeinden geopfert, ein V. Andreä, ein Rinckart und andre haben über die Feindſchaft zu klagen, die ſie von einem Theil ihrer Gemeinden zu erdulden hatten. „Ja der letzte Biſſen Brot, ſpricht Heermann an einem Orte, den ein Prediger ſchon erworben, der ihm von Gott und Rechtswegen gebührt, deſſen er zu ſeiner und der Seinigen Erhaltung höchſt bedürftig iſt, wird ihm von manchem Kirchkinde entweder gar nicht,

oder mit lautem Unwillen gegeben.“ — Doch das ſchwerſte ſeiner Martyrien trug Heermann an ſeinem Leibe herum.

Wie ſein Leichenredner von ihm berichtet, ſo hat er ſich in keiner Periode ſeines Lebens einer ganz unbeſchwerten Geſundheit erfreut, ſondern namentlich an Hals- und Naſenübel, welche ihm das Sprechen erſchwerten, gelitten. Bei Zunahme des Uebels ſuchte er ſich zuerſt durch Aushülfe von Candidaten zu helfen. Allein vier Jahr vergingen und noch immer ſtellte ſich keine Beſſerung ein. Da ſah er ſich endlich genöthigt, wie hart auch die Prüfung war, ſeinem Amte gänzlich zu entſagen, und ſiedelte nach Liſſa in Großpolen über, wo er auf einem von dem Beſitzer Graf Bogislaus ihm zum Geſchenk gemachten Bauplatze ſich ein Häuschen errichtete. „Nachdem endlich, ſchreibt er damals (1638), meine über die 16 Jahre immerwährenden Leibesbeſchwerden dermaßen gewachſen, daß mir ferner zu predigen ganz unmöglich, maßen ich denn wegen der heftig und häufig fallenden Flüſſe, Magenwehe und vieler andern Zufälle nicht eine Periode laut reden könnte, wenn ich mein Leben dadurch retten ſollte, deswegen ich auch nunmehr über die 6 Jahre meine vertraute Kanzel nicht beſchreiten können, als habe ich mich auf Zulaß meiner hochgeehrten Lehnsherrſchaften, Verwilligung des ganzen Kirchſpiels und verſtändigen Rath der Aerzte anher begeben. Wohin ich auch ſo krank kommen, daß mir mein Gedächtniß ganz entfallen, der Verſtand ſehr geſchwächt, und ich in die 8 oder 9 Wochen lang Tag und Nacht gleichſam in ſtetem Schlafe gelegen, auch vor großer Schwäche gar keine Apothekerarzenei gebrauchen können.“ Einigermaßen wieder zu Kräften gekommen, widmete er ſich nun — von jeder andern Art der Thätigkeit ausgeſchloſſen — gänzlich der ſchriftſtelleriſchen Würkſamkeit. Schon während der 11 Jahre, in welchen, zugleich mit den äußeren Nöthen, ſeine Leibesſchwachheit ihn bedrängte, hatte er ſich ſchriftſtelleriſch bekannt gemacht, in Schleſien und außerhalb bereits einen bedeutenden Namen erworben. Aus dieſer Zeit ſtammen ſeine „Lehr- und Erinnerungsſäulen für geiſtliche Pilgrimme,“ ſeine „geiſtliche Kirchenarbeit in Erklärung der Sonn- und Feſttagsevangellen,“ ſeine „Todesſchule,“ ſeine „güldne Sterbekunſt in 12 Predigten“ und auch der größte Theil der in ſeiner „Haus- und Herzmuſik“ erſchienenen Lieder ſind in dieſen Jahren des Leidens und Kampfes verfaßt. Von ſeinem Liſſaer Aſyl ließ er nun den dritten Theil ſeiner „geiſt-

lichen Kirchenarbeit," ſein „Schild gegen die Waffen des Todes," ſein „Schlafhäuslein frommer Chriſten" und „geiſtlicher Widertod," ſeine „Sonn- und Feſttagsevangelien," ſeine „poetiſchen Erquickſtunden" und mehrere andre Schriften ausgehn.

Eine tief in das Vaterherz einſchneidende Prüfung kam in dieſer Zeit zu ſeinen leiblichen Leiden hinzu. Seinen Sohn Samuel, ein frommes und begabtes Kind, welches ihm vor allen andern Kindern theuer, hatte er in die Schule von Frauſtadt und ſeit 1638 auf das Magdalenengymnaſium nach Breslau gethan. Hier war derſelbe durch einen Katholiken, mit welchem er zuſammen wohnte, mit den Jeſuiten in Verbindung gekommen, welche ihn zunächſt beſtimmten, das evangeliſche Gymnaſium mit der Jeſuitenſchule zu vertauſchen, und dann zu bewegen wußten, im J. 1640 zur katholiſchen Kirche überzutreten. Sowohl den Uebergang in das Gymnaſium der Jeſuiten, als ſeinen Abfall hatte der bethörte Sohn ſeinem Vater verſchwiegen. Nur das Gerücht und der Brief des Sohnes an einen Freund gab dem Vater davon Kunde. In tiefer Betrübniß fragt Heermann am 2ten März 1640 bei ihm an, ob es denn würklich wahr, daß er wider Rath und Willen des Vaters die evangeliſche Schule mit der der Jeſuiten vertauſcht, und bittet ihn dringend, nach Hauſe zu kommen: „Komm, komm mein Sohn, du ſollſt einen treuen Vater und eine liebreiche Mutter finden. Laß mich doch dein Antlitz noch eins ſehen, wo du Gottes Antlitz ſchauen willſt," und 5 Tage nachher folgte eine ausführliche „treuherzige Abmahnungsſchrift," worin es unter anderm heißt: „*Sobald Gott meine Seele abfordert, will ich vor Gottes Stuhle niederfallen und die, welche dich verführt, innerhalb Jahresfriſt vor ein ernſtes Gericht fordern*, und ſollteſt du dich nicht umkehren, dich zugleich mit; da ſollt ihr Gott und mir antworten." Die Unterſchrift lautete: „Johann Heermann, deſſen Seele betrübt iſt bis in den Tod." Obwohl die Verführer den Sohn verpflichtet, keinen Brief des Vaters zu leſen, ohne ihnen denſelben vorher übergeben zu haben, ließ er ſich dennoch durch die kindliche Pietät zur Uebertretung dieſes Gebotes bewegen. Erſt ſeit 14 Tagen gehörte er der katholiſchen Kirche an und hatte in derſelben das Sakrament noch nicht genoſſen. Die väterlichen Bitten und Vorſtellungen drangen nun ſo mächtig auf ihn ein, daß er zunächſt ſich angetrieben fühlte, in die evangeliſche Schule zurück-

zukehren. Mit Gewalt wurde er aus derſelben wieder abgeholt, ließ ſich jedoch nicht mehr zurückhalten, ſondern ſchrieb nun an ſeine Eltern mit tiefer Reue und bat um ihre Vergebung, indem er das Gelöbniß ablegte, dem reinen Evangelium von nun an bis an's Ende treu zu bleiben. Mit unbeſchreiblicher Freude erwiedert ihm der aufgerichtete Vater die verſöhnlichſten Troſtworte: „Es ſoll deiner Uebertretung im Argen nicht gedacht werden. Traue meinen Worten. Vaterherz bleibt doch Vaterherz.“ Doch nur auf kurze Zeit war ihm die Freude an dem wiedergefundenen Sohne vergönnt. Seinem Glauben blieb derſelbe zwar fortan treu, aber, von der Schwindſucht ergriffen, endigte er im Jahre 1643 ſein Leben. An's Krankenlager gefeſſelt, vermochte der Vater nicht einmal ihn zur Ruheſtätte zu begleiten, er gab ſeinen Schmerzgefühlen nur einen Ausdruck durch drei Predigten, die er zu ſeinem Gedächtniß ſchrieb und in einer Grabſchrift, die mit den Worten anfängt:

„Hier liegt mein Samuel, mein frömmſter Sohn begraben,
Hier liegt der Mutter Luſt, des Vaters Troſt und Herz.“

Nur noch vier Jahr überlebte dieſen geliebten Sohn der tiefgebeugte Vater — vier Jahre voll zunehmender neuer Leiden. Er vermochte endlich nicht mehr zu ſitzen, ſondern nur angelehnt zu ſtehn und des Nachts kaum zu liegen, endlich konnte er ſein Bett, auf welches er die Worte geſchrieben: „Siehe Herr, den du lieb haſt, der liegt krank,“ nicht mehr verlaſſen, und alle Seufzer ſeines Herzens ſchloſſen ſich in den einen zuſammen: „Herr Jeſu, komm doch und ſpann' aus!“ Dieſe Bitte fand ihre Erfüllung am 17ten Februar 1647, an dem Sonntage des Evangeliums von den Arbeitern im Weinberge, wo es heißt: „Rufe den Arbeitern und gieb ihnen den Lohn.“ —

Von ſeinen Liedern gehören einige zu den theuerſten Heiligthümern der evangeliſchen Kirche: „O Gott du frommer Gott;“ „Herzliebſter Jeſu, was haſt du verbrochen;“ „Jeſu deine tiefen Wunden;“ „Wo ſoll ich fliehen hin;“ „So wahr ich lebe, ſpricht dein Gott;“ „Zion klagt mit Angſt und Schmerzen.“ Wohl klingt aus Heermanns Liedern noch die alte einfältige Glaubenskraft heraus, doch läßt ſich eine Annäherung an den mehr ſubjektiv erweichten Charakter der Paul Gerhardſchen Poeſie wahrnehmen. Auch hat Heermann ſeine Hauptſammlung „Haus- und Herzmuſik“ in der leipziger Ausgabe von 1636 einer Reviſion nach den durch ſeinen

Freund Opitz zum Bewußtſeyn gekommenen ſtrengern Regeln unterworfen. Neben ſeinen Liedern haben auch ſeine Erbauungsſchriften ſeinen Namen in der evangeliſchen Kirche verewigt, vornehmlich ſeine „geiſtliche Kirchenarbeit“ und ſeine „Crux Christi d. i. die ſchmerzliche und traurige Marterwoche“ (von 1633 – 1668 in 7 Aufl.), neuerlich wieder abgedruckt: „die ſieben Worte Chriſti am Kreuz“ (Berlin 1856). Ueber ſein Verhältniß zu ſeinem ehemaligen Lehrer und Vorbilde Valerius Herberger ſpricht ſich ein ſachkundiger Beurtheiler ſo aus: „An ſchönen Bildern und Gleichniſſen, an Blüthe und Kraft der Sprache, an gewaltigen Gedanken kommt er ſeinem Muſter nicht gleich; auch der Witz ſteht ihm bei weitem nicht ſo zu Gebote und das Reich der Natur benutzt er ſelten zur Vergleichung und Ermunterung. Aber mit gleichem Geſchick und in gleicher Fülle verwebt er Beiſpiele und Erzählungen aus der heiligen Schrift, aus der Kirchen- und Weltgeſchichte, auch Stellen aus den Kirchenvätern und reinen Myſtikern in ſeinen Vortrag und giebt ihm dadurch, wie durch den Eifer und die Innigkeit, womit er Glauben und Liebe predigt, ein ungemein reges und friſches Leben. Und irren wir nicht, ſo übertrifft er ſeinen Vorgänger noch in der Kunſt, den Eingängen einen anziehenden Reiz zu geben, ſchickliche Liederverſe und Kraftſprüche aus dem Alten Teſtamente einzufügen, und — von ſich ſelbſt zu ſchweigen. Auch möchten wir ſagen, daß er zwar nicht weniger als Herberger, den größten Wundermann und triumphirenden Himmelskönig, Jeſus Chriſtus, predigt, mehr aber noch als jener die Ordnung des Heils in ihm entwickelt und den Weg der Buße vom Kreuze des Erlöſers aus zeigt.“ Doch können dieſe Vorzüge den Heermannſchen Predigten nicht durchgängig nachgerühmt werden, an einer Anzahl iſt nichts anſprechend als etwa der praktiſch-bibliſche Charakter.

Quellen: Neues Ehrengedächtniß des ſchleſiſchen Gottesgelehrten Joh. Heermann von Joh. Dav. Heermann, Prediger am Bethauſe zu Köben. Glogau 1759. — Ledderhoſe, das Leben Joh. Heermanns. Heidelberg 1857.

VIII. Valentin Andreä, Hofprediger in Stuttgart.

(Geb. 1586, geſt. 1654.)

Seitdem durch Herder Andreä's Gedächtniß wieder unter uns erneut worden, wird neben Arndt und Spener Andreä als das dritte der drei Geſtirne genannt, welche in einſamer Größe aus dem Nachthimmel des 17. Jahrhunderts hervorleuchten. „Könnte ich jemand, ruft Spener aus, zum Beſten der Kirche von den Todten erwecken, es wäre V. Andreä.“

V. Andreä, geboren 1586 zu Herrenberg, war der Enkel Jakob Andreä's, deſſen Andenken auch die kindliche Pietät in der Schrift: Fama Andreana reflorescens ein ſchönes Denkmal geſetzt hat. Der Vater, Stadtpfarrer in Herrenberg, zuletzt Abt zu Königsbronn, übertrug die Erziehung zweien jungen Medicinern, die er um ſeiner Kränklichkeit willen ins Haus genommen. Später klagt Andreä, mit Beziehung auf eigene Erfahrung, über die Mangelhaftigkeit der gewöhnlichen Erziehungsmethode. Im J. 1601 bezog er die Univerſität Tübingen. Die erſten Jahre des akademiſchen Lebens wurden damals ſogenannten philoſophiſchen Vorſtudien gewidmet. Andreä's unerſättliche Wißbegier ſtürzte ſich nun in eine bunte Mannichfaltigkeit von Studien. Mit Heißhunger durchflog er die verſchiedenſten Werke, geſchichtliche, mathematiſche, geographiſche, beſonders Dichter alter und neuer Zeit, verſuchte ſich auch ſelbſt in poetiſchen Produktionen, wie er denn nach engliſchen Muſtern zwei Schauſpiele ausarbeitete, auch einige ſatyriſche Schriften, wie „Roſenkreuz chemiſche Hochzeit,“ „die Verdammniß der Aſtrologie.“ Mathemathiſchen Studien mit beſonderem Intereſſe ergeben, wurde er durch dieſe auch zur Mechanik gezogen. Der Vater war unerwartet früh in demſelben Jahre geſtorben, wo der junge Andreä die Univerſität bezog, und die Mutter ihrem Sohne auf die Univerſität gefolgt. So mußte ſich nun derſelbe aufgefordert fühlen, das Hausweſen mit zu unterſtützen. Dies geſchah, indem ihm ſchon von ſeinem zwanzigſten Jahre an Zöglinge zur Information anvertraut wurden. Ein ſittlicher Ernſt war ihm ſchon damals eigen. Bei der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und der großen Neigung zur Geſelligkeit war dem Jüngling wenigſtens die Verlockung zu den Bacchusfreuden nahe gelegt. Allein er verſichert von ſich und ſeinem näheren

Freundeskreiſe, daß während der ganzen Studienjahre auch nicht Ein Maaß Wein außer dem Hauſe genoſſen worden ſei. Jedoch gegen das Ende der Studienjahre geräth er mit einigen den Venusfreuden ergebenen Geſellen in Umgang, worunter ſelbſt ſein öffentlicher Ruf zu leiden anfängt. Mit tiefer Beſchämung kommt er zur Selbſterkenntniß, und um die Gerüchte zum Schweigen zu bringen, entſchließt er ſich, Tübingen zu verlaſſen und ein Jahr im Auslande zu conditioniren. Es fällt dies in das Jahr 1607. Hierauf nach Tübingen zurückgekehrt, bereitete er zunächſt eine theologiſche Disputation vor, um als magister legens aufzutreten. Bei dieſer ſtrengeren Arbeit der Wiſſenſchaft konnte indeß ſein beweglicher und vielſeitiger Geiſt nicht ſtille ſtehen. Kunſtfertigkeiten aller Art beſchäftigten ihn. Er lernte das Lautenſchlagen, wie früher die Malerei, ſpäter das Voltigiren, machte mit einem kunſtfertigen Uhrmacher, Goldarbeiter und Tiſchler nähere Bekanntſchaft. Was man nicht erwarten ſollte, ſo ſcheint ihm indeß, einer ſolchen zerſtreuenden Vielſeitigkeit ungeachtet, ſchon damals eine tiefere Einſicht und Erfahrung im Chriſtenthum nicht fremd geweſen zu ſeyn. Das erſte unter ſeinen in lateiniſcher Sprache herausgegebenen Geiſteserzeugniſſen*) „de Christiani Cosmoxeni genitura“ (1612) athmet den Geiſt und die Friſche einer Chriſtenſchrift des erſten Jahrhunderts, ſie iſt der epistola ad Diognetum ähnlich. Auch ſcheint er ſchon bald nach dem Erſcheinen der Geſammtausgabe von Arndts wahrem Chriſtenthum (1610) — vermuthlich durch ſeinen braunſchweigſchen Freund v. Wenſe, auf den er ſich in ſeiner Zuſchrift an Arndt beruft — mit dieſem Werke bekannt worden zu ſeyn und den ſegensreichen Einfluß deſſelben an ſich erfahren zu haben. Schon 1615 giebt er einen Auszug aus demſelben heraus, welchen er mit einem begeiſterten Begleitſchreiben dieſem Vater der Gläubigen zuſendet.**)

Eine in Tübingen ausgebrochene anſteckende Krankheit, in Folge deren die Univerſität verlegt wurde, bewürkte, daß er ſich

*) Nach dem in der v. Meuſebach'ſchen Bibl. in Berlin befindlichen Exemplar des Burkſchen „Verzeichniſſes von V. Andreä's Schriften“ 1793, worin ſich Verbeſſerungen und Nachträge von der Hand des berühmten Literators befinden, wäre die erſte Druckſchrift Andreä's nicht deſſen „Geiſtliches Gemälde,“ 1610, ſondern ein Panegyricus de Joh. Schermerio. 1609 (ſ. zu S. 6.).

**) Abgedruckt in der Apologetica Arndiana. 1706. S. 52.

1610 abermals auf Reiſen begab nach der Schweiz und nach Frankreich. Auf dieſer Reiſe war es, wo er von den praktiſchen Früchten der genfer Sittenzucht jenen unauslöſchlichen Eindruck erhielt, der ihn zu dem Gedanken begeiſterte, ſeiner lutheriſchen Kirche ein gleich ſegensreiches Inſtitut zu verſchaffen. Das merkwürdige Zeugniß über die damaligen genfer Zuſtände, mit welchem das ſpäter von Spener gegebene übereinſtimmt, lautet alſo: „Als ich in Genf war, bemerkte ich etwas Großes, woran die Erinnerung, ja vielmehr wonach die Sehnſucht nur mit meinem Leben erſterben wird. Nicht nur nämlich findet ſich hier das vollkommene Inſtitut einer vollkommen freien Republik, ſondern als eine beſondere Zierde und Mittel der Disciplin eine Sittenzucht, nach welcher über die Sitten und ſelbſt die geringſten Ueberſchreitungen der Bürger wöchentlich Unterſuchung angeſtellt wird, zuerſt durch die Viertelsinſpektoren, dann durch die Senioren, endlich durch den Magiſtrat, je nachdem der Frevel der Sache oder die Verhärtung und Verſtockung des Schuldigen es erfordern. In Folge deſſen ſind denn alle Fluchworte, alles Würfel- und Kartenſpiel, Ueppigkeit, Uebermuth, Zank, Haß, Betrug, Luxus u. ſ. w., geſchweige denn größere Vergehungen, die faſt unerhört ſind, unterſagt. Welche herrliche Zierde für die chriſtliche Religion ſolche Sittenreinheit, von der wir mit allen Thränen beweinen müſſen, daß ſie uns fehlt und faſt ganz vernachläſſigt wird und alle Gutgeſinnten ſich anſtrengen, daß ſie in's Leben gerufen werde. Mich, wofern mich die Verſchiedenheit der Religion nicht abgehalten, hätte die ſittliche Uebereinſtimmung hier auf ewig gefeſſelt und mit allem Eifer habe ich von da an getrachtet, daß etwas Aehnliches auch unſerer Kirche zu Theil würde. Nicht geringer als die öffentliche Zucht war auch die häusliche meines Hausherrn Scarron, ausgezeichnet durch ſtetige Gebetsübungen, Lektüre der heiligen Schrift, Gottesfurcht in Worten und Thaten, Maßhalten in Speiſe und Kleidung, daß ich eine größere Sittenreinheit ſelbſt im väterlichen Hauſe nicht geſehen."

Nach Tübingen zurückgekehrt findet er ſofort als Führer der Söhne eines von Gemmingen eine einträgliche Stellung und nebſt dieſen ſeinen Zöglingen bei dem Theologen Hafenreffer, einem redlichen und geſcheudten Manne, Aufnahme als Haus- und Tiſchgenoſſe. Auf's lebhafteſte rühmt er, wie viel ihm der tägliche Um-

zang mit dieſem Theologen, der auch ſeines Vaters und Großvaters Freund geweſen, für Geiſt und Herz ausgetragen. Dies um ſo mehr, da auch die Verwandtſchaft der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Intereſſen hinzutrat. Auch Hafenreffer nämlich war ein Freund von mathematiſchen und aſtronomiſchen Studien, welcher damals die Architektur des Tempels des Ezechiel zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchungen gemacht hatte und ſich nun der Hülfe Andreä's zur Anfertigung der geographiſchen und architektoniſchen Tafeln ſeines Commentars zu jenem Propheten bediente. —

Der Tod des Herrn von Gemmingen löſte dieſes für Andreä ſo vortheilhafte Verhältniß und abermals begab er ſich nach deſſen Auflöſung auf eine Reiſe — diesmal durch Oeſterreich nach Italien. —

Das Unſtäte ſeiner bisher geführten Lebensweiſe, welches von einigen Andern gerügt worden, ſcheint auf dieſer Reiſe ihm ſelbſt zum Bewußtſeyn gekommen zu ſeyn. Er ſpricht von einer Uebeſättigung mit neuen Eindrücken und Schauſpielen und faßt in Italien den Entſchluß, nach ſeiner Rückkehr ohnfehlbar eine geiſtliche Stelle anzunehmen. Er war gerade in der Julihitze nach Rom gekommen, vom Fieber befallen worden, verweilte daher nur etliche Tage in dieſer Weltſtadt und eilte nach Deutſchland zurück. Obwohl ſich bei ſeiner Rückkehr mehrfache Ausſichten einer weltlichen Berufsſphäre darboten, ſo blieb er doch dem Entſchluß getreu und ergriff den ihm gewordenen Beruf zu einem Diakonat in Vaihingen (1614). Er war nun 28 Jahr alt geworden und dankte Gott, hier im Ziele ſeiner bisherigen zerſtreuten Lebensweiſe angekommen zu ſeyn. Beim Ueberblick des zurückgelegten Lebensabſchnittes drückt er insbeſondere noch dafür Gott ſeinen Dank aus, daß er ihn durch leibliche Leiden zur Nüchternheit gewöhnt, durch geiſtige Jungfräulichkeit ſeine Keuſchheit erhalten und ihn viermal aus den ihm überworfenen Schlingen eines unpaſſenden Ehebandes gerettet habe. Erſt bei ſeinem Amtsantritt verbindet er ſich mit einer würdigen Gattin, der Tochter des nachmaligen würtembergiſchen Landprobſtes. Von ſeiner Amtswürkſamkeit in dieſem ſeinem ſechsjährigen Diakonat vernimmt man nichts: er ſpricht nur davon, daß ihm, theils durch die Laſterhaftigkeit, theils durch die Zwietracht der Gemeinde, wie auch durch Feuersbrünſte ſein Leben in Vaihingen auf's äußerſte verbittert worden ſei. Seine Thätigkeit richtet ſich gänzlich auf ſchriftſtelleriſche Arbeiten. Er vermehrt ſeine Bibliothek, revidirt und

überarbeitet ältere Entwürfe, und eine ganze Anzahl ſeiner kleinen Schriften ſind hier herausgegeben oder ausgearbeitet worden. An den Schluß dieſer Periode fällt eine abermalige Reiſe zu ſeinen Freunden in Niederöſterreich, wo er, auch nach dem Wunſche ſeines Landesfürſten, eine Vereinigung der Lutheraner wider den eindringenden Calvinismus und den Anſchluß derſelben an die würtembergiſche Kirche zu bewürken beſtrebt iſt.

Erſt in Calw, wohin er 1620 als Dekan verſetzt wird, beginnt ſein praktiſch-organiſirendes Talent ſich zu entwickeln. Philanthropiſch-chriſtliche Ideale hatte er ſchon früher aufgeſtellt, namentlich das herrliche Bild eines Chriſtenſtaates, Respublica Christianopolitana, welches er ſchon in Vaihingen 1619 herausgegeben und gerade dem rechten Manne, ſeinem Arndt, gewidmet hatte. Hier in Calw bewährte er, daß er nicht der Mann war, dem es ſchon genügte, mit der Phantaſie ſich an platoniſchen Idealen zu ergötzen, daß er bereit war, im Schweiße des Angeſichts kühn und freudig den Bau einer ſichtbaren Gottesſtadt auf Erden zu beginnen, und zwar — wie dies die rechte Art des chriſtlichen Kirchenbaues iſt — nicht zuerſt mit den Paläſten und Ringmauern, ſondern mit dem eigenen Wohnhauſe. „Beſonders, ſpricht er, reizte mich der Gedanke an die Kirchen in Frankreich, vorzüglich die Genfer. Dazu rief ich dann die Beſſeren hie und da auf. Da aber die Meiſten bei guten Wünſchen und dem Beifalle ſtehen blieben und von denſelben Feſſeln, die ich fühlte, zurückgehalten wurden, ſo widmete ich mich ganz der Sorge für meine eigene Kirche.“ Bei dieſem Beſtreben, zunächſt ſeine calwer Kirche zu bauen, kam ihm der Gemeinſinn der damaligen calwer Bürgerſchaft auf ſchöne Weiſe entgegen. Zwei Kirchen wurden von den wohlhabenden Bürgern reſtaurirt und mit Gemälden und Bildhauerwerk ausgeziert. Die Kirchenzucht wurde aufrecht erhalten, die Jugenderziehung gefördert. Er ließ ſich angelegen ſeyn, die nachläſſig oder unzweckmäßig ausgeführten Katechismuspredigten auf eine für die Jugend förderliche Weiſe zu halten, ließ eine für das Jugendalter eingerichtete Erklärung der ſonntäglichen Perikopen auf's Neue auflegen und zu geringem Preiſe an die Gemeindeglieder verkaufen, gewann ſich im Kinderunterrichte durch Freundlichkeit, auch wohl durch Geſchenke, die Herzen der Kinder. Schon im zweiten Jahre des calwer Aufenthalts brachte er eine gegenſeitige Unterſtützungs-

anſtalt „das Färbergeſtift" zu Stande. Calw war damals ein nicht unvermögliches Städtchen von etwa 4000 Einwohnern. Durch ſeine Zeugmanufakturen betrieb es einen ausgebreiteten Handel und Andreä genoß das Vertrauen der wohlhabenden Handelsherren. Durch Beiträge vermöglicher Bürger, bei denen er auch mit ſeinen eigenen nicht zurückblieb, ſtiftete er ein Kapital zur beſſeren Kindererziehung, zur Unterſtützung armer Studirender, zur Ermunterung der Handwerker, zur Pflege der Armen, Kranken und Blödſinnigen. Eine von ſo vielen Erfolgen gekrönte Würkſamkeit war wohl geeignet, einem Geiſtlichen ſeine Gemeinde lieb zu machen. Auch erklärte Andreä ſein erſtes calwiſches Decennium für das glücklichſte ſeines geſammten Amtslebens.

Indeß fingen ſchon während dieſer Zeit die Folgen des Krieges auch in Würtemberg fühlbar zu werden an. Zunächſt offenbarten ſie ſich in der Schaar von Bettlern, die das Land überſtrömten. Für die Verſorgung derſelben waren zwar in der Kirchenordnung Herzog Chriſtophs treffliche Anordnungen getroffen, doch fehlte damals von obrigkeitlicher Seite die Ausführung. Andreä ging alſo ſelbſt an's Werk. Er ſammelte Beiträge unter ſeinen Bürgern und unter den auswärtigen nürnberger und augsburger Freunden: von dieſen Collekten unterſtützte er die Kranken, ließ zweimal täglich die armen Kinder im Krankenhauſe ſpeiſen, that ſie in Schulen und brachte einige davon bei Handwerkern unter. Nicht weniger als 110,000 Dürftige genoſſen während der 5 Jahre, von 1626—1631, theils den völligen Unterhalt, theils Unterſtützung. Dabei blieb er nie mit ſeinen eigenen Liebesopfern zurück. Immer ging er ſeinen Mitbürgern mit ſeinem eignen Beiſpiel voran. Als ſeine Mutter ſtarb, nahm er von der Verlaſſenſchaft für ſich ſelbſt nicht das geringſte, einen Theil derſelben überließ er ſeinen dürftigen Geſchwiſtern, einen andern milden Stiftungen. Schwer wurde namentlich Würtemberg auch durch das kaiſerliche Reſtitutionsedikt getroffen, welches die nach 1555 eingezogenen Kloſtergüter den Katholiſchen wieder zuſprach. Die Noth der vielen Geiſtlichen und Schullehrer zu lindern, welche dadurch von ihren Aemtern vertrieben wurden, ließ ſich abermals Andreä mit Hülfe ſeiner Freunde angelegen ſeyn. Unerwartet nahte dem hartbedrängten Oberdeutſchland Guſtav Adolph als Erretter. Wie demſelben überhaupt in Oberdeutſchland

die Herzen freudiger und dankbarer entgegenſchlugen als in dem lutheriſchen Nieder- und Mitteldeutſchland, ſo gab auch Andreä ſeiner Begeiſterung einen lebhaften Ausdruck in drei kleineren Schriften, von denen die erſte eine „Anrede der deutſchen Frömmigkeit an Guſtav Adolph“ enthält, welche neben dem Danke Deutſchlands für die Erlöſung aus der politiſchen Bedrängniß zugleich die Bitte an den König ausſpricht, auch der geiſtige Erlöſer der Kirche von aller Zuchtloſigkeit zu werden, die dritte aber — nach dem unerwartet ſchnellen Falle des Helden bei Lützen — läßt den Verklärten vom Throne der Seligen herab die Deutſchen ermahnen, ſeinem Vorbilde zu folgen.

Am Anfange der dreißiger Jahre trübte ſich für Andreä in ſeiner nächſten Umgebung der Horizont gänzlich. In der Gemeinde wurde ihm entgegengewürkt. Ein ſittenloſer junger Vogt erdreiſtete ſich, den Ordnungen der Kirchenzucht ſich zu widerſetzen. Noch gewann der beſſer geſinnte Theil der Bürgerſchaft über ihn den Sieg und brachte ihn von ſeinem Beginnen ab. Doch mit den zunehmenden, demoraliſirenden Einflüſſen des Krieges nahm überhaupt auch in Calw die Zuchtloſigkeit überhand, und der vernichtende Schlag, welcher in der Schlacht von Nördlingen die Schweden traf, vernichtete auch Calws bürgerlichen und kirchlichen Wohlſtand auf längere Zeit hin. Unmittelbar nach jener Schlacht wurde der Ort von einem Heereshaufen des bayerſchen Generals von Werth überfallen (1634), geplündert und in Brand geſteckt. Es war darauf angelegt, alle Einwohner dem Untergange in den Flammen zu opfern, zu welchem Ende die Ausgänge der Stadt mit Soldaten beſetzt wurden. Dennoch gelang es einer großen Zahl ſich zu retten. Andreä war mit ſeiner Familie, welcher ſich ein Haufe von etwa 200 anderen Flüchtlingen anſchloß, ſchon vorher entflohen und irrte mit der hülfloſen Schaar von Männern, Weibern und Kindern in den Wäldern und auf unwegſamen Bergeshöhen umher, fortwährend den Feind auf den Füßen. Erſt nachdem er die Nachricht vom Abzuge deſſelben empfangen, kehrte er mit ſeinem Häuflein zurück. Aber in welche Zuſtände! Unter den 450 Brandſtätten fand er auch ſein eignes Haus ſammt ſeiner Bibliothek und ſeinen Kunſtſchätzen zum Raub der Flammen geworden. Rührend war das Wiederſehen mit denen, welche ſich aus der Zerſtreuung wieder geſammelt hatten, und ſogleich vereinigte man ſich wieder zu einem Gottesdienſte in einer vorher nie beachteten, von den Flammen aber verſchont gebliebenen

keinen Kapelle. Von den 4000 früheren Bewohnern fanden ſich etwa 1500 wieder zuſammen. Statt der früheren wackeren Gemeindevorſtände kamen ſchlechtere und Andreä übelgeſinnte Menſchen ans Ruder. Dazu brach eine neue Geißel aus: fürchterliche Seuchen fingen zu wüthen an. Andreä als der einzige übrig gebliebene Geiſtliche hatte in Einem Vierteljahre nicht weniger als 430 Leichen zu beſtatten und 85 Leichenreden zu halten. Ihn erhält indeß auch hier die Religion. „Meines Vermögens von mehr als 7000 Gulden verluſtig gegangen, verließen mich auch meine treuen wie meine treuloſen Freunde, jene durch die Entfernung oder die feindlichen Truppen zurückgehalten, dieſe, indem ſie ſich ſelbſt der Verpflichtung entbanden, damit ich lernte, wie viel die im Wohlſtand gefaßten Grundſätze einer ehrenvollen Armuth in der Prüfungsſtunde ſelbſt nutzen brächten und welche Selbſtbefriedigung der Gleichmuth giebt. Für dieſe Gnade bekenne ich mich Gott von Herzen dankbar, durch alles dieſes um nichts träger in meinem Eifer geworden, durch das Verlorne nicht niedergeſchlagen, auch nicht gierig nach dem Erwerbe neuen Wohlſtandes, nicht verzagt über ſo viel verlorene Arbeit, noch voll Schmerz, in der Erinnerung der Menſchen gleichſam vergeſſen zu ſeyn. Dieſe Geiſtesſtärke ſchöpfte ich nicht aus der Schule der Stoiker und Idealiſten, ſondern erwarb ſie mir aus der Betrachtung, wie eitel alles Menſchliche iſt und aus dem Blicke auf das vollkommene Leben Chriſti, welchen Unterricht mir unſer Luther gewährte durch ſeinen herrlichen Commentar über den Prediger Salomonis. Die Ausübung im Leben machte dieſen Unterricht mir immer mehr zu eigen und Gott verſiegelte ſie mir durch eine unglaubliche Ruhe des Gemüths."

Daß jedoch die Erfahrungen und namentlich die Verluſte an Freunden und Anverwandten in jener Kataſtrophe tiefe Furchen in ſeinem Gemüthe gezogen, zeigen die Worte, in die er beim Rückblick auf dieſelbe ausbricht: „Ich aber, gleichſam triefend und voll Lebensüberdruß ans Ufer geworfen, finde, indem ich der mühevollen Lebensfahrt und der täglich neuen Gefahren mit Beklommenheit gedenke, nichts, was mich die Fortſetzung des Lebens einem ſeligen Tode könnte vorziehen laſſen, als den göttlichen Willen, dem wir alle gehorſam ſeyn müſſen." Doch zeigte ſich in der That ſeine Kraft durch das erfahrne Unglück keineswegs gebrochen, noch war er müde geworden, auf immer neue Hülfsquellen zu denken, ſein

eignes Leiden wie das ſeiner Gemeinde zu lindern. Das Unglück der Stadt ſelbſt mußte dazu dienen, eine reiche Hülfsquelle zu eröffnen: er gab in lateiniſcher Sprache eine Beſchreibung des Erlittenen unter dem Titel heraus: memoria virgae divinae urbi Calvae inflictae und Threni Calvenses, und der Ertrag dieſer Schriften bei befreundeten Gönnern war eine Beiſteuer von mehreren 1000 Gulden. Ihm ſelbſt erwieſen ſich ſeine Mitbürger ſo dankbar, daß ſie ihm nicht nur ſein rückſtändiges Gehalt, ſondern in den Jahren 1634—38 auch noch 1000 Gulden darüber zukommen ließen, desgleichen floſſen ihm perſönliche Liebesgaben aus Straßburg, Nürnberg, Braunſchweig und andern Orten zu, ſo daß er in den Stand geſetzt wurde, ſich ein neues anſtändiges Wohnhaus zu errichten. Als den Grund aber jener ſchweren Heimſuchung Gottes über Deutſchland und ſeine Kirche giebt er bei ſeinem Rückblick namentlich auch an — „die Verirrungen und ſcholaſtiſchen Streitigkeiten der Theologen, die ſelbſt einem ſo heiligen Mann wie Arndt der Ketzerei anzuklagen gewagt hätten.“

Ein Band zwiſchen Paſtor und Gemeinde, welches durch ſolche Feuerproben hindurch gegangen, erhält wohl den Charakter der Unauflöslichkeit. So fühlte ſich auch Andreä ſeinem Calw durch die dort verlebten Freuden- und Leidenstage und die von der Gemeinde erfahrene dankbare Anerkennung unauflöslich verbunden. Mehrmals hatte er die während 9 Jahren von Nürnberg an ihn ergangenen Anträge zurückgewieſen — auch um der Cäſareopapie des dortigen Kirchenregiments willen, über welches ſein Freund Saubert ſo bittre Klagen auszuſchütten pflegte. Im Jahr 1637 erneuerten ſich dieſe Anträge noch dringender. Andreä entſchloß ſich daher, um ſich über die muthmaßliche Zukunft ſeines Vaterlandes genauer zu unterrichten, zu einer Reiſe nach Straßburg zu ſeinem flüchtig gewordenen Fürſten, um ſich mit dieſem ſelbſt über ſeine ferneren Abſichten und Ausſichten zu beſprechen. Hier wurden ihm zunächſt im großen und geiſtreichen Kreiſe ſeiner Verehrer Stunden der innigſten Erquickung zu Theil. Hier traf er mit den alten erprobten Freunden, mit J. Schmid, dem palmare theologorum decus, und dem Philologen Bernegger zuſammen, er ſchloß neue Freundſchaften mit den Hiſtorikern Böcler und Freinsheim, den Theologen Dorſche und Dannhauer. Von ſeinem Fürſten wurden ihm

die freundlichſten Zuſicherungen gegeben und nur über die Geldverlegenheiten geklagt, um ſeine Reſtitutionsunterhandlungen am wiener Hofe nachdrücklich zu betreiben. Auch in dieſer Hinſicht trat Andreä hülfreich ein, indem es ihm gelang, bei vermögenden ſtraßburger Freunden dem Herzoge ein Darlehn von 1200 Thalern zu vermitteln.

Nachdem nun der Herzog 1638 ſeine Reſtitution erlangt und die Angelegenheiten der Kirche wieder in einige Ordnung gebracht werden ſollten, ſo wurde von dem tübinger Prokanzler Melchior Nicolai, einem Manne, der als Verehrer der Arndt'ſchen Schriften auch Andreä's Geiſt zu ſchätzen wußte,*) namentlich dieſer dem Herzoge dringend zu einer einflußreichen Stellung vorgeſchlagen — für die Hofprediger- und Conſiſtorialſtelle in Stuttgart, für eine theologiſche Profeſſur in Tübingen, oder auch für die Stiftspredigerſtelle in der Reſidenz, und in Folge dieſes Vorſchlags ihm denn auch vom Herzoge zwiſchen einer der beiden erſten Stellen die Wahl gelaſſen. Anfangs ſchlug er beides aus und nur auf die wiederholten Vorſtellungen ſeiner Freunde, daß er ſich doch einer ſo einflußreichen Stellung keinesfalls entziehen dürfe, entſchloß er ſich am Ende zur Uebernahme der mit einer Stelle im Conſiſtorium verbundenen Hofpredigerſtelle. Mehrere Jahre hindurch behielt er ſich jedoch noch den Rücktritt in die calwer Stelle vor und hörte auch in Stuttgart nicht auf, die Intereſſen ſeiner geliebten Calwenſer im geheimen Rathe und beim Fürſten mit nachdrücklichem Eifer zu vertreten.

Stets hatte Andreä die Hauptſtadt und den Hof geflohen und doch ſollte er nun gerade hier eine für die geſammte Kirche ſeines Vaterlandes ſo wichtige Stellung einnehmen. Wo er hintrat, fand er den Boden mit Diſteln und Dornen beſäet. Das erſte war für ihn, die Verdächtigungen ſeiner Orthodoxie, den nebelhaften Vorwurf des „Weigelianismus" zurückzuweiſen, welcher gerade bei ſeiner neuen Berufung ſich erneuert und weder den Fürſten, noch ſeinen Freund und Gönner Nicolai unberührt gelaſſen hatte. Nach Verabredung

*) Nicolai, eine äußerſt biderbe und maſſive Perſönlichkeit, thut ſich gegen Andreä auf jene ſeine Mitwürkung, ihn ins Conſiſtorium gebracht zu haben, etwas zu Gute. Er ſchreibt 1640 an ihn (cod. Guelph. epp. ad V. Andreae S. 525): Valentinum nostrum semper magnifeci et quotidie majoris facio propter animi libertatem et imperterritum in increpandis saeculi nostri vitiis ardorem. Gratias ago deo meo, qui mihi hoc inspiravit ut eum principi nostro commendarem.

mit denſelben legte er darüber ein öffentliches Bekenntniß ab. Der Fürſt, deſſen Gewiſſensrath er geworden, ein leichtſinniger vierundzwanzigjähriger Jüngling, der in ſeinem ſtraßburger Exil, während ſein Land unter den Geißeln des Krieges blutete und er ſelbſt oft am Unentbehrlichſten litt, dem Venuscultus nachgegangen war; die Geiſtlichen der Hauptſtadt — nach Andreä's Schilderung — angeſteckt von der allgemeinen Sittenloſigkeit; die Leitung des Conſiſtoriums in läſſigen Händen; die Rathgeber des ſchwachen Fürſten befliſſen, ſeinen Lüſten zu dienen. O virtus germana, o heroes confessores, tuque Christophore princeps quondam noster, quantum a nobis recessistis! ruft er aus. Dabei der äußere Zuſtand des Landes der troſtloſeſte. „Sieben Jahre noch nach der nördlinger Schlacht, heißt es bei Spittler, bedeckte der Jammer Würtemberg wie eine Todesmacht.“ Noch 20 Jahre nach jener Schlacht lagen 36,300 Gebäude als Schutthaufen da.

Deſto preiswürdiger iſt die männliche Rüſtigkeit, mit welcher Andreä ſich an das ſo ſchwere, von Gott ihm zugewieſene Werk begiebt. Zunächſt war die Zahl der Geiſtlichen wieder zu vervollſtändigen: von 1046 angeſtellten Geiſtlichen und Candidaten waren nur noch 338 übrig, nach der nördlinger Schlacht fehlten 4 Jahre lang dem tübinger theologiſchen Stifte die Mitglieder. Um ſo höher mußte die religiöſe Unwiſſenheit und Verwilderung des Volks während des Krieges ſteigen. „Jung und alt, klagt Prälat Heinlein, weiß faſt nicht mehr, wer Chriſtus und der Teufel ſei.“ Auf Andreä's Veranlaſſung wurde eine Landeskollekte veranſtaltet, welche zur Unterſtützung des tübinger Stifts einen Ertrag von 3000 fl. ergab. Im Jahre 1641 konnte er bereits melden, daß ſich wiederum 50 Zöglinge geſammelt hätten und unterhalten würden; er bewürkte die Gründung zweier neuen Profeſſuren für Geſchichte und das Hebräiſche, deren Beſoldung er zunächſt ſelbſt aus Collekten beſtritt. Auch das Gymnaſium in Stuttgart wurde auf ſein Andringen erneuert und unter beſſere Aufſicht geſtellt. Demnächſt war für die Einkünfte der Geiſtlichkeit zu ſorgen. Durch Fürſorge von Herzog Chriſtoph erfreute ſich die würtembergiſche Kirche eines eigenen Kirchenfonds: durch ſchlechte Rathgeber verleitet, hatte der Herzog dieſen angetaſtet. Andreä bewürkte eine nachdrückliche Vorſtellung des Conſiſtoriums, welche indeß nur von einem theilweiſen Erfolge war. Aus der geſammelten Landeskollekte wurden den am meiſten in ihrer

Einnahme verkürzten Pfarreien 2500 fl. zu Theil und eine Verordnung erlassen, welche die Bauern verpflichtete, öde gelegte Strecken für die Pfarrer zu bebauen. —

Die schwerste aller Aufgaben war die, auch nur einen Theil jenes Ideals von Kirchenzucht zu verwirklichen, das Andreä zuletzt noch in dem 1649 herausgegebenen aber schon 1622 ausgearbeiteten Theophilus entworfen. Er war zu sehr ein Mann der Kirche, um nicht einzusehen, daß Alles, was für strengere Zucht und Ordnung geschehen sollte, sich an die geschichtlichen Grundlagen der Kirche anschließen müsse. Es erschien 1639 ein von ihm gesammeltes Compendium der ältern Kirchengesetze unter dem Titel: Cynosura oeconomiae ecclesiasticae Wirtembergicae und 1644 die Kirchenconventsordnung, auch wurden die seit 6 Jahren eingegangenen Diöcesansynoden wieder erneuert und von 1639 an erschienen vorzüglich auf Andreä's Betrieb eine Anzahl Sittenmandate über Sonntagsheiligung, gegen Unzucht und Ehebruch u. s. w. Seine Absicht ging eigentlich auf Ausübung der Sittenzucht durch freigewählte, durch christlichen Sinn und strenge Sittlichkeit ausgezeichnete Mitglieder der Gemeinde: in der Wirklichkeit ließ er sich indeß an den einmal bestehenden obrigkeitlichen Organen, den Schultheißen und Vögten, genügen, in deren Hände die lutherische Praxis die Sittenzucht gelegt hatte. Aber hier traten ihm in seiner nächsten Nähe in der Zuchtlosigkeit des Geschlechts die stärksten Hindernisse entgegen. Kaum war das Unzuchtsgesetz erlassen, so sollte es wieder mit Füßen getreten werden. Ein vornehmer junger Mann hatte, im Begriff sich zu verheirathen, zwei Mädchen geschwängert, und die angesehene Familie des Schuldigen drang darauf, ihn der Kirchenbuße zu entziehen. „Zu einem solchen Grade der Unverschämtheit stieg die politische List und Gewalt, schreibt Andreä, daß sie den neuen Satz aufstellten, der Fürst sei Bischof, in dessen Macht es stehe, wider Willen der Geistlichkeit einen Schuldigen loszusprechen.“ Desto ernster drang das Consistorium, auf Andreä's und Schüelin's Antrieb, beim Fürsten auf Bestrafung, damit es nicht scheine, als sei das neue Kirchengesetz „nur gegen die Tauben, und nicht gegen die Raben“ gerichtet. Würklich gab auch der Fürst der Vorstellung Gehör. Ueberhaupt begann gegen Ende der ersten Hälfte des Jahrhunderts jene, auch der Selbständigkeit und den Rechten der

Kirche ſo verderbliche, Steigerung des fürſtlichen Abſolutismus. Triga malorum ferrei in quo vivimus saeculi, Atheismus, Barbaries, Servitus, ſchreibt Andreä an J. Schmid. So wurde auch durch die Willkürherrſchaft eines Günſtlings, durch den ſeit 1641 zum Viceherzog ernannten Geizigkoſter, in Staat und Kirche ein Syſtem der Simonie eingeführt, gegen welches Andreä in dem ernſteſten, wenn auch zum Theil fruchtloſen, Kampfe zu ſtreiten hatte.

Neben dieſen Conſiſtorialarbeiten nahm auch das Predigtamt ſeine Kräfte nicht wenig in Anſpruch. Wie er zum J. 1644 bemerkt, ſo war es die vielfache Erfolgloſigkeit ſeiner Kämpfe im Conſiſtorium, die ihn bewog, ſich deſtomehr ſeinem Predigtamt zuzuwenden. Bei der mehrjährigen Krankheit ſeines Collegen Heerbrand hatte er in 5 Jahren nicht weniger als 205 Predigten zu halten. Für ſo viel Arbeit wurde ihm nur ein ſehr ungewiſſer Lohn, denn nicht mehr als 140 fl. erhielt er in 3 Jahren als Gehalt ausgezahlt. Nicht einmal für ſeine eigenen Bedürfniſſe konnten dieſe Broſamen genügen, geſchweige zu den Ausgaben, zu denen ſeine reiche Menſchenliebe ihn antrieb. Eine beſtändige Herberge für bedürftige Prediger, Schulmänner, reiſende Künſtler und die große Schaar auswärtiger, beſuchender Freunde war ſein Haus, er nahm überdies die Kinder verſtorbener Freunde bei ſich auf, um ſie zu verpflegen und zu erziehen. Hier kamen ihm nun die vielfach ſich erneuernden Geſchenke ſeiner Freunde zu Hülfe, vor allem aber die Freigebigkeit Herzog Auguſts von Braunſchweig.

Schon während ſeiner Univerſitätszeit hatte Andreä zu dieſem Herzoge als dem glänzendſten Sterne unter den Fürſten Deutſchlands aufgeblickt, in dem der Eifer für die Kirche mit dem für die Wiſſenſchaft ſich zu ſchönſter Harmonie verbinde. Freilich war ſein Bild von dieſem Fürſten nur ein kaleidoſkopiſches, von Freundeshand vorgehalten. Es war ein wiſſenſchaftlich ſtrebſamer mit Andreä innig verbundener lüneburgiſcher Edelmann, Wilhelm von Wenſe, der ihn für ſeinen Herzog ſo zu begeiſtern gewußt. Nur eine oberflächliche Liebhaberei war es, welche jenen Fürſten, der „erſt im 55. Lebensjahr zur Regierung gelangt, Muße genug beſeſſen hatte, Liebhabereien nachzugehen", zum Sammler einer Bibliothek, namentlich aber von allerlei künſtlichen und literariſchen Curioſitäten gemacht und ihm damit einen gelehrten Schein verliehen hatte. Auch die

n ſeinen Lobrednern geprieſene pietas beſchränkt ſich auf ein
wiſſes theologiſches Intereſſe mit einer Vorliebe für die Vertreter
aktiſcher Frömmigkeit, für ſeinen Arndt, den celle'ſchen General-
perintendenten, für Männer wie Calixt, Meyfart, Saubert,
itkemann, Hoburg: ſeine zahlreich erhaltenen Briefe, wie auch
ne umfangreichen Tagebücher laſſen keine Spuren perſönlicher Fröm-
igkeit entdecken — von den Anſtößen ſeines ſittlichen Lebens wird unter
itkemann die Rede ſeyn. Als jedoch Andreä in ſeiner Studien-
t den Gedanken gefaßt, der illuſoriſchen Roſenkreuzerbrüderſchaft
en Verein chriſtlich geſinnter Männer zur Förderung der Kirche
d chriſtlicher Wiſſenſchaft als Gegenbild gegenüberzuſtellen, wozu
den Entwurf in ſeiner invitatio fraternitatis Christi (1617 und
18) herausgab, ſtieg ihm auch der Gedanke auf, falls ein ſolcher
rein zu Stande käme, durch Vermittelung des v. Wenſe Herzog
guſt zu bitten, ſich an die Spitze zu ſtellen, ſpäter wurde ihm auch
n ſeinen Freunden Philipp Hainhofer (ſ. Herzog Philipp)
d Saubert in Nürnberg, welcher ſich ebenfalls des Briefwech-
s und der Gunſt des Herzogs erfreute, das Talent, der Eifer
d das kirchliche Intereſſe des Herzogs mit lebhaften Farben ge-
ildert. Durch Zuſendung einiger ſeiner kleinen Schriften und durch
reundesvermittelung war nun Andreä ſchon während ſeines Calwer
ufenthalts bemüht, zu dem von ihm verehrten Fürſten, mit deſſen
eigungen die ſeinigen mehrfach zuſammenſtimmten, in Beziehung zu
mmen. Erſt nach ſeiner Verſetzung nach Stuttgart 1640 gelang
n dies. Auguſt war damals damit beſchäftigt, eine Evangelien-
rmonie auszuarbeiten — zunächſt „für ſeine lieben Kinder," die
jedoch ſpäter auch zum kirchlichen Gebrauch beſtimmte. Andreä
ß ihm nun durch die Vermittelung von Hainhofer zu dieſem Werke
ne Hülfe anbieten. Der Herzog forderte ihn auf, ſich ſelbſt
eflich an ihn zu wenden und das von Bewunderung überfließende
hreiben deſſelben fand die günſtigſte Aufnahme. Von nun an
ort Andreä fort, ſich in ſeinen Briefen über die Evangelienhar-
nie und literariſche Curioſitäten zu verbreiten, wie auch dergleichen
terthänigſt zum Geſchenke zu offeriren. Schon nach dem ſechſten
iefe erfolgt ein Gegengeſchenk von 300 Thlrn., welches ſich 1642
ederholt. Als 1641 Andreä ſich in Tübingen den theologiſchen
oktorgrad erwirbt, wovon ſonſt der Landesfürſt bei ſeinen Schützlingen
e Koſten trägt, werden ſie hier vom Herzog beſtritten. Die nächſte

Abſicht bei dieſer Promotion war die geweſen, durch Anerkennung ſeiner Orthodoxie von Seiten der Landesuniverſität ſich vor Verdächtigung ſicher zu ſtellen, da indeß ſeine oratio inaug. der Vertheidigung von Arndt gewidmet war, ſo hebt er zum Wohlgefallen des Herzogs dieſe beſonders hervor. Er wird noch kühner und erbittet ſich von dem Herzoge das Prädikat eines geiſtlichen Rathes — man ſieht nicht recht zu welchem Zwecke und aus welchem Grunde? Er ſchreibt darüber an den Herzog: „Demnach nun Ew. Gn. durch wunderbare Neigung des heil. Geiſtes, hochfürſtl. unverhoffte Gnad auch ungewöhnliche heroiſche Leutſeligkeit, ſich gegen mir unwürdigen geringen Kirchendiener nahen, als habe in Anrufung Gottes ich mir (jedoch mit sancta contestatione animi minime ambitiosi aut curiosi, die unterthänige Hardieſſe genommen, Ew. Gn. zu erbitten, die geruhen mich wenigſtens nicht allein in numerum infimorum clientum und treueifriger Vorbitter, dazu ich längſtens höchſt obligieret, gnädigſt aufzunehmen, ſondern auch mit dem Namen dero unſchuldigen geiſtlichen Consiliarii (gleichwohl ohne einigen Hellers Beſtallung) von Haus aus würdigen und künftig mit gnädiger Zuverſicht halten. Wäre ich in unterthänigem Gehorſam erbietig, Ew. F. Gn. neben meinem gnädigen Herrn und Landesfürſten suo homagio praestito, die Tage meines Lebens in unterthänigem Gehorſam beigethan und verpflichtet, getreu und hold zu ſeyn, Ew. F. Gn. Ehr, Nutzen und Wohlfahrt äußerſt zu fördern, Unehr, Schaden und Nachtheil zu hindern und möglichſt zu verwehren, als wahr ich Gott und ſein Wort liebe und von ihm geliebt zu werden wünſche und hoffe.“ Auguſt iſt ſo liberal, dieſem Wunſche ſofort zu entſprechen und zwar mit einem Gehalte von 400 Thlr. — zu einer Zeit, wo ſeine eigene Landesuniverſität noch unter den größten Geldverlegenheiten ſeufzte. Nun wird der Briefwechſel mit dem Fürſten noch lebhafter, faſt wöchentlich treffen von Braunſchweig, ſpäter von Wolfenbüttel, eigenhändige Briefe von Auguſt ein — im Ganzen an 900. Inhaltreich ſind ſie indeß nicht, ſie handeln von der Evangelienharmonie, literariſchen und künſtleriſchen Curioſitäten, fremden Beſuchen, Jagdfreuden. Um den beträchtlichen Gehalt — ſelbſt der große Calixt bezog für ſein Profeſſorat nur 500 Thlr. — nicht als Sinecure zu verzehren, machte ſich Andreä auch mit den Prinzen und Prinzeſſinnen des braunſchweigiſchen Hauſes zu thun. Er eröffnet einen Brief-

hſel mit ihnen allen, ſchreibt kleine Schriften zu ihrer Unter-
ſung,*) corrigirt ihre Aufſätze, überſendet Bilder von Dürer und
nach als Geſchenke: religiöſe Anregungen finden ſich nur
en, außer in den Briefen an die Prinzeß Sibylle. Zwei Bänd-
e dieſes Briefwechſels ſind mit Erlaubniß des Herzogs von
dreä ſelbſt herausgegeben worden: Seleniana (Selenus Anſpie-
ng auf den Lunaeburgicus) Augustalia Jo. Val. Andreae,
n. 1644. 12. Domus Augustae Selenianae juventutis etc.
tatis eruditionis comitatisque exemplum sine pari etc.
n. 1654. 12. — Andreä weiß nun auch nicht genug zu rühmen,
viel dieſe Huld des ausländiſchen Fürſten zur Erheiterung ſeines
ſtes und zur Verbeſſerung ſeiner ökonomiſchen Lage beigetragen.
wurde zunächſt in den Stand geſetzt, ſich eine beſcheidene länd-
e Beſitzung zu erwerben, ſpäter, durch fortgeſetzte fürſtliche Ge-
ke neben ſeinem Gehalte, auch ein ſtattliches Wohnhaus in
uttgart.

Schon von früh an hatte Andreä viel mit Krankheit zu käm-
n. Nervöſe Verſtimmungen mögen es geweſen ſeyn, die den ſonſt
liebreichen Mann zu einem eigenſinnigen und harten Vater mach-
. Sein Sohn Gottlieb ſchreibt darüber an Saubert**): „Die
enge und Härte des Vaters, die mir indeß bis jetzt keinen
haden gebracht, habe ich mit ſtillſchweigendem Gehorſam ertragen.“
it dem Jahre 1645 tritt ſein Unterleibsleiden und die damit
bundene nervöſe Deprimirung in ein Stadium ein, welches ihm
länger je mehr ſeine frühere Würkſamkeit erſchwert und verlei-
: „Mit Wehmuth vergleicht man ſein Bildniß, wie es in Calw
) wie es in Stuttgart entworfen werden mußte. Dort iſt noch
ſanftes Feuer, eine ſeelenvolle Freundlichkeit, ein lieblicher Adel
r ſeine Geſichtszüge ausgegoſſen, hier hat der Schmerz bedeutende
nzeln in das Geſicht gegraben, ſeine Augenbrauen verzogen und
en Blick in eine erſchreckende Düſterheit gehüllt; ſonſt ſpielte er
der Verſammlung ſeiner Kinder, welche Morgens und Abends
heilige Schrift laſen und geiſtliche Lieder ſangen, die Harfe; nun
erließ er dieſes meiſtentheils.“ Zwei Jahre lang hielt der ſonſt

*) Z. B. eine allgemeine Realencyclopädie: oculus eruditus, sive rerum versitatis compendiosa contemplatio 1642.

**) Epp. ad Saubertum cod. Hamb. ep. 63.

ſo geſellige Mann ſich faſt ganz vom Umgange entfernt. Nach vielen innern Kämpfen hält er 1646 um ſeine Amtsentlaſſung an. Der ihm gütige Herzog ertheilt ſie ihm zwar nicht, ſtellt ihm jedoch frei, ſeine beiden Aemter nur nach Maß ſeiner Kräfte zu verwalten. Noch predigt er in der Regel zweimal wöchentlich, fördert auch im Conſiſtorium die Unterſtützung des tübinger Stifts und Wiederaufrichtung der Kloſterſchulen. Doch alle ſeine Aeußerungen aus dieſer Periode ſind in das düſtre Gewand der Schwermuth gehüllt. — 1650 wurde ihm endlich die erſehnte Entlaſſung aus ſeinem Dienſt zu Theil, er wurde Abt in Bebenhauſen.

Er ſpricht ſeine Freude aus über die ihm nunmehr zu Theil gewordene literariſche Muße, allein von nun an ſteigern ſich auch noch mehr ſeine körperlichen Leiden. Nur noch die Beziehungen zum braunſchweigſchen Hauſe gewähren ihm Labſal und Erquickung. Die Sehnſucht des Herzogs, den vertrauten Freund ſeines Hauſes endlich einmal von Perſon kennen zu lernen, was bisher nur dem dritten Prinzen bei einem Beſuche in Würtemberg zu Theil geworden war, vermochte ihn, nach Andreä's Amtsentlaſſung ſogar in einem verſchloſſenen Wagen unter Begleitung von zwei Reitern und mehreren Knechten eine Reiſeſänfte nach Bebenhauſen ihm zuzuſenden, um dem leidenden Manne auf ganz bequeme Weiſe die Reiſe möglich zu machen. Doch eben als Andreä ſich dazu rüſtete, erfolgten neue qualvolle Krankheitsanfälle. Der geringſte Speiſegenuß war mit Schmerzen verknüpft und die Nächte brachte er ſchlaflos zu. Im Jahr 1654 wurde er Abt von der einträglicheren Abtei Adelsberg und Mitglied des engeren Ausſchuſſes der Landſtände; da das Kloſter in Adelsberg abgebrannt war, begab er ſich nun wieder nach Stuttgart und bezog das ihm durch die Güte ſeines Herzogs geſchenkte Haus. „Aber ſein Leben war bereits nichts mehr als ein Kampf mit dem Tode, welcher endlich mit dem 27. Juni eintrat. Er erhielt auf ſeinem letzten Krankenlager einen Beſuch einer der Schweſtern ſeines Fürſten, ſeines Sohnes Gottlieb und von ſieben befreundeten Geiſtlichen, mit denen er vereinigt ſeinen Geiſt in die Hände Gottes befahl.“

Geht man an die Schriften Andreä's, namentlich an ſeine Selbſtbiographie, mit der Erwartung, hier einen Arndt oder Spener wiederzufinden, ſo wird man bald wahrnehmen, daß man es mit einer ſehr verſchiedenen chriſtlichen Individualität zu thun hat. Es

iſt zunächſt die Mannichfaltigkeit der geiſtigen Intereſſen, der weitere, wenn auch vielleicht weniger innerlich vertiefte Blick, wodurch Andreä ſich unterſcheidet. Dazu kommen die Vorzüge und die Schwächen einer weiblichen Natur. Von ſeiner Männlichkeit, ſeiner Unerſchrockenheit haben wir allerdings mannichfache Proben geſehen — er klagt, daß der ihm chriſtlich befreundete College Schüelin nicht immer den Muth habe, ſein Privatwohl dem öffentlichen nachzuſetzen. Dennoch läßt ſich ſagen, daß uns daneben auch die Vorzüge und Schwächen der weiblichen Natur in ſeiner Individualität begegnen. Andreä beſitzt einen ſcharfen und tiefen Geiſt, aber überwiegend Gefühl und Phantaſie. Kein größeres Werk iſt von ihm ausgegangen ſondern nur Gelegenheitsſchriften, je nach den Bedürfniſſen der Gegenwart oder des Herzens.*) Die Form ſeiner Schriften oder Schriftchen iſt nicht die didaktiſche, ſondern entweder die rhetoriſche oder die allegoriſche, oder auch die dialogiſch-dramatiſche. Sein lateiniſcher Styl iſt namentlich früher edel und einfach, häufig jedoch rhetoriſch gedunſen und die Diktion die der poetiſirenden Proſa der Lateiner jener Periode. Er iſt überwiegend receptiv und ſubjektiv. Er wird überwältigt von den äußeren Eindrücken und giebt ſie mit einer gewiſſen nervöſen Ueberreizung wieder. Er iſt entweder Optimiſt, wie namentlich früher, oder Peſſimiſt, wie in den ſpätern Zeiten. In alles legt er ſeine Subjektivität hinein. Was nur zu ſeiner Blutsverwandtſchaft gehört, iſt ihm Objekt der Verehrung, er ſchreibt ihre Memorien: ſeines Großvaters Jakob, ſeines Bruders Ludwig, ſeines Bruderſohnes Joh. Joſeph, und dieſe ſeine Lebensſkizzen wie auch die Memorien ſeiner Freunde, werden zu panegyriſtiſchen Chrien. Er liebt es Stammbäume auszuarbeiten — ſeines eigenen Geſchlechts in 22 genealogiſchen Tabellen, und Herzog Auguſts. Er hält ſorgfältig Buch über ſeine ausgedehnten Briefwechſel, notirt die Tage des Empfanges, bemerkt und combinirt die merkwürdigſten Monatstage in ſeinem eigenen Leben und dem ſeiner Freunde, bewahrt ſorgfältig jedes kleine Andenken — eine weibliche Mikrologie, in welche ſich die Fülle ſeiner liebenden Seele legt. Selbſt die ihm angehörigen treuen Hausthiere ſind von dieſer Liebe nicht ausgeſchloſ-

*) Sie ſind theilweiſe anonym, auch in verſchiedenen und von einander weit entlegenen Orten erſchienen, die früheren meiſt in Straßburg, die ſpäteren in Ulm, Lüneburg. Um ſo erklärlicher, daß mehrere derſelben ſich ganz verloren haben. Ein Verzeichniß derſelben giebt Burk in dem angeführten Schriftchen.

ſen: er gedenkt in ſeiner Lebensbeſchreibung des Ablebens der zwei ihm von ſeinem augsburger Freunde geſchenkten Hündchen und eines aus dem Brande von Calw geretteten Taubers. Er liebt und übt die Muſik, er ſammelt Gemälde und Gemmen, mechaniſche Curioſa, künſtliche Uhren, Schreibtiſche, Globen, Alterthümer. Es findet ſich in den meiſten dieſer Züge eine intereſſante Uebereinſtimmung mit jenem von uns und von Vielen verehrten Juriſten, welchem noch jetzt ein Theil der Geiſtlichkeit der Provinz Sachſen als ihrem ehemaligen Kirchenhaupte eine dankbare Erinnerung bewahrt. Es iſt aber auch natürlich, daß eine ſo vorwiegende Subjektivität nicht ſelten des objektiven Maßſtabes für Perſönlichkeiten und Erſcheinungen entbehrt — zumal wo, wie bei Andreä, nervöſe Reizbarkeit den richtigen Blick trübt.

Andreä iſt lutheriſch orthodox — ſeiner Verwandtſchaftspietät nach würde er ſchon als Enkel eines Jakob Andreä nicht anders gekonnt haben. Er weiß indeß auch — nach dogmatiſcher Seite wie nach der des Cultus — was er an ſeinem lutheriſchen Glauben hat. Einem Manne von ſeinem Gemüth und ſeiner Phantaſie kann nur die lutheriſche Sakramentslehre genügen. Er faßt das Abendmahl in ſeiner innigen Beziehung zur Chriſtologie auf, wie ſie nach Luther von dem würtemberger Brenz entwickelt worden. Sein pietätsvoller Sinn läßt ihn mit der kirchlichen Tradition nicht brechen, ſein warmes Herz kann, wie die respublica christianopolitana zeigt, nur in einem liturgiſchen Cultus Befriedigung finden. Dennoch iſt er weſentlich unterſchieden von den gewöhnlichen Orthodoxen, denen Chriſtenthum und Lutherthum unzertrennlich zuſammenfällt. Andreä dagegen ſpricht — als ſtände er wie die Kirchenväter in der Zeit vor der Kirchentrennung — immer nur von der religio christiana und zwar als dem Heilmittel für die ſittlichen Bedürfniſſe der Welt. Chriſtus und Chriſtenthum iſt der Grundton in allen ſeinen Schriften, nicht die Confeſſionskirche, nicht reine Lehre und richtiger Glaube. Wie ſehr er auch überzeugt iſt, daß die reinere Lehre ein reineres Leben begründen werde, ſo iſt er ſich doch des Unterſchiedes zwiſchen Fundamentalem und Nichtfundamentalem, den andere in der Theorie zwar ſetzen, in der Praxis jedoch wieder aufheben, deutlich bewußt. Er ſchreibt 1642 ein Büchlein, welches nur die chriſtliche Grundlehre wider Juden, Muhamedaner und Ungläubige vertheidigen ſoll: sol veritatis sive religionis christianae certitudo. Selten be-

gegnet man einer Stelle, wo die Gelegenheit zu einer Diatribe gegen die Calviniſten vom Zaun gebrochen wird, wie eine ſolche ſich in der Biographie zum Jahre 1642 findet. Er hat hier erwähnt, daß eine der Schweſtern Eberhards III., die ſich bei ihrer Mutterſchweſter, der Gemahlin von Pfalzgraf Philipp, in Meiſenheim aufgehalten hatte, an den würtembergiſchen Hof zurückgerufen ſei und ſetzt hinzu: „Obwohl ſie nämlich ſonſt freundlich behandelt worden, ſo hatte ſie doch von dem verdächtigen Glauben der Calviniſten ihre ſchrecklichen Blasphemien gegen die Allgegenwart des Fleiſches Chriſti, ihre muthwilligen Verläumdungen und ihren tödtlichen Haß gegen die Unſrigen zu erfahren bekommen und dringend in ihren Briefen an mich die Rückkehr gewünſcht.“ Aber er trägt kein Bedenken, die obige kleine Schrift sol veritatis der Schrift des Grotius de veritate religionis christ. nachzubilden und urtheilt mit edler Milde über denſelben: „Möchte doch Grotius ſelbſt, den wir ſo hoch halten, der evangeliſchen Wahrheit näher treten, ſich uns inniger verbinden und ſich des Synkretismus und einiger Paradoxen enthalten, die wir nicht billigen können.“ Er ſteht in inniger Freundſchaft mit dem calviniſirenden ſtraßburger Philologen Bernegger, in chriſtlichem Pietätsverhältniß zu dem Biſchof der böhmiſchen Brüderkirche Comenius; zu dem als Ketzer angefeindeten Calixt blickt er mit Ehrfurcht auf, wiewohl er mehrfach deſſen Abneigung vor der Ubiquitätslehre rügt und beklagt. Das von andern verläſterte chriſtliche Eintrachtsſtreben dieſes Theologen iſt ihm erfreulich, und ſelbſt die Friedensbeſtrebungen des Schottländers Duräus weiſt er nicht von der Hand. Während die mehr gut gemeinten als von theologiſcher Einſicht zeugenden Beſtrebungen dieſes Mannes, eine Verſöhnung zwiſchen den proteſtantiſchen Confeſſionen zu ſtiften, von den andern lutheriſchen Theologen faſt ohne Ausnahme mit mitleidigem Lächeln oder mit leidenſchaftlichem Proteſt abgewieſen wurden, erklärt Andreä 1650 dem Herzog, daß er auf dieſelben eingegangen ſei und der Briefwechſel — er wiſſe ſelbſt nicht aus welchen Urſachen — von Seiten des Duräus abgebrochen worden. Männern gegenüber, die er wegen perſönlicher Eigenſchaften oder wegen wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Verdienſte ſchätzte, einem Herzog Auguſt, ſeinem früheren mathematiſchen Lehrer Dav. Magirus, ſeinem Geſchichtslehrer Mäſtlin gegenüber, ſchwindet ihm überhaupt alle Diskriminationsgabe. Das von ihm dem Herzoge und

namentlich deſſen Evangelienharmonie geſpendete übermäßige Lob wird leicht für bloße Adulation gehalten werden, iſt indeß vielmehr wohl nur auf Rechnung der Ueberſchwenglichkeit zu ſetzen, mit der er alle nähern Freunde apotheoſirt. Er gab 1644 zum 66ſten Geburtstage des Fürſten das Schriftchen Augusti principis exemplum heraus, worin er dieſen Fürſten zunächſt ſeinen drei Prinzen als perfectae vitae norma vor Augen ſtellen will. Das Thema des Lobes bildet eigentlich nur deſſen in überſchwenglichſter Rhetorik ausgemalter Dilettantismus. „Welcher Künſtler, heißt es unter anderm darin (S. 15.), ſollte ſich nicht dahin begeben, wo die Mathematik, die Muſik, die Plaſtik, die Malerei, die Schnitzkunſt, kurz der ganze Umkreis der Künſte nicht bloß einen Mäcenas findet, ſondern den einſichtigſten Richter, einen Vitruv, Archimedes, Zeuxis, Phidias!“ Er rühmt die Panſophie des Fürſten und urtheilt von dem Machwerk ſeiner Evangelienharmonie: quod apud posteritatem conciliabit pretium aeternitatis! Von einem Arndt und Spener würden andere Maßſtäbe angelegt worden ſeyn! Ihr chriſtliches Fürſtenideal wäre kein anderes als Ernſt der Fromme geweſen. Es iſt auffallend, dieſen erſten Stern unter den chriſtlichen Fürſten jener und aller Zeiten nicht öfter und begeiſterter von Andreä gefeiert zu finden. Er erwähnt in ſeiner Biographie zum Jahre 1636, daß er auf Veranlaſſung Sauberts angefangen, für Herzog Auguſt und Ernſt Gutachten über die Schulreformationen von Evenius, die Univerſitätsreformation von Meyfart und die Friedensvorſchläge von Duräus auszuarbeiten, ohne ſie jedoch zu vollenden. Aus den Briefen Sauberts erfahren wir, daß Ernſt auch damit umging, Andreä für ſeine beabſichtigten Kirchen- und Schulreformationen zu berufen. Später im Jahre 1643 gedenkt er abermals als eines erfreulichen Ereigniſſes eines von einem Geſchenke begleiteten Briefes jenes Fürſten und fügt hier hinzu: „Verdienſte wie die dieſes Fürſten um Kirche und Wiſſenſchaft hat noch kein Zeitalter erlebt und ſie nicht anzuerkennen, wäre die größte Undankbarkeit unſerer Zeit.“

In ſeinem Freundſchaftskultus war Andreä bei ſeinem warmen Herzen ein Vater Gleim ſeines Jahrhunderts. Er unternahm Reiſen um Freundſchaften zu ſtiften, mit faſt allen theologiſchen und andern Celebritäten Deutſchlands ſtand er in Briefwechſel — von Roſtock bis Tübingen und Straßburg — ſelbſt mit den Häuptern

der ſtrengſten ſächſiſchen Orthodoxie, mit einem Hülſemann und Calov und mit den Beſchützern derſelben, den ſächſiſchen Geheimeräthen von Metſch und von Frieſen, während er gleichzeitig um die Gunſt des in Sachſen verläſterten Calixt ſich bemühte und noch in ſeinen ſpätern Jahren bei dem Conſiſtorium als Synkretiſt angeklagt wurde. Schon als Student und Magiſter lebte er in enger befreundeten Genoſſenſchaften. Kein Wunder, daß das damalige Gerücht eines geheimen Roſenkreuzerordens ein ſolches Freundſchaftbedürftiges Gemüth ſchon aus dieſem Betracht anzog. Ob er, nachdem er die Illuſion erkannt, zur Verſpottung derſelben die zwei anonymen Schriften Fama und Confessio ausgehen laſſen, iſt noch immer ein literariſches Problem, worüber ſich faſt mit gleich gewichtigen Gründen in utramque partem ſtreiten läßt. So viel iſt aber gewiß, daß er dann die Aufforderung zu einer chriſtlichen Vereinigung an die Stelle ſetzte in ſeiner invitatio fraternitatis Christi: ad amoris candidatos, 1617, 2. Th. 1618, christianae societatis idea 1620, christiani amoris dextera porrecta 1620. Als Zweck dieſer Vereinigung giebt er in dem Briefe an Comenius an: scopus fuit, Christum loco suo restituere, pulsis passim idolis sive religiosis, sive litterariis. Es waren 24 Männer, welche er durch Zuſendung der dextera porrecta zu dieſem Zwecke zu vereinigen ſuchte. Ihre Namen ſind wohlbekannte, entweder litterariſch oder durch praktiſchen Eifer für Kirchenzucht ausgezeichnete Perſönlichkeiten, darunter Arndt in Celle, Gerhard, Saubert in Nürnberg, Leyſer in Leipzig, der Mediciner Daniel Sennert in Wittenberg und andere. Die Kriegsdrangſale ließen es zur Verwürklichung des Planes nicht kommen, weshalb Andreä, wie er dem Herzog Auguſt mittheilt, im Jahre 1628 bei einer Reiſe nach Nürnberg ſich darauf beſchränkte, mit ſeinem Saubert, dem ehrwürdigen Chriſtoph Leibnitz und einem Patrizier Conrad Beier, denen ſpäter ſich noch einige andere Nürnberger und Würtemberger anſchloſſen, ſich zu einem ſolchen Bündniß zuſammenzuſchließen, deſſen Idee er in dem Schriftchen ausſpricht: verae unionis in Christo Jesu specimen selectissimis, probatissimis amicis sacrum 1628. Als Ziel giebt er hier nur an repurgatio religionis, will als Theilnehmer nur Genoſſen deſſelben Bekenntniſſes und fügt auch die Clauſel bei „ohne allen Eintrag für das von Gott geordnete Amt.“ Der Einſicht von Herzog Auguſt ſtellt

er es ſpäter anheim, ob nicht nach hergeſtelltem Frieden es zu einer umfaſſenderen Ausführung des Planes kommen könnte.

Wie der gefühlvolle Mann in Alles, was in näherer Beziehung zu ihm ſteht, ſeine warme Subjektivität hineinlegt, ſo legt er auch das wärmſte Pathos ſeiner Bruſt in die Religion. Bei wenigen andern Theologen der Zeit wird ſo oft von einem calidus affectus, einer ardens pietas geſprochen. Und dieſer warmen Frömmigkeit ſteht überall die ſittliche Reinheit und Vollendung als Ziel vor Augen. „Während einige meinen, daß ſie zur Wiſſenſchaft, andere, daß ſie zum Beſitzthum, oder um Lob zu erwerben geboren ſind — ſchreibt er 1617 in ſeiner invitatio — ſo ſollt ihr wiſſen, daß ihr zur Uebung der Tugend und zur Uebung im Chriſtenthum allein in die Welt geſandt ſeid.“ Wie nun ſeinem gebildeten und ſcharf beobachtenden Geiſte die in der Wiſſenſchaft, Kirche und Schule herrſchenden Verirrungen in ihrem ganzen Umfange entgegentreten, ſo drängt ihn ſein warmes Herz und ſein lebhafter Geiſt zu deren Bekämpfung. Ein Theil ſeiner früheren Schriften tritt den Mißbräuchen des gelehrten Treibens der Zeit, der Erziehung und der Univerſitäten entgegen, dem Rhetoriſiren, der ſcholaſtiſchen Disputationswuth, der Vernachläſſigung der neueren Sprachen und gründlicher phyſikaliſchen Studien, der pennaliſtiſchen Zuchtloſigkeit, der Zurückſtellung der chriſtlichen Bildung auf Schulen hinter die klaſſiſche u. ſ. f. Hieher gehört vornehmlich ſein Menippus (1617). Ein anderer Theil der Bekämpfung jener Neigung zur Magie, Alchymie, Theoſophie, wie ſie im Gegenſatz zur trockenen Schultheologie am Anfang des Jahrhunderts ſich verbreitet und eine Zeit lang auch Andreä für ſich eingenommen hatte. Hieher gehört beſonders die „chymiſche Hochzeit Chriſtian Roſenkreuz 1616 (nach Meuſebach), die turris Babel 1619, de curiositatis pernicie 1620 u. a.

Ein dritter Theil iſt dem chriſtlich-praktiſchen Zwecke und der Erweckung chriſtlicher Geſinnung, insbeſondere bei den Dienern der Kirche, gewidmet. Unter dieſen Schriften verdient beſondere Auszeichnung die respublica christianopolitana 1619 und der erwähnte Theophilus vom Jahre 1622. Wunderbar anziehend ſind dieſe zwei Schriften und einige andere kleinere durch Hoheit der Gedanken, Tiefe der Frömmigkeit, Gluth der Empfindung und Adel der Sprache. Die erſte führt mit Meiſterhand das Ideal eines

christlichen Staates aus, in welchem Kirche, bürgerliche Einrichtungen, Cultus, Wissenschaft und Kunst vom Geiste Christi durchdrungen sind. Die andere behandelt in drei Gesprächen die christliche Religion, die christliche Disciplin, die christliche Litteratur und Erziehung, angefügt ist eine Ermahnung an die Diener der evangelischen Kirche. Goldene Worte über den geistlichen Stand und seine Anforderungen werden hier ausgesprochen, vorzüglich über die eigene Herzensbetheiligung des Predigers als nothwendige Bedingung für segensreiche Würksamkeit. So heißt es: „Von der Religion reden und schwätzen kann ein jeder, ihr unterthan seyn, in sie eingehen, für sie eifern, ihr ganz angehören, von ihr gesättigt werden, ihr alles das Seinige anvertrauen und weihen, das versteht, glaubt mir, kaum einer unter Tausenden. Ist es also zu verwundern, wenn wir bei dieser Vermengung und Zwitterhaftigkeit, in der wir sind, bei diesem Mißklang des Glaubens und Lebens, weniger überzeugen, als wir wollen, da es klar ist, daß wir selbst noch nicht überzeugt sind? daß wir weniger ausrichten, als wir wünschen, da Jedermann weiß, daß wir es kaum bei uns selbst ausrichten können?" Wie vortrefflich die Schilderung eines christlichen Presbyter in dem „christlichen Staate"! „Nur einmal, heißt es, und zwar am Sonntage redet er zu dem Volk und unterweiset es in göttlichen Dingen; nie wird er gehört ohne innere Regung des Gemüths. Für Schande würde er es achten, andere zu etwas zu ermahnen, worin er nicht mit der That vorangegangen, so daß er, wenn er in der Versammlung steht, auch schweigend redet. Seine ganze Zeit verwendet er auf heilige Betrachtungen und Uebungen, vorzüglich aber auf die Förderung des christlichen Lebens, und er sucht kein anderes Vergnügen als die himmlische Speise. Als er mich segnete, empfand ich in mir eine heilige Glut, die mein ganzes Gemüth durchströmte. O! die wahre Gottesgelahrtheit ist würksamer, als alle Predigten der Fleischlichgesinnten. Ich erröthete, als ich an den Ehrgeiz, an die Habsucht, an den Neid, an die Trunkenheit so mancher dachte, die den geistlichen Stand schänden. Man sollte glauben, sie glaubten nicht, wovon sie andere überreden wollen, ob sie gleich das Ueberreden gelernt haben. Mir mögen sie es nicht verdenken, daß dieser Geistliche mich entzückt hat, dieser Mann von feurigem Geist, von erstorbener Sinnlichkeit, ein Freund des Himmels, ein Verächter der Erde, rasch zum Werke, fern von Geschwä-

tigkeit, trunken in Gott, den Lüſten abhold, wachend für ſeine Heerde, ſchlafend für ſich, der erſte an Verdienſt, der letzte an Ruhm.“ —

Ein Büchlein von Auguſtiniſcher Tiefe und Suſoniſcher Zartheit iſt auch ſeine Erſtlingsſchrift descriptio civis veri christiani et de christiani cosmoxeni genitura judicium, 1612. Gottes Bruſt erſchien ihm wie ein Magnet von unendlicher Kraft, der alle Chriſto Geheiligten durch die darauf gelegten Glaubensnadeln anzieht von der Seite, von der ſie dem heiligen Steine ſich nahen, von der Anſteckung der Welt aber ſie losriß: „Daher auch bei allen dieſelbe Richtung, der Blick nach derſelben Seite, weil ſie alle durch eine geheimnißvolle beherrſchende Kraft geleitet und zu Einem Ziele getrieben wurden. Wären ſie natürlicher Weiſe bewegt worden, ſo wären ſie, wie das in der Welt gewöhnlich, nach unten gegangen, aber übernatürlich wurden ſie bewegt, ſo daß ſie etwas anderes wollten als ſie eigentlich wollen, etwas anderes konnten als ſie können, nämlich durch Güte der göttlichen Liebe. Denn wen der Trieb der heiligen Liebe zieht, der verſteht kaum ſich ſelbſt und kann noch weniger ſich ſelbſt noch andern Rechenſchaft von ſeinen Handlungen ablegen, ſondern erhebt ſich in ſeinem Gemüth dahin, wo er über alle Reflexion weit hinaus iſt.“ Er ſchildert wie er von der himmliſchen Kraft berührt wird, als er in der Welt umherirrt: „Da ſtreckt mir Chriſtus ſeine Hand entgegen, ergreift die meinige, indem er mich ganz mit göttlichem Thau überſchüttet und nachdem er mich ſo abgewaſchen und mit himmliſchem Manna überſchüttet, erklärt er mich für den Seinigen, dem ich nun nicht ſchüchtern, wie einſt da ich in der Welt war, ſondern mit kindlichem Vertrauen zurufe: „Nimm mich Dir Jeſu mein König und entreiß mich der Welt. Sage was Du von mir willſt und gieb, daß ich könne! Befiehl, was Du willſt und gieb, daß ich gehorche, leg auf, was Du willſt und gieb, daß ich trage, übe wie Du willſt und gieb, daß ich mich bewähre, gieb was Du befiehlſt und begehre, was Du willſt, ich will nichts mehr ſeyn, Du aber damit Alles.“ Erhaben wie die epistola Diogneti ſpricht er von dem Adel der wiedergeborenen Seele: „Unſer Kind ſei der Chriſt, der in der Welt ein Fremdling, jener Sprößling des menſchlichen Elends, aber die neue wiedergeborne Kreatur der erbarmenden, zuvorkommenden Gnade, die Gegenwart duldend, nach der Zukunft ſtrebend, für die Erde nicht bloß ein Fremdling ſondern ein Geſtorbener, in keinem Stücke ſich nur anbequemend, unter den Spöttern

wie ein Ungeheuer, aber Gott eine Wonne, und durchaus ein solcher, dessen Leben nicht hinieden sondern jenseits gelebt wird, der seine Freude nicht auswendig sondern inwendig hat, der sein Wissen nicht auswendig, sondern inwendig weiß, dessen Verlangen durch nichts ausgefüllt wird, was in der Welt herrlich lautet, sondern allein gesättigt wird durch das, was keinem außer ihm bekannt."

Die vierte Abtheilung seiner Schriften befaßt die über die Kirchenorganisation und Kirchenzucht. Hieher gehört vorzugsweise sein „Theophilus" und seine arca Noae 1642.

„Mein ganzes Leben ist im vergeblichen Streben und nicht ohne Mißgunst verflossen, möge nach mir einer mit glücklicherem Erfolge auftreten. Viele waren mit mir, Arndt, Saubert, Schmid und mancher Andere: Christi Geist unterliegt indeß nicht." So ruft er in der schwermüthigen Stimmung seiner letzten Jahre, aber wenigstens seine Weissagung ist nicht ohne Erfüllung geblieben. — Have pia anima!

Hauptquellen: Die im Jahre 1642 von Andreä verfaßte und Herzog August gewidmete Selbstbiographie, lateinisch von Rheinwald 1849 herausgegeben, deutsch von Seybold 1799. — Petersen, Leben Andreä's in dem würtembergischen Repertorium der Litteratur St. I. — Hoßbach, V. Andreä und sein Zeitalter 1819. — Henke, Mittheilungen aus dem Verkehr Andreä's mit Herzog August in der „deutschen Zeitschrift" 1852. Nr. 33—35. 44.

IX. Dineſen Jerſin, Biſchof in Riepen.

(Geb. 1581, geſt. 1634.)

Einer der geistlichsten und einflußreichsten Prediger des Evangeliums in der dänischen Kirche. Er war geboren 1587, begab sich 1607 auf eine dreijährige Reise in das Ausland, kehrte 1610 nach Kopenhagen zurück und erhielt zunächst die Rektorstelle in Sorö. Er erlangte als Lehrer der klassischen Sprachen einen vorzüglichen Ruf, und eine von ihm herausgegebene lateinische Grammatik wurde bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den dänischen Schulen fast allgemein gebraucht. Er verließ diese Stelle, um aufs neue

mit einem jungen Adligen eine Reise nach Deutschland anzutreten, auf welcher er in Gießen unter dem Präsidium von Mentzer eine Disputation hielt. Nach seiner Rückkehr 1619 wurde er zum Professor der Metaphysik an der Universität ernannt. Wie es scheint genoß Jersin in Bezug auf seine religiösen Ueberzeugungen keinen günstigen Ruf. Bei der Bewerbung um das Pastorat in Kopenhagen rief der fromme Bischof Brochmand aus: „Was sollen wir mit diesem Atheisten thun?“

Ungefähr in jener Zeit muß indeß eine Sinnesänderung im Leben Jersin's eingetreten seyn — allem Anschein nach während seines Aufenthaltes in Kopenhagen, wiewohl der Vorfall, welcher dazu Anlaß gegeben, nach Sorö verlegt wird. Es wird erzählt, daß er, als Liebhaber der Musik, Abends in die Kirche zu gehen pflegte, um dort die Laute zu spielen. Eines Abends kam ihm ein, dieses auf dem Grabe des Bischofs Absalon zu thun. Dort hatte er eine Erfahrung, über welche er sich nicht erklärte, welche aber über den sonst heitern Mann eine tiefe Schwermuth verbreitete. Das gewünschte Pastorat an der großen Frauenkirche in Kopenhagen, um das er sich bewarb, wurde ihm trotz des Bedenkens von Brochmand zu Theil (1626), und hier entwickelte er nun eine überaus einflußreiche Wirksamkeit. Er war ein Mann des Gebets, der mit Gott zu ringen pflegte, der aber auch fortgehend wider geistige Anfechtungen zu kämpfen hatte. Gerade dadurch erhielten seine Predigten einen Reichthum an geistlicher Erfahrung, welcher nicht bloß einen großen Zuhörerkreis um ihn versammelte, sondern auch die Herzen von Vielen so gegen ihn aufschloß, daß sich ihm ein reiches Feld der Privatseelsorge eröffnete. Mit Brochmand, seinem Bischof, begegnete er sich nun ganz in Gesinnungen und Bestrebungen, so daß beide Männer in nächster Verbindung mit einander standen.

Im Jahre 1629 erhielt er — ebenfalls unmittelbar durch den König wie einst Brochmand — die Berufung als Bischof von Ripen in Jütland. Auch in dieser höheren und ausgedehnteren Wirkungssphäre blieb sein Ernst und Eifer sich gleich. Dieselben Vorzüge seiner Predigten, durch welche sich ihm die Herzen seiner kopenhagener Gemeinde geöffnet hatten, sammelten auch hier einen großen Zuhörerkreis um ihn, bei seinen Geistlichen drang er auf Lebensreformation, und eine erbauliche Schrift, welche er hier herausgab: „vera via vitae, der richtige Weg zum ewigen Leben 1638“

wurde für Viele ein Wegweiser zur Sinnesänderung. Auch in's Deutsche und Schwedische wurde dieses Büchlein übertragen und noch bis in's vorige Jahrhundert mit Erbauung gelesen. Außerdem gab er gegen die in den Zeiten des 30jährigen Krieges sich verbreitende Wundersucht einen Traktat heraus: „Traktat von Mirakeln, Zeichen und Offenbarungen, 1632." — Auch in diesem seinem bischöflichen Amte verließ ihn die geistliche Schwermuth nicht. Sie gab seinem ganzen Leben einen dunkeln Hintergrund und selbst seinem Umgange einen durchaus strengen und ernsten Charakter. Immer stand nur die Mahnung vor seinen Augen: „mit allem Ernst durch die enge Pforte einzudringen." Durch welche Stimmungen tiefer Trostlosigkeit er hindurchgehen mußte, zeigt die Erzählung von einem schweren Anfalle geistlicher Schwermuth während einer seiner Visitationsreisen, wobei er in seiner Herzensbeängstigung selbst den Kutscher, der ihn führte, bat, ihm einen Trostspruch aus der heiligen Schrift zuzurufen. Als der Mann das Schriftwort ihm zur Beruhigung zurief: „Also hat Gott die Welt geliebt" u. s. w., machte dieser Spruch einen so erquickenden Eindruck auf ihn, daß er sich ihn noch als Inschrift auf seinen Leichenstein setzen ließ. — Schon im fünften Jahre seiner bischöflichen Würksamkeit sollte die dänische Kirche dieses treuen Arbeiters beraubt werden. — Die Rohheit eines gemeinen Mannes auf einer seiner Visitationsreisen gab zu seinem frühen Tode die Veranlassung (1634). Ein Mann aus der Gemeinde gerieth mit ihm in einen Wortwechsel, und, ungeachtet der Bischof nur Sanftmuth entgegen setzte, steigerte sich die Leidenschaft des Bauern bis dahin, seinem Bischof eine Ohrfeige zu geben. Diese Kränkung wurde für Jersin dadurch noch empfindlicher, daß einige vom Adel sich aus Feindschaft gegen den strengen Geistlichen des Bauern annahmen und die überall ruchbar gewordene Sache bei Hofe in einem dem Bischof sehr ungünstigen Lichte darstellten. So hielt sich derselbe für genöthigt eine Reise nach der Hauptstadt zu unternehmen, um seine Sache im wahren Lichte darzustellen, doch kam er nicht weiter als bis Nyborg in Fünen, wo er in eine schwere Krankheit verfiel. Nicht nur der Ortsgeistliche unterstützte ihn aus Gottes Wort, sondern auch Bischof Michaelis aus Odense, welcher sich aus theilnehmender Verehrung zu ihm begeben. „Durch den Zuspruch des Kraftwortes: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn!" richtete Michaelis den zaghaften Geist des Ster-

benden auf. Am Tage darauf verließ ihn die Sprache; auf die Frage einer ihn beſuchenden Freundin, wie es ihm gehe, antwortete er nur noch: „Ich liege und ringe nach dem ewigen Leben.“ An demſelben Tage, am 25. Oktober 1634 beſchloß er, 47 Jahre alt, ſeine irdiſche Laufbahn.

Quelle: Pontoppidan, däniſche Kirchenhiſtorie III, S. 157.

X. Johann Joachim Schüelin, Stiftsprediger in Stuttgart.

(Geb. 1588, geſt. 1658.)

Auch in ſeinem eignen Vaterlande ſtand V. Andreä zu ſeiner Zeit nicht allein. Während unter den Gräueln des Krieges und der Zuchtloſigkeit des Hofes auf der einen Seite das chriſtliche Leben zu Grunde ging, erwuchs es andrerſeits unter der Zuchtruthe der Kriegsnöthe. Neben Andreä und zum Theil unter ſeinem Einfluſſe reiften mehrere in der Geſinnung ihm gleichſtehende Theologen heran: Chriſtoph Zeller, welchen Andreä ſich ſelbſt zum Nachfolger in Calw erbeten, ſeit 1645 ſein Nachfolger im Hofpredigeramt, Schüelin und Schübel, ſeine ſtuttgarter Collegen (ſ. Schübel) u. a.

Joh. Joach. Schüelin, geboren 1588, ſtudirte 1607 in Tübingen, trat 1609 als Vicar in das Amt, wurde 1627 Pfarrer und Dekan in Canſtadt, wo er die Kriegsnöthe zu überſtehn hatte und 1638, nachdem Andreä die ihm angebotene Stiftspredigerſtelle ausgeſchlagen, zu dieſer ernannt. Von ihm ſagt Andreä, indem er ſeine wenigen Freunde bei Hofe aufzählt, daß er ihn unter den chriſtlichen Freunden obenan ſtellen müßte, wäre ihm nur auch der Muth gegeben, öfter zum Nachtheil ſeines Privatintereſſes für das öffentliche etwas zu wagen. Dennoch erwähnt ihn Andreä bei mehreren Gelegenheiten, wie in disciplinariſchen Angelegenheiten, bei Vertheidigung des Kirchenvermögens, als ſeinen treuen Mitſtreiter. Er ſtarb 1658.

Schübel, ſein Geiſtesgenoſſe und auch ſein Leichenredner legt über ihn folgendes Zeugniß ab: „Sein Studirſtüblein war ein Oratorium, aus welchem er mit ſolchem Eifer gen Himmel ſchrie, als wolle er den Himmel durchbeten. Er hatte ſich ein ſonderbar ſchönes Gebetlein gemacht, worin begriffen die Anliegen aller Stände,

der Betrübten, Kranken, Elenden, Waiſen. Von ihm gilt, daß er mehr mit Gott als mit Menſchen geredet. Er hatte ſeine Gebete auf Pergament gezeichnet, 1) wann er zur Predigt oder in den Rath oder Canzlei gegangen, 2) wann er die heilige Schrift in die Hand nahm, um zu ſtudiren, 3) ſo oft die Glocke eine neue Stunde des Tages angezeigt. Wann er ſein Gebet verrichtet hatte, kehrte er ſich zu ſeinem Gott durch soliloquia aus Auguſtin, Anſelm, Bernhard, deren ſchönſte Gedanken er auch auf jenes Pergament geſchrieben hatte. Mit welcher Andacht hat er ſich, ſo oft er das Sakrament empfangen, mit ſeinem gekreuzigten Heiland vereinigt und ſich, wie ſeine eignen Worte lauteten, gleichſam in ihn inamorirt! Die Zeit entrinnt, wo wir reden ſollten von ſeiner heilſamen Predigten Eifer, reicher Invention, Reichthum ſeiner Materien, fließenden Beredſamkeit und ſeinen ſonderbaren Phraſes, die auch dem gemeinen Manne eingeleuchtet. — Nachdem er nächſtverwichnen Mittwoch mit guten chriſtlichen Herzen geredet, und er vielmehr ſie, als ſie ihn getröſtet, hub er ſeine Augen, Herz und Hände zu Gott im Himmel auf und ſprach: „Veni, veni, Domine, et noli tardare, komm ach du ſchöne Freudenkrone, dein wart' ich mit Verlangen!“ Das waren die letzten Worte ſeines Lebens, denn als er das Haupt darüber kaum hingelegt, gab er ſanft und ſtill in Jeſu ſeinen Geiſt auf.“

Sein theologiſches Teſtament lautete: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, deren Gutthaten an Seele und Leib ich in 70 Jahren wohl genoſſen, auch mit tiefſter Dankbarkeit erkannt und mit Jakob ſpreche: Herr ich bin viel zu gering aller Treue und Barmherzigkeit, die der Herr von meinen kindlichen Tagen an bis hieher an mir gethan, geſtalten ich denn hiemit meine Seele einig und allein aufopfre, befehle und gleichſam teſtamentsweiſe verſchreibe dieſem meinem getreuen Gotte. Gleichwie ich von Moſe und David gelernt habe zu bitten, Gott wolle mich lehren bedenken, daß es ein Ende mit mir haben muß, daß ich klug werde, recht zu glauben, gottſelig zu leben, geduldig zu leiden und ſelig zu ſterben: als haben von jenen Tagen an dieſe Klugheit der Euthanaſia mich auch wohl gelehret viele ausgeſtandene Trübſale, die mir Gott vom vierten Jahre meines Lebens an aus väterlichem Willen zugeſendet, welche mir Urſach genug gegeben, ſonderlich jetzo in meinem kümmerlichen 70jährigen Alter,

um eine ſelige Freudenfahrt zu der auserwählten Himmelsſchaar, meines Heilands Jeſu holdſeligſtes Angeſicht mit jauchzendem Freudenmuthe anzuſchaun, inſtändigſt zu bitten und um ein ſeliges Ende zu erſuchen, nicht zweifelnd, was er mir zugeſagt, er auch gewiß halten werde. Ob ich wohl ein armer Sünder bin und wegen ſowohl erblicher als unzählbarer würklicher Sünde willen der ewigen hölliſchen Verdammniß mich würdig erkenne, ſo halte ich mich doch feſt an dem theuren Verdienſt Jeſu Chriſti, meines Heilandes . . . O mein Gott, was du geſchaffen haſt, das opfre ich dir hiemit wieder auf und übergebe es dir zu eigen, es ſoll ja keines andern, wie dir zu eigen ſeyn. O Herr Jeſu, was du ſo theuer erworben haſt, ſoll ja keines andern, als dein eigen ſeyn. O Gott, heiliger Geiſt, der du durch die Wiedergeburt und Heiligung mich zu deinem Wohnungstempel geweiht haſt, und ob ich dich leider oft daraus vertrieben, durch wahre Buße im Glauben immer wieder erneut haſt, wie kann ich dir beſſer danken, als daß ich mich dir zu eigen gebe?" u. ſ. w.

Quellen: Schübels Leichenpredigt über Schüelin. — Fiſchlin, Memoriae theol. Würtemb. 1710. T. II.

XI. Joh. Saubert, Pfarrer in Nürnberg.

(Geb. 1592, geſt. 1646.)

Johann Saubert — obwohl viel weniger bekannt und genannt, als ſein berühmterer gleichnamiger Sohn, der Profeſſor in Helmſtädt — nimmt eine der erſten Stellen unter den Kirchenſäulen unſerer Periode ein.

Er gehört einer Stadt an, welche für die kirchliche Entwicklung des 17ten Jahrhunderts von großer Bedeutung. Die nürnberger Kirche, durch einige der größten Schüler Melanchthons gegründet und befeſtigt, repräſentirt im 16. Jahrhundert durchaus den humaniſtiſchen Charakter der Philippiſtiſchen Schule. Die Concordienformel war beharrlich abgelehnt worden, ſtatt ihrer wurden 12 großentheils Melanchthon'ſche Schriften als Bekenntnißſchriften angenommen. Einige Repräſentanten der altlutheriſchen Lehre erhielten ſich allerdings noch bis in den Anfang des 17ten Jahrhunderts, wiewohl unter ſtarker Befeindung. Zu ihnen gehört der Pfarrer

und Senior Joh. Schröder, ein Mann, deſſen Theologie durch den Wahlſpruch charakteriſirt wird: „Man gebe nicht die von den Vätern geſetzten termini ohne Noth auf und verſuche nicht das Elfenbein der Theologie durch die philoſophiſche Dinte glänzender zu machen.“ Der Strom der herrſchenden Theologie, wie ſie auch von der nürnberger Univerſität Altdorf gelehrt und verbreitet wurde, ging aber mit dem Philippismus. Nach dem Tode Schröders ſchreibt einer der dort noch übrigen lutheriſchen Theologen Georg König an den wittenberger Meisner 1621: „An die Stelle von Schröder iſt ein gewiſſer Pückel gekommen, deſſen Gelehrſamkeit und Orthodoxie nicht hinlänglich bekannt iſt, und der kürzlich noch zu den unterſten Diakonen gehörte. Wodurch er ſo geſtiegen, iſt nicht ſchwer zu errathen. Die nürnbergiſche Regierung geht, ohne ſich im mindeſten um die Zuſtimmung des Miniſteriums zu bekümmern, darauf aus, die Ernennungen ganz und gar für ſich zu behalten. So kommt denn ein Geſchlecht an die Spitze der Kirche, an denen man lobt, daß ſie modesti spiritus homines und nicht unruhige Köpfe ſind, ſondern fein beſcheiden und es bei einem Gleichen (beim Alten d. h. bei dem Philippismus) verbleiben laſſen.“*) Wie die Melanchthonſche Richtung in dem Maß, als ſie Schulſtreitigkeiten abhold, mehr den praktiſchen Lebensintereſſen ſich zuwandte, ſo herrſchte auch im Nürnbergiſchen eine mehr bibliſch-praktiſche Predigt des Evangeliums, wofür auch die nürnberger Kirchenordnung nebſt den angehängten Katechismuspredigten als ſchönes Zeugniß gelten kann. Die Bedeutung Sauberts für die nürnbergiſche Kirche beſteht darin, ihr die lutheriſche Lehre erhalten, zugleich aber auch während der zerrütteten Kriegszeiten einen Heerd des ernſteren, praktiſcheren Chriſtenthums begründet zu haben.

Saubert war 1592 in Altdorf geboren. Die Armuth der verwittweten Mutter nöthigte ihn das Müllerhandwerk zu ergreifen. Nach einem halben Jahre wird er von der Mutter von dem Handwerk wieder hinweggenommen und auf die Schule geſchickt. Unter Kämpfen mit der bitterſten Noth gelingt es ihm die Univerſität Altdorf zu beziehen. Allmählich fand ſich jedoch Unterſtützung, im Jahre 1611

*) Dieſe philippiſtiſche Moderation hat Scaliger im Auge, der ſchon am Anfange des Jahrhunderts urtheilt: Noriberga — ibi Lutherani mitiores (Scaligerana secunda S. 475.).

konnte er als Begleiter eines jungen Adligen nach Tübingen gehn und die Schule des frommen und treuen Hafenreffer beſuchen. Da indeß ſein Schüler in das Vaterland zurückgerufen wird, ſo begiebt ſich auch Saubert wieder nach Altdorf. Durch den ehrwürdigen Senior Schröder wird es ihm indeß möglich gemacht, Gießen zu beziehn (1614), und ſich in die Schule von Mentzer und Winkelmann, der Häupter reiner Lehre, zu begeben, und nach einiger Zeit bahnt Mentzer ihm ſogar nach Jena den Weg, um noch den Unterricht des großen Gerhard zu genießen. Doch ſchon im folgenden Jahre wurde er in ſeine Vaterſtadt zurückgerufen, wo er 1617 in Altdorf das Amt eines Veſperpredigers erhielt, zum Inſpektor der Alumnen und im Jahre 1618 zum Diakonus und Profeſſor der klaſſiſchen Sprachen ernannt wurde. Im Jahre 1628 wird er an die Lorenz-Kirche in Nürnberg berufen, 1635 erſter Pfarrer an St. Sebald.

Sein Amtsleben iſt ein fortgeſetzter Kampf ebenſoſehr für die Reinheit lutheriſcher Lehre, als für die Reinheit lutheriſchen Lebens. Rath und Geiſtlichkeit ſtanden zum größten Theil auf Seiten des Philippismus und wie es der weniger fixirte Charakter dieſer Richtung mit ſich brachte, ſo ging ſie bei Manchen auch in einen in noch weiterer Ausdehnung toleranten Humanismus über. Ihr Hauptvertreter war Georg Richter, der ausgezeichnete Gelehrte und Prokanzler der Univerſität Altdorf, welcher vor ſeinen Freunden das Geſtändniß nicht zurückhält, in der Grotiusſchen Bibelexegeſe die vollſte Befriedigung zu finden. Dieſelbe Stellung wie Nürnberg hatte Braunſchweig zur Konkordienformel und zur Ubiquitätslehre eingenommen. Als nun dort Calixt als glänzendes Geſtirn am theologiſchen Himmel aufzugehen anfing, wurde, nachdem Richter den großen Mann vergebens für Altdorf zu gewinnen verſucht, Helmſtädt für die Theologen und Juriſten Nürnbergs gleichſam die zweite Landesuniverſität. Je mehr dieſe Einflüſſe zu würken anfingen, deſto mehr löſten ſich die Bande altlutheriſcher Orthodoxie, und ein liberaler Humanismus fing an zum guten Tone zu gehören. Mit einer für jene Zeit faſt einzigen Toleranz wurde den 400 Calviniſten, welche ſich in das Nürnbergiſche gezogen, öffentlicher Gottesdienſt — wenn auch nur in der Vorſtadt — zugelaſſen, auch myſtiſcher Separatismus fand Eingang und — wenn auch nicht Duldung — doch einige Schonung. Seit dem zweiten Jahrzehnt hatte die frucht-

bringende Gesellschaft und die schlesische Dichterschule ihren Einfluß zu äußern begonnen. Auch nürnberger Patrizier wie Harsdörfer waren eifrige Mitglieder derselben. Von ihm wurde ein eigener poetischer Orden, der Schäfer- oder Blumenorden, in Nürnberg gestiftet (1644). Eine schöngeistige Richtung, zumal von der Weichheit wie diese, ist am wenigsten geneigt, strengere dogmatische Normen anzulegen, und mit theologischen Bestimmungen es genau zu nehmen. Seit 1642 hatte Nürnberg überdies an Mich. Dilherr, einem Gelehrten und Geistlichen, welcher mit seinem Einflusse bald den von Saubert bei weitem überflügelte, innerhalb der Geistlichkeit einen Vertreter jener relaxirenden Richtungen erhalten. Wir werden diesen Mann und die damaligen Zustände Nürnbergs näher kennen lernen (s. Dilherr).

Mit welchem Schmerze der Mann von altlutherischem Schrot und Korn durch solche Tendenzen um sich her erfüllt wurde, läßt sich leicht denken. Sein nächstes Bestreben war der Aufrechthaltung des strengeren lutherischen Lehrbegriffs gewidmet. Diesem Ziele galten zunächst seine Anstrengungen und Kämpfe und — nicht ganz erfolglos. Von seinen Verdiensten nach dieser Seite hin sprechen folgende Aeußerungen seines Freundes V. Andreä. „In Nürnberg, schreibt 1642 Andreä an J. Schmid, herrschte einst Philippus und Luther wurde ausgestoßen. Nach heftigen Kämpfen ist Luther endlich angenommen, obwohl bei den Mächtigen sich Philippus noch immer im Hintergrunde versteckt hält. Ich bitte euch, kommt dem bedrängten Luther, an den sich die philippistischen Mäuse machen, zu Hülfe! Richtet wenigstens den Muth unsers Saubert auf!“ „Längst wäre Nürnberg, heißt es in einem andern seiner Briefe, in einem Sektenchaos, ja im calvinistischen Kothe untergegangen, hätte nicht der Eifer der geistlichen Oberhirten es noch erhalten.“

So weit hatte die Gleichgültigkeit gegen kirchliche Normen sich verbreitet, daß von den Symbolen der nürnbergischen Kirche, den zwölf nur einzeln vorhandenen Normalbüchern einige nicht mehr aufzufinden waren, die Candidaten daher sich nicht einmal vollständig über das zu unterrichten vermochten, wozu sie sich bei ihrer Anstellung als Norm verpflichten sollten. Ueberdies befand sich unter jenen Schriften auch ein geradezu in calvinistischem Sinne abgefaßtes scriptum declaratorium. Nur nach langen Kämpfen und unter dem heftigsten Widerstande, namentlich auch von Ge. Richter, setzte Saubert es durch, daß — mit

Ausmerzung jener verdächtigen Schrift — 1644 eine Gesammtausgabe gedruckt wurde, welchen für ihn glückseligen Tag der biedere Mann mit einem conviviolum feierte. — Nicht weniger als dem Philippismus und Calvinismus galt sein Kampf dem „Weigelianismus." Freilich war dies der allgemeine injuriöse Name der Frommen, von welchem Saubert selbst nicht verschont blieb: „Ich höre, schreibt der treue und ernst gesinnte leipziger Theologe Höppfner 1642 an J. Müller, daß auch die tapfersten Streiter Christi, J. Schmid und Saubert, von dem stuttgarter Hofprediger (vergl. auch was von dem weimarer Hofprediger mitgetheilt wurde, s. S. 74.) öffentlich des Weigelianismus beschuldigt werden — natürlich deshalb, weil sie in diesem verderbten Zeitalter mit allem Ernste die Frömmigkeit zu pflanzen suchen."

Die von Saubert als Weigelianer Bezeichneten sind Separatisten — einige aus redlichem Mißmuth über die Verderbniß der Kirche, andre mit latitudinarischen Ansichten über Abendmahl, Beichte und andre Dogmen, die wenigsten mit specifisch Weigelschen Ideen.*) Der Dünkel, der sich hie und da anschloß, giebt sich in etwas späterer Zeit (1669) bei einem separatistischen Lohgerber zu erkennen, welcher sich im Pfarrhause zur Unterredung zu stellen weigert, „weil er die Sorge eines Pfarrers für seine Seele nicht bedürfe und sein Schaaf nicht seyn wolle."**) Wir werden ein schönes Beispiel eines nürnberger Predigers kennen lernen, welcher diesen Verirrten in Liebe nachzugehen weiß (s. Rath). Saubert verlangt mit Strenge das Einschreiten des Senats. Er schreibt 1641 an J. Schmid: „Möchten deine Briefe an D. Fezer (den Bürgermeister) endlich bewürken, daß der Rath unsre Weigelianer vor das geistliche Ministerium stellte, um über ihre Irrthümer Rechenschaft abzulegen: man würde nichts hören, als eigne subjektive Auslegungen, die Leugnung der theologischen Grundlagen, keine Analogie des Glaubens, keine rechte Theilung der Schrift.

*) Die auch schon zu Weigel's Zeit hie und da auftauchenden Separatisten hat dieser, obwohl selbst im kirchlichen Amte stehend, in zwei im ms. hinterlaßenen Schriften in Schutz genommen: „Wichtige Ursachen, warum viele fromme Christen es nicht mit dem äußerlichen Gebrauch der Sakramente halten," und „Summarium über die vom Stillstand beim Brauch der Sakramente u. s. w." s. J. H. Hilliger de vita, fatis et scriptis Val. Weigelii. S. 23.

**) Visitationsakten von 1669 in der nürnberger Stadtbibliothek.

elcher Verständige ſollte nicht unmuthig werden bei ſo viel Ver-
mdungen gegen unſern geheiligten Stand!“

Was Saubert damals gewünſcht, erlangte er drei Jahre
iter: 1643 wurde die Vorladung der Sektirer vor das Miniſte-
ium angeordnet, worüber uns die Akten vorliegen.*) Einige
ittheilungen daraus werden zur Beurtheilung der Anträge Sau-
ts dienen — auch zur Begründung des Urtheils über dieſe ſo-
annten Weigelianer. Den vier vor das Miniſterium geladenen
ten — der Mehrzahl nach Niederländer von Abkunft — wird
gegeben, noch vor dem Verhör die Auguſtana und den Katechis-
s durchzuleſen und etwaige Bedenken mit einem der Stadtgeiſt-
en zu beſprechen. Als ſie ſich nun geſtellt, antwortet auf die
age, ob er ſich zur augsburgiſchen Confeſſion bekenne, der erſte
er ihnen, Pfaff: „er ſei vor einiger Zeit von ſeinem Beicht-
er in der Kirchen abgeſchafft worden (d. i. excommunicirt)
d bekenne ſich ſeitdem nicht mehr zur lutheriſchen Religion.“ Auf
Frage, was er von dem Katechismus Lutheri halte, antwortete
„er verwerfe deſſelben nicht, denn er bete das Vaterunſer, den
uben und die zehn Gebote und alles andre, wie wir Lutheriſchen,
läſe auch das A. und N. T., postillam und andre Bücher Lutheri,
vermahne auch täglich die Seinigen, daß ſie ihres Gottesdienſtes
ißig abwarten ſollten, und halte ſie getreulich dazu an, gehe auch
ſt fleißig in die Predigten. Auch wenn er ſterbe, ſterbe er einzig
d allein auf das Verdienſt des Leidens Jeſu Chriſti.“ Der zweite,
Petul de Coſtarte erklärt, noch nicht die Zeit zum abermaligen
ſchleſen der Confeſſion und des Katechismus gefunden zu haben,
ſhalb er darüber nicht Rede ſtehen könne — ſein Bruder dagegen,
er mit beiden nicht übereinſtimmen könne und das Abendmahl
ſtehe er von geiſtlicher Nießung. Der dreiſteſte von ihnen iſt
vierte Van der Houven. Er erklärt, mit der Augustana
s zu thun zu haben, da ſie nur verdamme, er aber niemanden
damme, den Katechismus habe er ſchon vor 40 Jahren aus-
dig gelernt, „könne aber ſein Chriſtenthum darauf nicht genugſam

*) In der halleſchen Univerſitätsbibliothek befindet ſich in 2 B. eine Samm-
lung nürnbergiſcher kirchlicher Dokumente von dem nürnberger Senior Joh. Fa-
tius zuſammengetragen. Sie enthalten auch zur ältern Kirchengeſchichte ſehr-
je Beiträge: aus ihnen ſind die obigen Mittheilungen geſchöpft.

gründen, im N. T. finde er einen weit größern Schatz, daraus er ſich erbaue und informire, er habe an zwei Geiſtliche die Bitte gerichtet, das N. T. vom erſten bis zum letzten Kapitel mit ihm durchzugehn und ihn darin zu unterrichten, mit welchem Wunſche er jedoch abgewieſen worden ſei, welches zeige, wie wenig es den Seelſorgern mit ihrem vorgeblichen Eifer für die einzelne Seele Ernſt ſei. Zum heiligen Abendmahl begehre er nicht eher zu gehn, es ſei denn, daß man ihm zuvor die Kirche Chriſti weiſe, denn die hieſige ſei eine lutheriſche.“ Der Endſpruch Sauberts nach dieſen Erklärungen geht dahin: der Senat möge verhüten, daß die in der Lehre zwar noch reine, aber durch Ungehorſam gegen die Lehre ziemlich verunreinigte und befleckte Kirche nicht folgends auch zu einer unreinen Lehre möchte gebracht werden. So möge denn der Rath mit dieſen halsſtarrigen Sektirern laut des ſchon ergangenen Erlaſſes verfahren. In dieſem Sinne richtet ſich denn auch unter dem 20. Septbr. 1643 das ganze Miniſterium an den Senat und bittet noch inſonderheit, das nicht in's Gewicht fallen zu laſſen, daß etliche von den Angeſchuldigten ſich der politiſchen merita rühmten, welche ſie durch Tragung ſchwerer onera um die Stadt gehabt hätten. — Was dagegen Sauberts Urtheil über Arndt betrifft, auf welchen, wie angegeben wird, jene Weigelianer ſich beriefen, ſo urtheilt Saubert mit derſelben Nachſicht wie überhaupt die frömmeren Theologen der Zeit. Und ſelbſt über zwei der verrufenſten Ankläger der Verderbniß der damaligen Geiſtlichkeit und Kirche ſpricht er ſich mit ſchonender Mäßigung aus. Er hatte ſich ſelbſt auf der Kanzel des Zeugniſſes einer der erſten Schriften Hoburgs über die Verderbniß der Kirche bedient und ſah ſich genöthigt, zu ſeiner Vertheidigung die Schrift herauszugeben: „Wohlgemeintes Bedenken, wie die Büchlein Hoburgs „Verwirrter deutſcher Krieg,“ „Deutſch-evangeliſches Judenthum,“ und die Schrift Bernh. Baumann's „Vom deutſchen, evangeliſchen verderblichen Chriſtenthum“ recht zu erklären und ohne Anſtoß zu leſen, in einem Sendſchreiben an einen Freund und in einer Weihnachtspredigt eröffnet 1646.“ Von der erſteren Schrift Hoburgs ſagt er: „Wenn derſelbe ſeine Bücher durch und durch ſo verſtanden wiſſen wolle, wie er S. 21 ausſpricht: „daß ich keinen Stand, auch nicht die Lehre, wie ſie getrieben wird, angreife, ſondern einzig und allein deren praxin,“ ſo hat es, unangeſehn, daß an etlichen Orten härtere, weitergreifende Worte gefallen, ſeine ge-

weisten Wege." „Baumann, fährt er fort, hat ein solches Bekenntniß nicht abgelegt, aber wenigstens gesagt, daß er nicht der widrigen Religion Partei nehmen wolle."

Der andere Theil von Sauberts Lebensaufgabe ist die Herstellung einer strengeren Kirchenzucht, wie dieselbe auch von den lutherischen Kirchenordnungen gefordert, aber in wenigen Kirchen und nur zeitweilig durchgesetzt worden. Es war nicht bloß die Säumigkeit der Geistlichen, welche hindernd entgegentrat, sondern noch viel mehr die Cäsareopapie der Obrigkeit. Was die treuen Kirchendiener verlangten, war nämlich nicht sowohl die polizeiliche Sittenzucht, an der es freilich während der Kriegsjahre ebenfalls gebrach, sondern die eigentliche Kirchenzucht, das Recht der kirchlichen Ausschließung. Die unverkümmerte Ausübung dieses Rechts der Geistlichkeit zuzugestehn, nahm aus Befürchtung hierarchischer Uebergriffe die Obrigkeit vieler protestantischen Länder, in Dänemark, Würtemberg, Brandenburg u. a. Anstand, und nirgend mehr als in den Reichsstädten, wo, wie Gerhard in einem Briefe an seinen Freund A. Keßler ausspricht, die Cäsareopapie vor allem zu Hause, weshalb ihm auch die Berufung seines Freundes nach der Reichsstadt Schweinfurt Besorgnisse einflößt. Auch in Nürnberg stand nun die Kirche in viel größerer Abhängigkeit von dem weltlichen Regiment als anderswo: nicht einmal die geistlichen Immunitäten waren ihnen zugestanden. Eifersüchtig auf seine obrigkeitlichen Rechte hatte Nürnberg, wie Hamburg, Frankfurt, Danzig die Superintendentenwürde abgeschafft und dem Ministerium, welches ohnedies noch Scholarchen als Vertreter des Magistrats zur Seite hatte, nur das Petitionsrecht gelassen; eine kirchliche Bestrafung durch Exkommunikation wurde neben der obrigkeitlichen nicht rathsam gefunden, von der obrigkeitlichen aber war in vielen Fällen die Loskaufung durch Geldstrafe zu erlangen. Einen traurigen Blick in diese Mißstände läßt uns folgendes von Saubert verfaßte Gutachten der Prediger von 1640 an den Senat thun.*) Es habe, heißt es hier, die Obrigkeit die Meinung der Prediger verlangt, ob es gut sei, am nächsten Aschermittwoch einen Bußtag zu feiern, sie aber seien in Sorge, daß sowie vordem diese Buße in Aergerniß vor

*) Riederer, Nachrichten zur Kirchen-, Gelehrten- und Büchergeschichte. I. 1764.

Gott ausschlagen werde, wegen des grausamen Fluchens, Fressens, Saufens, in übrigen Hochzeiten, Trennung von Ehegenossen: „nun werden wir Prediger — fahren sie fort — mit unserm Predigen und Reden ohne Abstellung der erwähnten Sünden ein Geringes ausrichten. Wir sind hiezu viel zu wenig, den notorie verrufenen Sündern mit ernsthaftiger Vermahnung etwas Einhalt zu thun, weil sie uns auf's stärkste in solchen Fällen despiciren, verlachen und verachten, was in keiner evangelischen Partikularkirche jemals erhört worden, denn als den 14. Juni 1639 uns von Fluchern und Verächtern des Predigtamtes obrigkeitswegen befohlen worden, vor und in die Collegia zu erfordern, ist doch fast keiner erschienen, sondern haben die allerschimpflichsten Worte uns zuentbieten lassen, worunter einer, der nun in die 28 Jahre nicht zum Tische des Herrn gegangen, und uns sagen lassen: wenn wir Geld haben, sollen wir kommen und kaufen, sonst frage er nicht im geringsten nach uns. Ein andrer Flucher hat uns lassen anzeigen: er käme nicht, wolle lieber auf den Thurm gehen, als mit uns zu thun haben, dahet wir haben die Seele in Geduld fassen und es allein Gott im Herzen klagen können . . . Bei etlichen thut durchaus Schärfung der Straf und Ausschluß von der Kirche noth. Was hat z. B. der Thurm bisher bei dem abscheulichen Säufer und Gotteslästerer, dem Krötenmüller gewürkt, der, so oft er wieder herabgekommen, aus lauter Verwegenheit weit schrecklicher Gott gelästert als zuvor, da er zehnmal würdig gewesen wäre, daß man ihn andern zum Abscheu vor die Kirche gestellt, ja die Zunge entzwei geschnitten hätte!"

Ueber die Cäsareopapie seiner Vaterstadt schüttet Saubert vielfach seine Klagen an Andreä aus, welcher auch aus eben diesem Grunde Bedenken trug, die ihm dringend angetragene Stelle in Nürnberg anzunehmen, und Joh. Müller, der hamburger Senior, tauscht wieder mit Saubert darüber seine Klagen aus: „Einst blühte im Papismus die Papokaisarie, als laustige Mönche den Staat mit Füßen traten, jetzt dagegen richtet die Kaiserpapie die Kirche zu Grunde, indem die Politiker die Herrschaft über die Kirchendiener sich anmaßen. O daß Gott einen Constantin oder Karl den Großen erweckte, unter dessen Leitung und Schutz die unterdrückte Kirche wieder aufleben könnte!" Die

Hauptſtütze für ſeine cäſareopapiſtiſchen Anmaßungen fand der Rath, wie es Saubert wenigſtens darſtellt, in Dilherrs Connivenz und Menſchengefälligkeit (vgl. Dilherr). „Hier iſt, ſchreibt er 1647 im Unmuthe an Schmid, alle Kirchenzucht abgeſchafft, von welcher wir wenn auch nur einen Schatten beſaßen, alle Privatconvente des Miniſteriums aufgehoben, die Collegen getrennt, die Erbauung ſo gut wie aufgehoben, welches Unglück wir allzumal nur einem einzigen Menſchen verdanken, jenem politiſchen Theologen, welcher das Verderben der Stadt und der Kirche iſt.“ Ueberaus ſchwer müſſen die Kämpfe geweſen ſeyn, welche Saubert nach beiden Seiten des kirchlichen Intereſſes hin zu beſtehen hatte. „Ich erſtaune, äußert Schmid 1664 theilnehmend gegen ſeinen Freund, über die Angriffe des Feindes auch gegen dich, gegen dich, der uns alle (ich ſchmeichle nicht) an Frömmigkeit, Weisheit und Mäßigung übertrifft. Das iſt aber die Art jener Kinder Ahitophels, welche jetzt allmählich an den Höfen, in den Magiſtraten, in den öffentlichen Angelegenheiten das Alpha und Omega bilden!“

In der That ſcheint es, daß in dieſen Kämpfen von den nürnberger Patriziern nur ſehr wenige auf Sauberts Seite ſtanden. Von Andreä wird nur Conrad Baier genannt; noch einen andern, welcher zur Herausgabe der Normalbücher beſonders behülflich geweſen, nennt Saubert ſelbſt. Unter ſeinen Collegen hatte er beſonders ſeinen Chriſtoph Leibnitz zur Seite (ſ. Leibnitz), demnächſt Piggel und Riederer, in der Gemeinde namentlich den ehrwürdigen Kreis adliger Emigranten aus Oeſterreich, welche damals wohlhabend und geehrt in Nürnberg lebten. Zu ihnen ſtand Saubert wie Andreä im Verhältniſſe vertrauten Umgangs (ſ. v. Rägknitz). Deſto größer war die Zahl ſeiner Gönner und Verehrer im Auslande. Es gehörten in der Nähe und in der Ferne alle dazu, welchen damals die innerliche Beſſerung der Kirche am Herzen lag; von ſolchen nennt Andreä als ſeine Correſpondenten: Gerhard, Höe, Höppfner in Leipzig, Meyfart, Daniel Dilger in Danzig, Keßler in Schweinfurt, J. Schmid in Straßburg, Schleuppner in Hof, Walther in Celle, Hirſch in Eisleben, Meisner in Wittenberg, Lälius in Ansbach, ſelbſt der ferne Joh. Schröder in Roſtock befindet ſich darunter — wie muß man über dieſen Zuſammenhang der Gleichgeſinnten erſtaunen in während Kriegszeiten und bei mangelhaften Communikations-

mitteln! Dazu kamen die drei für das kirchliche Intereſſe mehr oder weniger erwärmten lutheriſchen Fürſten: Herzog Ernſt von Gotha, Georg von Darmſtadt und Auguſt von Braunſchweig. Dem letzteren widmet noch nach Sauberts Tode in dankbarer Erinnerung der dem Verſtorbenen erwieſenen Huld die Wittwe die unter dem Titel „Gemäldepoſtille" erſchienene Predigtſammlung. Auch andern berühmten Namen außer den genannten begegnet man unter den Correſpondenten: die ſächſiſchen Geheimeräthe v. Metſch und v. Frieſen, Hülſemann, Dorſche, Weller u. a.

Was Saubert mit ſolcher Herzensangelegenheit für ſeine eigene Stadt zu erringen ſuchte, das fühlte er ſich gedrungen, auch dem übrigen Deutſchland an's Herz zu legen. Geſchirmt durch vorgedruckte zuſtimmende Zeugniſſe namhafter Theologen, Gerhard, Dietrich in Ulm, J. Schmid, V. Andreä u. ſ. w. gab er 1633 das „Zuchtbüchlein der evang. Kirche" heraus. Hier zeigte er in einem erſten Theile das Recht der Kirchenzucht aus der heiligen Schrift und den ſymboliſchen Büchern, in einem zweiten widerlegte er die dagegen erhobenen Einwürfe. Eine andere Schrift mit vorſichtig gewähltem Titel richtet ihre Angriffe gegen die Vernachläſſigung der praktiſch-chriſtlichen Intereſſen: „Pſychopharmakum, Seelenarzenei für die Lutheriſchen und Papiſten, ob, wenn wir die Papiſten zu unſerer Religion bewegen wollen, nöthiger ſei unſer Disputiren oder die Beſſerung unſeres Lebens 1636." Selbſt ein Mann wie Höe giebt dazu in einem Schreiben ſeine Beiſtimmung, ohne jedoch bei dieſer Beſſerung an etwas anderes zu denken als an die ſtrengere polizeiliche Zucht; „möchte, ſchreibt er, o möchte der weltliche Arm das fromme Streben der Theologen unterſtützen!" Die theilweiſe Zuchtloſigkeit des Predigerſtandes ſtellt Saubert in Beiſpielen dar, wie folgende: „Mancher liegt noch im Bett, wann er in der Kirche aufwarten und die Epiſtel leſen ſoll, kann das Evangelium nicht recht leſen, weil er den Rauſch nicht ausgeſchlafen hat. Wann er des Sonntags zu Mittag predigen ſoll, bleibt er bei der Geſellſchaft ſitzen, bis es bald Zeit, daß er auf den Predigtſtuhl treten ſoll, macht darnach ein Dicentes her, daß es Gott erbarmen möchte" (S. 106). Auch für die Zuchtloſigkeit des jungen Volkes auf Univerſitäten verlangt er Abhülfe. Es wurde anderwärts erwähnt, wie, während der eine Theil der Kirche dieſe Zeugniſſe mit Dankbarkeit begrüßte, auf der andern Seite Saubert die Vorwürfe des

eigelianismus und Fanatismus auf sich zog (s. Herzog Ernst). —
finde nur noch Erwähnung, daß auch in mehreren, in eine An-
l Gesangbücher aufgenommenen geistlichen Liedern Saubert der
che ein Andenken hinterlassen hat. Das eine derselben: „Ach
sehnlich wart ich der Zeit," wurde von ihm unter dem Angst-
töhn, welches ihm fürchterliche Steinschmerzen auspreßte, ab-
aßt.

Die unermüdeten Kämpfe nach Außen sind nämlich von diesem
reiter des Herrn nur unter der Folter der schmerzhaftesten Krank-
tsleiden geführt worden. Man fand bei seinem Tode einen Blasenstein
ihm von 20 Loth Gewicht. Man begreift die Größe des schmerz-
llen Leidens. „Ich danke dir, schreibt er 1639 an Schmid, für
ne Fürbitten bei Gott, welcher meine unglaublichen Schmerzen
dert, daß ich, wenn auch langsamen Schrittes, zu meinen öffent-
en Arbeiten zurückkehren kann." „Wiederum, schreibt er 5 Jahre
iter, hat mich meine Krankheit von der öffentlichen Thätigkeit
sgeschlossen, während welcher ich mit den außerordentlichsten
hmerzen mehrerer zusammentreffender Leiden, Stein, Podagra und
lik zu kämpfen hatte." Und ein Jahr vor seinem Tode 1645 an
akonus Dilligen in Coburg: „Seit einigen Wochen haben
ch Podagra, Stein und Kolik an's Bett gefesselt. Giebt es
was Schwereres, als diese drei Plagegeister? Ich habe in meiner
ugend Gott oft angerufen, er wolle mir auf der Welt die Hölle
d dort den Himmel geben. Wohl! ich werde erhört, Gott läßt
ch die Hölle wohl versuchen, an allerhand Anfechtung ist kein
angel, und da ich nicht Gott zum Trost hätte, müßte ich aus der
ut fahren." Nach vielen Leiden starb Saubert den 6. Nov.
46, nachdem er noch im Hinblick auf seine Ausgabe der Nor-
lbücher insbesondere dafür Gott inbrünstig gedankt, daß wegen
rechten, ungeänderten augsburgischen Confession in der nürn-
ger Kirche kein Zweifel mehr übrig sei.

Hauptquellen: V. Andreä, umbra Sauberti, 1647.
Will, nürnberger Gelehrtenlexikon. — Würfel, Lebensbe-
reibungen der Prediger zu St. Sebald, 1756. S. 18. — Epp.
Saubertum cod. ms. Hamb. — Epp. ad J. Schmidium II.
d. ms. Hamb.

XII. Arnold Mengering, zuletzt Superintendent in Halle.

(Geb. 1596, geſt. 1646.)

Mengering, der berühmte Strafprediger ſeiner Zeit, war 1596 in Halle geboren, wo ſein Vater, ein niederländiſcher Kaufmann, welcher bei Alba's Verfolgung ſeinen Wohlſtand ſeinem Glauben zum Opfer gebracht, ſich als Flüchtling niedergelaſſen hatte. Hier empfing er unter Evenius ſeine Gymnaſialbildung und ſtudirte hierauf vier Jahr in Wittenberg, wo es der ehrwürdige Franz war (ſ. Franz), dem er ſich beſonders anſchloß. Quem virum, ſchreibt er, dum cogito, ideam accuratissimi et pientissimi theologi intueor. Im J. 1616 geht er nach Jena und wird dort Tiſchgenoß des ſtreng orthodoxen Major. Nach einigen untergeordneten Beamtungen wird er 1627 zum Domprediger in Halle berufen, bei der Occupation der Domkirche durch die Katholiken 1630 wird er jedoch entlaſſen und ſieht ſich genöthigt, ſich nach Bitterfeld in der Nähe von Halle zu begeben, wo er, in großer Dürftigkeit, mit Weib und Kind ein Jahr lang ſich durchzubringen ſucht. 1631 erhält er indeß den Ruf als dritter Hofprediger nach Dresden, wird von dort 1635 als Hofprediger nach Altenburg berufen und verläßt wiederum Altenburg 1640, um dem Rufe nach Halle, ſeiner Vaterſtadt zu folgen, als Paſtor an der Hauptkirche und Superintendent. Er genoß bei ſeiner Gemeinde ein großes Vertrauen und ſtarb im 50. Lebensjahre 1646.

Ging damals die Predigt der Meiſten nur darauf aus, Sündenvergebung zu ſpenden und die erſchrockenen Gewiſſen zu beruhigen — gleichviel ob ſolche in der Gemeinde vorhanden waren oder nicht — ſo gab es auf der andern Seite auch Polterer, welche nur die groben Laſter abſtraften, ohne auf den Quell hinzuweiſen, aus welchem die chriſtliche Tugend quellen ſoll. Zwiſchen jenen Predigern des Maulglaubens und dieſen Predigern einer Polizeimoral ſtand in der Mitte eine Anzahl Männer, welche zwar vorzugsweiſe im Moſes- und Eliasfeuer die Laſter zu ſtrafen ſich zur Aufgabe machen, dabei aber doch auch wenigſtens dann und wann auf den hinzuweiſen nicht vergeſſen, deſſen Geiſt alle guten Werke treiben muß. Zu dieſen iſt Mengering zu zählen. Seine ganze asketiſche Thätigkeit iſt auf das Gewiſſen und die Buße gerichtet. Alle Verderbniß der Zeit nämlich,

wie er in der Vorrede zu seinem Informatorium sagt, kommt nur aus der fehlenden Buße her, zur „würklichen Buße aber gehört die conscientia.“ So hat er denn in Altenburg als Hofprädikant drei Jahre lang in den Predigten über die Sonntagsevangelien nur vom Gewissen gepredigt, und zwar 1) wie er sich ausdrückt, suscitando, um die Gewissen zu erwecken, 2) refocillando, das Sündenelend zu erwecken und den Trost darin nachzuweisen, 3) informando conscientias. Bei dem ersten Predigtkursus lag der Inhalt seines scrutinium conscientiae zu Grunde, welches damals dem Drucke nahe war, aus dem zweiten und dritten erwuchsen seine Schriften: Informatorium conscientiae, evangelisches Gewissensrecht, Rath und Unterricht 1644, und sein refectorium conscientiae, die evangelische Gewissensruhe 1647. Im J. 1638 war auch das kurzgefaßte suscitabulum conscientiae, der Gewissenswecker, von ihm erschienen, außerdem noch Bußschriften über einzelne Gebrechen der verwahrlosten Zeit: in Dresden giebt er 1631 heraus: Kriegsbelial oder Soldatenteufel, nach Gottes Wort und gemeinem Lauf der Zeit beschrieben; 1633 prophetischer Buß-, Andacht- und Trostspiegel, 1639 der schändliche ungerechte Quartiermeister gegenwärtiger verzweifelter Zeiten, 1644 ein Eidbüchlein u. a. In diesen Büchern liegt nun ein köstlicher Schatz christlich-moralischer Wahrheiten, eine Fundgrube lutherischer Pastoralweisheit, besonders auch durch Ausbeutung der Perlen pastoraler Weisheit aus Chemnitz, Selnecker, Sarcerius, Dedekenn und andern alten Lehrern. Auch bricht besonders in dem scrutinium das priesterliche Herz, das der Mann in sich getragen, öfter auf ergreifende Weise durch.

Mengering giebt in der Vorrede zu seinem scrutinium die „unverdächtigen“ Theologen an, die er zu seiner Schrift benutzt hat, eifert mit dem großen Haufen gegen „das Gespei und Gespött der Calvinisten“, erklärt auch in allem dem Urtheil seiner Kirche sich zu unterwerfen. Doch hielt er es auch nicht mit jenen Mückenseigern, die schon vor jedem schiefen Dippelchen über dem J erschracken. Er benutzt Arndt und Tauler und scheut sich auch nicht, Calvinisten wie Alstedt, Zepper, Hemming als Autoritäten anzuführen. Ja er läßt sich wohl auch einmal durch seinen Geisteseifer von dem schmalsten Fußstege strikter lutherischer Observanz abziehen. Mit evangelischem Eliasfeuer schleudert er die Frage in die Gewissen der evangelischen Geistlichen (S. 1351): „Ob du

rein von aller deiner Zuhörer Blut, dergestalt, daß du keinem derselben den Rath Gottes vorenthalten, daß du auch die geringste Person deiner Seelenpflege absonderlich in Acht genommen, derselben Buße, Bekehrung und Seligkeit dir mit allem Ernst angelegen seyn lassen?" und fährt fort: „Ich wollte, daß diese Frage mit rothem Zinnober möchte gedruckt werden. Ja ich möchte wünschen, daß sie mit güldenen Buchstaben in allen Studir-Stüblein und Bet-Kämmerlein möchte angeschrieben, ja daß sie möchte mit eisernen Griffeln und spitzigen Demanten auf die Tafel der Herzen aller Seelsorger und Pfarrherrn gegraben werden, damit sie nimmermehr solche Frage und Gewissenrufe ließen aus den Augen, Sinn, Herzen und Gedanken kommen"... Nicht nur die eingepfarrten Herren und Frauen, die in dieser und jener Gassen wohnen, hausen und herbergen, sondern auch ihre Kinder klein und groß, Söhne und Töchter, ihre Gesinde, Knechte und Mägde, denen allen und einem jeden insonderheit, sowohl privatim als publice soll und muß man allen den Rath Gottes von ihrer Seligkeit ankündigen, einpredigen und fürstellen." Nachdem er goldene Worte aus Chemnitz' Postille und dem alten geistesinbrünstigen Simon Musäus*) vorgehalten, verlangt er weiterhin (S. 1364) nicht bloß die Katechismusfrage an die einzelnen von Predigtstuhl herab, nicht bloß den Gewissenszuspruch im Beichtstuhl, sondern auch 1) die citationes et convocationes ad aedes parochiales; 2) die ecclesiasticae visitationes et domesticae compellationes, „welche sollten billig von der Kirchen angeordnet und in fleißiger Observanz gehalten werden," und hierbei scheut er sich nun auch nicht, den reformirten Theologen Alstedt theol. proph. S. 948 zu citiren. Eindringend legt er dem Geistlichen nach Apg. 20, 31 an's Herz, daß wer die Eine Seele nicht von Herzen meint und zu erhalten sucht und im Geringen nicht treu ist, auch nimmermehr die ganze Kirche von Herzen meinen und zu erhalten suchen kann. „Es bilde ihm kein Prediger ein — so schließt er mit den Worten von Musäus —, daß er für Gott entschuldigt seyn könne, sondern halte es für das allergewisseste, daß so lange er noch ein einig Mittel übrig hat, dadurch des Irrenden und Gefallnen Seele kann und

*) Geb. 1532 in Mansfeld.

mag geſucht werden, er vor Gott und ſeinem Gewiſſen nimmermehr entſchuldigt ſeyn kann.“ Der lutheriſchen allgemeinen Theorie und Praxis entſprach indeß dieſe visitatio domestica nicht; nur in wenigen Landeskirchen waren ſie eine Zeitlang üblich, im Elſaß, Oberheſſen, Frankfurt, Mecklenburg und Holſtein. Die angeſehenſten Theologen, wie Gerhard (Harm. ev. c. 187), glaubten ſich zur Widerlegung auf Joh. 18, 20 berufen zu dürfen — der Beichtſtuhl ſollte ſie erſetzen und konnte es auch bei einem wohlgeordneten beichtväterlichen Verhältniſſe. Zwanzig Jahr ſpäter, im Informatorium, iſt Mengering daher auch bedenklich geworden und der Ausbruch ſeiner Liebesglut hat ſich gemäßigt. Hier wirft er S. 570 die Frage auf: „Ob ein Prediger vermöge ſeines Hirtenamtes allen und jeden zu Hauſe und Hof nachzulaufen und zu nahen im Gewiſſen verbunden ſei, wie etliche Irrgeiſter vorgeben?“ worauf er antwortet: „Nun wäre das wohl fein, daß es allenthalben ſo ſeyn könnte, aber die Welt kann's nicht leiden, ſo haben deſſen Prediger kein Befehl noch Exempel an Chriſto und ſeinen Apoſteln. Ergo, ſo wird's wohl bleiben, es wäre denn Sache, daß eines Landes chriſtliche hohe Obrigkeit mit Zuziehung der Kirchenglieder ein ſolch exercitium juris episcopalis anordneten. So wird es eine Nothwendigkeit ſeyn ex decreto et constitutione ecclesiae. Ecclesia aber iſt nicht scriptura, nicht Christi et Apostolorum canonicum mandatum (!).“

Vernehmen wir aus dem scrutinium noch einige andre der brennenden Gewiſſensfragen an die Diener der Kirche. Die zehnte über das Predigtamt nach der Haustafel lautet: „Ob du ohne Noth und Urſach, ohne Nutz und Erbauung der Kirchen dein Dienſt und Stelle geändert, oder zu mutiren gedacht, begehret, geſucht und vorgenommen?“ Dazu lautet die Erklärung: „Hierin kannſt du, lieber Freund, leicht verſtoßen und dein Gewiſſen verletzen und beſchweren, wo du nicht nach allen Zu- und Umſtänden behutſam, bedachtſam und vorſichtig mit ſolchen Veränderungen verfähreſt. Denn erſtens, ſo iſt's gewiſſensrührig und unverantwortlich: 1) Si fiat ex mala intentione, nämlich alſo, daß du den Dorn aus deinem Fuß ziehen und einem andern in ſeinen ſtecken wolleſt. Als da manche bei einfallenden Religionsverfolgungen ziemlich ungewiß und auf der Schaukel ſitzen, ſein wegen ihrer Probſteien, Dom-

prädikaturen, Kloſter-Pfarrern u. ſ. w. die nächſten zum Sprunge. Da denken die Herren: Rede mir nicht, daß ich's erwarten ſoll. Ich will ſehen, daß ich dafür in ein ander wärmer, feſter und ſichrer Neſt komme, ſchlägt denn hie und da an, gebraucht ſich fürſtlicher Perſonen, Hofräthe und andrer großen Leute commendativ und intercessionale, daß er deſto eher fortkommt, und hilft dafür einen andern guten ehrlichen Mann hinein ſtecken und an die Spitze ſtellen. Wie theologiſch das gehandelt ſei und wie gewiſſengeruhlich, wird Gott am beſten wiſſen. Lieber, warum bleiben ſolche muthigen Helden nicht ſelbſt ſo lange vorn in der Heer-Spitze?" „Ob du auch, lautet die 12. Gewiſſensfrage, bei deiner Ordination in Demuth und Furcht Gottes recht gründlich beherziget und erwogen, was für ein theures, ſchweres und gefährliches Amt dir zu deiner höchſten Verantwortung auf deiner Seelen Segen oder Fluch auferlegt und anvertrauet worden?" Dazu die Erklärung: „Ach es denken manche, wenn es nur ſo weit kommen, daß ihnen die Hände aufgelegt werden, und ſie in die Harzkappe kriechen, ſo iſt's nunmehr wohlbeſtellt und ausgerichtet. Sie laſſen nun die Vöglein ſorgen. Aber dafür ſollten ſie billig bedenken und mit rechtem Ernſt und Andacht erwägen, daß ſie zu Wächtern über Gottes Volk geſetzt worden, daß ihnen die Gemeine befohlen, welche Gott erlöſet hat mit ſeinem Blute, daß ſie für ſo viel Hundert, ja oft mehr als tauſend Seelen zu wachen und Antwort zu geben haben, daß dieſer Aller Blut einmal von ihren Händen ſoll gefordert werden." Ja es ſollte ein angehender junger Prediger mit Bernhardo ſagen: „Wehe mir, daß ich geſprochen habe, denn ich bin ein Mann von unreinen Lippen. O wie viel eitle und unreine Worte ſind durch dieſen Mund gegangen, der nun Gottes Wort ausſprechen ſoll. O daß mir vom himmliſchen Altar nicht bloß eine Kohle, ſondern eine Feuerflamme herabkäme, die meinen Mund reinigte!" An die Prediger lautet die 13. Gewiſſensfrage: „Ob ſie ſich auch der Gemeinde wider ihren Willen haben aufdrängen laſſen?" und an die Collatoren die 6.: „ob ſie ſich deſſen unterfangen haben?" Denn „darin verſehn es manche, die große domini ſeyn wollen, daß ſie meinen, ſie wollen's mit ihrer hohen Autorität wohl durchtreiben, vociren in's Gelag und fragen nicht nach der Gemeinde gegen Bericht, Erklärung und Nothdurft . . Die Gemeinde muß mit der Perſon auch zufrieden ſeyn und das Herz zu ihm

haben, daß ſie ihre Seelen in ihre Pflege befehlen und vertrauen mögen." — Unter den Gewiſſensfragen nach dem 2. Artikel findet ſich die: „Ob du das Leiden Chriſti je recht betrachtet und erwogen?" und daran werden aus Luther neun vortreffliche Ermahnungen geknüpft. Die 39. Gewiſſensfrage über den 3. Artikel: „Ob du an das hölliſche Feuer oft gedacht und die ewige Verdammniß dir tief zu Sinne gegangen? Wenn alle Waſſer Dinten wären, wenn alle Bäume und Sträucherlein Federn wären, wenn alle Sternen Schreiber wären, wenn Himmel und Erde Papier wären, ſo könnte doch nicht genug beſchrieben werden die Schmerz und Pein der Höllen. Ja wenn auch gleich noch über das alle Gräslein und Blümlein in der weiten breiten Welt Zungen wären, ſo möchte ſie nicht ausgeredet und ausgeſprochen werden, allermaßen im Gegentheil die lieben Alten auch von der unausſprechlichen Freude und Wonne des ewigen Lebens haben zu reden pflegen. Ihr Schmiede, Rothgießer, und Goldarbeiter, erinnert euch deſſen bei euren Feuereſſen, ihr Bergleute bei euren Schmelzofen, ihr Salzknechte bei euren Salzpfannen, ihr Bäcker, ihr Brauer bei eurem Backen und Brauen, ihr Hausväter bei euren heißen Badſtuben."

An den Gewiſſensfragen nach den Geboten, dem Glauben, dem Gebete und den Sakramenten iſt es dem unermüdlichen Gewiſſensprediger noch nicht genug geweſen. Auch Luthers „Haustafel" nach den verſchiedenen Ständen benutzt er abermals, um auch nach den Ständen den Leuten ins Gewiſſen zu reden, dem Stande der Prediger und Zuhörer, dem Stande der Herrſchaften und dem Hausſtande und geht dabei alle Standesſünden durch, die der Oberſten und Hauptleute, der Politici und Weltleute, und der Bauern, auch der unterſchiedenen Handwerker und Perſonen im Hausweſen, darunter nach dem Alphabet der Ammen, der Apotheker, Bartſcheerer, Bergknappen u. ſ. w., denen ihre Untreuen im Handwerk bis in das konkreteſte und gemeinſte Detail vorgehalten werden. Hieran ſchließt ſich dann noch ein Kapitel über die unnöthige Verwirrung und Beſtrickung der Gewiſſen durch die Papiſten und Calviniſten, von denen letzteren etliche ſo zarte Gewiſſen haben, daß ſie in keine lutheriſche Kirche gehen wollen, wo Orgeln geſchlagen werden, welche über Sünde ſchreien, wo dort Gott mit dem

Geſicht eines alten Mannes abgebildet wird, welche die Nothtaufe als Sünde ausſchreien u. ſ. w., welches alles mit Allegationen begleitet wird. Ein ſehr praktiſches Kapitel iſt das 23., wo zum Schluß noch davon gehandelt wird, wie auf ſolche Strafpredigten an die Lutheriſchen die Jeſuwider und die Papiſten in das Jubelgeſchrei ausbrechen werden: „Ei ja, lebt man alſo unter den Lutheriſchen? Seind das ſolche Leute?“ Hierauf wird nun aus Suſo's Buch „von den neun Felſen“ vom J. 1352 eine Mittheilung der Strafpredigten über die Gebrechen jener Zeit gegeben, welche zeigen ſoll, wie wenig der Schornſteinfeger ein Recht habe, dem Köhler nachzuwerfen: Wie ſchwarz biſt du! —

Und unter welchen Umſtänden iſt jenes Werk, dem dieſe Auszüge entnommen, geſchrieben worden? Wie viele werden unſrer Zeit unter den Dienern der Kirche gefunden werden, welche unter ähnlichen Umſtänden nur überhaupt an's Buchſchreiben denken würden, wie viele, welche ein mit ſo reicher theologiſcher Gelehrſamkeit ausgeſtattetes Werk zu Stande zu bringen vermögen würden! „Sollte die genauere Feile vermißt werden, ſpricht der Verfaſſer, ſo halten mir's chriſtliche und verſtändige Chriſten als eines geſtürzten und betrübten exulis zu Gute und bedenke einer, daß mir bei ſolchem meinem exilio, da ich mit den Meinigen von den Scheuren zehren, in der Fremde mich kümmerlich behelfen, bei dieſem nunmehr verblichenen Winter mit den Meinigen in einem Stüblein zu Hauſe aufhalten und alſo von den meiſten Büchern entblößt, unter dem Geſchrei meiner Kinder und beunruhigenden Kriegsgerüchten das meiſte von dieſem scrutinio elaboriren müſſen, daß mir bei ſolchem Zuſtande nicht gleicher Muth, Geiſt, Attention, allwege verblieben.“ Im April 1630 nämlich war von den Katholiſchen das Domkapitel kaſſirt und dem Prediger im Juni die Entlaſſung gegeben worden, als dies Werk erſt bis zur 67. Gewiſſensfrage des 7. Kap. gekommen, worauf er ſich, wie oben bemerkt, in großer Armuth nach dem Städtchen Bitterfeld zurückgezogen.

Aus anderem Tone iſt das Informatorium geſchrieben, welches, wie er angiebt, eine Erweiterung und Ausarbeitung der von ihm gehaltenen Predigten. Hier brennt nicht mehr das prophetiſche Eliasfeuer: es waltet die theologiſche Reflexion der chriſtlichen Didaskalie. Der Verfaſſer greift aus den vorliegenden Sonntagsevan-

gelien einzelne Themata heraus, wie z. B. am dritten Sonntage nach Trin. Luc. 15, Christi cum peccatoribus conversionem und behandelt dabei 1) die Frage, in wieweit der Umgang mit gottlosen Leuten verboten, 2) aus welchen Gründen man solcher Leute Conversationen meiden sollte; ferner wird betrachtet: Conversationes hujus congrua justificatio, wobei dann die oberwähnte Frage über die Verpflichtung der Prediger zu Hausbesuchen verhandelt wird, dann auch die Frage: welches die Kennzeichen der gottgefälligen Buße, worüber er einen schönen Ausspruch von Tauler mittheilt.

Hauptquelle: Gleich, Annales ecclesiastici III, S. 665.

XIII. Michael Dilherr, Pfarrer in Nürnberg.

(Geb. 1604, gest. 1669.)

Ein Theologe, der, wenn er auch an Innerlichkeit und Lauterkeit der Gesinnung manchem der hier genannten nachsteht, dennoch unläugbare Verdienste um das praktische Christenthum hat, und schon um seines bedeutenden Einflusses auf die nürnbergische Kirche willen neben Saubert eine Stelle verdient.

Dilherr, zu Themar in der Grafschaft Henneberg 1604 geboren, war Sohn eines Rathes und Rechtskonsulenten der meiningschen Regierung und der fränkischen Ritterschaft. Er besaß eine fromme Mutter, welche auf ihrem Sterbebette ihm die Tröstung hinterließ: „Du lieber Michel, ich sorge für dich gar nicht, du wirst in der ganzen Welt Vater und Mutter finden, allein du mußt geistlich werden, sonst wird's nicht geschehn. Es wird dir zwar bisweilen hart gehen, dann wirst du wieder erquickt werden.“ Schon auf der Schule in Schleusingen zeichnete er sich aus, und da er von seinem sehr strengen Rektor manches zu leiden hatte, so daß er fast die Schule wieder verlassen hätte, richtete ihn der Conrektor mit den Worten auf: „Lieber Sohn, habe noch ein wenig Geduld, du wirst in wenig Jahren größer werden, als alle deine praeceptores.“ Durch die Religionsverfolgung des Bischofs von Würzburg hatten seine Eltern das Ihrige verloren, so daß er mittellos die

Universität Leipzig beziehen und durch Famuliren — unter andern bei Kaspar Barth — als Correktor und als Hofmeister sein Brot zu verdienen suchen mußte. Von Leipzig begab er sich nach Wittenberg, von wo ihn jedoch Krankheit wieder vertrieb. Als Mentor einiger Jünglinge bezog er nun 1627 die Universität Altdorf. Hier zeichnete er sich durch eine in acht Sprachen gehaltene Disputation aus und begab sich sodann mit seinen Zöglingen nach Jena.

In Jena erwarb er sich das Vertrauen von Gerhard und noch mehr des alten orthodoxen Major, welcher ihm eine väterliche Liebe zuwandte. Sein Genie fand hier bald Anerkennung, so daß er 27 Jahr alt im Jahr 1631 die Professur der Eloquenz, 1635 die der Geschichte und Poesie erhielt, zu welcher 1640 auch eine außerordentliche Professur der Theologie hinzugefügt wurde. Sein Beifall als theologischer Professor wie als Prediger war ein außerordentlicher; in seinen Privatvorlesungen zählte er 100, in den öffentlichen 200 Zuhörer. Auch erhielt er schon damals Berufungen nach Altenburg, Oldenburg, Halle, Gotha, Magdeburg, denen er indeß die akademische Laufbahn vorzog. Auch als praktischer Geschäftsmann zeigte er ein eminentes Geschick. Er wurde zum Verwalter der Universitätsgüter ernannt und vollzog im Interesse derselben einige Commissionen an kaiserliche und schwedische Generale mit großem Glück. Von seiner Geistesgegenwart und seinem Muthe giebt folgender Vorfall einen merkwürdigen Beleg. Es kam darauf an, aus einem der Universitätsgüter, Remda, die dort niedergelegten Gelder zu retten, als dieser Ort im Jahre 1640 von einem Regimente kaiserlicher Kavallerie eingeschlossen wurde. Dilherr ritt dorthin als Officier verkleidet, begehrte Einlaß und erhielt ihn. Sobald er in dem Orte, läßt er die Thore verschließen, die Trommeln rühren, die Einwohner, unter denen sich ein ehemaliger Soldat befand, in die Waffen treten und aus den auf dem Walle befindlichen Geschützen Feuer geben. Als ein Trompeter des feindlichen Obersten zu ihm kommt, läßt er ihn mit verbundenen Augen vor sich führen und sendet dem Obersten den Befehl, sich mit Brot und Bier, das man ihm senden werde, genügen zu lassen und sofort abzuziehn, da der Ort mit einem gedruckten kaiserlichen Geleitsbriefe versehen sei; wo nicht, werde man ihnen mit Geschützen den Weg weisen. Zugleich wird ihm ein Abdruck des Geleitsbriefes zugesendet. Der Oberst fragt, wer der Kerl sei, der sich im Schlosse so toll geberde und

erhält von dem Trompeter die Antwort: der Oberſt Dilherr. Hierauf zog das Regiment ab. Oberſt Dilherr auf dem Walle zwiſchen den Geſchützen ſtehend mit rothſammtner Mütze und weißen Federn, ſieht nach, bis der Feind aus dem Geſicht iſt und kommt dann ſofort mit den geretteten 1500 Thalern zurück.*)

Im Jahre 1641 und 42, als die Univerſität der Kriegsunruhen wegen in temporärer Auflöſung begriffen iſt, faßt Dilherr den romantiſchen Entſchluß, eine Luſtreiſe nach Italien zu machen und erlangt die Erlaubniß ſeines Fürſten. Auf dieſer Reiſe kommt er 1642 nach Nürnberg, wo er bereits durch eine frühere Berufung zu einer Predigerſtelle, zu welcher er damals die Dimiſſion nicht hatte erhalten können, bekannt war. Ein ſo außerordentlicher Ruf der Predigtgabe war ihm vorausgegangen, daß, als er in St. Lorenzen auftrat, die große Kirche die Zuhörer nicht faſſen und der Meßner zur Kanzel nicht durchdringen konnte. Nach einer nur ſiebenſtündigen Vorbereitung hielt er auch eine Rede de educatione liberorum, wodurch der günſtige Eindruck auf den Senat noch geſteigert wurde, ſo daß er — mit Zuſage eines ungewöhnlich hohen Gehaltes — zur Errichtung eines akademiſchen Gymnaſiums (Aegidianum), zur erſten Profeſſur an demſelben, zur Inſpektion aller Stadtſchulen und der anſehnlichen Bibliothekarſtelle berufen, auch die Anwartſchaft auf die erſte erledigte Pfarrſtelle ihm ertheilt wird. Nachdem er ſich von ſeiner Regierung die Entlaſſung ausgewürkt, hält er 1642 in Nürnberg ſeinen Anzug — nicht bloß bewundert, ſondern angebetet von Hoch und Niedrig. Von ſeinem Beifall giebt er uns ſelbſt Nachricht mit einer Selbſtgefälligkeit, welche gegen die ſchlichte Anſpruchsloſigkeit der älteren nürnberger Theologen, eines Schröder und Saubert, nicht wenig abſticht. Er ſchreibt 1643 an Plathner in Weimar: „Man verbreitet bei Euch, daß ich lauter Neuerungen einführe, daß mir die Kanzel verboten ſei und ich die Rückkehr wünſche. Ich wollte mich vor Lachen faſt ausſchütten, daß einige, vielleicht zum geiſtlichen corpus Gehörige, ſo vom Neid über mein Glück verzehrt worden. Es iſt wahr, ich führe Neuerungen ein, denn meine hieſige öffentliche Zuhörermenge iſt etwas ganz Neues. Ich bin zum Prediger für die drei hohen Feſte

*) Schäferſpiel zum Nachruhm unſres Dilherr, von den Blumengenoſſen an der Pegnitz. S. 22.

ernannt, welches ganz neu iſt, zum Direktor des Gymnaſiums und Schulinſpektor, welches neu iſt und noch andres Neue iſt mir übertragen. Aber es iſt mir dies alles auf Dekret des Raths übertragen mit einem nicht zu verachtenden Gehalt, der größer als der der Collegen iſt. Et hinc rumpuntur ilia Codro. Der Magiſtrat iſt mir über die Maßen günſtig, ſchickte mir auch ungemahnt nach Verfluß von 6 Wochen durch den Rathsdiener mein Gehalt in's Haus... Auch das verbreitet man, daß zwiſchen mir und Hackſpan eine große Feindſchaft ſei, während wir aufs freundſchaftlichſte verbunden ſind." In einem folgenden Briefe von 1643 fährt er in ſeiner Selbſtverherrlichung fort: „Von Tage zu Tage wird mein Loos noch glücklicher. In dieſer Woche wird durch mein auf Befehl des Senats errichtetes neues Auditorium zu meiner Ehre und der Verherrlichung des Dilherrſchen Namens noch ein neuer Zuwachs hinzukommen. Daran ärgern ſich zwar hier einige Collegen, welche auf dieſe Weiſe zu ſehr verdunkelt zu werden fürchten, doch wagen ſie nicht den Mund aufzuthun, denn meine Beharrlichkeit hat dem Neide die Spitzen abgebrochen." —

Die außergewöhnliche Begünſtigung der Obrigkeit und die allgemeine Vergötterung rief damals auch eine ſarkaſtiſche Satyre hervor: die leges ordinis Dilherriani.*) Das zweite Geſetz lautet: „Jedes Mitglied verehre den Ruf des erhabenen Dilherrſchen Namens, vermehre und verherrliche ihn, ſowohl hier als im Auslande. Auch in den Niederlanden, Italien, Frankreich, England beſtrebe ſich jeder dahin, daß, falls wir es ſelbſt nicht könnten, durch andre, die dorthin Handel treiben, gemeldet werde, welchen außerordentlichen Nutzen das neue Gymnaſium unter dem vortrefflichen Dilherr bringe." Das dritte Geſetz lautet: „Wenn ſein Name von Verdächtigen gelobt wird, ſo füge man nicht zu viel hinzu, ſondern um nicht zu ſehr eingenommen zu erſcheinen, lobe man mit Maß."

Mit Vertrauen und mit Hoffnung einen Mitarbeiter an ihm zu gewinnen, hatte Saubert dem Manne entgegengeſehn. Bald aber klagt er über ihn, als einen „Fuchs, der in die nürnberger Heerde eingedrungen ſei," und V. Andreä ſchreibt 1645 an Joh. Schmid: „Mein Saubert, von Dilherr, den er an ſeinem Buſen hegte, unterdrückt, iſt nach Leib und Geiſt todtkrank und hätte ſchon

*) Wachau, Beiträge zur Geſchichte Nürnbergs 1787, II. S. 65.

längſt ſeinem undankbaren Vaterlande entſagt, wenn ſeine zerrüttete Geſundheit es ihm erlaubte.“ Der Vorwurf, welchen Saubert dem Collegen macht, iſt der, durch ſklaviſche Connivenz gegen den cäſareopapiſtiſchen Magiſtrat die Bemühungen um ſtrengere Kirchenzucht gänzlich zu vereiteln. In wie weit Saubert bei dieſen ſeinen Anklagen im Rechte ſei, laſſen wir auf ſich beruhn. Jedenfalls war Sinnesart und Charakter beider Männer ſo verſchieden, daß an eine Sympathie zwiſchen beiden nicht zu denken war. Jener, ein in der Kreuzſchule erzogener Theologe der alten, ſtrengen Schule, dieſer der Verehrer und Verehrte der nürnbergiſchen Schöngeiſter; jener der Mann des Rückſchritts zur alten ſtrengen Zucht in Lehre und Leben, dieſer der Mann des Fortſchritts in Toleranz und Cultur; während die Lieder von Jenem Gebetsſeufzer, auf dem ſchmerzhafteſten Krankenbette ausgehaucht, dichtet dieſer, von den Matadoren des nürnberger Dichterkreiſes umringt und unterſtützt, geiſtliche Schäferſpiele.

Die merkantiliſche Blütheperiode Nürnbergs war zur Zeit, in welche Dilherrs Berufung fällt, ſchon vorüber. Sie fällt in die Jahre vor Beginn des Krieges. Im Jahre 1622 beſaß die Stadt über 40,000 Einwohner und bekam den Kriegsdruck ſchwer zu fühlen. Von 1625 an zahlte ſie jährlich 100,000 Gulden Contribution, auch wurde damals bis auf beſſere Zeiten der Tanz verboten. Immer aber fand ſich in Nürnberg auch während des Krieges große Wohlhabenheit und — großes Wohlleben. Daher auch Blüthe der Wiſſenſchaft und Kunſt. Im Jahre 1644 entſtand in Nürnberg, als Abſenker der fruchtbringenden Geſellſchaft, der Schäfer- oder Blumenorden. An ſeiner Spitze ſtand Harsdörfer, der reiche durch fünfjährige Reiſen hochgebildete Sprößling eines Patriziergeſchlechts, von welchem die erſten Würden der Republik bekleidet zu werden pflegten. Neben ihm Klay, Lehrer an der St. Sebaldſchule und Sigmund Bätulius, früher Prinzenerzieher in Braunſchweig, ſeit 1646 Privatgelehrter in Nürnberg, durch Schriftſtellerei und Fürſtengunſt der von ihm beſungenen hohen Herrn erhalten, 1654 unter dem Namen von Birken geadelt. Durch italiäniſche Vorbilder waren Schäferſpiele die beliebteſte Dichtungsart in dieſen Kreiſen geworden, „weil das ſorgenloſe Hirtenleben ein uralter nothwendiger und dem höchſten Gott wohlgefälliger Stand iſt.“ Daneben erblüht die muſikaliſche und dramatiſche Kunſt. Geiſtliche Schauſpiele

werden in der Kirche aufgeführt, — nicht mehr wie jene alten, naiven im Dienſte der Religion, ſondern im Dienſte eines Kunſt- und Genienkultus. Poetiſche Programme von Dilherr laden ſonntäglich dazu ein. Das eine lautet: „O todergebner Menſch! komm ſchau das Heil der Welt, Den höchſten Gottesſohn an deiner Statt geſtellt, An das verfluchte Holz durch deine Miſſethat, Bedenk die Marterqual, die er gelitten hat. Ein teutſches Andachtslied, das Geiſt und Feuer hegt, Dadurch dein Sinn entzündt' die Himmelsflamme regt, Wird Klay mit Lorbeerlaub bezieret ſingen vor, Wann morgen iſt geend't die Predigt und das Chor. Mich. Dilherr, den 29. des Lenzenmonats 1645.“*) Nach Endigung des Gottesdienſtes kündiget ein Vorſpiel die Aufführung an und der Dichter beginnt. — In der Mitte dieſes Kreiſes ſteht, obwohl ſelbſt nicht Mitglied des Ordens, der gefeierte Dilherr. Auch er dichtet und zwar im Geſchmack ſeiner Umgebung, wie die in ſeiner „göttlichen Liebesflamme“ über das königliche Brautlied Salomo's enthaltenen Poeſien zeigen. Aber ſeine Lieder pflegt er an Harsdörfer zur Ueberarbeitung zu ſenden. Die Poeſien dieſes Kreiſes ſind allerdings großentheils geiſtlichen Inhalts. „Zur Ehre Gottes“ iſt der Pegnitzorden geſtiftet: „Wir werden durch die Paſſionsblume zum Glauben und zur Liebe gegen Jeſum und durch das weiße Band zur Gemüthsunſchuld, zum unbefleckten ehrbaren Wandel und zur aufrichtigen altteutſchen Treue vermahnt.“ Die meiſten Mitglieder laſſen erbauliche Schriften ausgehen, ſelbſt Harsdörfer giebt „herzbewegliche Sonntagsandachten“ heraus, aber — die geiſtlichen Blumen ſind vielfach nur Blumen an gefrornen Fenſterſcheiben, in den feuerheißen Worten oft nur eine kühle, reflektirte Andacht. So ſingt Birken:

Meine Seel' in Flammen glimme,
Feure deine Sinnen an!
Schwinge dich, du meine Stimme
Zu der lichten Sternenbahn,
Davids Harfe ſei geneigt,
Deren Ton gen Himmel ſteigt,
Ich will meinem Jeſu ſingen,
Ein verliebtes Ständchen bringen.

*) Jul. Tittmann, die nürnberger Dichterſchule 1848. S. 163.

Von dem Parfüm dieſer ſchöngeiſtigen Bildung wird auch die Geſelligkeit der höhern Kreiſe durchzogen. Harsdörfer giebt „Frauenzimmergeſprächsſpiele“ heraus, „ſo bei ehr- und tugendliebenden Geſellſchaften mit nützlicher Ergötzlichkeit beliebt und ausgeübt werden. 1644.“ Ihr Zweck iſt „Anleitung zu geben, wie bei ehr- und tugendliebenden Geſellſchaften freundliche und fruchtbarliche Geſpräche aufzubringen und nach Beſchaffenheit aus eines jeden ſinnreichem Vermögen fortzuſetzen, eingedenk, daß gute Geſpräche gute Sitten einprägen und handhaben, gleichwie böſe ſolche verderben.“ Auch dieſe Sitte der Geſprächsſpiele war von italiäniſchen Vorbildern entlehnt. Die beigegebenen Kupfer zeigen uns eine höchſt elegante Geſellſchaft von Herren mit Federhüten und Degen, ſpaniſchen Stiefeln und Mänteln und von Damen mit Reifröcken und ungeheuerlichen Halskrauſen. Man verſammelt ſich in einem Gartenſaal von franzöſiſchem Geſchmack. Derjenige, welcher ein Spiel angiebt, hält den Spielſtab und iſt Leiter der Geſellſchaft. Bei unpaſſenden Antworten werden Pfänder gegeben. Die Themata ſind in bunter Miſchung Tanz und Kartenſpiel, Carouſſel und Grabinſchriften, Andacht und Gebet. Alles duftet von Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit. Daß in ſolcher pomadiſirten Atmoſphäre ein kernhaftes Chriſtenthum nicht gedeihen konnte, iſt klar.

Immerhin aber ging Dilherrs Streben aufrichtig auf Förderung chriſtlichen Sinnes. Zwar ſetzte er auch noch in Nürnberg ſeine gelehrte Thätigkeit fort — an ſeiner Thür ſtand: sta, hospes, nec pulsa, nec turba, nisi major vis cogat! —, aber ſeit 1646 war er Sauberts Nachfolger an St. Sebald geworden und damit der pflichtmäßigen Schulſtudien enthoben, ſo daß ſeine Thätigkeit durchaus kirchlich wurde. Betrachten wir zunächſt ſeine theologiſche Stellung. Der die Zeit bewegende Kampf war der ſynkretiſtiſche. Die Kanzeln Nürnbergs und die Katheder Altdorfs waren größtentheils mit Jüngern der helmſtädtiſchen Schule beſetzt. Unter den Geiſtlichen war einer der eifrigſten Joh. Fabricius II. (ſeit 1649), auch Wülfer, der in einem Briefe von 1647 an Reinhart nach Helmſtädt ſich erbietet, für die Werke Calixts jeden Preis zu bezahlen, „Calixt und Hornejus, ſchreibt er, ſind die in ihrer Art einzigen Säulen der wahren und einfachen Theologie.“ Derſelbe iſt auch begeiſtertes Mitglied des Blumenordens. Unter den Profeſſoren der Theologie waren die vornehm-

ſten Calixtiner Hackſpan und Dürr. Die Stellung, welche nun Dilherr unter den entgegengeſetzten Parteien ſich gab, war eine vorſichtig vermittelnde. Mit den nürnbergiſchen und altdorfiſchen Calixtinern wie mit den Profeſſoren in Helmſtädt ſtand er in vertrautem Verhältniſſe, aber auch mit den zornentbrannten Gegnern derſelben, Hülſemann, Weller und Calov, hält er freundſchaftlichen Verkehr aufrecht. Er mißbilligt es ſeinerſeits nicht, daß Reinhart, der nürnbergiſche Stipendiat, welchen der Rath dem Calixt nach Thorn als Amanuenſis mitgegeben, bei dem reformirten Hofprediger Berg in Berlin logirte, aber in einem Poſtſkript warnt er den jungen Mann, gegen Andere nichts davon verlauten zu laſſen. In der That war auch das, worin er von den Standhaltern der Orthodoxie differirte, nur das größere Maß von Toleranz und Connivenz, denn auf die Reinheit des Bekenntniſſes wollte er nicht weniger gehalten wiſſen als ſie. Als gegen Ende ſeines Lebens ſich das Gerücht verbreitet hatte, er hege nicht mehr die alte Zuneigung zu den Helmſtädtern, ſtellt er zwar dieſes in Abrede, rühmt aber in einem Briefe an Titius 1668 ihren Eifer in Vertheidigung der reinen Lehre gegen Calviniſten und Socinianer: „Ich wünſchte nicht, ſchreibt er an denſelben, daß unſere vor mehreren Jahren aufrichtig geſchloſſene Freundſchaft durch längeres Stillſchweigen ſich auflöſe. Je mehr ich mich meinem Ende nähere, deſto ſeltener werden die Freunde und deſto bittrer auch manche, die uns früher Nektar und Ambroſia waren. Um ſo theurer ſind mir die Treugebliebenen. — Hat man an dich geſchrieben, daß meine Zuneigung zu eurer berühmten Julia abgenommen, ſo iſt dies eine ſchmähliche Erdichtung. Ein andres verlangen, ja gebieten eure herrlichen Verdienſte und Schriften; ich freue mich in's beſondre, daß Ew. Excellenz die Ränke der Calviniſten und Socinianer bei jeder Gelegenheit ſo einſichtig und ſo glücklich aufdeckt. Ihre thörichten, eitlen und gottloſen Lehren verbreiten ſich allmählich mehr und mehr und ſtecken ſelbſt diejenigen an, die unverführbar erſchienen.“*) — Als die Rintler 1662 über das caſſel'ſche Unionswerk zwiſchen Reformirten und Lutheranern das Urtheil des nürnbergiſchen Miniſteriums erbitten, antwortet daſſelbe höflich, aber mit Zurückhaltung,

*) In einem Briefe der angeführten Fabricius'ſchen Sammlung.

man bedaure, daß nicht vorher mit den andern lutherischen Kirchen conferirt worden sei. — In einem Gutachten — allerdings von älterem Datum, von 1646 — erklärt sich Dilherr gegen die Weigelianer nicht mit geringerer Entschiedenheit als Saubert (s. Saubert): „Ich habe nunmehr durch oftmalige Conversation mit den sogenannten Weigelianern dieses sattsam verspürt, daß sie hartnäckig bei ihrem einmal gefaßten Wahn verbleiben, allen treuen, freundlichen Unterricht in Wind schlagen, ihre Meinung von den vornehmsten Glaubens-Artikeln entweder verbergen, oder auf Schrauben stellen, oft selber nicht wissen, was sie antworten sollen und sich einer besondern Heiligkeit rühmen; da sie doch der brüderlichen Liebe gröblich vergessen, indem sie ihres schwachen Nächsten Fehltritt schändlich auszubreiten und zu vergrößern wissen, auch so sie der Armuth etwas Gutes thun, solches bei gegebenen Gelegenheiten an einem Reichen tausendfältig wieder einzubringen pflegen. In diesen Punkten aber gehen sie frei heraus, daß sie von unserm Predigtamt nichts halten und das Heilige Abendmahl wenig achten, auch keiner bekannten Religion beipflichten, sondern für sich seyn und ihre absonderliche Meinung von der Schrift hernehmen wollen. Nun stelle ich einem jeden vernünftigen Menschen reiflich zu bedenken anheim: 1) Ob nicht eine gräuliche Confusion und Zerrüttung daraus erfolgen werde, wenn in einer christlichen Gemeinde einem jeden freigelassen würde, sich von allen Religionen abzusondern, und vorzugeben: er wolle ihm eine besondere Religion aus der Schrift hernehmen? die er doch einig und allein seines Gefallens ausdeutet, und was er ihm lang vorher eingebildet, daraus zu behaupten sich unternimmt; wie wahrhaftig diese Leute thun. 2) Ob eine christliche Obrigkeit dulden könne, daß solche Leute das Predigtamt, so von derselben bestellt und gestützet werden solle, ohn einig Beding so lästerlich antasten, aller Orten muthwillig beschimpfen und ihre Arbeit für lauter Thorheit und Gräuel achten? u. s. w.*)

Mit der wittenbergischen Orthodoxie und Calov insbesondre kam es jedoch dennoch zum Bruche, als in Folge der brandenburgischen Edikte, welche die Unterlassung des Elenchus der Reformirten

*) Es findet sich dieses für Dilherrs Stellung charakteristische Gutachten abgedruckt in Theoph. Sinceri (d. i. Ge. Schwindel), Neue Nachrichten von alten Büchern I. 1747. S. 243.

und die Freistellung des Exorcismus in das Belieben verlangten, das berliner lutherische Ministerium im Jahre 1664 auch das Gutachten der nürnberger Kirche erfordert hatte. Dieses, von Joh. Fabricius ausgestellt und auch von Dilherr unterzeichnet, verlangt — im Widerspruch mit dem wittenberger und leipziger und zum heftigsten Verdruß derselben — die Unterwerfung unter die churfürstliche Forderung.

Seinen Eifer in der Beförderung der Erbauung geben zunächst seine zahlreichen in mannichfacher Form abgefaßten deutschen Erbauungsschriften zu erkennen. Der fortgeschrittenen Periode gemäß, welcher sie angehören, leiden sie nicht an dem dogmatisirenden trocknen Charakter wie die eines Meisner, Gerhard, Arndt; dagegen entbehren sie auch der geistreichen Eigenthümlichkeit, der Erfahrungstiefe und der Kernhaftigkeit eines Herberger, Heermann, Heinrich Müller. Sie sind nicht gar sorgsam ausgearbeitet, etwas weitschweifig und schwächlich, die früheren jenaischen gelehrt und geschmacklos, vergl. eine Predigt über den Ruhm der Schreibfeder nach Ps. 45, 1. „meine Zunge ist der Griffel des guten Schreibers." — Doch sind sie immer auf das praktische Christenthum gerichtet, wie er auch in der Vorrede zum „Weg der Seeligkeit" in einer Zeit „in der man fragen möchte, wo die Christen in der Christenheit stecken" dies als das Hauptbedürfniß bezeichnet. Wir nennen aus der großen Zahl dieser asketischen Schriften: den „Weg zur Seligkeit" 1645, den Hausprediger, d. i. Anweisung zur Gottseligkeit für Eltern, Kinder, Ehehalten d. i. Dienstboten 1651, 2 Theile, Feld- Welt- und Gartenbetrachtung 1651, Göttliche Liebesflammen über das hohe Lied 1651, Haus- und Reisepostille 1661; Prophetenschule 1662, das in den leidenden Jesum verliebte Christenherz 1665. Dazu auch noch eine Anzahl Vorreden zu den erbaulichen Schriften Anderer. Unter diesen ist die Vorrede zu Treu's „gefährlichem Krieg und glücklichem Siege," in deren Vorrede er auch über Arndt ein stattliches Zeugniß ablegt: „Des hochverdienten Mannes Gottes Herrn Arndt's herrliche und geistreiche Schriften haben viel mehr Saft und Kraft in sich, als vieler andern fleischlich gelehrten und alamodisch klugen Leuten ihre allerzierlichsten und mit überwitziger Kunst angefüllten Bücher, mit welchen sie sich nicht sowohl bemühen, das so elendiglich zerfallene Christenthum wieder ein wenig aufzurichten, als ihren hohen Namen und ungewöhnliche Geschicklichkeit

durch die weite Welt auszubreiten." Unter den von ihm eingeführten Erbauungsbüchern ist auch das des englischen Theologen Sontom „Güldnes Kleinod der Kinder Gottes." Als Stenger in Erfurt (um 1670) dieses Erbauungsbuch eines Reformirten empfiehlt, donnert die wittenberger Censur gegen ihn: „Ist denn nun kein Gott in Israel, daß man hingehn müsse, die Teufel zu fragen?" 1657 erscheint aber eine Ausgabe dieses Buches in Nürnberg — allerdings „in etlichen undeutschen und der Lehre halber verdächtigen Reden an vielen Orten geändert," welche Dilherr indeß mit einer empfehlenden Vorrede zu begleiten keinen Anstand nimmt. In seiner „Prophetenschule" hatte er auch ein Zeugniß gegen die Verderbniß der Hochschulen abgelegt.

Dilherr war nicht nur dilettantischer Freund der Dichtkunst, sondern auch Kenner der Musik, welcher zu Ehren er 1643 die Rede hält: de ortu et progressu, usu et abusu musicae. Um so lebhafter interessirte ihn der Kirchengesang. Doch leitet er auch hier aus der dorischen Tonart in die lydische über. 1665 giebt er ein neues nürnbergisches Gesangbuch heraus und erklärt: „Weil man in dem seit einigen Monaten erschienenen Gesangbuch (vermuthlich eine Erweiterung des älteren von 1633) viel alte in den evangelischen Kirchen ungebräuchliche Lieder gefunden, habe man diese herausgebracht und an deren Stelle viele neue schöne, anmuthige und bewegliche Lieder hinzugethan." Es schloß sich hieran das von Joh. Saubert II. 1676 herausgegebene nürnbergische Gesangbuch mit einem neuen, umfangreichen Melodienbuch mit größtentheils neuen Melodieen. Wir haben gesehen, wie von Saubert Dilherr angeklagt worden, durch seine Connivenz die Aufrichtung alter disciplinarischer Strenge verhindert zu haben. Nicht in jeder Hinsicht war Dilherr indeß der Disciplin entgegen: vorzüglich eiferte er für die Sonntagsheiligung, setzte ein neues Mandat bei dem Rathe durch und ließ 1649 in Begleitung desselben „die heilige Sonntagsfeier" erscheinen. — Unter seinen Verdiensten um kirchliche Institute ist noch hervorzuheben eine Anstalt, wie sie der evangelischen Kirche aller Orten zu wünschen und neuerlich durch die „evangelische Alliance" erneuert worden. Auch in jenen Zeiten lesen wir nämlich gar nicht selten in Deutschland und in der Schweiz von Proselyten der römischen Kirche, namentlich aus dem geistlichen Stande, welche aber bei ihrem Uebertritt — ähnlich wie die jüdi-

ſchen Proſelyten — nur von Ort zu Ort ziehend, ſich einen Almoſen erbetteln mußten. Durch den Betrieb von Dilherr wurde 1658 ein ſtattliches Gebäude mit Garten vom Rath angekauft zur Aufnahme ſolcher Proſelyten bis zu ihrer weiteren Verſorgung.*) Auch gelang ihm die Errichtung einer Art von Candidatenſeminar, worin die nürnbergiſchen Candidaten in der Ausübung des geiſtlichen Amtes geübt wurden.

In ſeinem Nürnberg war Dilherr die erſte unter den literariſchen Notabilitäten. Zu ſeiner Verherrlichung trug auch ein huldvolles Geſpräch bei, welches Kaiſer Leopold und der Erzherzog Leopold Wilhelm bei ihrem Beſuche der nürnbergiſchen Bibliothek 1658 mit ihm geführt. Bei dieſer Veranlaſſung aufgefordert, ſich eine perſönliche Gnade auszubitten, erbat er ſich nur die: „den augsburgiſchen Confeſſionsverwandten nicht hart, ſondern gnädig zu ſeyn," worauf der Kaiſer lächelnd geantwortet: „Nun, gebt euch zufrieden." Zahlreich waren ſeine Berufungen in das Ausland, nach Hamburg und Kopenhagen, als Generalſuperintendent von Mecklenburg, von Braunſchweig, von Pommern, von Bremen und Verden, auch 1664 als Oberhofprediger nach Dresden, aber ſeine Verdienſte fand er in ſeinem Nürnberg ſchon nach Gebühr und über Gebühr gewürdigt und erfreute ſich höchſter Ehre und eines bedeutenden Wohlſtandes. Schon als er nach Nürnberg zog, bedurfte der Transport ſeiner Bücher 14 Wagen: während ſeines dreißigjährigen Aufenthaltes verwandte er einen Theil ſeines reichen Einkommens auf Vermehrung dieſer Bibliothek und eines Medaillenkabinets. Aber auch die Armen und namentlich die Studirenden erfuhren ſeine Mildthätigkeit, den Schulen von Themar, von Meiningen und Schleuſingen vermachte er bei ſeinem Tode beträchtliche Legate und ſtiftete zwei Stipendien für Studirende. —

Nach mehr als dreißigjähriger Würkſamkeit in Nürnberg ſtarb er — „mit unſterblichem Verdienſt" wie es heißt — im J. 1669. Seine gelehrten Verdienſte, namentlich um die hebräiſche Sprachwiſſenſchaft, wurden überall gewürdigt, ſeinen Verdienſten um die nürnbergiſchen Schulen läßt ſelbſt Andreä, wie gering er auch von denen um die Kirche denkt, Gerechtigkeit widerfahren, insbe-

*) Chriſt. Hirſch, Lebensbeſchreibungen nürnberger Prediger 1756: Die Prediger zu St. Sebald. S. 25.

sondre finden aber seine Verdienste um die Frömmigkeit auch bei den ernstesten Vorkämpfern derselben Anerkennung. Ein H. Müller in Rostock begrüßt ihn in einem Briefe von 1665 als Streitgenossen: „Was des Herrn Amtsbruders fata mundi impii propter pietatis studium anlangt, so wundre ich mich gar nicht, sondern freue mich vielmehr, daß ich einen Leidensgenossen auch dort in Nürnberg habe.“ Spener in der „Erzählung dessen, was wegen des Pietismi vorgegangen“ S. 26. sagt von ihm: „er habe den Namen eines Synkretisten von zanksüchtigen Leuten nur darum tragen müssen, weil er sich nicht leicht zu Verdammungsurtheilen verstehen wollen, und die Lästerung sonst keinen Schein an ihm gefunden.“ —

Hauptquellen: Christian Hirsch, Lebensbeschreibung der nürnberger Geistlichen. I. — Will und Nopitsch, nürnbergisches Gelehrtenlexikon s. v. Dilherr.

XIV. Joh. Schübel, Hofprediger in Stuttgart.

(Geb. 1606, gest. 1671.)

Johann Schübel, geb. 1606, wird dem jugendlichen Herzog Eberhard III. bekannt und begleitet denselben, als er sich nach der nördlinger Schlacht nach Straßburg flüchtet, als praeceptor seiner Familie. Dort kommt er zu dem geistlichen Vater so vieler jungen Theologen J. Schmid in näheres Verhältniß und wird von ihm als Informator seiner Kinder und als Tischgenosse aufgenommen; ihm verdankt er wohl auch seine Erweckung, wie er sich denn als filiüs tuus in Jesu zu unterzeichnen pflegt.

Nachdem der junge Fürst aus seinem Exil, in welchem er nur seinen Lüsten gelebt, im J. 1639 zurückgekehrt, erhält Schübel die Anstellung als Stiftsdiakonus in Stuttgart. Von hier schreibt er an seinen väterlichen Freund Schmid in demselben Jahre: „Ich lebe hier nach der alten Weise der Sabiner, d. i. in Dürftigkeit, von dem mir feindseligen Gelde mit Schlägen behandelt. Dennoch kann ich mit dem Komiker rühmen: während nichts da ist, fehlt doch auch nichts, und schon in sofern bin ich reich genug, da ich mich auf die Armuth, meine alte Hausgenossin, gut verstehe. Auch habe ich viele Patrone gewonnen, unter denen ich vor allem

die Familie Andreä's mit ihrem ehrwürdigen Haupte obenan stelle, welche mir so viel reichliche Beweise der Güte giebt, daß der theure Mann mich auch an seinem Hause, an seinem Tische und an allem andern seinen Theilnehmer und Genossen seyn läßt." — Aus seiner Amtspraxis legt er seinem geistlichen Vater Fragen vor, welche von seinem disciplinarischen Ernste zeugen: 1) Wenn in einer geordneten Kirche die Einrichtung nicht besteht, mit den Erwachsenen das Katechismusexamen zu halten, ob ein Diakonus denjenigen die Absolution ertheilen könne, die keine rechte Erkenntniß des Glaubens haben? 2) Ob nicht der Geistliche verpflichtet sei, die vom Magistrat mit Geldstrafen belegten Verbrecher auch öffentlich von der Kanzel zu strafen? 3) Was der fromme Theologe von denjenigen zu halten habe, welche unfromm gelebt, auch beim Sterben kein Zeichen ächter Reue geben, zwar die gewöhnliche Beichte ablegen, daß sie arme Sünder seien und sich ihres Heilandes getrösten, aber nicht im mindesten Schmerz über ihr in Kälte gegen Gott hingebrachtes Leben bezeugen. Seinen verzehrenden Eifer und seinen verleugnungsvollen Muth in seiner Amtsführung spricht ein späterer Brief aus: „Schon sind es fast 14 Jahre, welche ich in der That διακονικῶς als Diener in der Kirche lebe: allen alles geworden und wie der Maikäfer von den Knaben hin- und hergezogen, so daß ich oft mich wundern muß, wie die Kräfte noch ausreichen, wenn ich mich nicht an das Paulinische erinnerte: „Unsre Tüchtigkeit ist von Gott." Ein vernunftloses Thier wäre ich, wenn ich hierin nicht das Wunder Gottes erkennte. Daß ihm dies unmöglich wäre, bekennt auch Zeller, unser Hofprediger: welches Alter auf ein so aufreibendes Leben folgen werde, steht bei dem Alten der Tage. Inzwischen halte ich Stand als ein Streiter Jesu — möchte es ebenso seyn in heiligem Leben, wie in tüchtiger Arbeit. Kaiser Pertinax hatte das Symbol: Laßt uns streiten! Severus: Laßt uns arbeiten! Dies hat der Herr uns als Testament hinterlassen. Nur das Eine kümmert mich, zu fühlen, daß unter der Menge dieser Zerstreuungen die Wärme der innern Andacht lau wird. Uebrigens freue ich mich in der Menge meiner Arbeiten, den Armen, Elenden, Betrübten das Evangelium predigen zu können."

Schon was Andreä hie und da über den weltlichen Leichtsinn und die Verderbtheit des würtemberger Hoflebens fallen läßt, läßt

die troſtloſen Zuſtände ahnen: nach der damaligen Ehrfurcht vor fürſtlichen Häuptern ſpricht er indeß mehr in Andeutungen. Ein ausgeführtes Gemälde, welches auch nicht ohne hiſtoriſches Intereſſe, legt Schübel, damals noch Diakonus, in einem Briefe s. a. vor: „Schon iſt es 17 Jahr her, ſeit ich zum Diakonus ordinirt wurde. Es läßt ſich nicht ſagen, wie viele und wie unermeßliche Arbeiten, Mühen, Sorgen, Gefahren, Feindſchaften und Zorn der Fürſten und der Vornehmen ich in dieſer Stampfmühle habe erfahren müſſen. Es wäre eine Ilias malorum, wenn ich ſie einzeln aufzählen wollte. Ich hoffte endlich von dieſem Kaukaſus die Erlöſung, zumal bei dieſem zunehmenden Alter, denn ich zähle ſchon ein halbes Jahrhundert, wo die Kräfte zu ermatten anfangen, aber nicht einmal die Hoffnung der Befreiung iſt da. Vor vier Jahren wurde ich, bei der Promotion Fabers zum Abte, zum Dekan dieſer Diöceſe ernannt; näher betrachtet war indeß dieſe Ernennung neuer Dekane ein leeres Spiel, da ſie bis jetzt nur den Namen trugen. So treibt der politiſche Geiſt und die Simonie mit den Fürſten ihr Spiel. Der eigentliche Grund meiner Zurückſetzung iſt jedoch der Groll des Herzogs und der nun verewigten Herzogin. Ich bekam recht das Wort jenes gottloſen Königs Ahab zu erfahren: „Ich haſſe ihn, denn er weiſſagt mir nichts Gutes.“ Wegen der geringſten Urſach fängt der Herzog zu läſtern an, freimüthige Geiſtliche haßt er im Stillen, die Schmeichler hegt er: ſelten zieht er nur noch die Geiſtlichen zur Tafel, während früher ihr Geſchäft war, durch ihren Segen die Tafel zu heiligen. Er dient ganz der Simonie: die Güter der Kloſterſchulen werden nicht zurückgegeben, ſparſam nur die Gehalte ausgezahlt, um das Zurückſtehende wird man betrogen, die Kirchengüter werden zu profanem Gebrauch verwendet, während die Geiſtlichen und ihre Wittwen Thränen weinen. So ſehr iſt der Hof nur auf Monopole, Wucher und kaufmänniſche Kunſtſtücke bedacht, daß nicht bloß auf Getreide und Wein Abgaben gelegt werden, ſondern auch auf das Vieh, das Leder, die Wolle, auf Butter und Käſe, faſt möchte man ſagen auch auf den Urin. Er ſelbſt iſt ſelten daheim zu finden, noch ſeltner in der Rathsſitzung, meiſt in den Wäldern; der zukünftige Thronerbe wird zu Würfelſpiel, Jagd, Tanz und anderen Eitelkeiten nicht nur zugelaſſen, ſondern ausdrücklich herbeigezogen, die Fürſtin dachte auf nichts, als Edelſteine, Perlen und andern Schmuck zu ſammeln. Das Land

ſeufzt unter der Laſt der Abgaben. Eine Schuldenlaſt von einigen Tonnen Goldes, die für Schauſpieler, Gladiatoren, Muſikanten aufgewendet worden, hat er neulich auf die Landeskaſſe angewieſen... Wittwen und Waiſen vergießen Thränen, während dem Vorſtand des Geheimeraths durch reichen Gehalt und Stipendien ſeiner Söhne im tübinger Collegium der Mund ſo geſtopft iſt, daß er ihn gar nicht aufthun kann. So wird nun auch unter den Vätern der Kirche, je dienſtbefliſſener ſich einer zeigt, deſto mehr in den Stand geſetzt, ſeine Verwandten durch Geld und Ehren zu erheben, nach dem Beiſpiele des Prieſter Uria 2 Könige 16, 16. Ihre Brüder und Verwandten, wenn auch noch ſo unwürdig, kommen an die höheren Stellen, zum Hofdienſte werden Papiſten, Calviniſten berufen und bei der Hofmuſik Italiäner, Franzoſen, Jebuſiten, Mönche und die laſterhafteſten Ueberläufer angeſtellt. O verehrtes Haupt, wenn jemand dieſes lieſt, wird er nicht zweifeln, ob ich bei Sinnen ſei, gegen die Hochgeſtellten ſo zu ſprechen? ob ich nicht mit Hintanſetzung der Pietät und Ehrbarkeit titaniſch den ewigen Gott von ſeinem Throne ſtoßen will? Ich bekenne, daß mir die Feder gezittert hat, als ich dies niederſchrieb, daher ich es ſchon wieder auslöſchen wollte, aber als ich den innern Gerichtshof berief, glaubte ich dennoch fortfahren zu müſſen, und zwar aus folgenden Urſachen."

Er fragt bei Schmid an, ob ihm wohl in Straßburg eine freundliche Aufnahme bereitet werden könnte. Endlich erhielt er 1656 die Pfarrſtelle an St. Leonhard, wurde würklicher Dekan, 1666 auch Abt zu Hirſchau und 1669 nach dem Ableben der beiden Hofprediger, ſelbſt Hofprediger.

Sein Leichenprediger Schmidlin erwähnt von ihm noch ferner: „Alle ſeine Diskurſe waren zur Erbauung und Beſſerung gerichtet mit Gottes Wort und nützlichen, aus den beſten Autoren ausgeleſenen Sentenzen erfüllt. Seinen Predigten ſetzte er die Worte vor: „Jeſu nur dich, Jeſu nur dich!" Gegen die, welche zu ſtrafen waren, gebrauchte er anfangs Sanftmuth, wo dies vergeblich großen Ernſt und daneben eifrige Fürbitte. Daher gewann er vieler Herzen, ſo daß man ohne ſein eigenes Laufen und Suchen ſeines Zuſpruchs begehrte. Auch in der Lehre war er ſtreng und dem damals ſich verbreitenden Synkretismus durchaus entgegen." Er ſtarb als Hofprediger und Conſiſtorialrath in Stuttgart 1671.

Hauptquellen: Die Leichenpredigt über Schübel von Schmidlin. — Die Briefe Schübels in den epp. ad Schmidium II, cod. Hamb. und der Briefwechsel Andreä's in dem straßburger Archiv St. Thomä. — Fiſchlin, Memoriae theol. Wuertemb. 1710. T. II.

XV. Lütkemann, Generalſuperintendent in Wolfenbüttel.

(Geb. 1608, geſt. 1655.)

Joachim Lütkemann, geboren 1608 zu Demmin in Pommern, hatte ſeine Studien erſt in Greifswald gemacht, dann in Straßburg. Hier ſtand er zu ſeinen beiden Lehrern Dannhauer und J. Schmid in ähnlichem Verhältniſſe wie Spener. Jenen nennt Spener ſtets ſeinen „verehrungswürdigen Lehrer," dieſen ſeinen „Vater in Chriſto." So auch Lütkemann. In einem rührenden Briefe an Schmid ſelbſt ſpricht er von dem, was er ihm verdankt (ſ. Schmid). Dannhauer aber, der eines ſolchen Schülers ſich rühmt, nennt unſern Lütkemann „ein Wunder von Menſchen, welcher auf einzige Weiſe die ausgezeichnetſte Gelehrſamkeit mit der innigſten Frömmigkeit verbunden," von dem ſich mit Gregor von Nazianz ſagen laſſe: „ihn loben, heißt die Tugend ſelbſt loben."*) — Nach ausgedehnten Reiſen war er 1638 in Roſtock zum Archidiakonus, 1643 zum Prof. phys. et metaphys. ernannt worden. Wie er dieſes akademiſche Lehramt mit dem Wahlſpruch antritt: „Ich will lieber Eine Seele ſelig als hundert gelehrt machen," ſo iſt es auch nicht ſeine akademiſche Würkſamkeit, ſondern die auf der Kanzel geweſen, durch welche für Roſtock ein ſolcher Segen von ihm ausgegangen, daß er an ſeinen Lehrer J. Schmid ſchreiben kann: „In Roſtock hat die Gottesfurcht ihr Zelt aufgeſchlagen und von dort in weiteren Kreiſen ſich zu verbreiten angefangen." Drei der vornehmſten Träger chriſtlicher Frömmigkeit gegen Ende des Jahrhunderts verdanken ihm ihre erſte Anregung: Scriver, H. Müller, Johann Jakob Fabricius in Schwelm. Eine Zeitlang hatte der letztere ſeine Predigten als „zu ſcharf" gemieden, da fanden ſie den rechten Ort in ſeinem Herzen. „Die Höllenangſt ſeiner Seele" wollte er

*) Hodosophia. S. 629.

anderen Geiſtlichen Roſtocks beichten, fand aber Verſpottung ſtatt Tröſtung, bis Lütkemann ſie ihm gewährte. Mit welchem apoſtoliſchen Sinne er ſein Amt zu führen gedenkt, ſpricht aber auch ſogleich ſeine roſtocker Antrittspredigt 1639 über Matth. 9, 9. 10: „mit was Gedanken einer in's Predigtamt treten ſoll" aus. „Daß der äußere Menſch ausgereutet werde, der innerliche Menſch aber täglich zunehme, das ſoll unſer Zweck in allen Predigten ſeyn," ſo erklärt er frei, und verhehlt ſich dabei nicht, daß ein ſolcher Prediger in die tägliche Kreuzſchule werde geführt werden. „Die verſtehen ihre theologiam ſchlecht, die nur immer friſchauf leben und von keiner Angſt und Anfechtung der Seelen zu ſagen wiſſen."

Nicht auf lange ſollte jedoch Mecklenburg der Segen dieſes Mannes Gottes zu Theil werden. Im J. 1649 hatte er in einer Disputation jene, einſt an Männern wie Meisner, Grauer, mit Nachſicht getragene, Meinung vertreten, daß Chriſto, vermöge der im Tode erfolgten Trennung der Seele vom Leibe, während der 3 Tage bis zur Auferſtehung das Prädikat der wahren Menſchheit nicht beigelegt werden könne. Sein College Cothmann hatte zuerſt durch den Prorektor dieſe Disputation zu verhindern geſucht; als es nicht gelang, war er ſelbſt als Opponent aufgetreten. Als aber auch dieſe Oppoſition nicht ihr Ziel erreichte, wendet er ſich an den Herzog Adolph Friedrich. Die Verwandtſchaft mit einem hochgeſtellten Manne aus der Umgebung des Fürſten ſoll ſeiner Angeberei geneigtes Ohr verſchafft haben. Kaum bedurfte es der Befürwortung bei dieſem Fürſten, der gegenüber ſeinem reformirt gewordenen Bruder und deſſen Wittwe eine Energie des lutheriſchen Eifers bewieſen hatte, welche ſelbſt wiederholten kaiſerlichen Befehlen Trotz zu bieten ſich nicht ſcheute. Von Adolph Friedrich, welchem eingebildet worden, daß jener Theologe „ſeinen Heiland nicht für einen wahren Menſchen halten wolle," wird ſofort die Suſpenſion des Angeklagten von Kanzel und Katheder verhängt und ein harter Revers zum Unterſchreiben vorgelegt, wo nicht — „binnen 8 Tagen und zwar ohne ſicheres Geleit das Land zu räumen." In einer Rede im Concil ſucht Cothmann ihn zum Reverſe zu disponiren und zwar unter Erinnerung an eine früher von ihm vorgetragene gewagte Theſis. „Verehrungswürdiger College, geliebter Freund — ſo hat er ihn angeredet —, Du weißt, welche

anſtößige Frage Du öffentlich verhandelt haſt. Nun iſt dir Chriſti Wort bekannt: „Wehe dem, durch den Aergerniß kommt.“ Du biſt Diener der Kirche, Du biſt Doktor der Theologie, Du darfſt alſo nicht ſolche Dinge zum Aergerniß der Jugend vortragen. Du weißt, was Du vor 10 Jahren unter meinem Rektorat gethan, wo Du als Student das corollarium vorgetragen: „vor dem Fall war die Seele unſterblich, nach dem Fall — wie ich dreiſt ausſpreche — iſt ſie ſterblich.“ Das Concil unterſagte damals die Haltung der Disputation. Wie ich höre, haſt Du ſie aber dennoch gehalten.“ Mit männlicher Feſtigkeit bekennt ſich Lütkemann zu dem letzteren Vorwurf, rechtfertigt ſich aber auch, und weiſt den Revers von ſich als durch welchen er ſich nur einer Ketzerei ſchuldig bekennen würde — „ſo ſind wir, fügt Cothmann von ſeinem Standpunkte aus hinzu, auf der Kanzel gute Theologen, wenn es aber zur Praxis kommt, ſind wir ganz andere als wir ſeyn ſollten.“

Schon aber iſt dem Angeſchuldigten ſein Aſyl bereitet. Am braunſchweigiſchen Hofe beſaß er in einer edeln Frau eine Gönnerin, in Herzogin Sophie Eliſabeth, einer mecklenburgiſchen Prinzeſſin, welcher er in der Widmung des 2. Theils ſeiner Epiſtelpredigten an Chriſtina Margaretha von Mecklenburg das Zeugniß giebt: „Dieſe Roſe der Gottſeligkeit, die Krone der Holdſeligkeit, das Kleinod aller fürſtlich chriſtlichen Tugenden (ich ſage nicht zu viel, ſondern ſage die augenſcheinliche Wahrheit).“ Durch dieſe ſeine Gönnerin erhält er vom Herzog Auguſt den Beruf als Generalſuperintendent in Wolfenbüttel. Von Schaaren ſeiner Anhänger begleitet, verläßt er die Stadt, noch vor derſelben beſteigt er einen Hügel, und — mit Hinwegſetzung über die damalige Superſtition vor dem ſteinernen Kirchgebäude, außer welchem Gottesdienſt zu halten als Gräuel erſchien — hält er unter freiem Himmel vor den Begleitern eine Valetrede, die zu den geſalbteſten jener Zeit gehört. In dieſer Valetpredigt vermag er, der ſtrenge Prediger der Wahrheit, ſich ſelbſt das Zeugniß zu geben: „Ich bin nicht gekommen, reich bei euch zu werden, ſondern euch reich zu machen, reich an der Seele, reich vor Gott, reich im Himmel, reich in der Ewigkeit. Gott weiß, ich lüge nicht: die Liebe hat mich bezwungen. Suche ich dich nicht von Herzen, mein Gott, die Ehre deines Namens und das Heil dieſes Volkes, ſo tilge mich aus dem Buche

dieſes Lebens! Treue und Fleiß fordert Gott von mir: Treue und Fleiß habe ich meinem Gotte gelobt, Treue und Fleiß will ich alle Zeit beweiſen."

In ſeinem neuen Würkungskreiſe geht von ihm die treffliche neue Schulordnung Herzog Auguſts aus (1651), er hat weſentlichen Antheil an der neuen Kirchenordnung 1657, auch als geiſtlicher Liederdichter dient er der Kirche, es werden 48 geiſtliche Lieder von ihm aufgeführt.

Was uns dieſen Mann ſo hoch ſtellen läßt, iſt neben der innigen Wärme, die ſich namentlich in dem erwähnten Schreiben an den ſtraßburger J. Schmid zu erkennen giebt, die hohe Einfalt und Wahrheitsliebe, welche auch vor den Großen jede Phraſenmacherei verſchmäht, ein Adel der Geſinnung, welcher ſich ſelbſt in der für jene Zeit ganz ungewöhnlichen Geſchmacksbildung des Styls kund giebt. Zu der von den Frommen jener Zeit ſo hochgeſchätzten Schrift, „der Vorſchmack göttlicher Güte" (2. A. 1657) iſt ihm das Motiv geweſen das tiefe Gefühl der in ſeinem eigenen Leben gemachten Erfahrungen göttlicher Güte. „Nachdem die Güte Gottes durch einen wunderlichen Zug mich von Roſtock allher nach Wolfenbüttel geführt, und ich leicht merken können, wer der Führer wäre, hin ich bewogen worden, nicht allein in dieſem Handel die verborgene wunderliche Güte meines Gottes zu loben, ſondern habe auch zurückgeſehen auf mein voriges Leben . . . Iſt was Gutes an dem Werklein, ſo habe Gott Lob und das liebe Kreuz." Zur Herausgabe ſeiner Epiſtelpredigten war er auch durch das Andringen ſeiner Fürſtin bewogen — wie würde der gemeine Haufe der Prediger dieſer Zeit mit dieſer Gunſt geprahlt haben, aber — mit edler Zurückhaltung ſpricht er: „Ich könnte noch etwas anderes herfürbringen, das mich anfänglich zu dieſem Fürnehmen bewogen, aber ich verſchweige es, damit es nicht das Anſehn habe, als wollte ich mich ſelbſt rühmen, da ich doch nur das Lob meines Gottes zu rühmen begehre."

Wir kennen keinen Prediger in dieſem Jahrhundert, deſſen Predigten, in dem Grade von homiletiſchen Auswüchſen und Geſchmackloſigkeiten frei, mit ſolcher edlen Freimüthigkeit und ſolchem bibliſchen Ernſte das Evangelium predigte. Sprüche der Kirchenväter miſcht zwar auch er ein, doch ſparſam und ſichtlich nicht zur Oſtentation, ſeine Dispoſitionen ſind ſehr einfach, und immer geht er mit

rſchmähung der Rhetorik und Kanzelphraſe direkt auf die Sache
. Wir bedauern von der in jeder Hinſicht trefflichen Valet-Pre-
t bei ſeinem Abzuge von Roſtock hier nur den Anfang mittheilen
können:*) „Wenn ich mich, Geliebte in Chriſto, erinnere der
he und Treue, welche der Apoſtel Paulus zu den zu Chriſto be-
ten Gemeinen in Galatia getragen: und wie er bei den Galatern
: ſo herzliche Gegenliebe gefunden, daß, wenn es möglich ge-
en, ſie ihre Augen ausgeriſſen und Paulo gegeben hätten, ſo
n ich ſolches füglich auf mich und euch ziehen. Mit was auf-
tigem Herzen und ungefälſchter Liebe ich bishero in meinem zu
ſtock in die zehen Jahre geführten Predigt-Amt E. Chr. L. um-
et, iſt Gott bewußt. Erfreue mich noch deſſen zu dieſer Stunde,
durch meine Verfolgungen und Anfechtungen eure Herzen nicht
ändert, ſondern vielmehr in der Liebe geſtärket worden. Nicht neu
, daß die böſe Welt mit ihrem Anhang immerdar denen getreuen Die-
n Jeſu Chriſti nachſtellet: es iſt von dem Erzhirten Chriſto längſt
or verkündiget, daß es alſo daher gehen würde. Aber wohl dem,
: nicht leidet als ein Dieb oder Mörder um der Wahrheit willen,
wird reiche Belohnung am Tage der Erſcheinung der Herrlichkeit
u Chriſti darauf erfolgen. E. Chr. L. iſt wohl bewußt, was zwi-
n mir und meinen Widerſachern in Roſtock ſich begeben, indem
ich weiß nicht was für Gotteslästerungen und Verleumdungen
: fälſchlich zugemeſſen und wider mich ausgeſtürzet. Aber ich
te mich meines guten Gewiſſens. Zwar ohne Sünde bin ich
ht, rühme mich auch nicht meiner Heiligkeit, ſondern bloß meines
ttes: dennoch aber, was ſonſten einem evangeliſchen Prediger
hl anſteht, danke ich Gott, der mich bewahret hat, daß ich un-
iflich erfunden. Was ich zu Roſtock gelehret, iſt nicht im Ver-
genen, ſondern öffentlich geſchehen. Es werden eure Herzen
von zeugen können. Ich habe nicht meine Ehre noch eure irdiſchen
iter geſucht, ſondern die Ehre Gottes und eure Seligkeit, habe
euch vorlieb genommen und nicht auf Salarium gedrungen. Da
nach Greifswald vociret ward, habe ich nicht begehret, daß
in Salarium mir vermehret würde. In meinen Predigten habe

*) Sie findet ſich in den „Sonderbaren (d. i. bei beſondern Gelegenheiten
altnen) Predigten 1690," einzeln 1656, und bei Krey, „Beiträge zur mecklen-
giſchen Kirchengeſchichte. I. S. 59."

ich nicht geſehen auf Gunſt oder Ungunſt der Leute. Etliche richten ihre Predigten nach dem Geſchenk. Sie predigen, es ſolle wohlgehen, wo man ihnen zu freſſen gebe, wo man ihnen aber nichts in's Maul giebt, da predigen ſie, es müſſe Krieg kommen: dagegen aber, welche voll Kraft und Geiſtes des Herrn, voll Rechts und Stärke ſind, dürfen Jakob ſein Uebertreten und Israel ſeine Sünde anzeigen. Zwar ich bin kein Block, daß ich nicht ſollte bewogen werden. Ich liebe die Gunſt der Menſchen, hüte mich auch, daß ich ſie nicht verliere, wenn es ohn Verletzung meines Gewiſſens geſchehen kann, ſollte aber mein Amt dadurch verläſtert oder mein Gewiſſen verletzt werden, laß ich Menſchengunſt gerne fahren und ſehe bloß auf meinen Beruf, der lautet alſo: Die da ſündigen ſtrafe für allen und offenbare den Gottloſen ihre Uebertretung."

Welcher leere Pathos, welche ſchmeichleriſche Submiſſion in den Trauungspredigten jener Zeit! Lütkemann hält die Traurede bei der Vermählung Herzog Manfreds von Würtemberg und Juliane, Gräfin zu Oldenburg 1652. Ohne alle rhetoriſchen Floskeln geht Lütkemann ſogleich in mediam rem und führt die Gedanken von dem vorliegenden Brautpaar zu Chriſto dem Bräutigam über: „Wir haben jetzt vor der Hand eine fürſtliche Vermählung zweier hoher Perſonen, euer aller Augen und Gemüther ſind auf äußerliche Luſt und Ergötzlichkeit gerichtet, da möchte es euch unrecht dünken, wenn ich etwas von geiſtlicher Luſt und Ergötzlichkeit ſollte auf die Bahn bringen. Dennoch, weil es eine chriſtliche Vermählung ſeyn ſoll, kann und mag es nicht anders ſeyn, ſie muß durch das Wort Gottes und das Gebet geheiligt werden. Darum, auserwählte Chriſten, gebet Gott die Ehre und überlaſſet der geiſtlichen Ergötzlichkeit ein Räumlein in eurem Herzen. Denn ich habe mir fürgenommen, in dem Vorbilde dieſe jetzt vorhandenen fürſtlichen Brautleute eure Augen und Gemüther zu führen auf die wunderherrliche Pracht einer geiſtlichen Vermählung, dazu mir Anlaß giebt das Evangelium, ſo eben auf den heutigen Tag in der Gemeinde verleſen und erklärt worden: „Das Himmelreich iſt gleich einem Könige, der ſeinem Sohne Hochzeit machte."

Gern möchte man wiſſen, wie dieſer Hofprediger ohne Furcht

und Tadel ſein Seelſorgeramt bei einem Fürſten verwaltet habe, welcher, mit dem Gefühl des Souverains in jeder Ader, bei allem ſeinem Eifer für chriſtliche Literatur, doch der Pflicht des chriſtlichen Lebens gar oft vergeſſen konnte. In dem in Wolfenbüttel aufbewahrten Tagebuch des Herzogs geſchieht Lütkemanns mehrmals Erwähnung, doch nicht ſo, daß ſich in jener Hinſicht etwas daraus entnehmen ließe. Wie jedoch der Fürſt den Werth ſeines Hofpredigers erkannt, ſpricht das Dankſchreiben aus, das er ſeinetwegen an den Herzog von Mecklenburg mit der Bitte ſendet, „wenn er mehr ſolche Männer hätte, er ihm ſelbige nur wolle zukommen laſſen.“ Daß indeß Lütkemanns Stellung am Hofe keine leichte geweſen, zeigen die folgenden Andeutungen in einem Schreiben an Calixt vom 24. April 1654: „Es iſt mir nicht unbekannt, daß die Zwiſtigkeiten ſchon vorher die erlauchten Gatten ſich entfremdet haben, was jedoch vor Kurzem geſchehen, wußte ich noch nicht. Da ich ſah, daß es über meine Kräfte ging, hielt ich meine Hand davon ab: den Stein, den ich nicht heben kann, laſſe ich liegen. Jetzt auf's neue zu Rathe gezogen, habe ich mit Unſrer Durchlaucht ein Zwiegeſpräch gehabt, wobei Er mir, um die Wünſche der Fürſtin kennen zu lernen, deine Briefe zu leſen gab. Was dieſelbe geantwortet habe, wirſt du aus den Briefen, die ich hier beilege, erſehn. Ich füge noch andre früher geſchriebene hinzu, die du an mich zurückſenden mögeſt. Die Sache iſt ſchwierig, nicht bloß wegen ihrer Wichtigkeit, ſondern auch wegen der hohen Stellung der betreffenden Perſonen: was am beſten geſchähe, liegt wohl klar vor, die Schwierigkeit iſt nur, es zu Stande zu bringen. Der Durchlauchtige chriſtliche Fürſt wünſcht die Entfremdung durch eine Amneſtie aufgehoben zu ſehn. Die Fürſtin behauptet, daß ſie ohne kaiſerliche Autorität keine ſichre Gewähr habe: ſie mißtraut allem, was ihr Gatte ſagt. Könnte jemand dieſelbe bewegen, den Worten ihres Gemahls Glauben zu ſchenken, ſo wäre die Sache gethan. Zur Verſicherung der ehelichen Treue und Liebe wollte unſer Prinz Rudolph Auguſt ſein eignes Wort als Bürgſchaft einſetzen — bis jetzt fruchtlos. So tiefe Wurzeln hat das Mißtrauen geſchlagen, welches theils durch böſe Verdächtigungen genährt wird, theils durch die Erinnerung an vergangenes erfahrnes Unrecht — vermeintlich oder auch in Wahrheit. Weißt du etwas anzugeben, was zum Frieden dienet, ſo wird es an meiner Mitwürkung nicht fehlen.“ —

Lütkemann ſtarb, nachdem ihm vorher die Abtei Riddagshauſen ertheilt worden war, im J. 1655.

Hauptquellen: Tholuck, Akademiſches Leben II, S. 109. — Rehtmeyer, Nachrichten von Lütkemann, herausgegeben von Märtens 1740.

XVI. Joh. Heinrich Urſinus, Superintendent in Regensburg.

(Geb. 1608, geſt. 1667.)

Dieſer gelehrte Theologe wurde geboren in Speyer 1608, und iſt einer von denjenigen, welche in der Leidensſchule der Kriegszeit zum Reiche Gottes gelehrt worden ſind. Im J. 1626 wurde er auf die Univerſität Straßburg geſchickt, wo er den für praktiſches Chriſtenthum empfänglichen Dorſche und den apoſtoliſchen J. Schmid zu Lehrern hatte, jedoch aus Mangel an Unterhaltungsmitteln ſchon nach einem Jahre wieder abgehen mußte. Auf Bitten der dürftigen Mutter widmete er ſich nun dem Schreibergeſchäft, ging jedoch 1629 davon wieder ab und beſchäftigte ſich bis 1632 mit Privatinformation. Die feindliche Einnahme Speyers ließ ihn daran denken, nach Lübeck auszuwandern; wegen der feindlichen Armeen vermochte er indeß nicht, weiter als bis Mainz vorzudringen. Hier fand er an einem neu errichteten Gymnaſium eine Stelle, jedoch mit ſo ſchlechtem Unterhalte, daß er den Verſuch machte, abermals in Straßburg ſeine Studien fortzuſetzen. Aber auch jetzt gelang ihm nicht, die Subſiſtenzmittel zu finden: nach einem halben Jahre mußte er nach Speyer zurückgehen, wurde indeß 1633 zum Pfarrer in Weingarten berufen. Die nördlinger Schlacht und die Peſt reducirt jedoch dieſe ſeine Gemeinde auf 5 Individuen und ſo iſt er abermals unverſorgt. In eben dieſem Jahre erlangt er indeß das Conrektorat in Speyer und wurde 1635 auch zum Pfarrer daſelbſt berufen. Nach zwanzigjähriger Würkſamkeit an dieſer Stelle wird ihm 1655 das Glück zu Theil, zu dem anſehnlichen Amte als Pfarrer und Superintendent nach der freien Reichsſtadt Regensburg berufen zu werden, wo er bis zum Jahre 1667 in Segen würkt.

Zunächſt genießt Urſinus anerkannten Ruf als Gelehrter. Seiner Amtsgeſchäfte als Superintendent ungeachtet weiß er Mu-

he zu finden, ſich ſeinen Lieblingsſtudien, der Philologie und Alterthumswiſſenſchaft zu widmen und giebt mehrere namhafte philologiſche und antiquariſche Werke heraus. Von ſeinem Schulamte her liegt ihm die Bildung der Jugend am Herzen: als Superintendent mit der Oberaufſicht des Gymnaſiums betraut, richtet er hierauf auch jetzt ſeine beſondre Aufmerkſamkeit. In einer eigenen Schrift entwirft er das „Bild eines gut eingerichteten, lateiniſchen Gymnaſiums," und giebt mehrere Schulſchriften heraus. Selbſt ein tüchtiger humaniſtiſcher Gelehrter, legt er vorzügliches Gewicht auf die humaniſtiſche Bildung der Studirenden. Am Anfange der funfziger Jahre zählte Regensburg 24 Alumnen auf den verſchiedenen Univerſitäten, die meiſten in Jena. In einem Briefe an den jenaiſchen Humaniſten Boſius klagt Urſinus über die jetzige Jugend, welche, anſtatt eine tüchtige Bildung in den Klaſſikern, der Kirchengeſchichte, Geographie u. ſ. w. zu Grunde zu legen, ſofort ſich in die Metaphyſik ſtürze und auf's Predigen lege.*) Die in Straßburg ſtudirenden Regensburger ſtellt er unter die Aufſicht des Hiſtorikers Boecler, die in Jena Studirenden unter die des Boſius.

Mit dieſem humaniſtiſchen Eifer geht aber der chriſtliche bei Urſinus Hand in Hand. „O wie oft, ruft der fromme Staatsmann Forſtner (ſ. Forſtner) aus, bewundere ich euren Urſinus, in welchem die aufrichtige Frömmigkeit mit der größten Gelehrſamkeit verbunden; ſchon ſein Büchlein de regula fidei giebt mir dafür das Zeugniß." Er hat ſich ſelbſt an einem Orte charakteriſirt: „Nichts von dem Vergänglichen, was die Welt mir bieten konnte, habe ich werth gehalten, noch auch begehrt, wenn es mir fehlte. Ehre habe ich nicht geſucht und doch vielleicht etwas davon gefunden — nicht viele aber ächte, wie ja die Briefe meiner Freunde zeigen werden, daß ich, ohne mich darum zu bewerben, die Liebe der vorzüglichſten Männer meiner Zeit beſeſſen. Daß ich die Güter, welche die Welt hochſchätzt, verachtet, wird meine ſchuldloſe und freudige Armuth bezeugen, ein unerſchöpflicher und unübertrefflicher Schatz iſt mir der reiche Segen Gottes geweſen." Beſonders dient aber zu ſeiner Charakteriſtik ein uns erhaltenes vortreffliches Sendſchreiben über

*) Fortgeſetzte Sammlung von alten und neuen theologiſchen Sachen, 1789. S. 566 f.

die Mystik an Portner von 1661:*) „Ich wunderte mich auch schon längst, warum jene sogenannte mystische Theologie so wenig Bearbeiter unter uns gefunden, da sie ein so unverkennbares Bedürfniß ist. Das nämlich ist ihr Ziel, zu zeigen, auf welche Weise der aus Gott geborne Mensch schon hier auf der Erde durch die mystische Vereinigung mit Christo jenes ewige und höchste Gut zu genießen anfange, zu welchem wir Menschen von Gott geschaffen, durch Christum angenommen und durch den Geist wiedergeboren werden . . Nimm diese mystische Theologie hinweg, was anders ist unsre Theologie, als was Tertullian von der aristotelischen Dialektik urtheilt: die Unterweisung in dem Handwerk, Streitigkeiten zu erregen und wieder beizulegen — wie der Apostel sie nennt: eine falschberühmte Kunst. Ihr Mund fließt schäumend über, während das Herz dürr ist. Wenn sie von der Kanzel in die Ohren der Gläubigen ausgeschüttet wird, so macht sie vielleicht Einige gescheuter, niemanden aber — ich spreche aus Erfahrung — besser. Mit Recht wird sie mit den Meereswellen verglichen, welche die Ufer überfluthen und doch die Felder nicht fruchtbarer machen. Mit Zuversicht spreche ich aus: Könnte ich nicht zu jener innern Erkenntniß Gottes gelangen, so würde es mir gar nicht der Mühe werth scheinen, jene äußerliche zu erlernen, welche ohne jene innerliche den Menschen nur unentschuldbarer und doppelt der Verdammniß werth macht. Was also sage ich, ist die Ursache, daß man auf den Kathedern von ihr nicht hört, und daß sie auf den Kanzeln gar nicht oder nur so kalt getrieben wird?" Fünf Ursachen giebt er dafür an: 1) die Verderbniß unserer Zeit und der schlechte Unterricht von Kindheit an. Der Weg ist schwierig und daher bedarf es schon von Kindheit an der Unterweisung, durch Selbstverleugnung das höchste Ziel anzustreben. 2) Was Plato von Gott sagt, er sei schwer zu finden, und wenn er gefunden, schwer auszusprechen, das gilt auch von dieser Theologie. Denn nicht mit dem Verstande wird sie erfaßt, sondern durch einen innern Sinn (sensus) und Geschmack (gustus), und mit Worten läßt sie

*) Es finden sich diese Briefe von Forstner und Ursinus in Heumanns Sammelschrift Poecile 1729 T. III.

ſich nicht ausſprechen. 3) Bei den vielen Kämpfen, die ſie auferlegt, glauben viele das Ringen am Ende ganz aufgeben zu müſſen. Sie meinen, daß es gänzlich Sache der Gnade ſei, daß Gott allen, die ihn ſuchen und lieben, von ſelbſt entgegenkomme, ja daß es endlich die höchſte Aufgabe der Selbſtverleugnung ſei, ſogar der Seligkeit jenes innern Geſchmackes gänzlich zu entſagen und es Gott ganz zu überlaſſen, ob er jene Honigſpeiſe nach ſeinem Wohlgefallen ſeinen Kindern ſpenden wolle, oder erſt im Himmel ihr Verlangen befriedigen. 4) In der That giebt es auf dieſem Wege viele Verirrungen. Oft kleidet ſich der Satan in einen Engel des Lichts. Mancher, von Selbſtſucht geblendet, ſchafft ſich ſelbſt Träume, in der Lehre entſtehn die gröbſten Irrthümer, die mit Hartnäckigkeit feſtgehalten werden, im Leben deſto gröbere Sünden, je verborgener ſie ſind, namentlich jener geiſtliche Stolz, der vor Gottes Richterſtuhl verwerflicher als jede andere Sünde. 5) Oft auch hat die Beſcheidenheit diejenigen, welche Gottes Hand in dieſe Tiefen geführt, abgehalten, das Geheimniß ihres Herzens zu offenbaren, ſo daß ſie in der Stille geſungen haben: „Mein Geliebter gehört mir und ich ihm.“

Aus allem dieſem ergiebt ſich dem trefflichen Manne, daß jenes Streben zwar nicht aufgegeben werden dürfe, wohl aber der höchſten Vorſicht bedürfe, daher er fortfährt: „Da ich von der Einen Seite den Atheismus, von der andern den Enthuſiasmus der Kirche Gottes den Krieg erklären ſehe, ſo halte ich für nöthig, daß die Theologen gegen dieſen wie gegen jenen das Schwert des heiligen Geiſtes brauchen. So habe denn auch ich, wenn ich gleich keiner der Vornehmſten bin, den Atheismus und den Chiliasmus der Fanatiker in verſchiedenen Schriften zu bekämpfen unternommen.“ Hierauf faßt er die Summa deſſen, was er über den myſtiſchen Weg zu ſagen hat, zuſammen und läßt dabei Blicke in die Tiefe ſeiner innern Erfahrungen thun, wie denn auch ſein Leichenredner den Ausſpruch von ihm berichtet, „daß er der Welt unbekannte Anfechtungen erduldet, durch welche ihn der himmliſche Vater erſt ſtark gemacht.“ Er ſpricht davon, daß durch den Wechſel von Anfechtungen und Tröſtungen hindurch der Weg zur heiligen „Gelaſſenheit“ gehe — ein Ausdruck, der allerdings bei Arndt und andern Anſtoß gegeben habe, der indeß ja nicht im epikuräiſchen und ſtoiſchen Sinne verſtanden zu werden brauche.

Wer ſollte nun erwarten, daß gerade dieſer Liebhaber der Myſtik als ein zelotiſcher Kämpfer gegen die Myſtiker in der Kirchengeſchichte einen Platz gefunden? und doch iſt es ſo.

Nach ſeiner Schilderung beim Eintritte in ſein regensburger Amt zieht er dort in einen erfreulichen kirchlichen Zuſtand ein, von welchem er in einem Schreiben an Schmid*) folgende Schilderung giebt: „Nach ſo viel ausgeſtandener Mühſal im herannahenden Alter habe ich endlich auf Erden, was ich nicht mehr wünſchen durfte und nicht mehr hoffen konnte, einige Ruhe gefunden. Als ich kaum noch länger Stand zu halten vermochte und kaum etwas andres von Gott erwartete, als was der, wenn auch nicht tüchtige, doch ſeinem Feldherrn getreue Krieger, wenn Körper und Geiſt matt werden, erwartet — eine ehrenvolle Entlaſſung. Indeß etwas andres, wie ich wahrnehme und für die Zukunft vertraue, hat der himmliſche Vater vorgeſehn, in deſſen Schooß ich ſo oft vertrauungsvoll alle meine Sorgen geworfen, der rechtzeitigen Hülfe gewiß und bereit zu folgen, ſei es auf der Erde, ſei es in dem Himmel, mit Darangabe alles Eigenwillens. Wie in ſo vielem andern, ſo bewundere ich auch hierin die beſondere Vorſehung Gottes mit Anbetung, daß er mich gerade hieher beſtimmt hat, wo ich eine blühende Kirche, einen wohlgeordneten Staat, liebreich geſinnte Senatoren, zum Gehorſam bereite Bürger finde, ein ernſtes Streben nach Frömmigkeit und in einer ſo volkreichen und wohlhabenden Stadt nur ſelten Aergerniſſe. Möge Gott zur Verherrlichung ſeines Namens dieſes mein Regensburg beſtändig groß machen und ſeinen Glanz täglich erneuern.“

Nun hielt ſich damals in Regensburg der ungariſche Baron Juſtinian von Weltz (auch Wels geſchrieben) auf, der erſte Lutheraner, in welchem die Idee einer lutheriſchen Miſſion unter den Heiden praktiſch wurde. Seine Gedanken darüber hatte er mehreren Theologen zur Begutachtung vorgelegt und übergab 1664 den evangeliſchen Geſandten zu Regensburg eine Schrift unter dem Titel: „Einladungstrieb zum herannahenden großen Abendmahle und Vorſchlag zu einer chriſt-erbaulichen Jeſus-Geſellſchaft, behandelnd die Beſſerung des Chriſtenthums und Bekehrung des Heidenthums wohlmeinend an Tag gegeben durch Juſtinianum.“

*) Epp. ad Schmidium II. S. 321. cod. ms. Hamb.

Von allen Seiten, ſollte man erwarten, hätte die lutheriſche Kirche es nur mit Dank aufnehmen können, auf eine Pflicht aufmerkſam gemacht zu werden, welche von ihr ſo lange gänzlich außer Acht gelaſſen worden, während die von allen Seiten ungleich härter bedrängte calviniſtiſche Kirche ſchon bei ihrem erſten Entſtehn dieſelbe in's Auge gefaßt hatte. Der Beigeſchmack indeß von ſchwärmeriſchen Elementen, mit welchen dieſe wohlgemeinten Vorſchläge hervortraten, ließ ſelbſt einen Urſinus die Stimme der Wahrheit gänzlich darin verkennen. Daß nämlich dieſe Erinnerung an eine ſchmählich vergeſſene heilige Pflicht mit harten Anklagen des beſtehenden Zuſtandes der lutheriſchen Kirche und mit chiliaſtiſchen Hoffnungen der Zukunft verbunden war, ſetzt auch einen Theologen, wie Urſinus, in Feuer und Flammen. Er beeilte ſich in demſelben Jahre eine „wohlgemeinte, treuherzige und ernſthafte Erinnerung an Juſtinian" herauszugeben, worin er den Geiſt jener Schrift ſich nicht ſcheut als münzeriſch und quäkeriſch zu bezeichnen und gegen den Kern derſelben mit den werthloſeſten Gründen zu ſtreiten — es hätten ja die Chriſten Juden und Heiden genug unter ſich, denen das Evangelium beſſer als ſonſt unter dem Himmel gepredigt werden könne, nur an die Apoſtel ſei jener Befehl, in alle Welt auszugehn, gegeben, den lutheriſchen Predigern aber kein Beruf dazu ertheilt! Noch mehr, es ſeien ja die Heiden in ſo viel ſtattlichen Büchern von den Chriſten widerlegt worden und würde überdies das Chriſtenthum den Heiden von den Papiſten verkündigt, wenngleich mit Beimiſchung des papiſtiſchen Sauerteiges. — So vermag ein einſeitiger Eifer auch das Auge des Beſten zu verblenden. —

Von ſeinem Leichenredner wird ihm überdies noch nachgerühmt: „Der lieben Armuth hat er ſich reichlich, je nachdem ſeine Hand vermochte, angenommen, mit keinem Menſchen in unverſöhnlichem Zanke gelebt, ſondern da ihm gleich bisweilen von dem einen oder dem andern zu nahe getreten worden, das ſeiner ſonſtigen Sanftmuth nach leichtig vergeben."

Hauptquelle: Spizel, Templum honoris S. 313. — Schwanengeſang auf J. H. Urſinus von Gruner, Senior 1667.

XVII. Joachim Schröder, Paſtor in Roſtock.

(Geb. 1613, geſt. 1677.)

Ein Bußprediger, welcher ſich von ſeinem geſetzlichen Eifer dazu hinreißen läßt, als ein anderer Capiſtran, die herrſchende Unſitte bis auf die Schuhſchnäbel und Rockſchwänze herab in ſeinen Predigten zu verfolgen und nicht ſelten die Kanzel durch Skurrilität zu profaniren, den wir aber, da ſein Eifer nicht bloß ein rhetoriſches échauffement, ſondern ein treu gemeinter Eifer für das Haus des Herrn, und da ſeine kirchlichen Verbeſſerungsvorſchläge von einem richtigen Blicke in die Gebrechen der Kirche zeugen, dennoch hier aufnehmen durften.

Geboren 1613 zu Freudenberg im Mecklenburgiſchen trat Schröder 1637 in ſein Pfarramt in Roſtock, wo er auch von der Fakultät die Erlaubniß zu homiletiſchen Vorleſungen erhielt.

Als homiletiſches Vorbild zu dienen, waren nun allerdings auch die beſſeren ſeiner Predigten nicht geeignet, am wenigſten ſkurrile Kapuzinaden wie jene berüchtigte Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen Hofarthsſpiegel 1643 worin es z. B. über die Weibertracht heißt: „Es iſt ja der nach der Welt Meinung köſtliche Schmuck ein rechter Gaukel- Narren- und Faſtnachtsſchmuck, daß wahrlich die ſo ausgeputzten Frauen, Jungfrauen und Studenten vor Gott und ſeinen heiligen Engeln und allen wahren Gläubigen zum wenigſten wie beſchmutzte Sauen geachtet werden. Denn was iſt ein Weib ohne Zucht? „Eine Sau mit einem güldenen Halsbande.“ Was für Zucht iſt bei ſolchen Weibern, die ſich üppig und leichtfertig kleiden, die ihre Häupter ſo abenteuerlich bedecken, daß die Alten, wenn ſie aus den Gräbern ſollten herfürkommen, dieſelbigen für ihre Kinder nicht erkennen könnten? was für Zucht bei denen, die faſt alle Monat auf neue ſeltſame Art bald ſo bald anders den Kopf mit Munſtern umhängen, verbrämen und dreyen, die mit aufgereckten Hälſern, mit geſchminkten Angeſichtern einhergehen und ſchwänzen und haben köſtliche Schuh an ihren Füßen? was für Zucht bei denen, derer Jopen und Mäntel den Manneswämſern und -mänteln gleich werden und ſie alſo Mannskleider annehmen?“ Ueber die Studenten ruft er Zeter, „weil ihre Köpfe gleich den Eulen, weil ſie mit Perrücken oder fremden, weiß nicht welchen Haaren ſich behängen, die keinen ehr-

baren Mantel mehr tragen, ſondern nach Art der Kriegsknechte mit offnen Wämſern einhertreten" u. ſ. w.

Schröders Verdienſt beſteht darin, für manche Gebrechen der Zeit ein offenes Auge gehabt und nach Gebühr und über Gebühr die Lärmtrommel darüber geſchlagen zu haben. Am meiſten gilt dies in Betreff der Gebrechen der Schulen und Univerſitäten — dort iſt es die Beſchäftigung mit den heidniſchen Schriftſtellern, hier der Pennalismus, gegen welche er ſich vornehmlich berufen fühlt ins Zeug zu gehen. In der Erlernung des Lateiniſchen — mit Zurückſetzung des Griechiſchen und der Realkenntniſſe nicht nur, ſondern auch der Religion, für welche in der Regel nur Eine Sonnabendſtunde übrig blieb — ging der ganze Gymnaſialunterricht auf. Hiergegen zieht nun Schröder in ſeiner allerdings plebejiſchen Weiſe zu Felde: „Die ganze Woche haben die alten heidniſchen Hurenjäger und Schandlappen, Ovidius, Terentius, Virgilius in den meiſten Schulen Raum, Chriſtus aber auf ſeinem Eſel mit dem catechismo und gottſeliger Kinderzucht muß kaum auf den Sonnabend und Sonntag Raum einer Stunde haben. Nun hat es wohl ſeine Maß, daß die Kinder die lateiniſche Sprache aus den Skribenten lernten, wenn man auch Chriſtum zu rechter Zeit mit zuließe und nicht gar lateiniſch würde." Wie grob auch die Worte lauten, ſo iſt das was er verlangt, gerade nichts Uebertriebenes, denn wie die Schlußworte hier zeigen, gehört er nicht zu denen, welche die klaſſiſchen Schriftſteller geradezu ausſchließen wollten. Was er verlangt, iſt nur: eine größere Auswahl in der Lektüre und mehr Raum für den Religionsunterricht. Auch auf Geiſt und Art der klaſſiſchen Interpretation den Blick zu richten, wie ſpäter Bengel, war ſein Auge noch nicht geſchärft genug. Einen handgreiflicheren Stein des Anſtoßes gab ihm die aus der katholiſchen Zeit her auch bei den Proteſtanten noch übliche Abhaltung von „Schulkomödien" in der Kirche — eine Sitte, welche damit zuſammenhing, daß Schulen und Univerſitäten theilweiſe auch noch im Proteſtantismus als kirchliche Inſtitutionen angeſehen wurden, wie denn eben auch in Roſtock Vorleſungen und Disputationen in der Kirche ſelbſt noch im 18ten Jahrh. vorkommen.*) Schröder aber, beſonders durch den zuweilen anſtößigen Charakter der Terenziſchen und anderer Stücke

*) Roſtocker Etwas IV. 421.

verletzt, tritt in Schrift und Predigt mit maßlosem Eifer gegen diese Unsitte auf. Noch stärkeren Grund hatte seine Entrüstung gegen den Pennalismus, gegen welchen schon vor ihm in Rostock gekämpft worden war (s. Quistorp).

Im Jahre 1644 giebt er „der Friedensräthe Ehrenkron" heraus, worin er allen Gesandten zu Osnabrück ans Herz legt, endlich durch eine allgemeine Verordnung jenes Uebel, „das seit 30 Jahren größeres Verderben über die Welt gebracht habe als der Krieg selbst," gründlich abzustellen. Auch den meisten theologischen Fakultäten hatte er diesen Nothschrei zugesandt, von denen aber manche, weil er von einem simpeln Pfarrer ausging, ihn mit noch größerem supercilium bei Seite legten, als die Meyfartsche fast gleichzeitige Anklageschrift gegen die akademische Verderbniß. So enthält das leipziger liber actorum publicorum den Beschluß, der Mann verdiene keine Antwort, denn — „der Schuster soll nicht über den Leisten hinausgehn, der Geistliche sich nicht um das bekümmern, was nicht seines Amtes ist!"

Es ist richtig, daß während der Kriegsläufte die Durchführung solcher allgemeinen gründlichen Reformen kaum ausführbar war. Mancher Redliche, welcher die vorhandenen Mißstände in Staat, Kirche und Schule erkannte und tief beklagte, hatte sich daher mit seinen Hoffnungen auf den endlichen Zeitpunkt eines allgemeinen Friedens gerichtet. Auch Schröder tritt, nachdem dieser Zeitpunkt endlich gekommen, mit allen den Verbesserungsvorschlägen, welche ihm bis dahin auf dem Herzen gelegen, an die Oeffentlichkeit in seiner vielgelesenen „hellklingenden Zuchtposaune" 1667. Er hatte die Herausgabe dieses Zeugnisses an das deutsche Volk und vor den lutherischen Fürsten Deutschlands nicht übereilen wollen. Er hatte vor der Herausgabe seine Schrift in ms. an Universitäten und Höfe versendet, um sich Gutachten über dieselben zu erbitten und von manchen Seiten her ermunternde Zuschriften empfangen. Die straßburger Fakultät schreibt ihm 1653: „Wir unsers Theils haben fast lange Zeit und Jahre her mit unsern Vermahnungen dahin gezielt, am allermeisten, da der barmherzige Gott nach dem unsäglichen Kriegsjammer Hoffnungen erweckt, jetzo sei es Zeit, daß alle evangelischen Chur- und Fürsten, Grafen und Herrn, Kanzler und Räthe, Superintendenten und Prediger, Rektoren und Präceptoren

ihre consilia zuſammentragen und ſich bedenken ſollten, welcher-geſtalt dem allergnädigſten Gotte zu ſchuldiger Dankbarkeit eine allgemeine Reformation angeſtellt werden ſollte." Auch das zuſtimmende Zeugniß des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holſtein, des däniſchen Biſchof Winſtrup und mehrere andre bringt er bei. Die Schrift iſt nicht planmäßig ausgeführt. In bunter Reihe werden — zum Theil nach Menge-ring — die Gebrechen mannichfachſter Art aufgezählt — hie und da auch mit Vorſchlägen zur Beſſerung. Unter den Gebrechen finden ſich z. B. folgende: die Beherbergung und Befreiung der Juden von Abgaben, die Aufnahme von Winkelpredigern, die Gemeinſchaft mit Quäkern und Enthuſiaſten, die Quackſalber mit den Pickelhäringen und die Ballettänzer, die Sonntagsjahrmärkte u. ſ. w. Von ſeinen Beſſerungsvorſchlägen heben wir folgende zwei hervor. Es werden Predigerconvente empfohlen, wie ſie in Roſtock früher wöchentlich alle Freitage gehalten worden, woran alle Geiſtlichen bei Strafe Theil nehmen mußten, die Geiſtlichkeit hat knieend ein Gebet angefangen, der Superintendent kirchlich heilſame Vorſchläge proponirt, worüber vota abgegeben wurden, darauf konnte jeder einen casum conscientiae aus ſeinem Kirchſpiel proponiren. Bei groben Laſtern, wo die Admonition nicht gefruchtet, hat man boshaftige Leute vorgefordert und einhellig zur Bekehrung vermahnt, für die Halsſtarrigen öffentlich und mit allerlei Formalien gebetet: auswärtige Miniſterien haben Roſtock dieſes Conventes wegen glücklich geprieſen. Ein anderer Vorſchlag iſt umfaſſenderer Art. Auch Schröder war jener Vorſchlag zu Herzen gegangen, an deſſen Verwürklichung wenige Jahre nach dem Erſcheinen der „Zuchtpoſaune" von Herzog Ernſt Hand angelegt wurde (ſ. Herzog Ernſt S. 55.). Die Vereinigung der ausgezeichnetſten Theologen zu einem allgemeinen Glaubenstribunal, wie Nik. Hunnius (Consultatio 1632) und Dorſche (de unione collegiorum 1645) ſie angerathen, hatte auch Schröder begeiſtert und er hatte 1660 die Dorſcheſche Schrift mit einem Vorworte aufs Neue herausgegeben. In der Zuchtpoſaune erhebt er ſich aber noch höher zu der Idee einer allgemeinen lutheriſchen Kirchenſynode, für welche er auch am ſchwediſchen Hofe zu würken ſuchte: die einzelnen deutſchen Fürſten ſollen Provinzialſynoden berufen, der niederſächſiſche Kreis eine Generalſynode und die ſächſiſchen Fürſten einen Generalconvent!

Für die Kirchenzucht insbesondere ergreift er das Wort in der Schrift: „Geistlicher Nordstern“ (1660), worin er die ernste Verordnung Christian IV. von Dänemark: „über das Amt der Kirche wider unbußfertige Sünder“ abdrucken läßt, und gleichzeitig läßt er das: „Geistliche Kirchenschwert“ mit einer Zuschrift an den Bischof von Seeland und das kopenhagner Ministerium ausgehen, worin er die Zeugnisse der ältern lutherischen Kirche für die Kirchenzucht und das Recht des elenchus gegen die Obrigkeit auf der Kanzel vertheidigt. In Wahrheit konnte von ihm gelten: „der Eifer um des Herrn Haus hat mich verzehrt.“ Zwar stand er in seinem Rostock nicht allein. Neben ihm standen während seiner Amtsführung mehrere evangelisch gesinnte Männer, anfangs Lütkemann (1637—49), dann A. Varenius (1643—84), Quistorp II. (1647—69), Heinr. Müller (1653—75), Großgebauer (1653—61), es wurde daher seine „Zuchtposaune“ durch eine Empfehlung der Fakultät in die Oeffentlichkeit eingeführt, auch ward seinen Schriften selbst in der Ferne Anerkennung zu Theil, wie in Süddeutschland in dem Saubertschen Kreise. Aber da seine Wünsche für das Heil der Kirche ins Große und Weite gingen, so mußte er sich doch als ein Prediger in der Wüste fühlen. Auch fand er für seine kleinen Schriftchen keinen Verleger; er hatte sie auf eigene Kosten drucken lassen. Erfolglos ist indeß sein Eifer doch nicht geblieben. Er glaubte — und wohl nicht mit Unrecht — zu dem 1654 gefaßten Reichsbeschluß zur Abstellung des Pennalismus mitgewürkt zu haben. Er giebt selbst an, daß unter seinen 15 Tischgenossen keiner, der nicht dem Pennalismus abgesagt hätte. Von seiner Zeit an unterblieben auch die Schulkomödien in den Kirchen und seinem Eifer für die Sonntagsheiligung entsprach ein Sonntagsmandat des rostocker Raths von 1661, worin selbst das Rasiren am Sonntage untersagt wird. —

Schon in der Vorrede zu seiner „Zuchtposaune“ spricht er aus, daß dieses wohl seine letzte Schrift seyn werde, da er wegen anhaltenden Hauptschmerzen schon seit einigen Jahren die Kanzel habe verlassen müssen. Doch stirbt er erst 1677.

Hauptquellen: Rostocker Etwas von gelehrten Sachen III, 545. 586. — Wiggers, Zeugnisse von Christo aus der mecklenburgischen Kirche 1847. S. 102.

XVIII. Paul Egard, Paſtor zu Nottorp in Holſtein.

(Um 1620.)

Einer von jenen Zeugen Chriſti, die „als die Unbekannten und doch Bekannten" durch die Welt gegangen. So wenig ſind die Lebensumſtände des Mannes bekannt, daß einer der gründlichſten Literaturkenner des Nordens, der ſelbſt von Geburt ein Schleswiger,*) nichts weiter darüber hat in Erfahrung bringen können, als daß derſelbe bereits 1621 in Nottorp im Rendsburgiſchen als Pfarrer im Amte geſtanden und im Jahre 1643 noch am Leben geweſen. Eine verwittwete Herzogin Auguſta von Schleswig ſcheint ſeine Gönnerin geweſen zu ſeyn: ihr hat er ſeine Schrift „von dem edlen Leben Chriſti" gewidmet. — Wie wenig auch von ſeinen Lebensumſtänden bekannt, ſo ſcheinen doch ſeine geiſtlichen Schriften eine ziemliche Verbreitung erlangt zu haben, indem einige derſelben noch während der Kriegszeiten verſchiedene Ausgaben erlebten, die eine auch eine Ueberſetzung in das Schwediſche in Riga. Schon in der erſten Hälfte des Jahrhunderts wird ſeiner von einigen gelehrten Männern lobend gedacht, von dem pommerſchen Kirchenhiſtoriker Micrälius, dem gothaiſchen Superintendenten Glaſſius, dem reformirten Theologen Alſtedt: mit dem Erwachen eines wärmeren chriſtlichen Lebens in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts geſchieht ſeiner öfter Erwähnung und beſonders ſeit Spener, durch einige von Egards geiſtlichen Abhandlungen, welche ihm in der Bibliothek des ſtraßburger Pfarrers Salzmann, ſeines Verwandten, in die Hände fielen, auf ihn aufmerkſam geworden. Bei dem damals erwachten Bedürfniſſe nach praktiſch nahrhafter geiſtlicher Speiſe hielt Spener es auch für angemeſſen eine Sammlung ſeiner Schriften zu veranſtalten, welche 1679—1683 in drei B. 4. in Frankfurt a/M. erſchien.

Es iſt die Arndtſche Theologie, welche Egard lehrt. Wo er Arndts erwähnt, ſagt er zwar nicht, daß er denſelben als ſeinen geiſtlichen Wegweiſer zu Chriſto anzuerkennen habe, aber doch, daß er ihm „von Anfang an theuer geweſen." Als Oſiander nach Arndts Tode eine gehäſſige Schrift gegen den hochverdienten Lehrer der evangeliſchen Kirche herausgegeben, trat auch Egard, ſobald ihm

*) Moller, Cimbria literata I, 151.

dieſelbe auf der Kieler Meſſe zu Handen gekommen, zur Ehrenrettung Arndts in dem Büchlein „Joh. Arndts Ehrenrettung“ auf (1624), auf welches er dann auch noch einen Traktat „Vom Reich Gottes in uns“ als Anhang folgen ließ. Es iſt nicht ſowohl ein feuriger als ein ſtarker Geiſt, welcher aus Egard redet. In der Lehre lutheriſch, wenn auch im Ausdruck nicht ängſtlich bemeſſen, im Widerſpruch mit der Sitte der Zeit äußerſt gedrängt und bündig, im Streite — wie ſeine Vertheidigung Arndts zeigt — gewandt und treffend, immer aber frei von Schultерminologie und gelehrtem Kram und ebenſo auch von allem rhetoriſchen Schmuck — nicht eigentlich beredt, und doch durch den einfachen ſittlichen Ernſt tief eindringend. Die Epiſtelpredigten ſchicken ein meiſt aus den Pſalmen oder Propheten entnommenes exordium voraus, dann folgt — wie bei Arndt — mit oder auch ohne Hervorhebung eines Grundgedankens die Texterläuterung und Textanwendung in beſtimmter Theilung, zum Schluſſe eine energiſche praktiſche Applikation der Hauptwahrheit und zuletzt noch ein „Seufzerlein.“ Was neben den andern Vorzügen am meiſten auch dieſe Predigten vor andern jener Zeit auszeichnet, iſt jene keuſche Bündigkeit, welche ohne alle rhetoriſirende Amplification, freilich auch ohne lumina orationis, immer gerade den Gedanken ſelbſt ausſpricht. Er bewährt es ganz: „Es trägt Verſtand und rechter Sinn in wenig Worten ſelbſt ſich vor.“

Reine Lehre iſt auch für Egard die Bedingung für reines Leben. Im Eifer gegen den „calviniſtiſchen Geiſt und Glauben“ ſcheut er ſich ſelbſt vor den härteſten Anſchuldigungen nicht: „Alle Ketzer und Irrgeiſter ſuchen das Zeitliche und halten den Bauch für ihren Gott, ob ſie wohl dafür nicht wollen angeſehen werden; danach brauchen ſie wie die Huren liebliche und glatte, ſüße und freundliche Worte, die auch eine Pracht und Schein großer Weisheit haben. Solches iſt auch zu ſehn am calviniſchen Geiſt, denn der Bauch iſt ſein Gott. Er dienet dem Bauch, denn er befleißigt ſich, die Häupter der Welt einzunehmen und ein groß Anſehn zu Hofe bei den Herrn der Welt zu erlangen, auf daß er große Macht, Gut und Reichthum habe. . Danach ſo führet er liebliche und ſüße Reden, die der Vernunft angenehm ſind und locket die einfältigen Herzen, daß er ſie betrüge. Auch führet er eine große Pracht in Worten und iſt nichts bei ihm, denn eitel Kunſt und Weisheit, hat an ſeinem natürlichen Lichte Gefallen, rühmet

) selbst, achtet sich klüger und verständiger, denn andre, sonderlich einfältigen und schlechten Lutheraner." (zu Röm. 16, 18.) olcher Ausfälle gegen den Calvinismus finden sich mehrere. In- ; hatten sie bei ihm nicht, wie bei so vielen andern, den bloßen tzel der Streitlust zur Quelle. Freilich könnte man fragen: wozu Polemik gegen Calvinisten in Holstein, dem durch und durch utherischen Lande? Allein eben zu Egards Zeit hatte würklich der alvinismus in dieses durchaus lutherische Land Eingang zu finden wußt. Es war der bei Moritz von Hessen erzogene Herzog Adolph n Schleswig-Gottorp, welcher, unterstützt von seinem Geheimen- the, dem feurigen Calvinisten Joh. von Münster, seit 1609 hrere Schritte zur Einführung des reformirten Bekenntnisses in nem Lande gethan hatte.

Auch gegen die Mystik bekam Egard zu streiten. In verschie- nen Formen hatte um jene Zeit der Mysticismus in Schleswig d Holstein Eingang gefunden. „Die Jahre 1619 und die folgen- n, berichtet ein schleswigscher Schriftsteller,*) waren eine höchst ge- hrliche und in Kirchensachen recht betrübte Zeit. Da so viele Gei- r sich hervorthaten und sich außerordentlicher Offenbarungen rühm- , wie denn zu solchen Zeiten auftraten Nagel, Ziegler, Gei- r, Prätorius, Stiefel, Faulhaber, Felgenhauer, und derlich Phil. Ziegler in dieser Gegend 1622 einige Zeit sich hielt und der damals aufgekommenen Rosenkreuzer-Gesellschaft uth einsprach." Um jene Zeit war auch ein Arzt Teting in Hu- m und ein Stadtsekretair Lohmann in Flensburg aufgetreten, fangs nur als fromme Anhänger Arndts, bald aber zu weigel- en Ansichten fortgerissen. Ueber diesen Teting hatte sich der fromm- sinnte Probst Dame in Husum von Egard ein Gutachten ausge- ten und dieser ließ nun eine Streitschrift gegen denselben ausgehn. uch sonst nimmt er hie und da auf die Weigelianer polemische ücksicht, wie er in dem „Spiegel der gegenwärtigen Zeit" S. 52. n den falschen Propheten redet, welche durch die „wesentliche" ereinigung und Einwohnung Gottes selig werden wollen, anstatt rch die „geistliche" Vereinigung und Einwohnung im Glauben, eil sie bei den Priestern die vollkommene Reinigkeit verlangen, als die Würkung des Sakraments von der Person des Priesters

*) Melch. Krafft, Husum'sche Kirchengeschichte 1723. S. 162.

abhängig wäre.“ Von einigen spricht er auch, „welche die Ehe verwerfen, welche sich der Visionen und Engelerscheinungen rühmen.“ Seine Antipathie gegen die Mystik ist indeß keine blind leidenschaftliche. Er gestattet sich selbst — obgleich weniger als Arndt — einige mystische Terminologien, wie „die Abgeschiedenheit, die Gelassenheit, der Ausgang aus dem alten und der Eingang in den neuen Adam,“ und männlich und schön vertheidigt er Arndt wegen der Aufnahme eines Abschnitts aus Weigel in seine Schriften (Ehrenrettung S. 766.): „Das hat er gethan nach der Regel Pauli: Prüfet alles und das Beste behaltet. Es ist kein Ketzer so grundböse, der nicht etwas Gutes sollte haben. Denn die Wahrheit ist so einfältig und mächtig, daß auch derselbigen Feinde oft wider ihren Willen müssen davon zeugen und Licht Licht heißen.“ Ja er nimmt sich in einem eignen Vertheidigungsschreiben eines von der Geistlichkeit hie und da hart angefochtenen Schwärmers an, des Tuchscheerergesellen Engelbrecht, eines armen krankhaften Menschen, welcher, in der Kirchenlehre im Ganzen correkt, seine Bußpredigten auf überspannte Visionen gründete.

Aber nicht gegen die theoretischen Ketzereien der Zeit, sondern gegen die praktischen richtet sich seine Strafpredigt. Schonungslos greift er die Sittenverderbniß der Zeit an und hält ihr ihren Spiegel vor. In der anonym 1623 herausgegebnen Schrift „Abbildung der gegenwärtigen Zeit aus der heiligen Schrift und dem Exempel der Juden“ schildert er die Juden und dann ebenso die jetzige Christenheit 1) als Bild der Ungerechtigkeit, 2) als Bild der Strafe, 3) als Bild der gnädigen Erlösung Gottes, und weist die Verderbniß nach in dem geistlichen, obrigkeitlichen und Laienstande. „Was von den jüdischen Lehrern und Hirten gesagt wird, heißt es hier, das kann auch von vielen Lehrern und Hirten unter uns gesagt werden. Wenn man etliche wenige, die mit den heiligen Propheten Christum lauterlich meinen und suchen, ausnimmt, so sind die andern alle einerlei Art und Geistes. Der gottesgelehrten und frommen Prediger sind wenig: der weltgelehrten aber und fleischlichen ist eine große Menge.“ In dem „Spiegel dieser gegenwärtigen Zeit,“ fährt er fort: „Danach geben viele Prediger großes Aergerniß, stellen sich der Welt gleichförmig, sind stolz und aufgeblasen, dienen den Lüsten des Fleisches, geizen, greifen in ein fremd Amt, sind zornig, rachgierig, unkeusch,

ehrgeizig, leichtfertig, geil, faul, unhöflich, daß ihrethalben der Name Gottes und das heilige Predigtamt geläſtert wird.“ Schlicht und ernſt entwickelt er in der Predigt über 1 Cor. 4, 1 f. 1) was chriſtliche Prediger nach ihrem Amte ſind, 2) wie ſie ſich in ihrem Amte verhalten ſollen, in welchem zweiten Theile es heißt: „Treu iſt er, wenn er bleibet bei den heilſamen Worten unſers Herrn Jeſu Chriſti und bei der Lehre von der Gottſeligkeit, wenn er Chriſti Namen verkläret und ſeine Ehre in allen Dingen ſucht, wenn er andres nichts weiß, redet, thut und läßt, denn Chriſtus in ihm würket, wenn er mit Luſt und Fleiß zu rechter Zeit thut, was ihm geziemet, wenn er falſcher Lehre und Irrthum widerſpricht und Wahrheit vertheidiget, wenn er Sünde, Laſter und Untugend mit eifrigem Geiſt im Herrn ſtrafet, die Buße, Chriſti Kreuz und Leben predigt, wenn er Chriſto im Leben folget, und in der Wahrheit wandelt. Treu begreifet Luſt, Fleiß, Ernſt, Wahrheit, Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, Beſtändigkeit.“ „Zum andern, fährt er fort, ſoll ein Prediger der Welt Urtheil nicht achten und nicht danach fragen, ob er gelobet oder geſcholten werde: hier prüfe ſich nun ein jeglicher chriſtlicher Prediger, ob er ſich nach der Lehre und Exempel des Apoſtels verhalte, ob er ein treuer Haushalter ſei, ob er „menſchlichen Tag“ geachtet und ſich ſelbſt gerichtet, gelobt und gerühmt.“

Was die Zuhörer betrifft, ſo hat er noch ſolche vor ſich, welche würklich kommen, um zu hören, aber — mit den Ohren des Kopfes und nicht des Herzens. Wie in Dänemark, ſo war auch in Schleswig-Holſtein die Volksgeſittung damals noch weniger fortgeſchritten als in dem übrigen Deutſchland. Welche entſetzliche Rohheit noch bis gegen Mitte des Jahrhunderts in den Gemeindeverhältniſſen vorkam, zeigt folgende Nachricht, welche 1644 der Pfarrer Johanßen in Detzboell bei Tondern in ſein Kirchenbuch geſchrieben: „Folgende haben mich in meinem Amte verfolgt und nahe an mein Verderben gebracht, verum deus me mirificavit et liberavit ex manibus eorum. J. Dirkſen ſchlug mich mit einer Heugabel zu Boden, ich wurde als todt in's Haus getragen, genaß aber wieder: etliche Jahre nachher wurde er todtgeſtochen und ſtarb auf der Straße. J. Volkmartſen wollte mich mit meinem eigenen Spaten erſchlagen: er wurde nachher von ſeinem eigenen Bruder Jeſſe todtgeſchlagen und an dem Süderwall begraben, wo

die Seele hingefahren ist, weiß Gott. P. Jensen wollte mich in Kösters Hause erstechen, aber M. Payens rettete mich: er fuhr zu Schiff, beim Unwetter stießen sie ihn über Bord, er wollte sich mit den Händen festhalten, aber sie hieben sie ihm ab. A. Frese, der mit meiner Frau hurte, ging mir mit einer geladenen Büchse nach: er ist in der See ertrunken. Gertrud that bei mir im Bette eine böse That: sie verwelkte, wie ein Kohlenstrunk. D. Mansen schlug mir zwei Rippen in meiner rechten Seite entzwei: er hat mir Buße dafür gethan, wie es ihm seit der Zeit gegangen, lehrt die Erfahrung. Ich habe ihm vergeben. O Jesu, beschirme du mich und deine arme Christenheit, daß sie dich lobe in Ewigkeit." *) — Die Kirchkinder, welche Egard vor sich hatte, schildert er uns so: „Die Weltkinder (Abbildung der gegenwärtigen Zeit S. 27) kommen ja noch wohl in die Versammlung und setzen sich zu den Füßen der Diener Christi als ein Volk, das Lust hat zu lernen und auf des Herrn Wegen zu wandeln, aber sie sind nicht der Meinung, darnach etwas zu thun und das Wort in's Leben zu verwandeln. Sie hören es nur zum Schein, nach Gewohnheit für die Langeweile, aus Fürwitz und Lust, um zu hören was sie tadeln (können), und davon in ihrem Wohlleben zu reden." „Gleichwie die Juden sich von außen zum Tempel gehalten, und die Zeiten und Tage allein wahrgenommen, ohne innere Gottseligkeit, also thun wir auch. Wir meinen, wenn wir nach altem Brauch und Gewohnheit zur Kirchen gegangen, die Feiertage von Außen gehalten, der Zeit wahrgenommen und sonderlich die Jahreszeiten, daß wir zwei oder dreimal im Jahre zur Buße, Absolution und Abendmahl gegangen, daß wir dann seien gute Christen und alles haben wohlgemacht, obwohl unsre Herzen nicht zu Gott gerichtet und mit Glauben, Liebe, Andacht und Gottseligkeit nicht erfüllet. Wir hangen an den äußerlichen Cärimonien, Schatten und Bildern und kehren uns nicht zur innern Wahrheit und dem Geist . . Gott aber will nicht den Schatten, sondern die Wahrheit und das innere Herz haben."

Christus für uns, ist auch für Egard die Glaubensgrundlage, aber von den Predigern seiner Zeit unterscheidet er sich wie Arndt dadurch, daß er noch öfter und mit noch größerm Nachdruck,

*) Pontoppidan, Dänische Kirchenhistorie IV, 873.

Christum vor uns und in uns predigt. Wohl bestimmte ihn hiebei das Bedürfniß seiner Zeit. Aber auch seine dogmatische Auffassung der Rechtfertigungslehre, denn — in Uebereinstimmung mit der Schrift bezeugt er, daß dieser Christus für uns uns um keiner andern Ursach willen gegeben worden, als daß der Christus in uns seyn könne (Ehrenrettung S. 825): „Daß Christus mit uns wesentlich ist vereinigt, das ist, daß er unser Fleisch und Blut angenommen, und unser Bruder worden, das hilft nicht zur Seligkeit, wo er auch nicht durch Glauben auf geistliche Weise wird ergriffen, oder mit uns vereinigt. Die wesentliche Vereinigung ist, daß die geistliche sei und seyn könne. Christus ist mit allen Menschen wesentlich vereinigt, denn er ist nach dem Fleisch allen Menschen verwandt, hat mit ihnen Ein Fleisch und Blut, aber solches nützet ihnen nicht zur Seligkeit, so sie durch Glauben nicht mit ihm Ein Geist werden." In der schönen Abhandlung „über das edle Leben Christi" handelt er zunächst davon, „warum wenig lebenschristliche Menschen seyn," und giebt als 12te Ursach an „den Mißbrauch der Lehre von der zugerechneten Gerechtigkeit Jesu Christi." „Es wird niemand die Gerechtigkeit Christi durch den Glauben zugerechnet, heißt es hier, es sei denn, daß er von der Ungerechtigkeit abtrete: die Sünde muß erkannt, gehasset und gelassen werden." Jene zugerechnete Gerechtigkeit ist ihm lediglich das Mittel, daß der Mensch wieder einen freien Zugang zu Gott gewinne und mit ihm recht vereinigt werde. Wenn er nun aber weiter lehrt, wie diese Gerechtigkeit „nicht von Außen, sondern von Innen zugerechnet werde," so mag wohl seine Intention auf das lautere Bekenntniß seiner Kirche gehn, sein Ausdruck aber lautet wenig von dem von Schwenkfeld verschieden. An dem a. O. fährt er also fort: „So lange wir in Adam leben und der Sünden Knechte seyn, so lange haben wir keine Gemeinschaft mit dem Herrn Jesu. Adam muß sterben, soll Christus in uns leben, Ungehorsam muß untergehn, soll Gehorsam wachsen und aufgehn. Wo keine wahre Erkenntniß der Sünde ist, auch kein göttliches Trauern darüber, kein Haß derselben durch den heiligen Geist und Gnade Gottes, da ist auch nicht Christus mit seiner Gerechtigkeit im Glauben. Wie kann Christus zu dem eingehn, welcher noch im alten Adam thut ausgehn durch allerlei sündliche Lust und Begierde, oder welcher dem alten Menschen gehorsamet? Wie soll den Christus gerecht machen,

der noch zu aller Ungerechtigkeit Luſt hat? Wie ſoll Chriſtus ſich und ſein Gut dem mittheilen, der ihn im innern Menſchen nicht begehret und ſuchet? Chriſti Gerechtigkeit wird nicht von Außen, ſondern von Innen zugerechnet. Wenn das Herz durch den heiligen Geiſt zerbrochen, zerſchlagen, verwundet, voll geiſtlicher Armuth und inniglichem Seufzen nach Chriſto iſt, ſo wird Chriſtus empfangen und geboren im Herzen, ſo geſchieht die neue Geburt in Chriſto durch den heiligen Geiſt. Wenn nun Chriſtus empfangen und im Herzen wohnet, ſo würket er auch von Innen, verneuet den Menſchen je mehr und mehr durch ſeinen Geiſt, zeucht ihn in ſich, heiliget und macht ihn göttlich, oder er würket ſein Leben in ihm, giebt ihm ſein Herz, Sinn, Geiſt, Luſt, Willen und Gedanken. Da iſt denn der alte Menſch neu, da iſt denn der Menſch Gott, da iſt Chriſtus alles. Daß der Glaube an die Verſöhnung als das Mittel anzuſehen ſei, der Seele durch eine erneuerte herzliche Zuverſicht den Zugang zum Vater wieder zu eröffnen, als das eigentliche Ziel aber die Aneignung dieſer Gnadengüter ſelbſt, ſpricht er an einem andern Orte aus (Ehrenrettung S. 824): „Die Verſöhnung iſt durch den Tod Chriſti, daß die Vereinigung mit Gott könne ſeyn im Glauben. Wäre Gott nicht mit uns durch Chriſtum verſöhnt, ſo könnten wir auch nicht durch den Glauben mit ihm vereinigt werden.“

Wie hoch auch Egard von dieſer Einwohnung Chriſti denkt, und wie ſehr er ihre Nothwendigkeit an's Herz legt, alſo daß ſie ihm das Mittel iſt, mit Chriſto auch aller Herrlichkeit, die der Vater hat, theilhaftig zu werden, ſo wiederholt er doch auch in ſeiner Ehrenrettung Arndts, daß er dieſelbe eben ſo wenig als dieſer Theologe als eine „weſentliche“ angeſehn wiſſen wolle, ſondern nur als eine „geiſtliche“ und „gnadenreiche.“ — „Chriſtus hat viel Jünger aber wenig Nachfolger,“ war Arndts Sinnſpruch geweſen; daß er Chriſtum faſt nur als Vorbild lehre, war ihm zum Vorwurf gemacht worden. Unſer Verfaſſer hat aber noch insbeſondre eine Abhandlung „über das edle Leben Chriſti“ verfaßt, darin er Chriſtum, „der der einzige Menſch in Gnaden iſt,“ nach allen Seiten und für alle Stände zum Exempel und Spiegel aufſtellt. Er handelt von Chriſti Perſon, Amt und Kreuz. Das Bild Jeſu nach ſeiner Perſon ſtellt ſein Verhalten gegen Gott dar: erſtens „von der wahren Gottſeligkeit Jeſu Chriſti in wahrer

Liebe, in heiligem Gehorſam, in kindlichem Vertrauen, in feuriger Begierde, in ernſtlichem Gebet, in demüthiger Geduld, in lebendiger Hoffnung. Jeſu Verhalten zu den Menſchen ſchildert er, wie es ſich bewährt: in reiner Liebe, in Sanftmuth, in Geduld, in Barmherzigkeit, in Freundlichkeit, in Wohlthätigkeit, in Demuth, Gerechtigkeit, Wahrheit. Drittens wird dargeſtellt „die Gottſeligkeit des Herrn Jeſu, die er in ſeiner eigenen Perſon hat leuchten laſſen: „in Reinigkeit, in Mäßigkeit, in Klugheit, in Einfältigkeit und Friedfertigkeit.“ Seinem Amte nach iſt Jeſus „des geiſtlichen und weltlichen Hausſtandes Krone, Ehr' und Ruhm und Heiligthum.“ Für dieſe drei Stände wird er nun auf warme und eindringliche Weiſe als Spiegel und Exempel dargeſtellt. Der zweite Stand handelt von Jeſu als König, als Verwalter, als Conſiliarius, als Kanzler, als Kriegsmann, als Edelmann, als Geſandter, Richter und Unterthan — nirgends ſpielend, ſondern überall bibliſch und ſittlich ernſt. Unter dem dritten Stande wird Jeſus betrachtet als Vater, Bräutigam, Ehemann, Hausvater, Kind u. ſ. w. Das dritte Stück von Chriſti Leben handelt von ſeinem Kreuz.

Auch in dieſem Buche ſchließt jeder Abſchnitt mit einem kurzen und warmen „Seufzerlein.“ So das suspirium eines Predigers: „Ich danke dir, mein Herr Jeſu, daß du mich aus Gnaden in deinen heiligen Stand geſetzet und mich zu ſolchem hohen und göttlichen Amte abgeſondert und geheiligt. Gieb mir deine Gnade, daß ich ein treuer Haushalter über die göttlichen Geheimniſſe ſei und alles, was ich thun ſoll, nach deinem Exempel wohl ausrichte. Gieb, daß ich nicht meine, ſondern in allen Dingen aus reiner Liebe deine Ehre ſuche, daß ich die Wahrheit liebe und dieſelbe mit aller Großmüthigkeit vor aller Welt bekenne und vertrete. Gieb, daß ich Sünde und Untugend mit eifrigem Geiſte ſtrafe, daß ich zu rechter Zeit mit den betrübten Herzen freundlich rede und ihnen tröſtlich ſei. Gieb, daß ich mich keineswegs von der einfältigen Wahrheit laſſe abführen, ſondern beſtändig dabei verharre. Gieb, daß ich aus dem Geiſt rede und fleißig ſei zu verrichten, was meines Amtes iſt, u. ſ. f.“

Ein ſo geiſtlich-geſinnter Mann konnte ſich denn auch ebenſowenig als Arndt mit der Art, wie die damalige Theologie betrieben wurde, befreunden. Wie eine nicht geringe Anzahl Männer jener Zeit verlangt auch er ſtatt der „ſcholaſtiſchen“

Theologie eine „einfältige bibliſche.“ „Es iſt, ſpricht er in ſeiner Schrift „von der dreifachen Schule“ S. 326, eine einige himmliſche Theologia, welcher Grund, Anfang, Mittel und Ende iſt Chriſtus, von welchem, durch welchen und zu welchem alles iſt. Weil aber dieſe iſt ſehr einfältig, ſo hat die menſchliche Vernunft und Witz eine andere erfunden, welche iſt voll Mannichfaltigkeit, denn ſie hat Luſt zu hohen Dingen, und ſiehet auf das äußerliche Weſen, Namen und Bild. Dieſe wird ohne Gott durch große Mühe und Arbeit, durch vernünftige Uebung, Gedanken und Schlußreden gelernt.. aber die verborgene Wahrheit wird nicht erfunden, da man aus Fürwitz grübelt und forſchet, ſondern da man mit einfältigem Herzen den heiligen Geiſt höret im Wort reden und die Weisheit durch's Gebet in der Furcht Gottes ſucht.“ Mit dem ſcharfſinnigen Myſtiker Hugo a Sancto Victore ſpricht auch unſer Verfaſſer: „Die heilige Schrift zu erkennen iſt mehr nöthig die wahre innere Buße, denn eine tiefe Erforſchung; mehr die heiligen Seufzer, denn vernünftige Schlußrede; mehr die innerliche Andacht, denn vielfältige Beweiſung; mehr Thränen, denn herrliche Sprüche; mehr das Gebet, denn das Leſen; mehr die Gnade zu weinen, denn die Wiſſenſchaft des Buchſtabs; mehr die göttliche Beſchauung, denn irdiſche Mühe.“

Quellen: Moller, Cimbria literata. I, S. 151. — Die Spenerſche Ausgabe von Egards Schriften.

XIX. Siegmund Evenius, Schulrath in Weimar.

(Geſt. 1639.)

Evenius, der redliche und einſichtsvolle Rathgeber Herzog Ernſts (ſ. Herzog Ernſt) war in Nauen bei Potsdam geboren: das Jahr ſeiner Geburt iſt unbekannt. Nachdem er ſeine Studien unter Hutter und Balduin in Wittenberg beendet, wurde er daſelbſt Aſſeſſor der theologiſchen Fakultät, d. i. unbeſoldeter Adjunkt, aus welcher Stellung er im J. 1613 als Rektor an das halleſche Gymnaſium berufen wird. Es fällt dieſe Berufung in die Zeit, wo in Helmſtädt von dem Theologen Hoffmann und einigen Anderen der an jener Univerſität allzuhoch getriebene Cultus des

umanismus und die Lektüre der Klaſſiker überhaupt leidenſchaftlich gegriffen worden war. In dieſen Streitigkeiten nimmt Evenius rtei und tritt 1613 mit einem Programm auf: Ob und inwiefern Schriften der Heiden in den Schulen der Chriſten zu dulden? rin er die Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Annehmlichkeit der türe der Klaſſiker in den Schulen zu vertheidigen unternahm. wohl ihm bei dem Antritte ſeines Amtes in Halle die Stellung durch erſchwert wurde, daß er die Geiſtlichkeit, von welcher die rufung eines andern Candidaten für jene Stelle betrieben worden, der ſich eingenommen fand, ſo wußte er dennoch durch ſeine Mä- ung, wie durch die ſichtliche Förderung, welche die Schulanſtalt unter r erfuhr, die Widerſacher zu beſiegen und dem halleſchen Gym- ium unter den damaligen Schulen einen ehrenvollen Ruf zu ver- affen. 1623 erhielt er den Ruf als Rektor des magdeburger mnaſiums, wo ihm abermals ein Geiſtlicher feindlich entgegen- t, von welchem ein anderer Candidat empfohlen worden. An- as Cramer nämlich, ein Anhänger Dan. Hoffmanns von lmſtädt, des Gegners des philoſophiſchen Vernunftgebrauchs in Theologie, hatte gehofft, in dem Erziehungskünſtler Ratich . 68.) einen Mitſtreiter zu gewinnen, inſofern dieſer ſich an- ſchig machte, auch die weltlichen Wiſſenſchaften zum größten Theil s der Bibel zu begründen und überhaupt alle Wiſſenſchaften in rmonia fidei zu betreiben.*) Der Magiſtrat aber, obwohl er angs den Ratich mit Verſprechungen aufgenommen, war doch straniſch in denſelben geworden und hatte Evenius den Vorzug eben. So fand ſich nun Evenius bewogen, gleich anfangs in er Schuldisputation mit der in der damaligen orthodoxen Lehre renten Theſe: „Die Theologie iſt die Erkenntniß des wahren ge- nbarten Gottes zur Erlangung der ewigen Seligkeit und iſt e Fertigkeit, welche auch der unwiedergeborne Theologe ſich erben kann," der Hoffmannſchen Anſicht entgegenzutreten. Es r dies dieſelbe Frage, welche in der pietiſtiſchen Zeit die ganze ologiſche Welt in zwei Hälften theilte, von denen die orthodoxe — wohl in limitirter Weiſe — jenen Satz vertheidigte, die Spenerſche hule ihn beſtritt. Cramer opponirte damals ſofort, daß dann h der Teufel ſelig werden könne, welcher eine große Erkenntniß

*) H. A. Niemeyer, Mittheilungen über Ratichius. 1. H. 1840. S. 8. 25.

göttlicher Dinge beſitze. In einer darüber ſpäter geführten Correſpondenz erklärt Evenius ſich näher dahin: „Ihr verwechſelt Glaube und Theologie. Daß einer Theologe ſei, begreift nicht nothwendig den Glauben. Die Theologie gehört zum Verſtande, der Glauben zum Willen des Menſchen. Daß ein Unwiedergeborner*) den Buchſtaben der Schrift faſſen könnte, wer wollte das leugnen? Es gebraucht ſich ja die Schrift gemeiniglich ſolcher Wörter, die ſonſt gebräuchlich und in ſolchem Verſtand, welchen ſie in gemeiner Gewohnheit haben. Ohne übernatürliche Hülfe des Geiſtes kann er es alſo zu Gemüth faſſen, nicht aber mit feſtem, unbeweglichem Glauben Beifall geben, viel weniger heilſame Früchte des Geiſtes bringen.“ Cramer dagegen, auf Luthers Wort geſtützt: non esse theologum, qui magna sciat et multa docuat, sed qui sancte et theologice vivat, beſtreitet, daß ein Unwiedergeborner, der bloßes Fleiſch iſt, im Stande ſeyn ſollte, durch bloßes Studium die göttliche Wahrheit ſich rein anzueignen, ja er ließ ſich weiter fortreißen zu dem Flacianiſchen Schluſſe, da nach Luther, was nicht im Reiche Gottes ſei, zum Reiche des Teufels gehöre, der Unwiedergeborne keine andre als eine teufliſche zur Verdammniß führende Erkenntniß haben könne. Er hat ein ſo gutes Gewiſſen in dem Streite, daß er in der Vorrede zu ſeinem „prüfenden Berichte“ das Bekenntniß ablegt, früher ſelbſt der Meinung des Gegners zugethan geweſen zu ſeyn. „Ich muß frei offenherzig nach Pauli Exempel Apg. 22, 3. herausbeichten und ſagen, daß ich leider von Jugend auf nicht alſo erzogen im hellen Glaubenslicht, aber Gott, der himmliſche Vater führet mich durch ſeine Gnade wunderlich, daß ich in ſeinem Worte das rechte Fußſpur beginne zu ſehen, wofür ich meinem lieben Gotte nicht genugſam danken kann.“ Mancher praktiſch fromme Laie und Geiſtliche, welchem die Unterſcheidungen der Theologie zu ſubtil dünkte, ſtellte ſich auch auf ſeine Seite. So beruft ſich ein „kurzer Bericht von dem beim Habitualſtreit vorgelaufenen Gewirre durch einen Liebhaber chriſtlicher Wahrheit“ 1624 darauf, Cramer habe ja ſelbſt ſo am Buchſtabenchriſtenthum geklebt und bekenne, erſt zur rechten Erkenntniß erwacht zu ſeyn,

*) Der ſpäteren Unterſcheidung zwiſchen Wiedergeburt und Bekehrung gemäß hätte man, da ja die Wiedergeburt ſchon mit der Taufe vorausgeſetzt wird von unbekehrten Theologen ſprechen müſſen, wie dies auch in einer Streitſchrift jener Zeit hervorgehoben wird und ebenſo in den pietiſtiſchen Streitigkeiten.

daß es ihm gewiß nur um das lebendige Chriſtenthum zu thun
n könne. Allerdings muß man Cramers Intention in dieſem
reite als eine gutgemeinte bezeichnen, doch fehlte ihm die ſcharfe
terſcheidungsgabe, und ließ er ſich durch Bitterkeit und Leiden-
aft allzuſehr beherrſchen, wogegen ſich die Streitführung von
enius und deſſen Mitſtreiter Cotzibue, einem magdeburger Geiſt-
en, durch Bildung, logiſche Unterſcheidungsgabe, Wohlwollen
d Ruhe auszeichneten. Wenn die Gegner alle geiſtige Thätig-
t des Unwiedergebornen als fleiſchlich und teufliſch bezeichnen,
gt Evenius dagegen (S. 283 der Controversia Crameriana):
ie Fürſichtigkeit des Pharao, der Rahab Treue, des Paulus
ſchicklichkeit, ehe dieſer zur Erkenntniß gebracht, ſollen ſie ihrer
tur und Urſprung nach lauter Fleiſcheswerke ſeyn? Das ſollte
r Schrift zu nahe getreten ſeyn, die da ſpricht: Gott giebt
n Weiſen die Weisheit Dan. 2, 21. Sollten die natürlichen
erke an ſich Werke des Fleiſches ſeyn, ſo müßten wir ſie abthun."
ch ein Paſtor Schrader in Alvensleben, der 1624 eine Erör-
ung dieſer Streitigkeiten herausgab, konnte Cramern hierin nicht
ſtimmen (vgl. jene Schrift C 5.). „Dem Cramer, ſagt er, iſt
huld gegeben, daß die allgemeinen Würkungen des heiligen
eiſtes bei dem Unwiedergebornen an ſich böſe und teufliſch ſind:
lle Cramer Werke, welche Gott durch ſeine Generalpräſenz in dem
nwiedergebornen würkt, für teufliſch erklären, ſo wäre es falſch,
ch Weisheit 1, 7. Solch eine allgemeine Gegenwart haben zu
ten auch die Heiden genoſſen, inmaßen die Sibylle von Chriſto
el Gutes geſagt, ohne Zweifel aus des heiligen Geiſtes Ein-
bung, welche, wie Celichius in ſeinen Predigten redet, auch wohl
it einer böſen Axt einen guten Hau thut. Und Melanchthon
reibt, daß der heilige Geiſt an die Heiden ſtattliche ingenia ver-
hen und in einem Scipione und Alexandro magno ſchöne Tu-
nden erweckt." — Nach zahlreichem Schriftwechſel von beiden
eiten, an welchem ſogar die magdeburgiſchen Gymnaſiaſten nicht
t höchſten Tone ſich betheiligten,*) unterſagte der Rath die

*) Vgl. das Gymnaſiaſtenlibell gegen Schrader: virgae Magdebur-
ſes in Beanum (Tölpel) Alvenslebium, d. i. die gebührliche Abzüchtigung
s alten alvenslebenſchen Eſels, Johann Schraderi, welcher neulicher Zeit aus
[illegible]ähner, hirnwüthender Weisheit ſich für einen Richter in der magdeburger
treitſache aufgeworfen hat, von etlichen des Gymnasii discipulis, 1624.

öffentliche Fortſetzung des Streites, welcher auch bald in dem Kanonendonner Magdeburgs verhallen ſollte.

Die Zerſtörung der wohlhabenden und blühenden Reichsſtadt (1631) nöthigte auch Evenius, der das Glück gehabt, mit den Seinigen zu entkommen, anderswo ein Unterkommen zu ſuchen. Von Guſtav Adolph war in Riga ein evangeliſches Gymnaſium begründet worden. Dorthin wandte ſich Evenius und erhielt das Rektorat. Doch ſchon im folgenden Jahre ging er nach Deutſchland zurück und fand in Regensburg eine Anſtellung, die er jedoch nach einem Jahre wieder aufgiebt, um ſich 1634 in Weimar niederzulaſſen. Eine Nachricht giebt an, daß er durch ſeine Schrift „wie der Kirche Chriſti zu rathen ſei," das Vertrauen Herzog Ernſt's, der damals in Weimar die Mitregentſchaft führte, ſich erworben habe.*) Mit mehr Wahrſcheinlichkeit iſt anzunehmen, daß er durch die gelehrten und einſichtsvollen Geheimenräthe Hortleder und Franzke dem Herzoge zu ſeinen Schulreformen empfohlen worden ſei, der ihn auch unter dem damals nicht üblichen Titel eines „Schulraths" förmlich in ſeine Dienſte nahm und ihm die Ausarbeitung von pädagogiſchen Vorſchlägen und Lehrbüchern auftrug. Es geht dies aus handſchriftlichen Nachrichten hervor, nach welchen die von Evenius gemachten Vorſchläge und ausgearbeiteten Lehrbücher von dem in allen ſeinen Unternehmungen ſo bedachtſamen Fürſten jedesmal einigen Mitgliedern der jenaiſchen Fakultät zur Beurtheilung vorgelegt wurden (ſ. o. S. 68). Hierüber verbreitet ſich auch ein Brief von Saubert an J. Schmid von 1635: „Glaube mir, Mann Gottes, ſo ſchreibt er an J. Schmid, für dich vor allen bitte ich täglich, daß Gott dich erhalten wolle: das weiß meine Gemeinde, das weiß meine Familie. Vier Männer ſind es bisher geweſen, die ich ſo hoch gehalten, Schleuppner in Eisleben, Meyfart, du und Val. Andreä. An die Stelle des ſeligen Schleuppner iſt mir nunmehr Evenius getreten, welcher mit Herzog Ernſt alles aufbietet, um die wahre Frömmigkeit in Schule und Kirche zu pflanzen, wozu in Weimar ſchon ein glücklicher Anfang gemacht. Auch die jenaiſchen Profeſſoren ſtimmen bei, und würken mit. Dieſe ihre Bemühungen ſtehen mir höher, als alle andern Beſtrebungen,

*) So Gelbke im Leben Herzog Ernſt's. Gegen die Annahme ſpricht jedoch, daß die genannte Schrift erſt 1637 im Druck erſchienen iſt.

Deutſchland den Frieden zu verſchaffen, denn dies iſt der Friede, den Gott verlangt, ohne welchen alle andern Friedensgedanken vergeblich ſind."

Auch zu dem weimariſchen Bibelwerke war von Evenius die Anregung ausgegangen. Auch dieſes wurde in der Abſicht unternommen, der mechaniſchen, todten Auffaſſung des Bibelwortes entgegenzuwürken. Ebendahin gingen namentlich ſeine Reformvorſchläge für den Religions- und Katechismusunterricht. Da Evenius ſchon 1639 durch die Peſt hingerafft wurde, ſo erlebte er ſelbſt nicht mehr deren Verwürklichung, aber die ſo berühmt gewordenen gothaiſchen Schul- und Kirchenreformen ſind großentheils nur die Ausführungen ſeiner Ideen. Schon in Regensburg und Magdeburg hatte er vor dem Magiſtrat Klage geführt, daß bei der Methode des bloßen Memorirens auf den Gymnaſien der Unterricht nicht gefördert werden könnte. Von dieſen Mißſtänden des Schulweſens ging dann auch weiter ſein Blick auf die des damaligen Kirchenthums über. Den Hauptinhalt einer Unterredung, welche er hierüber mit einem Freunde aus dem geiſtlichen Stande gehalten, gab dieſer mit Erlaubniß des Autors im J. 1637 in Nürnberg in Verlag unter dem Titel: „Wie und durch wen der chriſtlichen, an allen Orten höchſt bedrängten und zerrütteten Kirchen gründlich zu rathen und zu helfen." Als das Hauptgebrechen wird erkannt und genannt die mangelhafte Lehrart in Kirchen und Schulen, und zwar wird folgendes herausgehoben: „1) Unſre öffentlichen bloßen Generalpredigten thun es fürwahr allhier nicht. Der Zuhörer viele bleiben zum öftern aus der Predigt, die gegenwärtigen verſchlafen es oder achten wenig darauf, wie ſich dies noch mehr an die Hand geben würde, wenn ſie bei der Beichte aus der Predigt examinirt werden ſollten. 2) Die öffentlichen Aufgebote und Trauungen dürften nicht ohne Privatexamen bleiben, zur Erforſchung derjenigen Sachen, welche zum gottſeligen Anfang und der fruchtbaren Kinderzucht gehören. 3) Wenn der Vater den Prediger begrüßt um der Taufe willen, wird er ohne Nachfrage und Unterweiſung dimittirt, wie er gekommen iſt. 4) Unſre Katechismuspredigten oder -Examina beſtehen nur darin, daß die unfruchtbaren Worte nach Papageienart hergeplaudert werden. 5) Die Beichte laſſen wir in den alten gewohnten, mehrentheils unverſtandenen Worten beruhn, ohne Erforſchung des Grundes und der Beſchaffen-

heit der Herzen. 6) In Folge deſſen wird dann auch das Abendmahl mehr aus Gewohnheit, als aus Herzensangſt genommen, ſo daß die Genießung mehr zum Gericht als zur Seligkeit gereicht. 7) Die Vermahnungen im Beichtſtuhl, bei Kranken oder auch auf der Kanzel werden zum andern Ohr wieder herausgelaſſen, weil Niemand darob Nachfrage hält, ob und wie der neue Gehorſam eintrete. 8) Sonderlich aber geſchieht keine Nachfrage, wie die aufwachſende Jugend in der Gottſeligkeit angeführt und ſie derſelben gleichſam mit der Milch eingeflößt werde. Die Eltern verſtehn es nicht, die Obrigkeit achtet es nicht und die Prediger fragen dem nicht nach. 9) In der Schule ſollte alles auf die Uebung der Gottſeligkeit im gemeinen Leben abſehn, allein in den obern und den niedern Klaſſen iſt das, was aus der Bibel gelernt wird, ein bloßes Plappern, ſo daß auch nicht das geringſte Fünklein der Gottſeligkeit bei den Kindern wahrgenommen wird. Hieran ſchließt dann der Verfaſſer die heilſamen Rathſchläge über das, was in jeder dieſer Hinſichten geſchehen müſſe.

Eine ähnliche umfaſſendere Schrift, die er in Weimar ausgeführt, trat nach ſeinem Tode unter dem Titel an das Licht: „Spiegel der Verderbniß, darin faſt bei 3000 Defekte unſres Chriſtenthums angeführt werden.“ (Spätere Ausgabe 1676.) Nachdem hier von der Verderbniß der Alten und der Jungen geſprochen, wird insbeſondre von der Gottloſigkeit der Jugend gehandelt 1) aus nachläſſiger Aufſicht des Hausſtandes, 2) aus Fahr- und Nachläſſigkeit der Präceptores, 3) aus Fahr- und Nachläſſigkeit der Prediger. Hier werden nun noch ausführlicher die vorher angeführten Gebrechen durchgegangen. Dem Predigerſtande wird hier vorgehalten 1) die Unterlaſſung der Hausviſitation, um bei jedem, auch dem geringſten Dienſtboten nach Glauben und Leben zu fragen, 2) die Unterlaſſung des Eheſtandsexamens vor dem Aufgebote, 3) die Unterlaſſung der Ermahnungen bei dem erlangten Kinderſegen, 4) die Unterlaſſung der geiſtlichen Kindererziehung durch Erklärung des Katechismus, tröſtliche Pſalmen, Reimgebete und Leſen der ganzen Bibel, welches aber der Laie nicht von ſich ſelbſt kann, ſondern wozu der geiſtliche Stand die Unterweiſung geben muß, 5) der Mangel an Berathung ſolcher Eltern, die vielleicht ſich ſelbſt aus gedruckten Büchern zu unterrichten angefangen, wie ſie dieſe Aufgabe treiben ſollen, an Ermahnung von Kindern und Geſinde, an Unter-

ſung, wie die häusliche Erbauung einzurichten, wie Gaſtereien
ordnen, damit nichts dabei die Ehrbarkeit verletze, 6) an Berg-
ng der Beichtkinder, auf die rechte Weiſe das Sakrament zu ge-
ßen, auch bei Antritt der Ehe oder eines neuen Berufs. Als
ngen des Hausſtandes, aus denen von Anfang an der Jugend
derben erwächſt, werden gerügt: der weltliche Sinn, in welchem
Ehen geſchloſſen werden — ohne brünſtiges Gebet zu Gott, bloß
Hinblick auf zeitlichen Reichthum und Schönheit, die Copulation
ie erheblichen Urſachen im Hauſe ſtatt in der Kirche vollzogen, daß
Hochzeiten mit äußerem Prunken, an 30—40 Tiſchen gefeiert
den, mit Tänzen, Ehrentränken, vielfältigen Muſikanten. Nur
beſten Falle wird noch die öffentliche Fürbitte auf der Kanzel
ehrt, das tägliche häusliche Gebet aber vergeſſen, es werden ent-
er unanſtändige Gevattern von 10 bis 12 Jahren gebeten, oder
bloſe und vielleicht ganz unbekannte Menſchen, die ſich des Kindes
nicht chriſtlich anzunehmen vermögen. Die Väter unterlaſſen
bl in eigner Perſon, das Werk der heiligen Taufe vom Prediger
begehren oder in eigener Perſon mit Gebet derſelben beizuwoh-
n: während der Taufe iſt der Vater wohl mit Küchen- und Kel-
ſachen beſchäftigt und Manns- und Weibsperſon beſchweren ſich wohl
es ganzen Tages, ja wohl mehrere Tage lang mit Quaß und Froß.
att der eignen Muttermilch ſubſtituiren die Mütter die eines unreinen
renbalges und die Tage der Reinigung werden ſtatt mit andächtigem
chgange mit Prangen und Ueppigkeit geſchloſſen, anſtatt täglichen
betes für die nicht bloß leibliche ſondern auch geiſtliche Wohlfahrt
Kindes wird daſſelbe mit unnöthigem Schmuck behangen und
dem Kinde ſchon frühzeitig das Fundament zum Stolze einge-
anzt, man unterläßt, chriſtliche Bibelgeſänge, oder das Kind zum
ſchgebete anzuhalten, die Kinder an kurze tröſtliche Sprüche aus
ttes Wort zu gewöhnen, läßt ſie vielmehr durch üppige Reden des
ſindes und der Spielgenoſſen inficiren u. ſ. f. Was die Lehrer
belangt, ſo ſollte, wie es hier heißt, in den Schulen die Gottesfurcht
ἔργον die eigentliche Hauptſache ſeyn, ſtatt deſſen wird ſie als
παρεργον, als ein Nebenwerk betrieben, und wenn es hoch
mmt, die Jugend täglich eine Stunde in der Religion
terrichtet, die meiſten Stunden werden aber mit der Gram-
tik zugebracht, während doch ſonderlich die ganz kleinen Kinder
r die sacra treiben ſollten. „Der wenigſte Theil kommt zur

Schule, ja auch der Theil, welcher noch erſcheinet, wird dahin verzärtelt, daß er vor 7 oder 8 nicht hineingeſchickt wird, wenn nämlich die Gebete ſchon verrichtet ſind. Noch weniger werden die Mägdlein zur Schule gehalten, ſondern haben einfältige und in der Schrift unerfahrne Lehrmeiſterinnen, von denen ſie in den Gründen der Gottesfurcht nicht unterrichtet werden können. Man ſollte ſie mature zur Schule ſchicken, ehe die Bosheit den Verſtand der Jugend verderbt, nun wird aber die Jugend bis in das 5te und 6te Jahr zu Hauſe im Grund verderbt. Es ſollte geſchehen pueriliter, daß man es der Jugend gleichſam in einem Säftlein durch Bildniß und Gemälde in den zarteſten Jahren beibrächte, aber wer befleißigt ſich deſſen? es ſollte geſchehen humiliter mit Demüthigung vor den Augen Gottes und Erkenntniß unſres Verderbens, aber wer ſagt der Jugend etwas hievon? es ſollte geſchehen devote, mit einem zu Gott erhobnen Gemüthe, welches gleichſam im Himmel vor Gott träte und ſeine inbrünſtige Andacht blicken ließe, aber wer gedenkt daran? Bei dem Bibelleſen (welches man ja noch an etlichen Orten bishero erhalten), wird der Text geleſen und nicht weiter, am allerwenigſten erfahren ſie von dem Nutzen und Gebrauch, was das geleſene Kapitel für Lehre, Warnung und Troſt gebe. Sollte man zur ganzen Bibel und derſelben nützlichen Beibringen wollen ſchreiten und dieſelbe zur Hand nehmen, ſo wehret man mit Händen und Füßen, ja man achtet daſſelbe nicht allein für unmöglich, ſondern man ſtellt wohl noch deshalb Klagen an beim Miniſterio (wie mir vor weniger Zeit ergangen), daß man die Jugend ja nicht alſo laſſe verderben und verführen. Den ſummariſchen Inhalt, die Abtheilung und Ordnung der Bücher und Kapitel, die nützlichen und tröſtlichen Sprüche nebſt derſelben Gebrauch, ſagt man, gehöre nicht für die Jugend, ſondern für Prediger und hohe Doktores!" u. ſ. f.

Kaum giebt es eine andere Schrift des 17ten Jahrhunderts, aus welcher man eine ſolche anſchauliche Einſicht in die Kirchen- und Erziehungsgebrechen der Zeit erlangte, und wie erſtaunt man dort Unſitten und Mißſtänden zu begegnen, deren Urſprung man erſt in viel ſpäterer Zeit erwarten möchte!

Wie unter den Werkzeugen des frommen Herzogs Evenius an der Spitze ſteht, ſo trafen ihn, wie wir ſahen, auch vorzugsweiſe die Verdächtigungen des zelotiſchen weimariſchen Hofpredigers (S. 74). Doch hätten dieſe ſeine ſegensreiche Thätigkeit nicht lähmen kön-

nen, wäre derſelben nicht von obenher ein frühzeitiges Ziel geſetzt worden durch ſeinen in der Peſt von 1639 erfolgten Tod. —

Quelle: Eckſtein, Programm der lateiniſchen Hauptſchule zu Halle 1850.

XX. Rupert Melden.

Eines der auffallendſten Beiſpiele, wie auch hochbegabte, hervorragende Zeugen Chriſti, noch dazu ſolche, welche, wenn ſie bekannt geworden wären, die ganze Theologenzunft wider ſich in Harniſch gebracht hätten, unbemerkt und ſpurlos an ihrer Zeit vorüber gegangen ſind. Nichts weiter nämlich wiſſen wir von dieſem Melden, als was die ohne Druckort und Jahreszahl erſchienene Schrift: Paraenesis votiva pro pace ecclesiae ad theologos Augustanae confessionis auctore Ruperto Meldenio theologo, über ihren Verfaſſer ſelbſt entnehmen läßt. Nun läßt der Inhalt nur darauf mit Sicherheit ſchließen, daß wir uns unter dem Verfaſſer einen lutheriſchen Theologen etwa aus der Mitte der zwanziger Jahre, nicht lange nach dem Erſcheinen der Oſianderſchen Streitſchrift gegen Arndt (1623), zu denken haben. Nicht genug kann man ſich wundern, daß in einer Zeit, wo der Theologe es als Ehrenpflicht gegen ſeine Kirche anſah, keinen, auch nicht den unbedeutendſten Angriff auf Lehre oder Zuſtände derſelben, unwiderlegt zu laſſen, dieſe die herrſchende Theologenzunft ſo ſtark provocirende Schrift ihren Argusaugen entgangen und gerade nur den friedlichen Geiſtern bekannt worden iſt. Man hat gemeint, daß daſſelbe doch auch bei einer geiſtesverwandten obwohl an Bedeutung weit nachſtehenden Schrift, den „Motiven" von Donauer, der Fall ſei, indeß iſt dieſe nicht ſo ganz unbemerkt geblieben als man meint, vielmehr findet ſich eine Erwähnung derſelben in einem Briefe Andreas Oſianders an Bacmeiſter in Roſtock von 1613, wo die Hoffnung ausgeſprochen wird, „daß bald an verſchiedenen Orten gegen dieſes ſataniſche Kunſtſtück werde aufgetreten werden."*) Bei Meldens paraenesis dürfte der Grund ihrer Nichtbeachtung wohl einmal darin zu ſuchen ſeyn, daß ſie nicht nur

*) Cod. miscell. bibl. Hamb. fasc. 101.

ohne Druckort und Jahreszahl erschienen, sondern auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, unter pseudonymem Namen, worauf namentlich das ganz ungebräuchliche und unbezeichnende Prädikat theologus schließen läßt.

Der Verfasser ist Lutheraner in allen Lehrstücken, jedoch im Geiste Arndts und, wie man vermuthen möchte — durch seine Weckstimme aufgeweckt. An mehr als einer Stelle preist er diesen „Engel Gottes," spricht mit Entrüstung von seinen Widersachern, und von der Unvergänglichkeit seines Segens in der Kirche. „Die Heuchler, spricht er, wenn sie hören, daß alles das falsch sei, was Arndt vom innern Worte, vom innern Trachten nach der Frömmigkeit, von innern Bewegungen des heiligen Geistes, welche sie nicht kennen, beschrieben, greifen dieses mit Eifer auf und werden in ihrer Heuchelei oder in ihrem oberflächlichen Christenthum mächtig bestärkt, und da sie schon vorher der Meinung gewesen, daß zum Christen bloß das äußere Hören des Wortes, irgend welcher Gebrauch der Sakramente und eine bürgerliche Ehrfurcht vor dem heiligen Amte gehöre — wie es auch mit der innern Erneuerung stehe — verlangen sie freilich keine andern Theologen, da das Gleiche das Gleiche begehrt, als solche oberflächlichen Tüncher, die am Außenwerk stehen bleibend niemals das Herz rühren. Ja jetzt sind solche Zeiten, wo Gott mit dringendem Gebet anzuflehn, daß er noch mehr Arndt's sende, d. h. Feuergeister, Bußprediger, die, von heiligem Eifer entflammt, aus dem Innersten ihres Geistes heraus die Buße predigen und die wahren Quellen christlichen Lebens in ihren Quellpunkten zeigen und aufdecken." Der Verfasser thut einige Aeußerungen, nach denen man selbst vermuthen könnte, er habe noch persönlich den Umgang jenes Vaters der Gläubigen genossen. — Unzählige Mitstreiter hatte sich Arndt erzogen, doch keinen von dieser Mannhaftigkeit und Körnigkeit, dieser zugleich mit Besonnenheit gepaarten Rückhaltslosigkeit, diesem geistvollen Sarkasmus und dieser Bildung. Es giebt unter allen ähnlichen Schriften keine ergreifendere Gewissenspredigt der Zeit. Dem verewigten Lücke gebührt der Dank, in einer Musterschrift monographischer Untersuchung das Andenken an den großen Unbekannten wieder an's Licht gezogen zu haben: „Ueber Alter, Verfasser und Sinn des kirchlichen Friedensspruches: In necessariis unitas, in non necessariis libertas, in utrisque caritas. 1850."

Die Paränese zerfällt in einen pathologiſchen und einen thera-
tiſchen Theil. In dem erſten wird der Nothſtand der Kirche
childert, in dem andern werden die Heilmittel angegeben. In
n erſteren beginnt der Vf. mit der Heiligkeit des geiſtlichen Amtes.
s hat die doppelte Aufgabe: die Kirche zu bauen und dieſelbe
vertheidigen. Während die erſtere, welche zu allen Zeiten
dürfniß bleibt, die Hauptſache, iſt die letztere nur von ſekundären
den Zeitumſtänden gegründeter Bedeutung. Wer die Kirche
ten will, muß ein Salz ſeyn, welche ſalzende Kraft keineswegs
ß in der Reinheit der Lehre liegt, ſondern auch in der Rein-
t des Lebens. Wir lehren nicht den Irrthum der Donatiſten
t einer durchaus reinen Kirche. Unleugbar iſt jedoch, daß der
ige Geiſt nicht in unreinen Werkzeugen wohnt und der, welcher
ſelbſt irre führt, andre nicht richtig führen kann. Die Philo-
hie lehrt, daß der radius reflexus des Verſtandes ſchwieriger
als der radius directus. So iſt auch für den Theologen nichts
ſchwer, als die Selbſterkenntniß, daher an der Spitze die War-
ung ſtehen muß: „Hütet euch vor Heuchelei!“ Freilich wird dieſe
i denen am wenigſten erkannt, die am meiſten davon befangen
d. Laßt ſie uns aber an ihren Früchten erkennen, es ſind dieſe
i: der Ehrgeiz, der Geldgeiz und die Streitſucht. Das
ſter: Ehre ſuchen ſie alle, Streben nach Ehre athmen alle ihre
ſiſten — ob indeß Gottes Ehre, wird der Tag offenbaren. In
That, daß ein großer Theil von euch — ich ſpreche offen —
i eitlem Ehrgeiz getrieben wird, das kann auch der Blödſinnigſte
Händen greifen. Der wievielte wird unter euch gefunden, der
it bis zum äußerſten ſeine einmal gefaßte Meinung vertheidigen
, mag auch der Zuſtand der Kirche von Grund aus dadurch
hüttert werden! der um des öffentlichen Wohles willen das ge-
ßte nachgäbe, mag es auch Dinge betreffen, die gar nicht zur Heils-
hrheit gehören! Mit blutigen Thränen möchte man dieſen Jam-
r der Kirche beweinen, wenn Thränen dazu ausreichten. Alle
chen nur von der Ehre Gottes, von dem Schutz für die
hrheit: ob ſelbſt mit Wahrheit, wird der Allwiſſende richten.
terdeß wankt die bedrängte Kirche, und wer iſt, der es zu Herzen
me, der von ſeinem Eigenſinn nur das geringſte nachließe? Wer
der den Schaden Joſephs zu Herzen nähme? Alle ſuchen das
ge, keiner das, was Chriſti iſt. O heiliger Jeſus, wie ſteht's

bei denen, die deine Nachfolger heißen mit der Nachfolge deines Vorbildes? wie ſteht es mit der Befolgung der Ermahnung deines Apoſtels: „Thut nichts durch Zank oder eitle Ehre?“ O großer Gott! wie groß iſt die Zahl derjenigen, die Theologen ſcheinen wollen, ſtatt es zu ſeyn, die mit unerſättlichem Ehrgeiz hochklingende Titel, Prärogativen und den Dunſt der Ehre ſuchen, wie groß die Zahl derer, welche ihr Leben lang nur mit der Theorie, ja mit müßigen Spekulationen, gehäſſigen Streitigkeiten, unnützen Disputationen beſchäftigt, mit der Praxis der Theologie ſich niemals ernſtlich abgeben, welche über die Glaubensartikel beſtändig ſtreiten, der Liebe aber gänzlich vergeſſen!“

„Und welches unermeßliche Feld bietet ſich mir dar, wenn ich von der dritten jener Harpyen ſprechen wollte. Kaum giebt es einen noch ſo frommen, aufrichtigen und verdienten Theologen, gegen welchen man nicht auf die geringſte Veranlaſſung mit der Feder und der Cenſorruthe loszieht! Lauterkeit vermiſſen ſie in den Schriften aller Theologen, während ſie ſelbſt von den unlauterſten Leidenſchaften überſchäumen; andern ſuchen ſie die Splitter auszuziehn, während ſie ſelbſt ungeheure Balken im Auge tragen: auch was einen frommen und dem Worte Gottes gemäßen Sinn zuläßt, wollen ſie lieber im übeln Sinne nehmen, lieber wie die Spinnen das Gift ausſaugen als den Honig. Und das nehmen ſich die naſeweiſen Ariſtarchen nicht bloß gegen theoretiſche Schriftſteller heraus, ſondern auch gegen praktiſche; Schriften, deren Abſehn nur darauf geht, Heiligkeit, Buße und Erhebung zu Gott zu bewürken, unterwerfen ſie ihrer Cenſur und verdammen ſie bis in den Höllengrund, wenn nur einige harte Ausdrücke darin vorkommen.“

„Da nun nach Galen die Heilung aller Krankheiten durch die entgegengeſetzten Mittel ſtattfindet, ſo ſtelle ich jenen drei Ungeheuern die ihnen entgegengeſetzten Tugenden gegenüber: Demuth, Genügſamkeit und Liebe zur Eintracht. Und da die verderblichſte Eigenſchaft an den Theologen der Ehrgeiz iſt, inſofern derſelbe Gott das raubt, was ihm eigen gehört, und was er allein für alle ſeine Wohlthaten von uns verlangt, die Ehre nämlich und Verherrlichung, ſo erhellt, was für eine ächt theologiſche Tugend die wahre Demuth ſei, in welcher wir ohne Heuchelei anerkennen, daß wir von Gott haben, was wir haben und was wir vermögen. . Wie groß indeß auch der aus dem Ehrgeiz und Geiz erwachſende Schaden der

Kirche ſei, ſo iſt doch klar, daß das meiſte Unheil aus der Streitſucht entſteht. Allerorten mahnt uns die Schrift davon ab: „So viel an euch iſt haltet mit allen Menſchen Frieden," „mögen ſie abgeſchnitten werden, die euch zerſtören," „dienet einander in Liebe" u. ſ. w. Mit welcher Sorgfalt ermahnt Paulus ſeinen geliebten Timotheus, ſich von der Streitſucht fern zu halten 1 Tim. 6, 4. 5. 20. Man achte darauf, wie in dieſen Paſtoralbriefen, die in der That nichts andres ſind, als Anweiſungen zum theologiſchen Studium und zur rechten Amtsführung, der Apoſtel dieſe Streitſucht immer entgegengeſtellt τῷ κατ' εὐσέβειαν λόγῳ und darauf hindeutet, daß die, welche an dieſer Disputationskrätze leiden, faſt immer ſolche ſind, welche ſich gleichgültig zur Praxis verhalten. Was kann Herrlicheres und Größeres gedacht werden, als was unſer himmliſcher Hoherprieſter in ſeinem letzten Gebet vom Vater erbittet: „damit ſie alle eins ſeien" u. ſ. w. Wehe uns Unglücklichen, die wir nicht einmal durch ſolche innige Gebete und tiefe Seufzer unſres einigen Erlöſers uns zur brüderlichen Eintracht bewegen laſſen. Der wievielte iſt unter euch, bei dem man nur irgend einmal Geſtändniſſe fände, wie die: „Ich bin ein Menſch und halte mich alles Menſchlichen für fähig, ich kann irren, wer weiß, ob ich mir nicht zu viel nachgegeben habe. Wie, wenn ich von dem königlichen Wege, ſei es in der Wahrheit, ſei es in der Liebe in etwas abgeirrt wäre?" Nicht darum ſagen wir dies, als ob es nicht erlaubt wäre, Irrthümer und Ketzereien zu widerlegen, ſondern nur darum, damit bei den Disputationen eine fromme und weiſe Mäßigung und eine ſorgfältige Erwägung der Umſtände beobachtet werde; mit einem Worte: „Wenn wir in den nothwendigen Artikeln die Einheit feſthielten, in den nicht nothwendigen die Freiheit, in beiden die Liebe, dann würde es gut um uns ſtehn."

Wird nun gefragt: welches ſind die nothwendigen Artikel? dann iſt die Antwort: 1) die welche offenbar einen Glaubens- oder Katechismusartikel betreffen, 2) aus klaren und deutlichen Schriftausſprüchen erwieſen werden können, 3) welche in der Kirche durch eine Synode oder durch ein ſymboliſches Buch ſchon deutlich erklärt worden, 4) die von allen orthodoxen Theologen als nothwendig erachtet werden. Sagen wir dieſes, ſo wird man uns gewiß nicht den Vorwurf des Pyrhonismus machen können.

Zum Schluſſe weiſt dann der Verfaſſer noch auf die Gefahr hin, welche bei den ewigen Streitereien über den wahren Sinn der Form. Concord. für die Rechte der evangeliſchen Kirche entſtehen könnten und damals würklich ſchon eingetreten waren. Daß die Evangeliſchen ſelbſt nicht mehr ihrem Bekenntniſſe treu, daß der Religionsfriede ihnen daher auch nicht zu gute kommen könne, wurde von den jeſuitiſchen Gegnern behauptet. Noch einmal kommt er ſodann auf ſeinen Arndt zurück, um auf das, was an ihm geſchehen iſt, als auf das traurigſte Zeichen, wie es mit der Kirche ſtehe, hinzuweiſen und ſchließt ſein Werk mit den Worten:

„Nun Jeſu Chriſte, du eingeborner Sohn Gottes, der du zur Rechten des Vaters im Himmel ſitzeſt und mächtig herrſcheſt unter deinen Feinden, demüthig beuge ich vor dir die Kniee meines Herzens und flehe andächtig zu dir: erhebe dich, komm, eile, komm und mach ein Ende aller jener Verderbniß, tritt den Satan unter deine Füße, errette dein von den wilden Stürmen hin und her geſchleudertes Schifflein und ſchirme es, beſchwichtige die wilden Wogen und gieb Frieden und Ruhe deiner Kirche.“ —

Hauptquelle: Die angeführte Schrift von Lücke.

Bürger und Landleute.

I. Jak. Böhme, Schuhmacher in Görlitz.

(Geb. 1575, geſt. 1624.)

Im Waſſer lebt der Fiſch, die Pflanze in der Erden,
Der Vogel in der Luft, die Sonn' am Firmament,
Der Salamander muß im Fen'r erhalten werden,
Und Gottes Herz iſt Jacob Böhmen's Element.

Angelus Sileſius.

Dem Philoſophen im Schuſterkittel, welchem die Gegenwart einen Ehrenplatz unter den deutſchen Denkern zuerkannt, gebührt auch eine Stelle unter den von Seiten des Bekenntniſſes unverdächtigten Lebenszeugen der lutheriſchen Kirche.

Sein Leben, von ſeinen gläubigen Verehrern mit einem Mythenſchimmer umgeben, hat erſt in neueſter Zeit die ſichtende Hand hiſtoriſcher Kritik erfahren.

Jakob Böhme iſt 1575 in Altſeidenberg, einem Dörfchen an der böhmiſchen Gränze unweit des Städtchens Seidenberg, geboren. Er war der Sohn eines wohlhabenden Bauersmannes, der auch Kirchenälteſter ſeines Ortes, beſuchte die Stadtſchule zu Seidenberg, wo er leſen und ſchreiben, vielleicht auch einige der in ſeinen Schriften gebrauchten lateiniſchen-Worte, lernte. Wegen Körperſchwäche wurde er von ſeinem Vater ſtatt zur Bewirthſchaftung des Bauernhofes zum Handwerksſtande beſtimmt, und in Seidenberg bei einem Schuhmacher in die Lehre gethan. Auf ſeiner Wanderung war er 1593 nach Görlitz gekommen, einer ſchon damals nicht unanſehnlichen Stadt, welche bereits 1568 an 11000 Einwohner zählte und ein berühmtes Gymnaſium beſaß. Dort erwarb er ſich das Bürger- und Meiſterrecht und lag ſo treu und fleißig ſeinem Beruf ob, daß er ſich ſchon nach 10 Jahren eine Schuhbank und ein eignes Häuschen erwerben konnte, welches noch jetzt gezeigt wird. Nicht

mehr lange ließ ihn indeß der Geistesdrang nach freier Spekulation bei seinem Gewerbe beharren. Am 1ten Januar 1612 hatte er angefangen das, wie er sagt „in zwölfjährigem Ringen in seinem Geist geborne" Jugendwerk, die „Morgenröthe im Aufgange" aufzuzeichnen: im folgenden Jahre verkaufte er seine Schuhbank und gab sein Gewerbe auf, „habe auch, schreibt er, mein Handwerk um des willen liegen lassen, Gott und meinen Brüdern in diesem Berufe zu dienen, und meinen Lohn im Himmel zu empfangen, obgleich ich von Babel und vom Antichrist muß Undank haben."

Da Böhme etwa 12 Jahre lang mit seiner Erstlingsfrucht in Geburtswehen gerungen hat, so muß der spekulative Trieb schon bei seiner Ankunft in Görlitz zur Stärke gediehen seyn. Die Sage giebt an, daß er schon als Lehrling von seinem Meister aus dem Hause getrieben worden, „weil er keinen Hauspropheten in seinem Hause haben wolle," auch berichtet sein Freund Frankenberg, daß ihn einst auf seiner Wanderschaft, während er, von Glaubenskämpfen bewegt, um Licht betete, „unter seiner Handwerksarbeit eine selige Ruhe überkam, so daß er mit göttlichem Licht umfangen und sieben Tage lang in höchster göttlicher Beschaulichkeit und im Freudenreich gestanden," und gerade im Jahr 1600, wo die „Morgenröthe sich aus seinem Geist hervorzuringen begann," wurde er nochmals vom Geist ergriffen — diesmal beim plötzlichen Anblick eines glänzenden zinnernen Gefäßes. Er suchte sich durch einen Gang in's Grüne „solche vermeinte Phantasei" aus dem Gemüthe zu schlagen, empfand aber den empfangenen Blick nur um so klarer, „daß er allen Geschöpfen gleichsam in das Herz und in die innerste Natur hineinsehn konnte."

Auch äußere Anregungen mögen indeß zu den inneren hinzugekommen seyn. Es verband sich, wie schon in Arndts Leben erwähnt worden, gerade am Anfange des Jahrhunderts bei vielen Medicinern mit der paracelsischen Theosophie Religiosität, sei es daß jene auch auf diese leitete oder umgekehrt. Weigels Traktate kamen zwar meist erst zwischen 1618 und 1621 in Druck, doch einige auch schon früher: mit ihnen, wo sie hinkamen, verbreiteten sich unter den Laien separatistische Neigungen. Dasselbe war der Fall bei den Anhängern der schwenkfeldischen Mystik, welche in Schlesien und der Lausitz nicht wenige Liebhaber zählte. Unter den Mitgliedern dieser mystischen Kreise pflegte ein Zusammenhang zu bestehen, so daß, wer

den einen kennen lernte, auch in die Bekanntſchaft der übrigen kam. So hat auch Böhme zunächſt unter den görlitzer Aerzten Freunde gefunden: Cober, der vertrauteſte unter Böhme's Freunden, Curz, Georg Roth und Joh. Roth — von den erſten wie auch vom görlitzer Bürgermeiſter Scultetus, melden die Chroniken ausdrücklich, daß ſie Paracelſiſten waren. Von beſonderm Einfluß auf ihn war von 1619 an der Umgang mit einem Mediciner aus Glogau, welchen ſein theoſophiſch-kabbaliſtiſcher Wiſſenstrieb nach dem fernen Oriente, nach Syrien, Arabien, Aegypten getrieben, der aber nun in Böhme ſein Orakel fand, Balthaſar Walther. Von dieſen Männern wurde er zur Aufzeichnung ſeiner Schriften bewogen und erlangte von ihnen einige Kenntniſſe der Phyſik, der Chemie, der Botanik, auch lateiniſcher Terminologien. Außerdem kam er früh in Bekanntſchaft mit einer Anzahl um Görlitz und in Schleſien anſäſſiger Schüler Schwenkfelds aus dem Adel; einer von ihnen, Karl von Ender, mit dem er vermuthlich ſchon früher im Verkehr geſtanden, wurde gleich von dem Erſtlingswerke der Aurora ſo entzückt, daß er es in Abſchriften verbreitete. Durch dieſe Bekanntſchaften mag auch der Kreis der Lektüre Böhme's ſich erweitert haben. Nach Form und Inhalt weiſen ſeine erbaulichen Abhandlungen auf die Bekanntſchaft mit der deutſchen Theologie, mit Tauler, namentlich auch mit Suſo hin. Seine Terminologie wie der Inhalt ſeiner Lehre zeigt, daß er mit den deutſchen Schriften des Paracelſus genau bekannt geweſen: die Matrix, der Limbus, der Limus, der Salitter, die Imagination, die Coagulation u. v. a. ſind termini technici von Paracelſus. Seine adligen Freunde werden nicht verfehlt haben, ihn mit Schwenkfeld bekannt zu machen, mit deſſen Ideen, wie mit denen von Weigel, er ſich in einigen Stücken berührt. Später, im 12ten Sendbriefe, ſpricht er neid- und ſtreitlos, doch aber in einigen Stücken mißbilligend, von dieſen Männern. Zwar ſagt er von ſich: „Aus der hiſtoriſchen Kunſt dieſer Welt habe ich wenig und ſchreibe nicht um derſelben Hoffart ihrer Kunſt willen, denn ich bin nicht von ihrer Kunſt erboren, ſondern aus dem Leben Gottes, auf daß ich Frucht bringe im paradieſiſchen Roſengarten Gottes“: dennoch ſpricht er auch aus, daß er „vieler hoher Meiſter Schriften geleſen in der Hoffnung, den rechten Grund und die rechte Tiefe darin zu finden.“

Den Grund seiner Frömmigkeit hat er indeß wesentlich aus jener Quelle geschöpft, welcher er das Licht seiner Theosophie zu verdanken überzeugt war — aus der heiligen Schrift. Sein Streben nach theosophischer Einsicht ist auch nicht seiner Frömmigkeit vorangegangen: was er zunächst gesucht hat, ist der Frieden des Herzens gewesen. Aus seiner praktischen Frömmigkeit ist seine Theosophie geboren worden. „Von dem göttlichen Mysterio etwas zu wissen, schreibt er, habe ich niemals begehrt, viel weniger verstanden, wie ich es suchen oder finden möchte. Ich suchte allein das Herz Jesu Christi, mich darin zu verbergen vor dem grimmigen Zorn Gottes und den Angriffen des Teufels, und bat Gott ernstlich um seinen heiligen Geist und Gnade, daß er mich in Ihm wollte segnen und führen und das von mir nehmen, was mich von ihm wendete, und mich ihm gänzlich ergeben, auf daß ich nicht meinem, sondern seinem Willen lebe, und sein Kind in seinem Sohne Jesu Christi seyn möchte. In solchem gar ernstlichen Suchen und Begehren ist mir die Pforte eröffnet worden, daß ich in einer Viertelstunde mehr gesehn und gewußt habe, als wenn ich viele Jahre wäre auf hohen Schulen gewesen, dessen ich mich hoch verwunderte, wußte nicht wie mir geschahe und darüber mein Herz in's Lob Gottes wendete." Und für diese seine praktische Förderung stand ihm seit 1600 auch ein geistlich gesinnter Seelsorger zur Seite. Es war damals Martin Moller als Primarius nach Görlitz gekommen, als Verfasser geistlicher Lieder und eines gesegneten, durch mehrere Auflagen gegangenen Erbauungsbuches praxis evangeliorum 1602, bekannt. Er giebt das erste Beispiel solcher colloquia mutua, wie die schmalkaldischen Bücher sie den Laien empfehlen und Spener sie allgemeiner machte — nämlich von Hausversammlungen zur Erbauung, an welchen Böhme sich fleißig betheiligte. Moller wurde von Wittenberg aus des Calvinismus angeklagt, scheint indeß nur zur Klasse derjenigen Lutheraner gehört zu haben, deren es am Anfange des Jahrhunderts noch mehrere gab (s. Leyser), welche aus überwiegend praktischem Interesse in der Sakramentsfrage — die theologischen nothwendigen Vermittelungen abweisend — über das einfache Schriftwort nicht hinausgehen wollten.*)

Nachdem Böhme sein Handwerk aufgegeben, war er lediglich

*) Vgl. über Moller Th. Neumann Geschichte von Görlitz 1850. S. 431.

auf die ihm wohl ſchon früher in Ausſicht geſtellten Unterſtützungen ſeiner wohlhabenderen Freunde beſchränkt und mußte, zumal da die Kriegsnöthe dazu traten, mehrmals auch mit häuslicher Noth kämpfen. Ein ſchwererer Kampf ſtand ihm mit ſeiner Geiſtlichkeit bevor. Im Jahr 1606 war der ihm nah befreundete Moller verſtorben und an deſſen Stelle Gregorius Richter eingetreten, ein pfäffiſcher Zelot, deſſen Heftigkeit der Magiſtrat mehrmals Einhalt thun mußte. In ſeine Hände war eine der von Ender veranſtalteten Abſchriften der Aurora gekommen: für den Ketzermacher war ſie freilich ein mit 7 Siegeln verſchloſſenes Buch, aber ſchon die Anmaßung des Schuſters, ſich mit ſeinem ungelehrten Unſinn in die Reihe theologiſcher Schriftſteller zu drängen, war in ſeinen Augen ein ſtrafbares Vergehen. In Gegenwart Böhme's zog er in öffentlicher Verſammlung von der Kanzel über ihn her. Da das Volk in Aufregung gekommen, ließ der Rath das Manuſkript aus Böhme's Hauſe abholen, den Verfaſſer gefänglich einziehn und ſetzte nur unter dem Verſprechen ihn wieder in Freiheit, von nun an der Schriftſtellerei zu entſagen. In ſeiner Friedensliebe erklärte ſich Böhme bereit, das Verſprechen abzulegen. Aber, ſo wie er ſich dazu verſtanden, entbrannte in ihm der tiefſte Kampf, in welchem er endlich Gott anflehte, wenn ſeine Gabe nicht aus ſeinem Rathe herkomme, ſie von ihm zu nehmen. Er fühlte ſich eine Zeit lang das Gnadenlicht entzogen, ſo daß es „in ihm nur glomm, wie ein verborgen Feuer, daß nichts als Angſt in ihm war, von außen Spott, von innen feuriger Trieb.“ Nur 5 Jahre lang vermochte er dem innern Drange zu widerſtehn, und als auch von außen, aus dem Kreiſe ſeiner Verehrer, die ſtärkſten Antriebe hinzukamen, den Geiſt von oben nicht länger in ſich zu dämpfen, ſo erſchien es ihm endlich ſelbſt als Pflicht, dies gegebene Verſprechen zu brechen. „Weil ich in Kraft und Licht erkenne, daß es eine lautere Gabe von Gott iſt, welcher mir noch alſo einen treibenden Willen dazu giebt, daß ich ſchreiben muß, ſo ſoll ich Gott mehr gehorſam ſeyn, als den Menſchen, damit mein Bisthum nicht von mir genommen werde, und einem andern gegeben, welches mich wohl ſollte ewiglich gereuen.“ Nun wurden von ihm in raſcher Folge mehr als 30 Schriften und kleinere Traktate niedergeſchrieben.

Doch brach jetzt auch auf's neue das Feuer der Verfolgung aus. Die Herrn von Schweinichen hatten die zwei kleineren Ab-

handlungen von der Buße und vom ewigen Leben 1623 in Druck gegeben. Jetzt konnte der Primarius mit der Anklage des offenbaren Wortbruches hervortreten. Er ſcheute ſich nicht, dieſen „Hallunken," wie er ihn nannte, als Verräther der Kirche und der Sakramente anzuklagen, der ſich alle Tage in Bier, Branntwein, Wein voll ſaufe. „Er wüthete, ſagt Böhme, alſo heftig wider das gedruckte Büchlein, als hätte es ihm ſeinen Sohn gemordet und all ſein Gut verbrannt, und hat alſo einen Haufen Lügen wider mich ausgeſchüttet neben leichtfertiger Ehrenrührung." Abermals gerieth der Pöbel in Aufregung. Der Rath, in welchem ein Mitglied ſelbſt zu den Anhängern Böhme's gehörte, fand nur Erbauliches in dem Büchlein, glaubte indeß abermals einſchreiten zu müſſen. Böhme wurde vorgeladen, befragt, ob er das Büchlein geſchrieben und als er es bejahte, aufgefordert, „ſeinen Stab fürder zu ſetzen." In der Ausführung dieſes Befehls erwies man ſich indeß nachſichtig: am 26. März 1626 war derſelbe ergangen, doch erſt am 9ten Mai ſchickte Böhme ſich an, in das Exil zu wandern. Dem hart Geſchmähten ſchickte der Primarius noch ein gedrucktes lateiniſches Pamphlet zum Hohne nach, worin die Worte:

Ergo abeas, nunquam redeas, pereas male sutor,
Calceus in manibus sit tibi, non calamus!

Was zu ſeiner tiefen Demüthigung gemeint war, ſchlug zu einer nie erwarteten Ehre und Erhebung aus. Seit 1621 war die Lauſitz zunächſt pfandweiſe an Churſachſen gekommen, ſo daß Dresden der Sitz der landesherrlichen Behörde Böhme's war. Noch vor ſeiner Citirung vor den Rath hatte nun Böhme von einem in Dresden angeſehenen Manne die Einladung zu einem Beſuch erhalten, nämlich von dem churfürſtlichen Hofarzt und Hofchemikus Benedikt Hinkelmann, „einem chriſtlichen Herrn," wie Böhme ihn nennt. Durch die adligen Freunde Böhme's war dort bereits die Aufmerkſamkeit auf ihn gerichtet worden, theils als theoſophiſchen Naturforſcher, von welchem man vielleicht auch für das ſtark betriebene Goldmachen einen Rath erwartete, theils als einen mit chriſtlichen Geiſtesgaben beſonders ausgeſtatteten Laien: bei Hohen und Niederen nämlich hatten die zwei erbaulichen Traktate Beifall gefunden. Manche waren auch mit ſeinen theoſophiſchen Schriften bekannt worden: ſo hatte ſich von Pflug, der Hausmarſchall des Churfürſten, Abſchriften derſelben verſchafft. Hören wir Böhme, wie er ſeinem

Freunde, dem Arzt Cober, ſeine erſte Aufnahme in Dresden ſchildert: „Ich bin — ſchreibt er am 18ten Mai 1624 — Mittwoch vor Chriſti Himmelfahrt nebenſt Herr Melchior Bernten zu Dresden mit guter Geſundheit bei Herrn Benedikt Hinkelmann, Ihro Churfürſtl. Gnaden Chymico und Practico, angelanget, allda mir alle chriſtliche Liebe und Freundſchaft erboten wird, und gar wohl gehalten werde, allda haben wir viel gute Converſationes. Und finden ſich auch unter des Churfürſten Räthen, und zwar den allervornehmſten, gar chriſtliche liebhabende Herren, welchen ſolcher theoſophiſcher Grund ſehr lieb iſt und auch meine Schriften ſehr lieben und leſen; denn mein gedrucktes Büchlein iſt faſt in ſehr vieler Officiere und andrer gelehrten Männer Hände allhier kommen, welche es alle für gut und eine Gabe Gottes erkennen, und dahin arbeiten und denken, wie man ſolche gute Schriften, welche den Menſchen in die Nachfolge Chriſti führen, möge helfen fördern und nicht unterdrücken, wie es leider Gottes in meinem Vaterlande aus Haß der Perſon geſchieht.“ Vor Freude darüber, den geiſtlichen Chriſtus, wie er ihn verkündigte, ſo allgemein anerkannt zu ſehn, glaubte Böhme ſchon den Anfang einer neuen geiſtigen Reformation wahrzunehmen. „Ich hoffe noch, es wird bald die Zeit der großen Reformation kommen, da man ſie auch wird reformiren, und heißen Chriſtum und nicht Schuſterpech und Schwärze lehren, und Chriſti Kinder läſtern. Er (G. Richter) komme nur zu Dresden in Buchladen; er wird die neue Reformation genug ſehn, welche meinem Grunde gleich ſtehet, was den theologiſchen Grund antrifft. Ich höre allhie nichts dawider läſtern, denn es wird mit Freuden geleſen, wie denn auch der Superintendent Aegid. Strauch, ſowohl auch Doktor Höe, die neue Geburt, und den neuen Menſchen anitzo ſelber lehren: es mag's ihnen der Primarius zu Görlitz auch verbieten. Und viele andere in Meißen, Sachſen, Thüringen und See-Städten ſchreiben und lehren davon gar recht: ſo das unſer Primarius will wehren, ſo hat er Zeit, daß er ein Concilium ausſchreibe und die Reformation vornehme, oder werden eitel Enthuſiaſten werden, wie er ſie heißet.“

Wie berichtet wird — doch aus nicht völlig geſicherter Quelle — ſoll Böhme bei dieſem Aufenthalte in einer officiellen Verſammlung im Oberkonſiſtorium im Beiſeyn mehrerer auswärtiger be-

rühmter Theologen, ja wohl auch des Churfürſten ſelbſt, über ſeine Lehre vernommen worden ſeyn und eine glänzende Rechtfertigung erhalten haben. Auch abgeſehen von äußeren Berichten iſt ein Colloquium mit mehreren Mitgliedern des Oberkonſiſtoriums, nachdem Böhme von einem Mitgliede deſſelben, dem dresdner Superintendenten Strauch, ſo theilnehmend aufgenommen worden, mehr als wahrſcheinlich, zumal wenn, wie auch berichtet wird, Anklagen von Richter an die Behörde eingelaufen waren; inwiefern jedoch dieſem Colloquium ein amtlicher Charakter beizulegen, ſteht dahin. Gewiß iſt nur, daß Böhme mit allen Verſicherungen des Wohlwollens wieder entlaſſen wurde. Doch erfolgte kein thätiger Schutz, wie er ihn erwartet hatte. Vielmehr fuhr der Primarius mit ſeiner Aufreizung des Pöbels fort, ſo daß Zuſammenrottungen vor ſeinem Hauſe ſtattfanden und die Fenſter ihm eingeworfen wurden, ohne Einſchreiten der Stadtbehörde. So drängte es nun Böhme, nach ſechswöchentlichem Aufenthalte in der Reſidenz zu ſeiner Familie zurückzukehren. Er folgte zunächſt der Einladung ſeiner ſchleſiſchen Freunde von Frankenberg und von Schweinichen, ihnen auf ihren Gütern einen Beſuch zu machen, wo er jedoch gefährlich erkrankte und nach Görlitz gebracht wurde. Im Gefühl des herannahenden Endes verlangte er hier das letzte Abendmahl, und mußte nun vor ſeinem Ende und nach demſelben nochmals die Gehäſſigkeit des geiſtlichen Standes erfahren. Einige Monate früher war Richter geſtorben und von deſſen ähnlich geſinntem Nachfolger wurde der Diakonus, welcher dem Sterbenden die Beichte abzunehmen hatte, beauftragt, demſelben vorher noch die Zuſtimmung zu einem ſehr detaillirten Glaubensbekenntniſſe abzunehmen. Ungeachtet nun dieſe erfolgte, erwies ſich dennoch die Geiſtlichkeit auch dadurch noch nicht zufriedengeſtellt.

Am 17. Nov., eines Sonntags, äußerte der Sterbende früh um 2 Uhr gegen ſeinen Sohn, „ob er die ſchöne Muſik höre?“ Dieſer verneinte es. „Man ſolle, ſprach der Sterbende, die Thür öffnen, um den Geſang beſſer zu hören,“ dann fragte er, wie hoch es an der Uhr ſei. Als er vernommen, daß es zwei Uhr ſei, erwiederte er: „Das iſt noch nicht meine Zeit. O du ſtarker Gott, Zebaoth, rette mich nach deinem Willen, o du gekreuzigter Herr Jeſus Chriſtus, erbarme dich mein und nimm mich in dein Reich.“ Um 6 Uhr des Morgens, ehe noch ſeine Freunde zu ihm gekommen waren, nahm er plötzlich Abſchied von Weib und Kind, murmelte

einige unverſtändliche Worte und rief dann aus: „Nun fahre ich hin in's Paradeis!“ Darauf wandte er ſich um und verſchied, an demſelben 17. Nov. 1624. Die vom Rath verordnete Leichenpredigt weigerte der Primarius, indem er ſich krank meldete und auch der ſtatt deſſen vom Magiſtrat damit beauftragte M. Dietrich begann dieſelbe: „Lieber wollte ich zwanzig Meilen gegangen ſeyn, einem andern zu gefallen, als ſolches zu verrichten, doch da ein ehrbarer Rath mir ſolches auferlegt, muß ich es ſchon verrichten.“ Der gewöhnliche Bericht über die letzten Stunden des Abgeſchiedenen wurde nicht erſtattet, ſondern nur des abgelegten Glaubensbekenntniſſes gedacht. Am 25. Nov. ſah der Rath ſich noch einmal genöthigt, die Invectiven gegen den Verewigten auf der Kanzel zu unterſagen. — Nur dem gebildeten Ausdruck, nicht der Sache nach günſtiger als das Urtheil der görlitzer Primarien lautet das eines neuern lutheriſchen Theologen und Theoſophen: „Böhme's Syſtem iſt ein menſchliches Werk, aufgeführt unter gigantiſchen Anſtrengungen, durch welche er eine höhere Erkenntniß *ertrotzen* und *erzwingen* wollte und auch zuletzt empfangen zu haben ſich einbildete, vollendet unter *dämoniſchen Einflüſſen*, die ſeine Affekte ſteigerten, ſeine Kräfte emporhoben, ſeinen Stolz ſtachelten *und ihn der Sphäre ſowohl der Gnade als der Natur entrückten*“ (in der Zeitſchr. für luth. Theologie 1841). Doch erklärt derſelbe Theologe, daß er ſich des Studiums von Böhme *enthalten* habe — „*um Gott nicht zu verſuchen*.“

Der Hauch eines durch den Tod des alten Menſchen hindurchgedrungenen neuen Geiſteslebens weht den Leſer aus allen denjenigen Schriften Böhme's an, welche einen populären praktiſchen Charakter an ſich tragen, am unverkennbarſten in den ſechs unter dem Namen: „der Weg zu Chriſto,“ ſpäter herausgegebenen kleinen Schriften. Welche Demuth! welche reine Gebetsflamme! welche Einfalt und zugleich welcher Adel der Sprache! Das Geſpräch des Schülers mit dem Meiſter kann ſich dem Schönſten dieſer Art bei Suſo zur Seite ſtellen. Böhme iſt aber auch nicht *Philoſoph*, ſondern *Theoſoph*, Repräſentant einer Spekulation, welche nicht aus eigener Vernunft und Kraft die Wahrheit zu finden bekennt, ſondern aus einer durch Chriſtum gereinigten Seele nach dem Wort der Schrift: „Nur in deinem Lichte ſehen wir das Licht.“ „Iſt doch Gott allen Dingen ſo nahe, und doch begreift ihn kein Ding,

es ſtehe ihm denn ſtill und ergebe ihm den eignen Willen, dann würkt er durch alles, gleichwie die Sonne durch die ganze Welt würkt." Wie der alten Myſtik gelten auch ihm Gelaſſenheit, Demuth und Sanftmuth als die vornehmſten Zeichen der neuen Geburt. „Gottes Licht erſcheint im Zorn, in der Bosheit in alle Ewigkeit nicht; nur in der ſanften Liebe und Demuth gehet ſein Centrum auf." Was einer ſeiner Freunde von ihm bezeugt: „züchtig in Geberden, beſcheidentlich in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden, ſanftmüthig von Herzen," ſo charakteriſiren ihn ſeine Schriften und ſein Leben. In dem angeführten Sendſchreiben, wo er von der neuen Reformation ſpricht, worin er Nachricht giebt, wie, ſeinem Bedünken nach, ſeine eigene Lehre von den Kanzeln der Hauptſtadt gepredigt wird: wie nahe hätte ihm der Dünkel gelegen, ſich ſelbſt für den Reformator der Zeit zu halten! doch nichts dergleichen. Mit welcher Beſcheidenheit — zumal wenn man ſich den ſonſtigen polemiſchen Ton jener Zeit vergegenwärtigt — ſpricht er über ſeine pfäffiſchen Verfolger, wiewohl einigemal auch hier, namentlich indeß in den Apologien gegen Tilke (von Toelken) und in der zweiten Schrift gegen Stiefel „der natürliche Zorngeiſt" auch bei ihm ziemlich ſtark hervorbricht. Welche Verſuchungsprobe, die ſeine Demuth in Dresden zu beſtehen hatte! Der mit Schmach aus ſeiner Vaterſtadt vertriebene Schuſter in der Hauptſtadt in den Caroſſen der Staatsmänner abgeholt, geehrt und aufgeſucht von dem erſten Geiſtlichen des Landes! Seine Freude verhehlt er auch in ſeinen Sendbriefen nicht, doch iſt es nur die des anſpruchsloſen Kindes, und auch ſchon in ſeiner Heimath die Schaar begeiſterter Verehrer unter den Adligen, die große Zahl der Correſpondenten aus der Ferne — auch ein Generalſuperintendent iſt darunter — der Generalſuperintendent der Neumark und zugleich Profeſſor in Frankfurt Pelargus!*) Ferner die Triumphe, die er daheim erlebte — Richter hatte das gedruckte Büchlein einem Pfarrer in Liegnitz zugeſchickt, um den Schwärmer von der Kanzel zu ſtrafen: in Folge deſſen wird es daſelbſt am fürſtlichen Hofe geleſen; ja Richter mußte ſeinen eigenen Sohn unter den eifrigſten Schülern Böhme's erblicken und ſich von

*) „Alle göttliche Schriften J. Böhme's" Th. II. im Anhange de vita Boehmii S. 80.

demſelben ermahnen laſſen, dem Manne Gottes kein Unrecht zu thun. In alle dem bleibt Böhme in ſeiner Demuth ſich gleich und weiß dabei doch auch den Vornehmen gegenüber eine würdige Haltung zu bewahren. — Es iſt ihm der ſittliche Vorwurf gemacht worden, daß er nicht bei ſeinem Handwerk geblieben. Wo eine ſo hervorragende Begabung mit dem erwählten Beruf ſtreitet, würde das Aufgeben deſſelben doch nur dann, wenn Familienpflichten dadurch verletzt würden, als unſittlich angeſehen werden können: ein Mann aber, welcher, nach den Mittheilungen in ſeinen Briefen zu urtheilen, ſo treue Sorgfalt für ſeine eigenen Kinder, ja auch für die ſeines Bruders erweiſt, hat dieſen Schritt gewiß nicht ohne beſtimmte Zuſicherungen ſeiner wohlhabenden Freunde gethan. Auch hat er ſich ja nicht geſcheut, wo vorübergehend die Noth eintrat, Erwerbsquellen zu ſuchen: er betrieb eine Zeit lang einen Handel mit wollenen Handſchuhen, ſcheute ſich auch nicht, zeitweilig wieder zum Pfriemen zu greifen.

Ein Theil ſeiner Verehrer iſt ihm, wie dem Weigel, nur durch die praktiſch-erbaulichen Schriften zugeführt worden, bei vielen war es der durch die Theologie und Philoſophie der Zeit nicht befriedigte, religiöſe Erkenntnißtrieb, welcher bei ihm Nahrung ſuchte. Es gilt dies namentlich auch bei den Kreiſen verehrender Anhänger, welche in den Niederlanden und in England ſeine Schriften ſammelten und veröffentlichten. Seit Stimmen wie Baader, Schelling, Hegel, Feuerbach, Strauß, Baur auf den verachteten Philoſophen im Schuſterkittel hingewieſen, hat derſelbe eine Stelle in der Geſchichte der Philoſophie gefunden. „Es iſt jetzt allgemein anerkannt, daß Böhme's Lehre einen ächt ſpekulativen Inhalt hat, daß er den ihm gleich anfangs gegebenen Namen eines deutſchen Philoſophen mit allem Rechte verdient, ja ſogar daß in ſeiner Anſchauungsweiſe ſchon ganz der Geiſt der neuern Philoſophie ſich ausſpricht, das Princip des Idealismus, das Abſolute als den Proceß des ſich mit ſich ſelbſt vermittelnden Geiſtes zu begreifen.“ (Baur.) Doch iſt es weſentlich eben vorzugsweiſe nur die Einführung des Begriffs der Negation, welche Böhme's Verdienſt ausmacht: nicht weniges von den als ſein Eigenthum bewunderten Ideen, iſt nicht ſowohl ſein Eigenthum als das der ihm vorangegangenen deutſchen Myſtik, manche wahre und manche grundloſe Imagination

[redacted] Das Böhme'ſche Ungrund iſt die beſtim[redacted] areopagitiſchen Myſtik. Daß dieſer nach [redacted] Weſen in das Würken treten müſſe, [redacted] zu werden, daß Gott ohne Kreatur „nur [redacted] nicht ein Würken" ſei, daß alle Kreatur, [redacted] in Gott „weſentlich" wenn auch nicht „förmlich [redacted] geweſen, lehrt auch die deutſche Theologie. Daß jedes [redacted] „Signatur" habe, der Menſch aus dem Extrakte der [redacted] gebildet, daß in jedem Elemente verhüllt der Geiſt [redacted] ruhe, alſo ein Waſſer-Feuergeiſt u. ſ. f., daß der Menſch [redacted] „ſideriſchen" himmliſchen und einen „elmentariſchen" Leib be[redacted] u. ſ. w., weiß auch Paracelſus.

Um über dieſen Ehrenplatz Böhme's unter den Philoſophen, wie auch über ſeine Stelle unter den orthodoxen Mitgliedern der lutheriſchen Kirche zu urtheilen, können wir nicht umhin, ſeine theoſophiſche Glaubenslehre, wenigſtens in ihren vornehmſten Grundgedanken mitzutheilen.

Gott iſt Wille. Zunächſt, ſo lange kein Gegenſatz in ihm iſt, iſt er ohne Beſtimmtheit, ohne Qualität, daher auch ohne Selbſterkenntniß — ein bloßes Nichts. „Kein Ding ohne Widerwärtigkeit mag ihm ſelber offenbar werden, denn ſo es nichts hat, das ihm widerſtehet, ſo geht's immerdar von ſich aus, und gehet nicht wieder in ſich ein: ſo es aber nicht wieder in ſich eingehet, als in das, daraus es iſt urſprünglich gegangen, ſo weiß es nichts von ſeinem Urſtande." So wäre Gott ein grundloſes Auge, ein Ungrund. „Ein Ungrund iſt nichts als eine Stille ohne Weſen, eine ewige Ruhe ohne Anfang und ohne Ende." „Wo kommt aber die Widerwärtigkeit in die gleiche und ſtille Ewigkeit, die nichts kennt, weiß oder hat, außer ſich? Wo man was haben will, das nicht da iſt, ſo thut ſolche Begierde angſt und wehe. Alſo ein verborgen Leben giebt keine Freude: und ſo dann die einſame Ewigkeit nichts außer ſich hat, ſo ſuchet ſie die Luſt ihrer eigenen Offenbarung in ſich, denn es liegt Kraft, Macht und Herrlichkeit, ja alles in ihrem Buſen." — Wie geſchieht dieſes? „Der Vater iſt an ſich der Wille des Ungrundes; er faſſet ſich aber in eine Luſt zu ſeiner Selbſtoffenbarung. Dieſe Luſt iſt dann des Willens oder Vaters gefaßte Kraft, das iſt, ſein Sohn, Herz und Sitz, der erſte Anfang im beſtimmten Wollen. Ferner aber

ſpricht ſich der Wille durch das Faſſen wiederum aus ſich aus, und dieſes Ausgehen vom Willen im Sprechen oder Hauchen iſt der Geiſt der Gottheit.“ Die drei Stufen dieſes immanenten Proceſſes, der nach Böhme's wiederholter Erklärung nicht zeitlich, ſondern ewig zu faſſen, iſt alſo dieſer. Der beſtimmungsloſe Ungrund, der Vater, ſetzt ſich als die Vielheit der Kräfte: in dieſer Faßlichkeit und Beſtimmtheit iſt er der Sohn. So faßlich geworden, beſitzt er auch die Möglichkeit, mittheilbar zu werden nach außen. Hiemit iſt indeß nur die formale Möglichkeit der Exiſtenz einer Welt geſetzt. Die materiale Möglichkeit entſteht dadurch, daß Gott ſich einen geiſtigen Leib, eine ewige Natur giebt, ohne welche er ein ſtilles Nichts wäre, durch welche aber ſeine Kräfte lautbar werden. Nun ſind ſie in die Beſonderung getreten, wiewohl immer noch in der Einheit begriffen. „Gott führt ſeinen Willen darum in Natur ein, daß ſeine Kraft in Licht und Majeſtät, und ſo zu einem rechten Freudenreich werde, denn wenn in dem ewigen Einen keine Natur entſtünde, ſo wäre alles ſtille. In dieſer ewigen Natur iſt der Vater als Ungrund das Princip der Finſterniß und des Feuers, d. i. der formloſen, von der Idee nicht durchdrungenen, daher disharmoniſchen und angſtvoll begehrenden Eſſenz; der Sohn, als der Wille Gottes in ſeiner Faßlichkeit, iſt das Princip des Lichtes, der Idealwelt, der Formgebung und Geſtaltung zur Idee, daher der Harmonie. In dieſer ewigen Natur hätte nun Gott ewige Freude haben können. „Gott hat nicht darum geſchaffen, daß er dadurch vollkommen würde, ſondern zu ſeiner Selbſtoffenbarung, zu großer Freude und Herrlichkeit.“ Dieſe Freude hatte er vor der Creation, jedoch „nur als ein geiſtliches Spiel in Gott.“ Wie Gott ſich zur Creatur hat bewegen laſſen, wiſſen wir nicht. „Wie es geſchehen iſt, daß ſich Gott einmal zur Schöpfung bewegt hat, während er doch an ſich ein unwandelbarer Gott iſt, das ſollen wir nicht ergründen wollen.“

Außer der irdiſchen Welt hat Gott auch eine überirdiſche erſchaffen, darin alle Eſſentien, wie in dieſer Welt, nur feiner und lieblicher. Unter den geſchaffenen Engelgeiſtern war auch Lucifer. „Als dieſer ſah, daß er ſo ſchön ſei und ſeine hohe Geburt und große Gewalt in ſich empfand, da hat der Geiſt, den er in ſich ſelbſt geboren, ſich erhoben, des Willens, über die göttliche Geburt zu triumphiren, über Gottes Herz ſich hinauszuſchwingen.“ Dadurch

hat ſich für ihn die Hölle aufgethan. „Gott hat nicht eben eine Hölle und beſondre Qual erſchaffen, darin er die abtrünnigen Creaturen plagen wollte, ſondern ſobald die Teufel aus dem Lichte heraustraten und in der Feuersmacht über die Sanftmuth des Herzens Gottes herrſchen wollten, in dem nämlichen Augenblicke waren ſie außer Gott und hiermit feſtgehalten im Abgrunde der Hölle.“ — „Durch Lucifers Sturz iſt nun die irdiſche Welt in eine turba gerathen;“ „vor den Zeiten des Zornes war auf der Erde alles ganz licht und hell, ſo daß es hier keines andern Lichtes bedurfte, indem der Quellbrunn des Herzens Gottes alles erleuchtete.“ „Zwar waren alle Bildungen der Erde vergänglich und nicht rein vor Gott, aber Gott wollte am Ende dieſer Zeit das Herz und den Kern daraus ziehn, vom Zorn und vom Tode ſcheiden, und ſollte dann das alſo Wiedergeborne außer und über dem Orte dieſer Welt ewig grünen und wieder himmliſche Frucht tragen.“ In Folge des Falles Lucifers wurde er aus dieſer ſeiner irdiſchen Wohnung ausgeſtoßen, „Gott wollte ihm die offenbarten Kräfte, darin er Fürſt war, nicht mehr gönnen und laſſen, ſondern ſchuf ſie in eine Coagulation und ſpeiete ihn davon aus.“ Nun aber „drang Gottes ſanfte Liebe aus ſeinem Herzen hervor in die äußerſte Geburt des Zornes und löſchte denſelben. Darum ſprach er: Es werde Licht!“ Dadurch, daß Gott das Licht kommen ließ, hat die Welt auf's neue Form erhalten.

Um die Stelle Lucifers durch einen in der Mitte der Zeit aus der Menſchheit zu gebärenden König zu erſetzen, wurde Adam geſchaffen, zum Herrn der ganzen Natur, daher auch ſein Leib aus allen Kräften der äußern Welt genommen. Unbeſchadet ſeiner Hoheit „war Adams Gemüth als eines Kindes, das mit den Wundern ſeines Vaters ſpielt. Kein Erkenntniß des böſen Willens war in ihm, kein Geiz, keine Hoffarth, kein Neid, kein Zorn, ſondern ein lauteres Liebesſpiel. In Adam ſtand das Reich der Gnade, das göttliche Leben offenbar, denn er lebte in der (harmoniſchen) Temperatur der Eigenſchaften, aber er wußte es nicht, daß Gott in ihm offenbar wäre. Ebenſo wußte auch der eigne Wille nicht, was gut wäre, denn er hatte kein Böſes erkannt. Wie könnte doch da eine Freude ſeyn, wo keine Traurigkeit erkannt wird?“ Nun fiel Adam, „indem er an ſeiner Schiedlichkeit von Gott Wohlgeſchmack bekam.“ „Er war ſich der Macht der Unterſchiedlichkeit bewußt und erhob ſich nun zur Schied-

lichkeit." „Nachdem er gefallen, ſank er in einen tiefen Schlaf, „er entſchlief damit der engliſchen Welt und wachte auf der äußern Welt." „Adam begehrte nicht das erſte Princip (ſein eigner Grund ſeyn zu wollen), ſeine Luſt ging nur dahin, Gutes und Böſes, d. i. die Eitelkeit der Erde zu ſchmecken! — Wie in dem Einen Adam die ganze Menſchheit gefallen iſt, ſo iſt in dem Einen Chriſtus, die ganze mit ihm gliedlich verbundene Menſchheit hergeſtellt. „Gottes Zorn, der im gefallenen Menſchen entbrannt war, war eine Feuers- und Grimmesmacht. Dieſem jetzt zu widerſtehn und ihn in Liebe zu verwandeln, mußte die Liebe ſelbſt in den Zorn eingehn und ſich ganz dem Grimme ergeben." „In Gottes Heiligkeit nämlich konnte ſich das menſchliche Weſen nicht ohne ein Mittel faſſen: der Wille war davon getrennt. Und ſo ward denn Gott Menſch, daß er uns ſeine Gottheit mittelſt der Menſchheit einflößte, daß wir ihn möchten faſſen." „Chriſtus kam aus Gott in dieſe Welt und nahm unſre Seele in ſich ein, auf daß er uns aus dem irdiſchen Weſen dieſer Welt wieder in ſich, in Gott, einführte." Er hat zunächſt den thätigen Gehorſam geleiſtet, indem er den Tod überwunden in ſeiner Verſuchung, denn „alles wurde ihm vorgelegt, worin Adam ſich vergaffet und dadurch irdiſche Speiſe in ſich aufnahm, er aber, da er himmliſche Speiſe in ſich aufnahm, verklärte dadurch den Todesleib zum himmliſchen Leibe." „Danach ſtreifte er in ſeinem Tode den irdiſchen Leib ab, der unter ſeinem himmliſchen verborgen war." Er hat den leidentlichen Gehorſam geleiſtet, denn er hat durch ſein Blut den Zorn Gottes gelöſcht, „indem ſeine göttliche lebendige Weſenheit, die im Tode beſtand (den Tod beſtand), den Tod zerbrach und die verwundete halbtodte Menſchheit durch den Tod in das ewige Leben einführte." Die Sündenvergebung beſteht darin, daß nun Gott denjenigen, der ſeinen Willen ihm opfert, trotz der Sünde, die ihm noch anhängt, um von dem inwendigen Menſchen verzehrt zu werden, in Gnaden annimmt. „Es iſt kein andres Sündenvergeben zu denken, als daß du aus dieſer Welt und deines Fleiſches, ſowie des Teufels Willen ausgeheſt in Gottes Willen; dann empfähet dich Gottes Wille, und biſt du aller Sünden los, denn ſie bleiben im Feuer und dein Wille in der Tinktur Gottes, welchen die Majeſtät erleuchtet. Es iſt dir alles nahe; deine Sünden ſind dir (auch dann) nahe, aber ſie rühren (beunruhigen) dich nicht, denn die ſtille Ewigkeit iſt eine Freiheit." Dieſe Vergebung iſt

aufzunehmen durch den Glauben. „Der rechte Glaube iſt nicht ein Gedanke, oder eine Zulaſſung der Geſchichte, daß Chriſtus für unſre Sünde geſtorben ſei, ſondern es iſt ein Nehmen der verheißenen Gnade Chriſti.“ „Glauben iſt ein Nehmen aus Gottes Weſen, aus Gottes Weſen eſſen, ſeinen Hunger damit ſtillen und alſo Gottes Weſen anziehn, nicht als ein Kleid, ſondern als einen Leib der Seele.“ — „Wie Chriſtus Menſch werden mußte, damit ſeine Gottheit in uns einfließen könnte, ſo ſind auch elementariſche Mittel nöthig wie die Sakramente, welche nicht bloß Zeichen ſind, ſondern Vermittlungen des Weſens. In der Taufe faßt ſich „die Gnade im geiſtlichen Waſſer mit dem elementariſchen Waſſer auf Art, wie ſich das unſichtbare Wort mit den Elementen hat ſichtbar gemacht, und wie das unſichtbare Wort Gottes durch das ſichtbare würkt. Sie iſt nicht bloß ein Zeichen des Teſtamentes Chriſti, ſondern eine weſentliche Würkung.“ Worin beſteht dieſe Würkung? „Der rechte Menſch wird zum Leben, der grobe, irdiſche Menſch aber wird mit Chriſti Tod und Sterben dazu getauft, daß er ſoll ſterben und alle ſeine Lüſte und Begierden dem Tode Chriſti laſſen.“ So wird auch im Abendmahle der geiſtliche Leib und Blut Chriſti nicht bloß im Glauben, ſondern „weſentlich“ genoſſen. „Nicht ſo, als ob es in Brot und Wein eingeſchloſſen wäre, vielmehr verbindet es ſich mit jener überirdiſchen Kraft der irdiſchen Nahrungsmittel, welche von der elementariſchen Subſtanz getragen wird.“ „Darum flößet Chriſtus ſein himmliſches Fleiſch und Blut dem Leben des Menſchen durch und mit dem wahren Lebensnutriment, durch die Tinktur nämlich des Brotes und Weines, ein.“ Gegen die Ubiquität ſoll man nicht ſtreiten, denn da es Gott iſt, der Menſch wird, und Gott nirgend theilweiſe ſeyn kann, ſo muß in dieſer Einheit mit Gott auch die Menſchheit allgegenwärtig ſeyn. „Als Chriſtus hier auf Erden lebte, ſo war zwar ſein äußerlicher Menſch meßlich wie unſre Leiber, der innere (mit Gott geeinte Menſch) war aber unermeßlich.“

Mit der Schrift lehrt Böhme auch nicht eine Wiederbringung, ſondern ein letztes Gericht, worin die böſen Geiſter, welche bis jetzt noch nicht vollkommen in der Hölle ſind, auf ewig hineingeſtoßen werden und mit ihnen die beharrlich Gottloſen, welche ſich dem Lichte des Sohnes nicht aufgeſchloſſen haben.

Sind dies die Grundlinien des Böhme'ſchen Syſtems, ſo fragt

ſich: haben ſich dieſelben bei ihm in vorausſetzungsloſer Spekulation am Faden des Gedankens entwickelt und von der Schrift nur die Einkleidung entnommen, oder iſt primärer Weiſe das im Glauben aufgefaßte Schriftwort die unumſtößliche Vorausſetzung geweſen, welche der Bewegung des Gedankens Richtung und Ziel gegeben? Die erſtere Anſicht iſt die von Feuerbach und namentlich von Baur*). Da die Fundamentallehren Böhme's in einem weſentlichen Punkte mit der neueren Spekulation zuſammentreffen, da ferner bei realiſtiſcher Faſſung ſeiner Ausſprüche ſich an einigen Stellen ſtarke Inkonſequenzen einſtellen, welche den Faden des Syſtems zerreißen, ſo liegt allerdings die Verſuchung nahe, den Faden im Sinne der neueren Spekulation fortzuſpinnen, und manches Incongruente nur aus Akkommodation an die Schriftvorſtellungen abzuleiten. Beſonders an drei Punkten liegt dieſe Verſuchung nahe. Wenn die Gottheit ſchon in ihrer ewigen Natur im Freudenreiche ſteht — „wiewohl nur wie im Spiele," warum ſoll der Ernſt dieſes Spieles nicht vielmehr ewig gedacht werden, ſtatt der Annahme einer unbegreiflichen zeitlichen Schöpfung? Wenn ferner doch ſchon der Vater als Ungrund das Princip aller Finſterniß, Geſtaltloſigkeit und Angſt der Begierde in der Creatur, alles Harten, Spröden und Ungezähmten, warum ſoll erſt durch Lucifer daſſelbe in die Natur eingeführt ſeyn? Endlich, wenn das Licht des Sohnes die ſiegreich verklärende Macht der Finſterniß, warum ſoll dieſelbe nicht auch über Lucifer und ſein Reich den ſchließlichen Sieg davon tragen? Allein eben daß ſolche, offenbar nur durch das Schriftwort veranlaßte — würkliche oder ſcheinbare — Inkonſequenzen ſtehn geblieben, ſind ſie nicht der entſcheidende Beweis, daß das im Glauben aufgefaßte Wort — wie auch bei dem Theoſophen nicht anders erwartet werden kann — die bewegende Macht der Spekulation geweſen? Ob Böhme das äußere Schriftwort als bindende Norm für ſich anerkannt habe? — dieſe Frage kann verneinend und bejahend beantwortet werden. Von Tilke wurden ihm folgende anmaßliche Aeußerungen gegen das Schriftwort vorgehalten, die er gethan haben ſollte: Moſes ſei nicht bei der Schöpfung geweſen, ſondern habe die Schöpfung aus ſeiner Vorfahren Munde geſchrieben, und die Worte: „hätte gleich Petrus

*) In dem Aufſatz über die prot. Myſtik in Zellers Jahrbüchern 1849.

oder Paulus anders geſchrieben.“ Er weiſt indeß ſeinem Ankläger das Falſche in der Beſchuldigung nach (apol. 2 n. XI.) — ohne jedoch, wozu hier Veranlaſſung geweſen wäre, ſich zu der Norm des äußern Schriftwortes zu bekennen. Wie er hiezu geſtanden, läßt ſich aber aus folgenden Worten deutlich abnehmen: „Es iſt der Geiſt Gottes in ſeinen Kindern an keine gewiſſe Form gebunden, daß er nichts mehr reden dürfte, was nicht im apoſtoliſchen Buchſtaben ſtünde. Gleichwie der Geiſt auch in den Apoſteln frei war, und ſie nicht alle einerlei Worte redeten, wohl aber aus Einem Geiſt und Grunde, jeder wie ihm der Geiſt gab, auszuſprechen: alſo redet auch noch der Geiſt Chriſti aus ſeinen Kindern und bedarf keiner vorher zuſammengeſetzten Formel aus dem buchſtabiſchen Worte, ſondern erinnert des Menſchen Geiſt wohl ſelber deſſen, was im Buchſtaben begriffen iſt“ (Myſt. 28, 52). Daß er aus dem Geiſte ſchreibe, nicht anders denn ein Prophet oder Apoſtel, iſt er ſich allerdings bewußt: „Vor Gott ſage ich es, ſpricht er, und bezeuge es vor ſeinem Gerichte, da alles erſcheinen wird, daß ich ſelber nicht weiß, was ich ſchreiben ſoll, ſondern ſo ich ſchreiben ſoll, ſo diktirt mir's der Geiſt in ſo großer wunderbarlicher Erkenntniß, daß ich oft nicht weiß, ob ich noch meinem Geiſt in dieſer Welt bin.“ (Sendbr. 2, 10.) „So es denn ja mein Werk iſt, das mein Geiſt treibet, ſo will ich's zum Memorial ſchreiben auf ſolche Art wie ich in meinem Geiſt es erkenne und dann auf die Art, wie ich dazu kommen bin und will nichts Fremdes ſetzen, was ich nicht ſelber erfahren habe, damit ich nicht ſelber ein Lügner vor Gott erfunden werde“ (Drei Princ. 10, 1). Bei ſolcher Gewißheit, aus eben dem Geiſt empfangen zu haben, aus welchem die Schrift geſchrieben worden, hört dieſelbe freilich auf, eine auswendig bindende Norm zu ſeyn, doch auch ein Widerſpruch mit derſelben kann dann nicht eintreten: der demüthige Theoſoph wird entweder das Schriftwort anders auszulegen ſuchen, oder er wird nochmals prüfen, ob er nicht doch aus dem eigenen Geiſte geredet.

Doch gerade dieſe Zuverſicht, mit welcher Böhme ſich als ebenbürtig der Reihe der inſpirirten Apoſtel und Propheten anſchließen zu dürfen glaubt, leitet auf die andere Frage, inwiefern er mit Recht von der lutheriſchen Kirche unter ihre ächten Kinder gezählt werden könne? Schon in jener ſeiner Präſumtion iſt er indeß

nicht nur über die Norm ſeiner Kirche, ſondern auch der Wahrheit hinausgegangen. Das muß zugeſtanden werden, daß für ſeine Spekulation im allgemeinen die Schrift Vorausſetzung und Grundlage geweſen: wenn nun dies, konnte er als ebenbürtig in der Reihe der Apoſtel einen Platz in Anſpruch nehmen, oder nicht doch bloß unter den mit dem Charisma der Auslegung begabten Gliedern der Kirche? Und daß überdies bei aller wahren Tiefe ſeine Auslegung vielfach ſtatt Interpretation nur Imagination darbietet, wird ſich nicht verkennen laſſen. Was anders als Imagination iſt es z. B., wenn er die moſaiſche Urkunde keine Weltſchöpfung erzählen läßt, ſondern eine Weltbildung aus der durch Lucifers Fall „coagulirten" Materie, wenn er den Baum der Erkenntniß mit dem des Lebens identificirt, wenn die Waſſer über der Feſte himmliſche Waſſer der idealen Welt ſeyn ſollen, und überhaupt, wenn er im Neuen wie im Alten Teſtament allegoriſirt ſtatt interpretirt? — ſogar im Widerſpruch mit der Schrift, denn in der Aurora läßt er die Geſtirnenwelt am dritten Tage entſtehn, weil der Heiland am dritten Tage auferſtanden. Noch weniger kann ſeine Naturphiloſophie als infallibel gelten, wenn ſie den Paracelſismus oder die damals vulgären Anſichten von der Natur zur Vorausſetzung hat, wenn er die Alchymie ſammt dem Stein der Weiſen in ihrem Rechte beſtehen läßt, die Sonne um die Erde gehn, die Siebenzahl der Planeten als Correſpondenz mit ſeinen ſieben Naturgeiſtern betrachtet. Wie ſteht es nun nach dieſem mit ſeiner Inſpiration? Eine mit innerlicher Gewißheit der Nothwendigkeit ſich ihm aufdringende intellektuelle Anſchauung iſt es, welche, weil ſie keine von ihm erarbeitete, ſondern eine ihm gegebene war, von ihm als göttliche Eingebung angeſehen worden. Bei der Aurora wenigſtens hat er das trübe Ineinander von objektiver Wahrheit und ſubjektivem Meinen auch kein Hehl gehabt: „In der „Morgenröthe" liegt die Wahrheit noch ſehr tief im Myſterium; ſie iſt vom Autor wohl erkannt worden, aber auf das erſte mal war es der Vernunft unmöglich, ſie zu erfaſſen, der Autor deſſen noch ganz ungewohnt. Erſt als . . . von außen Spott und von innen ein feuriger Trieb, da erlangte er einen beſſern Styl und auch eine tiefere und gründlichere Erkenntniß, ſo daß er alles beſſer äußerlich darzuſtellen wußte." Wegen dieſes Mangels an Unterſcheidung zwiſchen dem, was ihm vermittelt und

was ihm unmittelbar von Einſicht zu Theil geworden, iſt er denn von der „Enthuſiaſterei“ allerdings nicht freizuſprechen.

Stellen wir mit ihm über die übrigen Artikel des luth. Glaubens ein Bekenntnißverhör an, ſo beſteht er daſſelbe allerdings vortrefflich, ſo lange er nur nach ſeinem Credo gefragt wird, denn kein Artikel, weder des Katechismus noch der F. C. fehlt darin, nur daß ſich noch ein Ueberſchuß dabei findet, welcher keineswegs allemal in das Bekenntniß richtig aufgehn will. Anders verhält es ſich dagegen, wenn es zu dem: „Was iſt das?“ kommt. Man hat neuerlich im Bekenntniß ſelbſt wieder Subſtanz und Accidens unterſchieden: ſollte es bei Böhme auch nur in der Subſtanz mit dem lutheriſchen Charakter richtig beſtellt ſeyn? Was die deutſche Theologie vor alters von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott bekannte, das bekennt auch der Verfaſſer, mehr indeß nicht. „Das merke, lehrt die deutſche Theologie, kommt der Menſch wieder in den wahren Gehorſam, ſo iſt es alles gebeſſert und gebüßt und vergeben und anders nicht,“ Böhme: „Es iſt kein anderes Sündenvergeben zu denken, als daß du aus dieſer Welt ausgehſt und in Gottes Willen eingehſt.“ Der neue Menſch, durch Einpflanzung des gottmenſchlichen Lebens in Chriſto in gläubiger Hingabe ausgeboren, das iſt das Einige in unzähligen Variationen wiederkehrende Thema. „Euer Schwätzwerk mit dem Opfer, ſo ſpricht er zu Tilke, befriedigt mich allein nicht. Ich will von euch wiſſen, wie der Tod in der Seele ſei zerbrochen worden — ich will wiſſen, ob es in meiner Seele geſchehen, ob mein Willen-Geiſt habe eine offene Pforte zu Gott mit Chriſti Tod erlangt, daß ich darf ſagen: „Abba, lieber Vater mein!“ (VII. 126.) Die tägliche Menſchwerdung Gottes in jedem Gläubigen durch den Glauben, in dem Sinne wie Tauler ſie lehrt, iſt auch bei Böhme das Myſterium dieſer Rechtfertigungslehre: „Wenn die Seele dann in die Lichtwelt in's Centrum der Gottheit imaginiret, als ſie zuvor hat in dieſe Welt imaginiret, ſo wird ſie in ſich ſelber, in ihrer Imagination oder Begierde des Heilands ſchwanger und aus dieſer Schwängerung wird Gott immer und in alle Ewigkeit geboren.“ (Antiſtieſelius I, 124.) „Die ganze Gottheit hat ſich im Menſchen Chriſto offenbaret, als wie Gott iſt in dieſem Geiſte alles, daß er in dieſem Menſchen auch alles ſei. Sind wir Menſchen doch alle alſo, ſoferu wir wieder aus Gott geboren werden“

(12 Sendbr.). — Aber in aller Herzensaufrichtigkeit hatte Böhme ſich eben noch auf ſeinem Sterbebette zum Credo der lutheriſchen Kirche bekannt, das „Was iſt das" war ihm nicht abgefragt worden, ſo blieb er unverdächtig. Und auch die Theologen der ſpäteren Zeit vermochten es ihm nicht abzufragen, denn erſt ſeit 1634 erſchienen allmählich die Aurora und die andern Schriften und auch da noch blieb ſeine Unverſtändlichkeit der Panzer, von welchem die Angriffe auch eines Calov abprallten. Wenn auch nicht in der Reihe der rechtgläubigen Lutheraner, aber in der Reihe proteſtantiſcher Myſtiker wird er als einer der kirchlichſten unter ihnen für alle Zeit einen ehrenvollen Platz einnehmen.

Als Hauptquellen genügt es gegenwärtig, für Böhme's Leben zu verweiſen auf die ſorgfältigen Forſchungen von H. A. Fechner: Jak. Böhme, ſein Leben und ſeine Schriften, mit Benutzung handſchriftlicher Quellen dargeſtellt, Görlitz 1857; für ſeine Lehre auf Feuerbach: Geſchichte der neuern Philoſophie, und die ebenſo verdienſtvolle als anſpruchsloſe Schrift von Hamberger: die Lehre Jakob Böhme's, München 1844.

11. Paul Math, zuletzt Landmann.

(Geb. 1584.)

Die Stellung lutheriſcher Laien der niederen Stände, welche zu tieferem religiöſen Bedürfniß erwachten, war bis gegen die Mitte des Jahrhunderts eine troſtloſe. Die Kanzeln, anſtatt nährendes Brot zu ſpenden, boten die Dornen und Diſteln der Controverspredigten dar. Dazu lagen auch draußen auf den Schlachtfeldern die zwei oder drei Confeſſionen mit einander in Kampf. Ein Kupferſtich aus dem Jahre 1624 ſtellt auf der einen Abtheilung das Innere einer Kirche vor, Altar und Stühle ſind mit herumlaufenden Tapeten bedeckt, die Kanzel ſteht leer. In der Mitte ſteht der Papſt mit der dreifachen Krone, der ſich mit beiden Händen die Ohren zuhält, zu ſeiner Rechten ſteht Luther im Chorrock, der ſich mit der Rechten am Kopf kratzt und den ihm in kurzem Mantel und Wams gegenüberſtehenden Calvin bei ſeinem langen Bart zerrt, wogegen Calvin ihm ein Buch an den Kopf zu werfen droht. Luther tritt

mit Füßen auf eine päpſtliche Bulle, Calvin auf eine Biſchofsſtatue. Die andre Abtheilung ſtellt einen Hirten dar mit gefalteten Händen und wehmüthigem Blick gen Himmel ſchauend und auf den Knieen liegend. Unter ihm ſteht das Wort „Einfalt," und um ihn herum laufen die in der Irre gehenden Schafe. Vom Himmel aus den Wolken ſchaut Gott der Herr auf den Betenden. Der angefügte gedruckte Text lautet:

Die liebe fromme Einfalt, durch einen armen Schafhirten vorgebildet, ſagt und klagt:

Ach Herr Gott, ein elends Weſen,
Wir können weder ſchreib'n noch leſen,
Seyn ungelehrt, einfältig Leut,
Verſtehen nicht den großen Streit,
So all Lehrer täglich treiben
In dem Predigen und Schreiben,
Werden im Glauben nur verirrt,
Mancher gar Epikuriſch wird,
Oder lebt ſo hinein in den Tag,
Daß er gar nichts mehr glauben mag. *)

Wo mündliche Zeugen des lebendigen Chriſtenthums fehlten, ſuchten die Laien bei Erbauungsbüchern ihre Zuflucht. Manchen kam wohl noch ein verlorenes Exemplar der deutſchen Theologie, von Tauler oder von Thomas a Kempis in die Hände. Unter den proteſtantiſchen von der Kirche approbirten Erbauungsbüchern war jedoch in der erſten Hälfte des Jahrhunderts kaum eines, welches einem tieferen Bedürfniſſe Genüge that außer Arndt, und von geiſtlich todten Seelſorgern wurde auch dieſer verdächtigt. Von geiſtlicher Berathung verlaſſen geriethen dann manche in myſtiſche Verirrungen, andere — bei dem Anblick des Verderbens in Kirche und Staat um ſie her — wurden exaltirt und fingen an, Geſichte zu ſehen und Prophezeiungen zu verkündigen, wie ein Engelbrecht, ein Warner u. a. Dieſe Propheten fanden auch bei den Geiſtlichen hie und da Unterſtützung und Anerkennung.

Auch Math iſt ein ſolcher Laie von ernſtem und geſundem geiſtlichen Bedürfniſſe, welcher durch den erfahrenen Widerſpruch der Geiſtlichkeit zwar nicht zu unkirchlicher Irrlehre, aber doch zu einer — wie er ſie ſelbſt nennt — „zeitweiligen Separation (Still-

*) Moſer, Patriotiſches Archiv, V. S. 349.

stand) von der Kirche" getrieben wurde. Wir besitzen einen von ihm selbst geschriebenen Lebenslauf, welcher aus zwei Pieçen besteht: einer Reimchronik von seinem Lebensanfange an bis 1621 unter dem Titel: „Ein Gesang Pauli Mathen, wie es ihm gegangen von Jugend an bis in das 37te Jahr 1621," ohne Druckort, und eine „Fortschreitung in meinem Lebenslauf" ohne Ort und Jahrszahl. Leider geht diese Fortsetzung nur bis zum Jahr 1622 und enthält weniger Data, als die Erzählung von Träumen und Gesichten nebst Paränesen.

Er war 1584 in dem Marktflecken Mauterdorf im Salzburgischen geboren. Mit 10 Jahren kam er in die Schule und hatte schon damals die Religion so zu Herzen genommen, daß er es mit der Welt nicht mehr halten konnte. „Zur Schul' ward' ich gehalten, Christlich vom Vater mein, Von vielen Jung' und Alten, Mußt ich verachtet seyn. Zeitlich ich junger Knab', Der Welt ich Urlaub gab, Konnt' mich zu ihr nicht halten." Im J. 1606 begab er sich — wie es scheint als Handwerksmann oder Handarbeiter — nach Welschland: „Deutschland wollt ich verlassen, Zog dannen in's Welschland, Gar manchen Weg und Straßen, Welch' mir war unbekannt, Unter diesem Geschlecht, Ja gar ohn' alles Recht, War ich fürwahr gehalten Als ein leibeigner Knecht." „Das Land voll Münch' und Pfaffen, Mit ihrer falschen Lehr Thun gar kein Unrecht strafen, Noch daß man sich bekehr. Ach, wie so manch Gefahr Stund ich aus über's Jahr, Zu der Abgötterei wollt' man mich zwingen fürwahr." „Man thät mich sehr verhassen Von wegen reiner Lehr, Wiederum zog ich mein' Straßen Gar manchen Weg so ferr. Sollt' ich verlassen Gott, Christum und sein Gebot, Viel lieber wollt ich leiden Zeitlich den bittern Tod." „Ich kam in Armuth große, Das Laub von Bäumen aß, Krankheit dazu auch stoße, Weinte ohn' Unterlaß. Gar all der Kleidung mein Mußt' ich beraubet seyn. O treuer Gott und Vater, ich bitt' erbarm dich mein!"

Im Jahre 1605 kam er unvermuthet zu Geld, als ihm Jemand 3000 ausstehende Gulden schenkte, welche er durch Klagen eintreiben sollte. Hiedurch gelangte er zu etwa 500 Gulden, die ihm jedoch durch Krankheit und Unfälle wieder verloren gingen, so daß das Elend auf's neue hereinbrach. In das Jahr 1614 fällt ein von einem Jesuiten mit ihm abgehaltenes Religionsgespräch, wel-

ches auch 1615 von ihm in Druck gegeben wurde. Wir finden ihn hierauf 1621 in Linz als Schullehrer, wo er eine „Schulordnung" drucken läßt, aus welcher hervorgeht, daß er bald nach jenem Religionsgespräch von den linzer Proteſtanten zum Schullehrer angenommen worden. Dieſe Schulordnung iſt ganz verſtändig abgefaßt und enthält auch eine Anzahl Schulregeln in Knittelverſen. Wegen einiger von ihm neu herausgegebenen alten Büchlein, die er, wie er an einem andern Ort ſagt, von einigen Herrn der öſterreichiſchen Stände geſchenkt bekommen und zugleich, weil er mit Mund und Schrift Eifer wider die Bosheit gezeigt, wurde ihm indeß von Geiſtlichen und Weltlichen ſein Leben in Linz ſchwer gemacht, ſo daß er am Ende im Jahre 1624 mit Weib und Kind ſich in's Ausland zu wenden genöthigt war. Er begab ſich nach Regensburg, war indeß kaum einige Monate hier, als ſeine Widerſacher als Exilirte ebenfalls hier eintrafen. Von ihnen wurde die regensburger Regierung ſo gegen ihn eingenommen, daß er genöthigt war, in ſtrenger Februarkälte mit ſeinem Weib und einem todtkranken Kinde auszuziehn und in Nürnberg eine Zuflucht zu ſuchen (1625). Hier erhielt er durch Verwendung des altdorfer Profeſſor Treu, deſſen geiſteskranken Bruder er auf erfolgreiche Weiſe pflegte, das Schutzrecht auf drei Jahre, nach welcher Friſt indeß auf's neue jene alten Büchlein zum Anklagegrunde gegen ihn gemacht wurden. Der Unterricht von 6 Knaben, den er zu ſeinem Unterhalte übernommen hatte, wurde ihm unterſagt und abermals das Exil über ihn verhängt. Er ſuchte Zuflucht in einer, wie er ſie nennt, winterlich waldigen Gegend, wo er, ſo weit es ſeine leibliche Schwachheit und der ſehr unergiebige Boden erlaubte, mit dem Pfluge ſein Brot zu erwerben ſuchte.

Was die Büchlein anbetrifft, durch welche er ſich die Verfolgungen zugezogen, ſo finden ſich bei den zwei Literatoren Will und Nopitzſch, den einzigen, welche über den Mann geſchrieben, keine näheren Angaben. Math macht dieſe indeß ſelbſt in der angeführten Schrift S. 21 namhaft: danach ſind es die deutſche Theologie, Thomas a Kempis und einige Tauler'ſche Schriftchen geweſen. Bei der hohen Achtung, in welcher dieſe Schriften in der lutheriſchen Kirche ſtanden, würde ihre Herausgabe zur Erklärung der Verfolgung nicht ausreichen, wenn nicht noch nach ſeinem eignen Geſtändniſſe die aggreſſive Stellung zur Geiſtlichkeit und wohl auch ſeine Viſionen

und Träume hinzugekommen wären. Auch wurde von ihm 1623 noch ein anderes, zuerſt 1608 gedrucktes Büchlein in gleicher Tendenz herausgegeben: „Ein hochnützlicher Traktat von Nothwendigkeit der lange verborgenen Prüfung des innerlichen Worts und Gnaden Gottes, geſtellt durch einen in dem Herrn ſeligen Zeugen der verborgenen Weisheit Gottes Daniel Friedrich.“ Daſſelbe geht auf nichts andres aus, als was der Titel ſagt: die Nothwendigkeit der Selbſtprüfung und trägt das Motto an der Stirn:

Prüfung Glauben und Demuth bringt,
Ohne ſie man Babel ſingt,
Vergißt dabei Jeruſalem
Und iſt dem Herrn nicht angenehm.
Die Prüfung hat mich gewiſſer gemacht,
Nichts war ich, eh' ich ihr nicht acht:
So prüft euch all' im neuen Jahr
Und ſtellt Gott keinen Gleißner dar.

Wenn auch an ſich unverdächtig in der Lehre, ſo war doch ſchon der aggreſſive Charakter dieſer Schrift den Widerſpruch der todten Chriſten aufzuregen geeignet.

Die myſtiſche Färbung tragen weder jenes Büchlein, noch überhaupt die Math'ſchen Schriften. Sie ruhen gänzlich auf der Arndt'ſchen Theologie. Aber er gehört zu denjenigen, bei denen die inneren Geiſtesmahnungen ſich zu Träumen und Viſionen geſtalten. Nachdem er davon erzählt hat, wie er im Jahr 1622 es mit allerlei Mitteln und Wegen verſucht, Geld zu machen, zuerſt durch Wechſelgeſchäfte, dann durch Herausgabe eines Rechenbuchs, welches alles aber vom Herrn verhindert worden, der ihn auch durch mancherlei Träume auf ſein wahres Heil hinwies, berichtet er, wie er in einer Nacht ein großes Licht erblickte, in welchem er ein Zeichen Gottes erkannte. „Das nahm ich jemehr zu Gemüth und konnte von der Zeit an nicht mehr irdiſche Ruhe finden, fing darum an, die heilige Schrift und das wahre Chriſtenthum von Arndt, die deutſche Theologiam und Nachfolge Chriſti, welche ich zuvor hatte drucken laſſen, neben andern geiſtlichen Schriften und Tauleriſchen Büchern mit Fleiß zu leſen, und mit dergleichen chriſtlichen Uebungen mich gänzlich zu Gott zu bekehren.“ Er jammert über die blinde Welt, die gegen Arndts Bücher eifert, ohne ſie zu verſtehn (S. 95), er macht ausführliche Mittheilungen aus 2 Sendſchreiben von Arndt. Er theilt ein Schreiben aus Zelle mit, welches das Abſcheiden

Arndt's beſchreibt (S. 114), er lehrt im Sinne Arndt's, wiewohl ohne den Ausdruck theologiſch genau zu bemeſſen, die Nothwendigkeit der Wiedergeburt und des innern Lichtes (S. 151). Auch die Schrift jenes Paſtor Friedrich ſpricht im Arndt'ſchen Sinne gegen das äußere Kirchenthum und Bibelleſen, bei welchem das Licht Chriſti nicht aufgehen könne, da die ernſte Selbſtprüfung dabei fehle.

Es iſt auch noch ein anderes Dokument über dieſen Laien bekannt geworden, welches über ſeine ſpätere Glaubensſtellung Licht verbreitet. Der ſpätere Waldaufenthalt Math's lag in der Pfarrei Leimburg, und der Pfarrer daſelbſt — allem Anſchein nach ein chriſtlicher Seelſorger, welcher im Geiſte der Beſonnenheit und Liebe ſein Amt verwaltete — fühlte ſich gedrungen, gemäß der Ermahnung Pauli, „öffentlich und ſonderlich" das Wort zu predigen, ſein Pfarrkind in einem längern Schreiben zur Rechenſchaft darüber aufzufordern, warum er ſich von der Gemeinſchaft des Sakraments zurückziehe. Seinem Wandel ertheilt er das günſtige Zeugniß, er wünſche, „daß alle ſeine Anbefohlenen ſich eines ſolchen Wandels befleißigen möchten." Er rühmt das öffentliche Bekenntniß zur Auguſtana, welches Math 1615 vor den Jeſuiten abgelegt, aber es ſcheine, daß er demſelben untreu geworden, welches man daraus ſchließen müſſe, daß er das Sakrament des Herrn nicht begehre. Die Antwort von Math zeugt von dem Geiſte der Milde und Mäßigung: er lobt die Hirtentreue des Pfarrers, der ſich auch das Heil ſeines einzelnen Schäfleins zu Herzen gehen läßt; obwohl ſeine proteſtantiſchen Verfolger, wie er ſagt, ihm weniger Barmherzigkeit erwieſen haben, als die linzer katholiſche Obrigkeit und die Jeſuiten, ſetzt er doch hinzu: „welches vielleicht auch nicht geſchehen, wo ich nicht wider ſie geeifert hätte. Gott weiß es. Denn ich will hier niemand weder beſchuldigen noch entſchuldigen." Was das Sakrament des Abendmahls betrifft, ſo geht indeß ſein Glaubensbekenntniß nur auf die Nothwendigkeit einer geiſtlichen Nießung von Fleiſch und Blut Chriſti nach Joh. 6, durch welche der Gläubige Chriſto eingeleibet werde. Wohl ſei dieſe Nießung für jeden Chriſten unentbehrlich, für die mündliche aber kein Gebot gegeben, wenngleich der Gläubige ſich „dem Geſetz Gottes und ſeinen Ordnungen aus Liebe williglich unterwirft." Wo jedoch die Gläubigen aus der Theilnahme daran Mißverſtändniſſe entſtehn ſehen, enthalten ſie ſich deſſelben, auch dazu nur durch Liebe bewogen.

Uebrigens klagt er auch in dieſem langen Briefe über die Verderbniſſe der äußerlichen Chriſtenheit und rühmt die Seligkeit des Kreuzes, durch welches er ſelbſt ſeinem Herrn immer inniger vermählt worden ſei. Der Pfarrer Diehm hatte mittlerweile eine Berufung nach Nürnberg empfangen, fühlt ſich indeß doch noch ſeelſorgerlich bewogen, die lange Zuſchrift zu beantworten und thut dies abermals in einem wohlthuenden Geiſte der Beſonnenheit und Liebe, welcher den ſchönſten Contraſt zu der Härte bildet, mit welcher um dieſelbe Zeit anderwärts, wie in Lübeck, Hamburg, ſolchen Separatiſten begegnet wurde. Er findet zunächſt ernſtlich zu mißbilligen, wenn Math meint, daß der Weg zur Gottſeligkeit heutiges Tages von keinem Lehrer öffentlich gezeigt werde, und ſich aus dieſem Grunde von allen „Parthen" in der Welt abſondern wolle, oder — wie derſelbe es nenne — „einen Stillſtand und Sela machen." Der antilutheriſchen Anſichten vom Abendmahl gedenkt Diehm auffallenderweiſe nicht, ſondern führt ihm nur zu Gemüth, daß die nothwendigen Motive zur Genießung deſſelben bei ihm mehr würken müßten, als die Erfahrung des Mißbrauches. Auf dieſes Sendſchreiben erließ Math ein zweites als Erwiederung, worin er auf den Vorwurf der Anmaßung antwortet, als wolle er keinem einzigen Lehrer in der Kirche die richtige Wegweiſung zu Gott zutrauen. Hierauf entgegnet er, daß er dies nicht ſagen gewollt, vielmehr das Urtheil gänzlich Gott anheimſtelle; er halte dafür, „daß keine Ketzerei, Sekte oder Lehre ſo verkehrt ſei, da nicht etwas Gutes daraus zu vermerken, dagegen aber auch keine ſo vollkommen, in der ſich nicht Mangel befinde." Was die allgemeine Chriſtenheit betreffe, ſo zweifle er auch nicht, „Gott habe an manchen Orten und Winkeln der Erde viele ſeiner Kinder bis auf den jetzigen Tag erhalten. Was ihm in Betreff des Gebrauchs des Sakraments geſagt wird, glaubt er aber auf's neue abweiſen zu müſſen. Er finde einmal nicht, daß ſein Gewiſſen dadurch die Kraft bekomme, der Vergebung der Sünden gewiß zu werden. „Wer ſich der mündlichen Nießung alſo theilhaftig machen kann, daß er durch einen wahrhaften, lebendigen Glauben allem gottloſen Weſen hierdurch feind zu werden beginnt, dem gönne ich es von Herzen und will mich deſſen freuen, aber freilich mir ſind dieſe noch vor meinen Augen verborgen."

Wann Math geſtorben ſei, iſt nicht bekannt worden.

Quellen: Will und Nopitsch, Nürnberger Gelehrtenlexikon. — Will Commercium epistolicum Norinbergense 1756. I. S. 87.

III. Pantel Trappe, Rathsmann in Havelberg.

(Gest. 1637.)

Pantaleon (Pantel) Trappe ist durch G. Arnold als Verfasser eines Traktats bekannt geworden, welcher — mit nur geringen Abirrungen in der Lehre — besonnen, mild und nachdrücklich das todte Christenthum seiner Zeit straft. Ueber sein Leben und seine Schicksale hat schon Arnold wenig in Erfahrung bringen können. Er berichtet von ihm, daß derselbe Bürgermeister in Havelberg gewesen, um 1630 mit der Geistlichkeit seines Ortes in Streit gerathen und den zu erwähnenden Traktat 1637 in den Niederlanden in Druck gegeben; ferner daß er zur öffentlichen Opposition gegen das damalige Kirchenthum durch einen berliner Kammergerichtsadvokaten Grammendorf veranlaßt worden und durch diesen mit den würtembergischen Schwärmer Giftheil in Berührung gekommen, welcher seit 1618 auf mehreren Reisen an Fürsten und Völker hitzige und überspannte Buß- und Gerichtspredigten ergehen ließ. — In der Hoffnung, Näheres über die Schicksale des Mannes zu erfahren, habe ich mich an den Herrn Superintendenten Kuntzemüller in Havelberg gewendet, welcher die Güte gehabt hat, in Kirchen- und Rathsbüchern nach ferneren Nachrichten zu forschen, doch mit keinem andern Resultate, als daß Trappe mehrmals als (ohne Zweifel unstudirter) Rathsmann in den Akten vorkommt und 1637 in Hamburg verstorben ist. Allem Anschein nach hat er, um weiteren Verfolgungen wegen seiner Schrift zu entgehn, sich in ein freiwilliges Exil begeben — vermuthlich nur zunächst nach Hamburg, um von dort nach den Niederlanden überzusiedeln, dem Sammelplatze vieler in Deutschland wegen Frömmigkeit oder wegen Schwärmerei Verfolgter, wo auch Giftheil 1661 sein Wanderleben beschloß.

Der in Holland gedruckte, und wohl auch darum überaus selten gewordene Traktat: „Christliche beständig und gründliche Erklärung auf die schweren Beschuldigungen, so heut ohne Unterschied

ſowohl über die rechtſchaffnen, wahren Glieder Chriſti als auch über meine nichtige Perſon, als verachtete ich die heilige Schrift, die heiligen Sakramente, das wahre apoſtoliſche Predigtamt und alle andern Stände und wartete nur auf ſonderbare raptus. Allen chriſtlichen Herzen zur Nachricht aufgeſetzt nebſt einem kurzen Extrakt des ſeligen Johann Arndt's „Chriſtenthum," iſt um ihrer Seltenheit willen von Arnold vollſtändig mitgetheilt worden.*) Wir begnügen uns daher mit einer allgemeinen Charakteriſtik. Der Verfaſſer ſtellt ſich durchaus auf die heilige Schrift und Arndt. Er iſt Separatiſt, aber, wie er angiebt, „nicht aus Verachtung oder Verdammung der Gemeine, unter welcher Gott ſeinen Samen verborgener Weiſe haben kann, ſondern aus Liebe die Menſchen anzureizen, daß ſie ſich nicht ſo ſtark und ſchlechterdinge auf den äußeren Gottesdienſt verlaſſen und ſprechen ſollten: Wir ſind reich, denn wir haben Gottes Wort rein und lauter, wir ſind ſatt, denn wir haben die heiligen Sakramente, dadurch können wir unſre Seele ſpeiſen." Das Abendmahl iſt ihm, wie er ſpricht, nach der Schrift nur ein brüderliches Liebesmahl, „ſo für den Leib Chriſti, ſo da iſt die Gemeinde der Heiligen, bloß allein eingeſetzt," daher es niemand genießen ſoll, ohne zu prüfen, „ob er dem Leibe Chriſti durch Vereinigung des Geiſtes in dem Bande der rechten göttlichen Liebe einverleibt ſei." Daher kann ihm die Art Kirchenzucht, wonach vom Abendmahl nur diejenigen ausgeſchloſſen werden, die in Feindſchaft mit ihrem Nächſten, in Dieberei und Hurerei leben, nicht genügen. Es ſoll ein jeder prüfen, ob er auch in Chriſti Sinn ſtehe und nicht ſeines eignen Willens Wohlgefallen lebe. Daß dies nicht geſchieht „iſt die Urſach, daß das Abendmahl nicht innerlich empfunden wird, denn das rechte Abendmahl iſt die weſentliche kräftige und allmächtige Gegenwart Jeſu Chriſti, des Sohns des lebendigen Gottes in der Seelen, daran die transſubſtantialiſche, chriſtliche und mündliche Wortſtreiter gedenken, und alſo allen Streit führen, und nun die Kraft des Abendmahls aus einer geheiligten Seele leuchten laſſen ſollten; darum auch kein Chriſt, ſo vor der Welt offenbar iſt, mit gutem Gewiſſen dazu gehen kann."

Der Verfaſſer mißt den Predigerſtand an der Idee deſſelben und findet ſo, wo er den Geiſt Chriſti in ſeinen praktiſchen Wür-

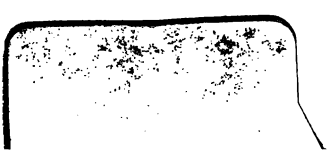
*) Kirchenhiſtorie. Th. IV. no. 26. S. 764.

kungen nicht ſpürt, nur Werkzeuge des Satans. „Der Wahnglaube ſpricht er, hat ſo die Menſchen bezaubert, daß man ungeſcheut, — aber in der Wahrheit gottesläſterlich — ſagen und ſchreiben darf, daß ſolch Amt des heiligen Geiſtes auch wohl von einem böſen, ſündhaftigen, d. i. durchteufelten Menſchen (denn wer Sünde thut, der iſt mit dem Teufel vereiniget) könne geführt und getrieben werden.“ Zu dieſer Klage iſt ihm um ſo mehr die Veranlaſſung nahe gelegt bei einem in Rohheit verſunkenen Predigergeſchlecht, wie er es theilweiſe vor ſich ſieht. „Warum richtet, ihr Menſchenkinder, euch denn nach Menſchenlehre und -leben, als die da ſagen und recht bekennen, daß ſie unheilige, ungerechte und ſündhafte Menſchen ſeyn und bleiben, dahero ihr auch denſelben Leuten fein nachſchlachtet und zu eurem ſelbſteignen Schaden ſaget und bekennet: Thut doch unſer Prieſter das und das, er ſäuft einen guten Rauſch mit, er iſt luſtig mit, kann hübſch mit ſtocken, Poſſen reißen, ſchandiren, er geizet mit und hat das Geld ſo gewaltig lieb, ſtrebet nach Reichthum, will gerne Ehre von und bei Menſchen haben u. ſ. w., darum kann ja das nicht ſo große Sünde ſeyn; ja unſere Prieſter lehren wohl recht, aber ſie thun ſelber auch nicht danach, denn ſie ſind ſowohl ſündhaftige Menſchen, als wir. Aber, o lieber Menſch, wenn du das weißt und in der Prüfung befindeſt, ſo haſt du ſchon, der heiligen Schrift Zeugniß nach, den richtigen Schluß gemacht, daß dein vermeinter Seelſorger nicht in Chriſti Schule erzogen, noch von dem heiligen Geiſte regieret werde.“ — Wie ein Arndt, ein Egard, — nur mit vorſichtigerem Ausdruck — die Lebensgerechtigkeit mit der Glaubensgerechtigkeit verbunden wiſſen wollen, ſo eifert der Verfaſſer gegen die bloß imputirte Gerechtigkeit in ſtarken und unbemeſſenen Ausdrücken. „Es muß hier kein imputirliches Fabelwerk gemacht werden, als wenn du Menſchenkind ſeiſt ſchuldig geworden, und Chriſtus habe dafür bezahlet, und daß das ebenſo ſei, als wenn Titius Caji Schuld bezahlte. Iſt die Schuld bezahlt, ſo muß Cajus ſeine Handſchrift wieder haben, oder genugſam quittiret ſeyn; wie kommt aber die imaginirliche, imputirliche Bezahlung herbei, alldieweil der Teufel die Handſchrift d. i. das Sündenreich in dir behält, weil du ein Sünder bleiben willſt? Die Sünde iſt ſeine Handſchrift, wo er die Sünde findet, da hat er einen rechtmäßigen Zuſpruch, wie die heilige Schrift zeuget. O Menſch, es iſt hier mit keiner Imputation ausgerichtet, denn Chriſtus

ß in dir das Geſetz erfüllen und alſo recht von der
ndſchrift befreien. Chriſtus muß dich vor Sünden bewah-
, ſonſten du wahrlich in den Banden des Todes und Stricken
Teufels noch biſt, und weniger denn nichts hilft, was du ver-
ıftig und wohlklingend von Chriſti Auferſtehung kannſt herſagen."

Wie bei den Erweckten der Spener'ſchen Periode Kinder
ottes und Kinder der Welt ohne vermittelnde Stufen ab-
ıkt einander gegenübertreten, ſo eifert auch Trappe für eine ſolche
heidung. „Nun will ja Gott, daß ſeine Kinder, ſo er durch
riſtum gezeuget, ſollen abgeſchieden ſeyn und bleiben von den
ıdern Belials, als welche ſich den Geiſt Chriſti nicht wollen inner-
lehren und regieren laſſen, drum muß ja da keine geiſtliche Ge-
inſchaft (denn die leibliche muß bleiben, ſo man anders nicht die
elt räumen ſollte) ſeyn, denn es würde ſonſt eitel Befleckung und
ſudelung daraus werden, wie die heilige Schrift zeuget. Denn
ott hat's ja ernſtlich genug geboten, daß die Reinen und Unrei-
n, die Heiligen und Unheiligen nicht ſollen durcheinanderlaufen,
mit ſie ſich nicht insgeſammt möchten verunreinigen, dahero das
olk Gottes kein Unreines anrühren mußte." Er verachtet nicht
n äußerlichen Gottesdienſt, aber Prieſter und Gemeinde ſollen nach
n den idealen chriſtlichen Charakter an ſich tragen, und weil dies
ht der Fall ſei, ſo bleibe bei dieſem äußerlichen Gottesdienſte der
nze alte Sündenmenſch unangetaſtet und äußere ſich auch in der
erfolgung der wahrhaft Gläubigen. „Denn die Leute hangen
en Götzen in rauhen Mänteln ſo hart und feſte an, daß ſie auch
s einem vermeinten Eifer zu Gott ihr Leben bei ihrem Gottes-
enſt aufzuſetzen keine Scheu tragen, unbedacht, daß ohne Chriſto
ıd ſeinem innerlichen Amt kein äußerlicher, gottgefälliger Dienſt
yn könne oder möge; darum auch keine Geduld nach Chriſti Form,
ıdern eine fleiſchliche Rachgierigkeit, Zorn und Grimm bei dem
gnen kräftigen Gottesdienſt iſt, denn weil ſich die Menſchen ſelber
ıen ſolchen Gottesdienſt aufgeladen und äußerliche Verordnung
macht haben, ſo ſoll und muß wider ſolchen Dienſt, welches der
bgötterei Kennzeichen iſt, niemand was reden oder ſagen, ſondern
erben, der nicht will mit anbeten." Der tiefſte Gegenſatz zwiſchen
eltlichem Weſen und neuem Weſen in Chriſto, das iſt — wie Trappe
it Arndt lehrt — die Eigenheit, und ſo bricht er in die Er-
ahnung aus: „Ach, lieben Menſchen, wäre der innerliche Streit

Jesu Christi so heftig und stark in euch wider das Reich des alten Adams, Fleischesfinsterniß, eignen Willens u. s. w., als er äußerlich in Worten geführt wird, o was wollten wir für ein herrliches Christenthum haben: aber weil die Kraft des innerlichen Streites in einen äußeren, vergeblichen Wortstreit und Schulgezänk verkehret, so haben wir ein rechtes verkehrtes Christenthum und dabei einen in verzehrendes Feuer aus der Liebe und Barmherzigkeit verkehrten Gott und Christum, als welcher eines Willens und Sinnes mit dem Vater ist." So sehr ist er sich der wesentlichen Vereinigung in diesem inneren Gottesdienste bewußt, daß er auch gegen die dogmatische Unterscheidung streitet, es wohne Christus nicht per hypostasin in den Gläubigen, sondern nur durch den Glauben, indem er mit Arndt darauf hinweist, daß der Glaube selbst Hebr. 11, 1. eine ὑπόστασις genannt werde.

In der Lehre von der Obrigkeit neigt er aus Unklarheit sich wiedertäuferischen Ansichten zu. Mit Verkennung und Bestreitung des Amtes des Gesetzes, welches der Obrigkeit übertragen, verlangt er, daß beide Reiche, das weltliche und das geistliche, nicht geschieden seyn dürfen. „Warum muß es nicht nach Christi Reichsform allenthalben priester-königlich und König-priesterlich zugehen? Weil der Geist Gottes sowohl in der Obrigkeit, wenn sie sich nach Christi Namen nennt, als den genannten Priestern würken soll und alles in allen Ständen seyn muß, damit die Glieder seines heiligen Leibes die Gaben zu Gottes, des himmlischen Vaters Ehren und des Nächsten Bestem in Einmüthigkeit der wahren und ungefärbten brüderlichen Liebe, ohne Eigennutz und natürlichen Gutdünken möchten zusammentragen, damit also in dem Leibe Christi nach der heiligen Schrift Zeugniß eine liebreiche und keine ehr- fleisch- und nutzsüchtige Regierung seyn möge." Eine solche Obrigkeit, lehrt er, werde nun auch nur nach der Barmherzigkeit und Liebe richten, jene Obrigkeit aber, welche nur das Schwert zu führen versteht, sei zwar laut der Schrift ebenfalls von Gott, doch nur den Bösen und Widerwärtigen im Zorne gegeben. —

(Druck von W. Plötz in Halle.)